

# Hansische Geschichtsblätter



Herausgegeben vom  
Hansischen  
Geschichtsverein



# HANSISCHE GESCHICHTSBLÄTTER

HERAUSGEGEBEN  
VOM  
HANSISCHEN GESCHICHTSVEREIN

120. JAHRGANG



2002

BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

## REDAKTION

Aufsatzteil: Dr. Rolf Hammel-Kiesow, Lübeck

Umschau: Dr. Volker Henn, Trier

Für besondere Zuwendungen und erhöhte Jahresbeiträge, ohne die dieser Band nicht hätte erscheinen können, hat der Hansische Geschichtsverein folgenden Stiftungen, Verbänden und Städten zu danken:

POSSEHL-STIFTUNG ZU LÜBECK  
FREIE UND HANSESTADT HAMBURG  
FREIE HANSESTADT BREMEN  
HANSESTADT LÜBECK  
STADT BRAUNSCHWEIG



DR. MARGARETE SCHINDLER

Umschlagabbildung nach: Hanseraum und Sächsischer Städtebund im Spätmittelalter, in: Hanse, Städte, Bünde. Die sächsischen Städte zwischen Elbe und Weser, Bd. 1, hrsg. v. Matthias Puhle, Magdeburg, 1996, S. 3.

Zuschriften, die den Aufsatzteil betreffen, sind zu richten an Herrn Dr. Rolf HAMMEL-KIESOW, Forschungsstelle für die Geschichte der Hanse und des Ostseeraums, Burgkloster, Hinter der Burg 2–4, 23539 Lübeck (forschungsstelle.hanse@t-online.de); Besprechungsexemplare und sonstige Zuschriften wegen der Hansischen Umschau an Herrn Dr. Volker HENN, Universität Trier, Fachbereich III, Postfach 38 25, 54286 Trier (henn@uni-trier.de).

<http://www.hansischergeschichtsverein.de>

Beiträge werden als Manuskript und auf Diskette erbeten. Die Verfasser erhalten von Aufsätzen und Miszellen 20, von Beiträgen zur Hansischen Umschau zwei Sonderdrucke unentgeltlich, weitere gegen Erstattung der Unkosten.

Die Lieferung der Hansischen Geschichtsblätter erfolgt auf Gefahr der Empfänger. Kostenlose Nachlieferung in Verlust geratener Sendungen erfolgt nicht.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.

---

Eintritt in den Hansischen Geschichtsverein ist jederzeit möglich. Der Jahresbeitrag beläuft sich z. Zt. auf € 30 (für in der Ausbildung Begriffene auf € 15). Er berechtigt zum kostenlosen Bezug der Hansischen Geschichtsblätter. – Weitere Informationen gibt die Geschäftsstelle im Archiv der Hansestadt Lübeck, Mühlendamm 1–3, 23552 Lübeck.

# Inhalt

## Aufsätze

- Andreas Röpcke  
Nomen est Omen: Hinrich Biscop wird Bischof. Eine Kleriker-  
karriere des 14. Jahrhunderts im Hanseraum ..... 1
- Franz Irsigler  
Messehandel – Hansehandel ..... 33
- Jürgen Sarnowsky  
Märkte im mittelalterlichen Preußen ..... 51
- Herbert Eiden  
Die Hanse, die Leipziger Messen und die ostmitteleuropäische  
Wirtschaft ..... 73
- Elisabeth Harder-Gersdorff  
Lübeck, die Kompagnie der Novgorodfahrer und der  
Rußlandhandel vor der Gründung St. Petersburgs.  
Eine Untersuchung zum 17. Jahrhundert ..... 97
- Peter Hoffmann  
Anfänge von Stadt und Hafen Sankt Petersburg.  
(Zum 300. Jahrestag der Stadtgründung) ..... 149
- Rolf Gelius  
Teer und Pech im Seehandel der Ostseeländer im letzten  
Jahrhundert der Hanse (1550–1650) ..... 181

## Miszellen

- Thomas Behrmann  
Über die Willensbildung in der „Megalopolis“.  
Die Hanse in der Deutung von Ernst Pitz ..... 205
- Hugo Weczerka  
Zweimal Breslau. Zu einigen Ergebnissen des Deutschen und  
Polnischen Städteatlas ..... 213

## Hilfsmittel zur hansischen Geschichte

- Wechselkurse und Gewichtsrelationen im hansischen  
Wirtschaftsraum. Eine Datenbank zur hansischen  
Wirtschaftsgeschichte (Aufruf) ..... 223

Hansische Umschau	
In Verbindung mit Norbert Angermann, Roman Czaja, Detlev Ellmers, Antjekathrin Graßmann, Rolf Hammel-Kiesow, Elisabeth Harder-Gersdorff, Jürgen Hartwig Ibs, Stuart Jenks, Ortwin Pelc, Hertbert Schwarzwälder, Louis Sicking, Hugo Weczerka und anderen, bearbeitet von Norbert Henn . . . . .	225
Allgemeines . . . . .	225
Schifffahrt und Schiffbau . . . . .	259
Vorhansische Zeit . . . . .	274
Zur Geschichte der niederdeutschen Landschaften und der benachbarten Regionen . . . . .	278
Westeuropa . . . . .	323
Skandinavien . . . . .	335
Osteuropa . . . . .	345
Mitarbeiterverzeichnis . . . . .	379
Autorenverzeichnis . . . . .	380
Hansischer Geschichtsverein	
Jahresbericht 2001 . . . . .	383
Liste der Vorstandsmitglieder . . . . .	387
Für die Hanseforschung wichtigen Zeitschriften . . . . .	389

# NOMEN EST OMEN: HINRICH BISCOP WIRD BISCHOF

Eine Klerikerkarriere des 14. Jahrhunderts  
im Hanseraum

von Andreas Röpcke

Den Lebensweg des Hinrich Biscop nachzuvollziehen, ist aus mehreren Gründen reizvoll. Dabei spielt der immerhin merkwürdige Umstand, daß hier nicht – wie im Mittelalter häufig vorkommend – der Beruf den Zunamen prägt, sondern der Zunamen die berufliche Stellung am Ende des Lebens wiedergibt, eine ganz untergeordnete Rolle. Wir wissen nicht, ob der Name Hinrichs Ehrgeiz angestachelt und so seinen Lebensweg mit bestimmt hat. Das Omen im Titel ist natürlich nichts als ein Stilmittel des zurückschauenden Historikers. Der Reiz der Untersuchung liegt einmal darin, daß in der Person Hinrich Biscops ein Aufsteiger Karriere macht. Bürgerliche Bischöfe sind im 14. Jahrhundert noch nicht die Regel.<sup>1</sup> Hier schafft es einer, dessen Familie nicht einmal im Rat seiner Vaterstadt Hamburg saß und somit nicht zur politischen Führungsschicht gehörte. Es war ein weiter Weg mit einigen steilen Anstiegen von dort bis zur fürstengleichen Stellung eines Bischofs, und es soll aus den verstreuten, aber insgesamt doch sehr ergiebigen Quellen zusammengetragen werden, wie er verlief. Dabei werden an verschiedenen Schauplätzen – so in Hamburg und Avignon, in Bremen, in Schweden, – Ereignisse berührt, die für sich historisches Interesse beanspruchen und durch die bessere Kenntnis der Person Hinrichs Biscops mit vertieftem Verständnis interpretiert werden können. Es geht dabei auch um eine Person, die Ahasver von Brandt in seinem Überblick „Die Hanse und die nordischen Mächte im Mittelalter“ als Beispiel für einen im hansischen Ostseeraum agierenden Kleriker bürgerlicher Herkunft anführt<sup>2</sup> – Grün-

---

<sup>1</sup> Gerhard MÜLLER-ALPERMANN, Stand und Herkunft der Bischöfe der Magdeburger und Hamburger Kirchenprovinzen im Mittelalter, Prenzlau 1930. Die Übersichtstabellen S. 102–108 lassen bürgerliche Herkunft von Bischöfen im 14. Jh. erkennen; dabei ist zum Vergleich auch die Mainzer und Kölner Kirchenprovinz aufgeführt.

<sup>2</sup> Ahasver VON BRANDT, Die Hanse und die nordischen Mächte im Mittelalter, in: Lübeck, Hanse, Nordeuropa. Gedächtnisschrift für Ahasver von Brandt, hg. Klaus Friedland, Rolf Sprandel, Köln 1979, S. 29.

de genug für einen biografischen Versuch, der seinen Gegenstand im Rahmen eines Aufsatzes nicht erschöpfend abhandeln, wohl aber erkennbar konturieren kann.

### Kontaktaufnahme in Avignon: Herkunft und Ausbildung

Der große Streit zwischen Domkapitel und Rat der Stadt Hamburg ist der historische Kontext, in dem wir Hinrich Biscop kennenlernen und in dem sich die erste Phase seines Aufstiegs vollzog. Er ist deshalb in seinen Umrissen hier zu skizzieren. Der Streit machte deutlich, daß die Parteien die vielen größeren wie kleineren Ärgernisse, Beschwerneisse und Streitfälle, die sich über die Zeit angesammelt hatten, nicht mehr untereinander zu regeln bereit oder imstande waren. Das Klima war vergiftet. Eine vom Domkapitel 1336 eingereichte Klagschrift enthielt insgesamt 34 Punkte, von denen nur einige um der größeren Anschaulichkeit willen hier Erwähnung finden sollen:<sup>3</sup> der Rat versuche, trotz Abgabefreiheit für Kanoniker- und Vikarskurien Abgaben einzuziehen; durch Münzverschlechterung bei den Viertelpfennigen werde der Wert der Oblationen geschmälert; Exkommunikation und Interdikt würden nicht gebührend beachtet; es werde versucht, die geistliche Gerichtsbarkeit zu unterlaufen: Scholaren z.B., die traditionell unter kirchlicher Gerichtsbarkeit stünden, seien mit Prügelstrafe belegt worden; Mittel für fromme Stiftungen würden zurückgehalten, Vermächtnisse *ad pias causas* nicht mehr ins Stadtbuch eingetragen; Häuser der Kirchenfabrik würden besteuert, Vermögen der Kirchenfabrik mißbraucht; das Sendgericht des Hamburger Dompropstes werde behindert, Gottesdienste gestört; der Wasserlauf, der die Kloake reinigt, werde behindert; städtische Wachen hätten einen Kirchturm beschädigt usw.

Der Rat brachte es im Gegenzug auf 43 Klagepunkte, die auch nur in Auswahl genannt werden können:<sup>4</sup> durch ungerechtfertigte Rechtshändel des Domkapitels sei bereits ein Schaden von 2000 Gulden entstanden; die in Lübeck öffentlich aufgestellten Behauptungen, die Kurien von Propst, Dekan und anderen Kanonikern seien zerstört worden, sei falsch und diffamierend, vielmehr habe das Domkapitel absichtlich einen Tumult provoziert; das Domkapitel habe bei den Grafen von Holstein

<sup>3</sup> Der Aufsatz stützt sich in diesem Teil wesentlich auf die Quellenedition: Rat und Domkapitel von Hamburg um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Teil 1, hg. Richard SALOMON, Hamburg 1968; Teil 2, hg. Jürgen REETZ, Hamburg 1975; Teil 3 (Register), bearb. v. Jürgen REETZ, Hamburg 1980 (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg IX); hier REETZ Teil 2, S. 2ff.

<sup>4</sup> Ebd., S. 18ff.



gegen den Rat agitiert und die Rücknahme von Privilegien empfohlen; es habe das Hamburger Geld schlecht gemacht, wofür Schadensersatz zu fordern sei; auf Anweisung des Domkapitels seien selbst Ratsherren und Bürgermeister die Sterbesakramente verweigert worden; das Domkapitel hindere den Zugang zur Stadtmauer und die Stadtwachen; ein Domherr habe eine Kloake in die Stadtmauer bauen lassen zur Gefahr für die Stadt; die Kloake des Domkapitels sei unbefestigt und eine Gefahrenquelle; das Domkapitel weigere sich, bei Handelswaren, die nicht zum eigenen Gebrauch bestimmt sind, die üblichen Abgaben zu zahlen (Beispiel: Bierausschank und -verkauf); Scholaren trieben sich nächtens herum, beriefen sich auf kirchliche Privilegien und würden die Bürger bestehlen; geistliche Missetäter, auch Gewalttäter, blieben unbestraft, selbst wenn sie in flagranti ergriffen würden; es würden böswillige Kirchenstrafen verhängt: ein Bürger sei exkommuniziert worden, weil er in der Karwoche versucht habe, eine gesunkene Getreideladung aus dem Fluß zu bergen. Die in der spätmittelalterlichen Stadt oftmals strittigen Fragen der Gerichtsbarkeit, der Abgabefreiheit, der geistlichen Immunität gehörten also auch hier zum Kern des Konflikts.

Ein durch Vermittlung Erzbischof Burchard Grelles ausgehandelter Vergleich vom 4. November 1337<sup>5</sup> wurde vom Hamburger Rat nicht akzeptiert. Zum 1. April 1338 verhängte der Dompropst, weil alle bisherigen Drohungen nichts gefruchtet hatten, über die Stadt Hamburg das Interdikt.<sup>6</sup> Nun mußte der Streit an der päpstlichen Kurie in Avignon ausgetragen werden, wo er erst 1355 beigelegt werden konnte.

Die Ratspartei etablierte als Interessenvertreter in Avignon den Magister Hinrich Bucglant, dessen Rechnungsbuch die erste Erwähnung Hinrich Biscops enthält – als Zeuge einer Auszahlung am 10. Oktober 1338 *presentibus Johanne Thien, Hinrico Biscop et Johanne Wnstorpe etc.*<sup>7</sup> Hinrich Biscop und Johannes Wunstorp, die sich hier in der hamburgischen Vertretung zusammenfanden, um ein Allerweltsgeschäft zu bezeugen, sollten sich 15 Jahre später als erbitterte Gegner im Hamburger Streit an der Kurie gegenüberstehen.

Nach den Prozeßakten wurde Hinrich Biscop wohl Ende November 1338 in Avignon als Zeuge vernommen, ein Kleriker aus Hamburg, 23 Jahre alt.<sup>8</sup> Das nächste Zeugenverhör erfolgte am 7. April 1339. Nun

<sup>5</sup> Regesten der Erzbischöfe von Bremen, Bd. II, 2. Lieferung, bearb. v. Joseph KÖNIG (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen XI), Bremen 1971, Nr. 598 (künftig zit.: REB).

<sup>6</sup> REETZ, Teil 2 (wie Anm. 3), S. 75.

<sup>7</sup> TH. SCHRADER, Die Rechnungsbücher der hamburgischen Gesandten in Avignon 1338 bis 1355, Hamburg 1907, S. 5.

<sup>8</sup> REETZ, Teil 2 (wie Anm. 3), S. 157.

wird er als 24-jährig bezeichnet und eine weitere Information zu seinen persönlichen Lebensumständen hinzugefügt: *domesticus in domo paterna et materna*, er lebt noch im elterlichen Haus.<sup>9</sup> Sehr wahrscheinlich wurde er also in den ersten Monaten des Jahres 1315 geboren. Über die Eltern erfahren wir aus einem späteren Stadium des Prozesses Näheres, und zwar aus der Feder des schon genannten Johannes Wunstorp, der als Vertreter der Ratspartei erläutert, weshalb Hinrich Biscop dem Rat so feindselig gegenübertritt, *noster publicus inimicus et notorius*:<sup>10</sup> Vater und Mutter, Hamburger Bürger, hätten mit Gewürzen und Spezereien gehandelt, die mit Sand gestreckt und mit Feldkräutern verfälscht worden seien. Das sei herausgekommen, die Älterleute des Krameramtes wären eingeschritten und hätten die falschen Spezereien öffentlich verbrannt. Anstelle der schweren Strafe, die das Fälscherpaar zu gewärtigen gehabt hätte, habe man auf Bitten des Erzbischofs Burchard Grelle und seines Bruders Focko Grelle, Vogt in Bremervörde, Gnade walten lassen. Eine andere Notiz aus der Zeit besagt, der Hamburger Rat habe Biscops Vater vor dem Galgen bewahrt.<sup>11</sup> Anlaß zur Dankbarkeit hat Hinrich Biscop nicht gesehen. Im Gegenteil, er schlug sich auf die Seite der Gegner des Rates. Für die zeitliche Einordnung des Vorfalles ist die Erwähnung von Focko Grelle als Fürsprecher wichtig, der 1343 starb.<sup>12</sup> Am 5. Juli 1342 scheint das Verhältnis zum Rat noch ungetrübt, denn Biscop leiht sich bei der Gesandtschaft in Avignon Geld.<sup>13</sup> Der Skandal um die Spezereienverfälschung wäre dann in der zweiten Jahreshälfte 1342 oder 1343 anzusetzen. Vom 1339 erwähnten elterlichen Haus aus wurde jedenfalls Kramhandel mit Gewürzen und Spezereien betrieben. Zur Familie läßt sich viel Handfestes nicht ermitteln, doch muß ein biographisch angelegter Aufsatz die Geduld aufbringen, das Vorhandene zu sortieren.

Außer in Hamburg gab es auch in Lübeck eine Familie Biscop im bürgerlichen Milieu. Friederici, der noch nicht auf die Edition der *Acta Avionensia* zurückgreifen konnte, hat deshalb eine Lübecker Herkunft unseres Protagonisten vermutet.<sup>14</sup> Tatsächlich verpfändet Hinrich Biscop

<sup>9</sup> Ebd., S. 158f. Die Alters- und Herkunftsangabe „geboren vielleicht um 1300 in Niedersachsen“, in: Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1198–1448, hg. Erwin GATZ, Berlin 2001, S. 495 ist entsprechend irrig.

<sup>10</sup> Ebd., S. 317f., Schreiben v. 16.9.1353.

<sup>11</sup> SALOMON, Teil 1 (wie Anm. 3) S. 178 Anm. 2, Zettel von der Hand Hinrich Tyes.

<sup>12</sup> REB II, 2 (wie Anm. 5), Nr. 756.

<sup>13</sup> SCHRADER, Rechnungsbücher (wie Anm. 7), S. 11.

<sup>14</sup> Adolf FRIEDERICI, Das Lübecker Domkapitel im Mittelalter 1160–1400 (Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins Bd. 91), Neumünster 1988, S. 166; ihm folgt von Brandt (wie Anm. 2). Auch die ältere skandinavische Literatur nimmt Lübecker Herkunft an, siehe L. J. MOLTESEN, *De Avignonske Pavers Forhold Til Danmark*, Kopenhagen 1896, S. 190, u. Yngve BRILIOTH, *Den Pafliga Beskattningen Af Sverige Intill Den Stora Schismen*, Uppsala 1915, S. 251.

später einmal *bona temporalia et patrimonalia et alia, que habet in civitate Lubicensi*<sup>15</sup> – es gab also Beziehungen hinüber nach Lübeck, sei es, daß die Eltern nach dem Skandal in Hamburg dort Besitz erworben haben, sei es, daß sie ihn schon vorher hatten, eventuell von dort stammten. Gesichert ist, daß Hinrich eine Schwester Alheydis hatte, die mit dem Hamburger Nikolaus Molenbruck verheiratet war.<sup>16</sup> In ihrem Namen machte der Hamburger Rat nach Biscops Tod Erbensprüche geltend.<sup>17</sup> Als Sohn einer Schwester wird auch Hinrich Hagenow bezeichnet, der 1373 als Subkollektor mit ihm zusammenarbeitete und sich 1375 um die Propstei des Domkapitels von Uppsala bemühte.<sup>18</sup> Andere verwandtschaftliche Beziehungen zu Biscops in Hamburg sind spekulativ. Da ist einmal Hartwich Biscop, der 1341 mit ihm in Avignon als Zeuge vernommen wird, mit 22 Jahren etwas jünger, ebenfalls im väterlichen Haus lebend, *laicus litteratus alias clericus tonsuram habens*.<sup>19</sup> Ein Bruder?<sup>20</sup> Oder ein Vetter? Es bleibt der Hamburger Bürger Hinrich Biscop zu erörtern, wohnhaft im St.-Petri-Kirchspiel. In ihm den Vater unseres Hinrich zu sehen, wäre verlockend, gäbe es da nicht eine Schwierigkeit: in einem Prozeßschriftstück von 1347 aus dem großen Streit erscheint er unter den vom Domkapitel namentlich genannten Beschuldigten der Ratspartei.<sup>21</sup> Das ist angesichts der beschriebenen Vorfälle, die sich 1342/43 abgepielt haben müssen, von Hinrich Biscops Vater nicht gut vorstellbar. Wir können in dem Bürger Hinrich Biscop, der noch 1347 zur Ratspartei zählt, wohl einen Verwandten – etwa einen Onkel – unseres Protagonisten vermuten, aber nicht seinen Vater, dessen Vorname uns deshalb unbekannt bleibt. Der Bürger Hinrich Biscop könnte hingegen der Vater des Hamburger Klerikers Johannes Biscop sein, für den sich der Hamburger Rat 1347/48 in einem Streit um eine Bremer Stiftspfründe beim Bremer Erzbischof einsetzte.<sup>22</sup> Schon 1339 findet ein Rechtsstreit zwischen Johannes Biscop und Johannes Marquardi in der Korrespondenz aus Avignon Erwähnung: Der Hamburger Vertreter empfiehlt dem Rat, zwischen Biscop und Gertrud Marquardi und ihren Söhnen

<sup>15</sup> FRIEDERICI; Lübecker Domkapitel (wie Anm. 14), S. 166; Acta Pontificum Danica (künftig zit.: APD) Bd. 1, hg. L. MOLTESEN, Kopenhagen 1904, Nr. 734.

<sup>16</sup> FRIEDERICI, Lübecker Domkapitel (wie Anm. 14), S. 166.

<sup>17</sup> Siehe unten Anm. 165.

<sup>18</sup> Yngve BRILIOTH, Svensk kyrka, kungadöme och pavemakt 1363–1414, Uppsala 1925, S. 119 Anm.

<sup>19</sup> REETZ, Teil 2 (wie Anm. 3), S. 162f.

<sup>20</sup> REETZ, Teil 2 (wie Anm. 3), S. 167 Anm. 40, schlägt dies vor und als Schwester die Witwe des Ratsherrn Hinrich Britling, Womele, von deren Herkunft man sonst nichts weiß. Die Konstruktion ist aufgrund lediglich vager Anhaltspunkte hochgradig spekulativ.

<sup>21</sup> REETZ, Teil 2 (wie Anm. 3), S. 197.

<sup>22</sup> Hamburgisches Urkundenbuch Bd. 4 (1337–1350), hg. Jürgen Reetz, Hamburg 1967, Nr. 340.

Frieden zu vermitteln.<sup>23</sup> Der Bürger Hinrich Biscop dürfte es auch gewesen sein, der im Juni 1338 für den Rat eine für den Prozeß bestimmte Geldsumme von Amsterdam nach Brügge brachte,<sup>24</sup> und nicht der gleichnamige junge, stellungslose Kleriker, wie Reetz annimmt.<sup>25</sup> Verschwägert war der Bürger Hinrich Biscop 1349/50 mit Marquard Mildehovet, der in Hamburger Quellen wiederum als Vormund der Womele, Witwe des Ratsherrn Hinrich Britling, vorkommt.<sup>26</sup> Nähe zu Hamburger Ratsherrenkreisen gab es bei diesen Biscops also. Es sind demnach zwei Familien Biscop in Hamburg zu unterscheiden: die eine mit dem Bürger Hinrich und dem Kleriker Johannes ist der Ratspartei zuzuordnen, die andere mit dem Spezereienhändler und seinem Sohn, dem Kleriker Hinrich, stand seit 1342/43 auf der Gegenseite. Wo der genannte Hartwich hingehört, bleibt offen, und auch der 1336 im Lübecker Niederstadtbuch genannte Lambert Bischof mit seinem Vater in Hamburg ist nicht näher zuzuordnen,<sup>27</sup> belegt aber zusätzlich eine in Hamburg und Lübeck aktive Kaufmannsfamilie dieses Namens.

Beide, Hartwich und der Kleriker Hinrich, werden im Prozeß zwischen Rat und Domkapitel 1341 noch einmal als Zeugen nach Avignon geladen und vernommen, und zwar für beide Parteien, Rat und Domkapitel. Beide erklären, innerhalb weniger Tage die Kurie wieder verlassen zu wollen.<sup>28</sup> Hinrich muß sich am 7. und 8. Mai insbesondere zu Fragen der Hamburger Ratsverfassung äußern, zu den Zünften der Handwerker, den Kompetenzen der Bürgermeister usw.<sup>29</sup>

Als 1344 mit Unterstützung des Erzbischofs Burchard Grelle die Bemühungen Hinrich Biscops um die ersten Pfründen sichtbar werden, wird er als *bacallarius in legibus et in iure canonico peritus* empfohlen.<sup>30</sup> Er hat ein Studium der Rechte bis zum Baccalaureat gebracht und gilt als erfahren im kanonischen Recht. Die Vermutung liegt nahe, daß er sich seine Rechtskenntnisse in Avignon angeeignet hat, wo wir ihn 1338, 1339, 1341 und 1342 nachweisen können und wo gerade die juristischen Fakultäten der Universität im 14. Jh. in Blüte standen.<sup>31</sup> 1340 finden wir

<sup>23</sup> Hamb. UB 4 (wie Anm. 22), Nr. 85 mit Anm. 1.

<sup>24</sup> SALOMON, Teil 1 (wie Anm. 3), S. 14.

<sup>25</sup> REETZ, Teil 3 (wie Anm. 3), S. 48.

<sup>26</sup> REETZ, Teil 2 (wie Anm. 3), S. 167 Anm.40.

<sup>27</sup> Ahasver VON BRANDT, Hamburger Kaufleute im Ostseehandel des 14. Jh. (bis 1363), in: Gedächtnisschrift (wie Anm. 2), S. 74.

<sup>28</sup> REETZ, Teil 2 (wie Anm. 3), S. 150.

<sup>29</sup> Ebd., S. 162f.

<sup>30</sup> REB II,2 (wie Anm. 5), Nr. 763.

<sup>31</sup> Siehe Artikel Avignon, Universität, in: LexMal 1; in Bologna ist er nicht nachzuweisen, vgl. Gustav C. KNOD, Deutsche Studenten in Bologna (1289–1562). Biographischer Index zu den Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis, Berlin 1899.

ihn einmal als Urkundenzeuge am erzbischöflichen Hof in Bremervörde.<sup>32</sup> Ausgestattet mit Prozeßerfahrung, juristischen Kenntnissen und dem Wohlwollen des Bremer Erzbischofs war die Ausgangsposition für den kurialen Pfründenerwerb 1344 für ihn nicht ungünstig.

### Hinrich Biscop wird Domherr (1344–1356)

Die erste Pfründe, nach der Hinrich Biscop das Netz auswirft, ist die Pfarrkirche in Berne an der Unterweser. Als ihm am 13. April 1344 von Papst Clemens VI. Obödienz, Kanonikat und Anwartschaft auf eine Präbende im Bremer Dom verliehen werden, wird um die Pfarrkirche in Berne, die er für sich beansprucht, bereits gestritten. Obwohl als Kuratbenefiz für Pfründensammlungen wenig geeignet, gibt er die Pfarre erst 1360 wieder auf, zumal auch die Erträge durch Überschwemmungen stark zurückgegangen waren.<sup>33</sup>

1348 führt er einen Prozeß um eine Lübecker Präbende, die der Lübecker Bischof dem Adolf von Schauenburg verliehen hatte. Bischof, Domkapitel und Pfründeninhaber schließen sich zusammen, um die Ansprüche Biscops abzuwehren, der Graf von Holstein verspricht Hilfe für seinen Bruder, und die Koalition setzt sich durch.<sup>34</sup> Ab 1348 ruht das Prozeßgeschehen in Avignon aufgrund der großen Pest, der auch die Vertreter des Hamburger Rats vor Ort zum Opfer fallen.<sup>35</sup>

1351 erhält Hinrich Biscop von Clemens VI. eine Provision für eine Verdener Dompräbende; die Pfarrkirche in Berne, die er bis dahin als einzige Pfründe wohl tatsächlich in Besitz hat, wird ihm bestätigt. Der Durchbruch kam nicht viel später: 1352 ist er nicht nur siegelnd als Lübecker Domherr und Inhaber einer Domherrenkurie dort bezeugt,<sup>36</sup> er begegnet uns auch wieder in Avignon, nun als Mitglied und Wortführer des Hamburger Domkapitels im großen Streit. Am 1. Juni 1352 erhebt er im Konsistorium schwere Vorwürfe gegen den Hamburger Rat, die ihre Wirkung nicht verfehlen. Hinrich Tye berichtet dem Rat darüber ausführlich mit Schreiben vom 3. Juni. Hinrich Biscop, *qui multum nititur vos totaliter destruere*, habe ganz schreckliche Dinge vortragen lassen:

<sup>32</sup> 1340 Aug. 2, REETZ, Teil 2 (wie Anm. 3), S. 67f.

<sup>33</sup> REB II, 2 (wie Anm. 5), Nr. 763.

<sup>34</sup> Schleswig-Holstein-Lauenburgische Regesten und Urkunden Bd. 4 (künftig zit.: SHRU 4), hg. Volquart Pauls, Kiel 1924, Nr. 342; FRIEDERICI, Lübecker Domkapitel (wie Anm. 14), S. 166.

<sup>35</sup> SCHRADER, Rechnungsbücher (wie Anm. 7), S. 93\*–99\*.

<sup>36</sup> FRIEDERICI, Lübecker Domkapitel (wie Anm. 14), S. 166; Schleswig-Holsteinische Regesten und Urkunden Bd. 13 (= UBBL 2, künftig zit.: SHRU 13), hg. Wolfgang Prange, Neumünster 1994, Nr. 917 erwähnt Siegel Hinrichs.

„U.a. war von Ketzerei die Rede und daß Ihr nicht den richtigen katholischen Glauben hättet und Euch weder um den Papst, noch um die Kardinäle, noch um die kirchlichen Sakramente kümmertet. Ferner hättet Ihr die Güter der Domherren und eine Kirche und den Leib Christi in derselben verbrennen lassen; auch hättet Ihr Geistliche aufhängen lassen, und wenn Geistliche mit Euch zu verhandeln hätten, könnten sie überhaupt weder Recht noch rechtliches Gehör finden. Sodann hättet ihr die Mitglieder des Rats und Eure Bürger verhindert, die letzte Ölung und die anderen Sakramente zu empfangen. Ferner hättet Ihr die Geißler angestiftet, Geistliche und Priester in den Kirchen und auf den Kirchhöfen zu schlagen und zu verwunden, und selbst dazu Beihilfe und Unterstützung gewährt. Ferner hättet Ihr ein Schiff anbohren lassen, um den Propst und viele Domherren und hamburgische Priester und Kleriker zu ertränken. (...) Ihr hättet auch gesagt, daß die Urteile an der Kurie käuflich seien, und daß Ihr Euch deshalb weder um den Papst noch um die Kardinäle kümmern würdet, denn wenn sie alle ertränkt würden und alle Geistlichen dazu, so würde es besser um die Welt bestellt sein.“<sup>37</sup>

Ein massiver Angriff wie dieser war nicht das einzige Mittel, das Hinrich Biscop in der prozessualen Auseinandersetzung zu Gebote stand. Seine Gegner fürchteten auch seine Überredungskünste. Hinrich Tye, der Vertreter des Rates in Avignon, bezeichnete ihn als gerissenen Gauner, der die Leute mit Worten verführe – wen man für sich zu haben glaubt, habe man gegen sich.<sup>38</sup> Im Sommer 1353 heizte er die Stimmung weiter an durch den erfolgreichen Antrag, die der Glaubensabweichung verdächtigten Hamburger Ratsherren und Bürger zu persönlichem Erscheinen vor die Kurie zu laden.<sup>39</sup> Die Beschuldigten beschafften sich Leumundszeugnisse, und der Ratsnotar Johann Wunstorp konterte mit einem Schreiben an den die Untersuchung führenden Kardinal, in dem die Spezerienverfälschung der Eltern Biscops geschildert und als Motiv für dessen persönliche Feindseligkeit gegenüber dem Rat plausibel gemacht wird.<sup>40</sup> Es kommt zu Verhandlungen über die Frage, ob die betriebene persönliche Ladung der Hamburger überhaupt von den Vollmachten, die Biscop vom Domkapitel hatte, abgedeckt war oder nicht. Anfang Dezember 1353 hält er sich deswegen in Lübeck auf. In Anwesenheit des größte-

<sup>37</sup> Zit. nach Übersetzung von SCHRADER, Rechnungsbücher (wie Anm. 7), S. 102\*f., der das Schreiben jedoch fälschlich auf den 16.6.1353 datiert; Wortlaut bei SALOMON, Teil 1 (wie Anm. 3), S. 153ff. Die Mitgliedschaft Biscops im Domkapitel ergibt sich aus einem Entwurf Wunstorps: ...*Hinrico Biscop et pluribus aliis canonicis ecclesie beate Marie dicti opidi Hamburgensis*, REETZ, Teil 2 (wie Anm. 3), S. 303.

<sup>38</sup> *Est trufator subtilis et seducit gentes per verba*, Schreiben vom 9.4.1353, SALOMON, Teil 1 (wie Anm. 3), S. 163.

<sup>39</sup> REETZ, Teil 2 (wie Anm. 3), S. 308ff.

<sup>40</sup> REETZ, Teil 2 (wie Anm. 3), S. 315f.

ren Teils des Hamburger Domkapitels und des Lübecker Rates muß er sich vor einer großen Menschenmenge im Lübecker Dom einer Befragung durch den Hamburger Ratsherrn Hinrich Hoop stellen, bei der es eben um diese Frage der Vollmachten geht. Hinrich hält sie natürlich für ausreichend, das Domkapitel reagiert ausweichend.<sup>41</sup> Zwar machten sich nun tatsächlich zwei Hamburger Bürgermeister persönlich auf den Weg nach Avignon, doch blieb der in den Prozeß eingeführte Hinweis auf die Betrügerei der Eltern des Hinrich Biscop nicht ohne Wirkung. Die Advokaten des Rates operierten erfolgreich damit, das Domkapitel hatte seinen Prokurator nicht in Schutz genommen. „Von diesem Schlag wird er sich nicht erholen“, heißt es triumphierend in einem Schreiben nach Hamburg vom 7. April 1354.<sup>42</sup> An der u.a. mit den zwei Bürgermeistern hochkarätig besetzten Verhandlung in der Hamburger Sache in Avignon am 31. März 1354 hatte Hinrich Biscop nicht teilgenommen. Das Domkapitel war durch seinen Dekan und den Domherrn Hartwicus de Salina vertreten.<sup>43</sup> Allen schien nun ein Vergleich die beste Lösung, wie er 1355 in Hamburg dann auch endlich zustande kam. Für Annäherung und Ausgleich war Hinrich Biscop offensichtlich nicht der richtige Mann, außerdem war er durch den bekannt gewordenen Fall seiner Eltern belastet. Er griff sogar zu dem Mittel einer Verleumdungsklage gegen die Hamburger Heyno Mit dem Boghen und Helmich Vleschower, um den über ihn verbreiteten diffamierenden Geschichten entgegenzutreten, die ihm bereits sehr geschadet hätten.<sup>44</sup> Obwohl sein Mandat als Prokurator des Domkapitels neben Hartwicus de Salina 1354 weiter bestand und ausdrücklich erneuert wurde,<sup>45</sup> scheint er in den Verhandlungen um den Vergleich keine besondere Rolle mehr gespielt zu haben. Sieht man von der erwähnten Verleumdungsklage ab, taucht sein Name von diesem Stadium des Verfahrens an in den Prozeßakten nicht mehr auf.

### Der Aufstieg als päpstlicher Kollektor im Norden (1356–1363)

Da er in seiner Vaterstadt Hamburg wohl nur noch wenige Freunde hatte, lag es nahe, daß der wendige und ehrgeizige Biscop nun sein Glück an der päpstlichen Kurie suchte. Dabei gelang es ihm 1356, an den für die apostolische Kammer tätigen Johannes Guilaberti Anschluß zu finden,

---

<sup>41</sup> Ebd., S. 317.

<sup>42</sup> SALOMON, Teil 1 (wie Anm. 3), S. 176.

<sup>43</sup> SCHRADER, Rechnungsbücher (wie Anm. 7), S. 106\*.

<sup>44</sup> SALOMON, Teil 1 (wie Anm. 3), S. 206f., 209. Biscop wird hier als *presbiter* tituiert, hatte die Priesterweihe also inzwischen erlangt.

<sup>45</sup> Ebd., S. 189. Er hält sich zu dem Zeitpunkt in Lübeck auf.

der seit 1349 für das Einsammeln der päpstlichen Gelder in den nördlichen Reichen Dänemark, Schweden und Norwegen zuständig war.<sup>46</sup> Guilaberti, ein vornehmer Südfranzose aus der Gegend von Narbonne,<sup>47</sup> hatte dem schwedischen und norwegischen König Magnus Eriksson 1351 einen Kredit der Kurie in Höhe von 12.000 Mark Silber vermittelt.<sup>48</sup> Magnus war in Geldnöten, weil er für die hohe Summe von 36.000 Mark Silber 1331–1336 Schonen von Dänemark übernommen hatte; nun kamen noch die Kosten wenig erfolgreicher militärischer Unternehmungen im Baltikum 1348 und 1350/51, der sogenannten Nowgorodkreuzzüge, hinzu. Die ausbrechende Pest hatte das Ihrige zum Mißerfolg beigetragen. Als Hinrich Biscop 1356 den Auftrag erhielt, Guilaberti bei seiner Tätigkeit im Norden zu unterstützen, war die Rückzahlung der Anleihe von König Magnus zentrales Thema. Bei der Vollmacht des Generalauditors der päpstlichen Kammer vom 22. März 1356 wird Hinrich Biscop übrigens erstmals als Bremer Domherr titulierte. Mit ihm sollen sich der Lübecker Domdekan Dietrich von Wittingen und der Lübecker Bischof Bertram Cremon um die Rückführung der Anleihe bemühen.

Die Reise nach Schweden führte in ein von inneren Spannungen und Unruhen gezeichnetes Land. Durch den Geldbedarf der Krone verschärfte Steuererhebungen hatten das ohnehin angespannte Verhältnis zwischen König und Aristokratie weiter verschlechtert. 1356 kam es zum offenen Bruch. Ein Bündnis der Adelsopposition mit Erik, dem unzufriedenen älteren Sohn des Königs, führte mit Unterstützung des Mecklenburgers Albrecht II., der die Schwester des Königs geheiratet hatte, zum Aufstand gegen Magnus, in dessen Folge das Reich 1357 zwischen Vater und Sohn geteilt wurde. Die Einheit Schwedens mußte der vom Adel gesteuerte Reichsrat gewährleisten. Für die Erledigung eines Inkasso-Auftrags waren dies keine günstigen Umstände. 550 Gulden zahlte Guilaberti 1357 ein<sup>49</sup> – ob überhaupt Rückzahlungen aus der Anleihe dabei waren, ist zweifelhaft.

Hinrich Biscop war im Februar 1357 zurück in Avignon. Als Domherr in Lübeck, Hamburg und Bremen bemüht er sich per Supplik um die

---

<sup>46</sup> BRILIOTH, *Pafliga Beskattningen* (wie Anm. 14), S. 204f., 234, 249. Zu Kollektoren allgemein: Christiane SCHUCHARD, *Die päpstlichen Kollektoren im späten Mittelalter* (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts 91), Tübingen 2000; Schuchard konzentriert sich auf Deutschland, so daß Biscop mit seinem Tätigkeitsfeld in Skandinavien nicht behandelt wird.

<sup>47</sup> FRIEDERICI, *Lübecker Domkapitel* (wie Anm. 14), S. 229.

<sup>48</sup> Detlef KATTINGER, *Schweden am Vorabend der Kalmarer Union. Das Intermezzo Albrechts III. von Mecklenburg*, in: *Huru thet war talet j kalmarn. Union und Zusammenarbeit in der Nordischen Geschichte*, hg. Detlef Kattinger (*Greifswalder Historische Studien* 2), Hamburg 1997, S. 49–81, hier S. 51.

<sup>49</sup> MOLTESEN, *Avignonske Pavers* (wie Anm. 14), S. 227.



Hamburger Dompropstei, indem er versucht, den derzeitigen Inhaber Werner Miles zu verdrängen. Ende April erhält er eine Anwartschaft auf Würde oder Amt im Bremer Domkapitel, für die er auf die strittige Hamburger Dompropstei verzichten würde. Bei der Gelegenheit ist von den erheblichen Schäden, Gefahren und Ausgaben während der Dienstgeschäfte in Schweden die Rede – ein wichtiger Beleg dafür, daß die Reise 1356 tatsächlich stattgefunden hat.

1358 erhielt er von Innozenz VI. für eine neue Reise nach Skandinavien wegen der Anleihe des schwedischen Königs Empfehlungsschreiben an König Waldemar von Dänemark sowie an die dänischen und schwedischen Bischöfe. Tituliert wird er in diesem Zusammenhang noch als Hamburger Dompropst.<sup>50</sup> Bischof Bertram Cremon, *qui dictum Henricum multum potest promovere in negotio sibi concessio*, erhielt ein päpstliches Konservatorium. Bei Antritt der Reise hat Hinrich Biscop in seinem Gepäck päpstliche Schreiben an die Bischöfe des Nordens, den Kirchenbann über König Magnus und seine Frau in ihren Diözesen zu verkünden.<sup>51</sup> Da diese Schreiben offenbar nicht an ihre Adressaten gelangten, bleibt unklar, wann die Exkommunikation des Königspaares publik wurde. Hinrich Biscop hatte den Auftrag zu erläutern, wie sich der Papst die Begleichung der königlichen Schuld vorstellte; vielleicht waren die päpstlichen Schreiben an die Bischöfe als Druckmittel gedacht, das eingesetzt werden konnte, wenn die Verhandlungen nicht gediehen. Jedenfalls erfolgte die Verhängung des Kirchenbanns, und Brilioth vermutet eine stärkere Wirkung des Bannstrahls als in anderen Ländern Europas, wo man sich an Derartiges bereits gewöhnt hatte.<sup>52</sup> Einzelheiten der Reise sind nicht bekannt. Im Juni 1360 war Biscop in Avignon zurück. Großen Gefahren sei er bei seinen Verhandlungen mit dem schwedischen König ausgesetzt gewesen, heißt es,<sup>53</sup> und in der Tat war im Norden einiges in Bewegung geraten. „In der Zeit zwischen 1359 und 1365 entwickelte sich in Skandinavien ein verworrenes Spiel um die Herrschaft über Land und Reiche“, fomuliert der norwegische Historiker Erik Opsahl.<sup>54</sup> Auf diesem Spielfeld agierte auch Hinrich Biscop. Er verhandelte im Auftrag des Papstes mit dem schwedischen König über eine beträchtliche Geldsumme, der Forderung wurde mit der Exkommunikation des Königs Nachdruck verliehen. Direkten Erfolg hatte er

<sup>50</sup> FRIEDERICI, Lübecker Domkapitel (wie Anm. 14), S. 166.

<sup>51</sup> BRILIOTH, Pafliga Beskattningen (wie Anm. 14), S. 255.

<sup>52</sup> Ebd., S. 256.

<sup>53</sup> *Henricus Biscop, qui in negotiis eiusdem sanctitatis ad regem Suetie sub magnis periculis fuit et est rediturus ad presens*, siehe FRIEDERICI, Lübecker Domkapitel (wie Anm. 14), S. 167.

<sup>54</sup> OPSAHL, Norwegen 1319–1397: ein „willenloser Traband“ der Nachbarländer?, in: Union und Zusammenarbeit (wie Anm. 48), S. 83–152, hier S. 133.

nicht: Das Verzeichnis der Einzahlungen des Kollektors für Dänemark, Schweden und Norwegen enthält für 1358 und 1359 den Eintrag: *Nihil*, nichts.<sup>55</sup> Aber wie die Karten im nordischen Machtpoker neu gemischt wurden, dürfte er ziemlich unmittelbar miterlebt haben, wenn er nicht sogar mitgemischt hat.

König Erik war 1359 gestorben, sein jüngerer Bruder Hakon nun neben Magnus auch König von Schweden geworden. Es war zu einer Aussöhnung mit dem schwedischen Adel und Herzog Albrecht von Mecklenburg gekommen, dafür aber zu einem folgenschweren Bruch mit dem Dänenkönig Waldemar. Waldemar griff 1360 an und eroberte das teuer bezahlte Schonen zurück, außerdem Blekinge und das südliche Halland. In Schonen lag mit Lund der Erzbischofssitz der dänischen Kirche. Der seit 1355 amtierende Erzbischof Jacob Nielsson Kyrning war von König Erik gefangen gesetzt worden und kam offenbar seinen Zahlungsverpflichtungen gegenüber der Kurie nicht nach. 1360 wurde er vom Amt suspendiert und exkommuniziert, Hinrich Biscop bezeichnete ihn als Tempelschänder und verderblichen Lehrer.<sup>56</sup> Die Einsetzung der beiden Kollektoren Johannes Guilaberti und Hinrich Biscop als Verwalter des Erzstifts im Mai 1360<sup>57</sup> zielt offenbar auf die Sicherung der rückständigen Gelder. Auswirkungen hatte diese Maßnahme wohl kaum. Jacob starb 1361, und König Waldemar half seinem langjährigen Kaplan Niels Jonsen auf den Erzbischofsstuhl.<sup>58</sup> Die Administratoren wurden nicht (mehr) gebraucht.

Den Sommer 1360 in Avignon hatte Hinrich Biscop für neue Aktivitäten auf dem Pfründenmarkt genutzt. Nun als päpstlicher Kaplan bezeichnet, erhielt er auf Bitten von Guilaberti eine Präbende im Domkapitel von Lund verliehen. Mit der Wahl des Lübecker Domdekans Dietrich von Wittingen zum Dompropsten wurde ihm auf Antrag des Lübecker Bischofs Bertram Cremon und des Kapitels außerdem das freigewordene Domdekanat übertragen. Da er wegen seiner Dienstgeschäfte einen päpstlichen Dispens von der Residenzpflicht auf fünf Jahre erhalten hatte, mußte das Domkapitel damit praktisch ohne Dekan auskommen. Der Vorgang zeigt jedenfalls, daß er im Lübecker Domkapitel Rückhalt hatte und Unterstützung fand. Nach dem Tode Dietrich von

<sup>55</sup> MOLTESEN, *Avignonske Pavers* (wie Anm. 14), S. 227.

<sup>56</sup> Ebd., S. 91.

<sup>57</sup> Conrad EUBEL, *Hierarchia catholica medii aevi* Bd. 1 (1198–1431), Münster 1898, S. 331 Anm.

<sup>58</sup> EUBEL, *Hierarchia* (wie Anm. 57), S. 331; Jens E. OLESEN, *Der dänische Reichsrat: Die hohe Geistlichkeit*, in: *Der Stralsunder Frieden von 1370. Prosopographische Studien*, hg. Nils Jörn (Quellen u. Darstellungen zur Hansischen Geschichte NF 46), Köln 1998, S. 207–213, hier S. 208.

Wittingens 1361 wurde er vom Kapitel einmütig zum Propsten gewählt und vom Papst bestätigt.<sup>59</sup>

Wie Guilaberti sich mit Suppliken um Pfründenverleihungen für Biscop einsetzte, so machte dieser es auch für seine Mitarbeiter und Helfer. Das hatte er schon 1358 getan.<sup>60</sup> Genannt werden 1360 Hartwich Everhardi, Johannes Bretlingh, Hinrich Haghenow und der Bremer Domdekan Moritz von Oldenburg.<sup>61</sup> Am Beispiel des Hamburgers Johannes Bretlingh ist nachvollziehbar, wie Pfründenbesitz an Arbeitskollegen geradezu weitergereicht wurde. Biscop und Bretlingh kannten sich aus den Zeiten des Hamburger Prozesses in Avignon. Beide sagten 1339 als Zeugen aus, möglicherweise gab es eine Eheverbindung zwischen den Familien.<sup>62</sup> Schon 1356 begleitete er Hinrich Biscop nach Schweden, erhielt nach dessen Verzicht 1360 die Pfarre Berne an der Unterweser und auf demselben Wege 1362 die Lübecker Dompropstei.<sup>63</sup> Die Zusammenarbeit hatte sich ausgezahlt. Das gilt auch für Hartwich Everhardi, der durch die Fürsprache Biscops eine Präbende des Lübecker Domkapitels erlangte und später auch im Domkapitel von Ösel bepfündet war.<sup>64</sup> Möglicherweise hatte er wie Bretlingh einen Hamburger Hintergrund.<sup>65</sup> Hinrich Haghenow war, wie oben erwähnt, ein Neffe Biscops.

Ein Beispiel für langjährige Zusammenarbeit im Kollektorengeschäft ist der Kölner Kleriker Johannes Sluter. Er bat 1362 um die Verleihung einer Pfründe im Xantener Kapitel, weil er – für die apostolische Kammer im Auftrag Hinrich Biscops in Schweden und Norwegen unterwegs – gefangen genommen und in den Kerker geworfen worden war. Lange und viel hatte er leiden müssen.<sup>66</sup> Ein Jahr später bemühte er sich um Kanonikat und Präbende im Kapitel von St. Donatian in Brügge, indem er wieder auf die treuen Dienste hinwies, die der dem apostolischen Nuntius Biscop in Schweden und Norwegen geleistet hatte.<sup>67</sup> Biscop hat erneut auf Sluters Hilfe zurückgegriffen, als er 1371 Generalvollmacht als Kol-

<sup>59</sup> FRIEDERICI, Lübecker Domkapitel (wie Anm. 14), S. 167.

<sup>60</sup> BRILIOTH, Pafliiga Beskattnigen (wie Anm. 14), S. 255. Genannt werden Johannes Eckeren und Albert Garlop.

<sup>61</sup> Ebd., S. 259.

<sup>62</sup> REETZ, Teil 2 (wie Anm. 3), S. 158.

<sup>63</sup> FRIEDERICI, Lübecker Domkapitel (wie Anm. 14), S. 185f.

<sup>64</sup> Ebd., S. 216f.

<sup>65</sup> REETZ, Teil 3 (wie Anm. 3), S. 61 weist mehrfach einen Hamburger Bürger und Ratsmann Hermann Everhardi nach.

<sup>66</sup> 1362 Mai 4, Heinrich V. SAUERLAND, Urkunden und Regesten zur Geschichte der Rheinlande aus dem Vatikanischen Archiv Bd. 4, 1353–1362 (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 23), Bonn 1907, Nr. 813. So etwas widerfuhr Kollektoren öfters, siehe SCHUCHARD, Kollektoren (wie Anm. 46), S. 85.

<sup>67</sup> 1363 Jan. 27, SAUERLAND, Urkunden (wie Anm. 56), Bd. 5, 1362–1378, Bonn 1910, Nr. 79.

lektor im Norden erhalten hatte. 1372 teilte er dem Kapitel in Brügge mit, er werde den bewährten Mann noch im nächsten Jahr als Subkollektor brauchen, das möge der Auszahlung der Pfründeneinkünfte nicht im Wege stehen.<sup>68</sup> Jahre später erkundigte sich schließlich das Kapitel bei Hinrich Biscop, was nun aus ihrem Mitkapitular geworden sei und erfuhr 1375, dass Hinrich nicht mehr Kollektor war und keine Subkollektoren mehr brauchte. Sluter war mit Biscop noch in Avignon gewesen und hatte sich von dort nach Köln begeben um eine Pfründe in Besitz zu nehmen.<sup>69</sup> Nach dem Tode Hinrich Biscops ernannte ihn der Avignon-Papst Clemens VII. 1383 noch zum Bischof von Ösel<sup>70</sup> – doch es war der falsche Papst nach dem Schisma, und so war die Ernennung zum Scheitern verurteilt.

1361 starb Johannes Guilaberti, aber nicht Hinrich Biscop, sondern der Lübecker Bischof Bertram Cremon erscheint unmittelbar darauf als päpstlicher Nuntius und Kollektor im Norden.<sup>71</sup> Biscops Stunde schlug im Jahr darauf. König Magnus hatte Zahlungsbereitschaft erkennen lassen, nun wurde Biscop als Nuntius bevollmächtigt, ihn vom Bann zu lösen.<sup>72</sup> Verhandlungen über Verfahren und Zahlungsmodus folgten, wobei die Bischöfe Schwedens Anteile übernahmen. Fünf Jahre nach seiner Exkommunikation kehrte Magnus in die Gemeinschaft der Kirche zurück. Den neuen Papst Urban ließ er allerdings wissen, daß Hinrich Biscop seinen königlichen Unwillen hervorgerufen hatte. Der Papst reagierte mit Schreiben vom 1. September 1363 und ersetzte den ungeliebten Nuntius durch Guido de Croce. Am 9. September forderte er Hinrich auf, die gesammelten Gelder seinem Nachfolger zu übergeben.<sup>73</sup>

Als Magnus dies veranlaßte, waren seine Tage als König von Schweden bereits gezählt. Die Adelsopposition hatte genug von ihm, nachdem er dem Waffenstillstand der Hanse mit König Waldemar beigetreten war und seinen Sohn Hakon mit Waldemars Tochter Margarethe vermählt hatte. Eine Delegation begab sich 1363 nach Mecklenburg und trug Albrecht III. die Krone Schwedens an. 1364 wurde die Königserhebung voll-

<sup>68</sup> Diplomatarium Danicum, 3. Reihe Bd. 9, 1371–1375 (künftig zit.: Dipl. Dan. III, 9), hg. C. A. Christensen, Kopenhagen 1982, Nr. 235.

<sup>69</sup> Ebd., Nr. 487.

<sup>70</sup> EUBEL, Hierarchia (wie Anm. 57), S. 397: *Johannes Sluter de Hex, canonicus Colonien-sis*.

<sup>71</sup> BRILIOTH, Pafliga Beskattningen (wie Anm. 14), S. 260.

<sup>72</sup> Das Problem der umfassenden Vollmacht vom 18. 5. 1360 für Biscop, die diejenige vom 28.2.1362 eigentlich überflüssig gemacht hätte – von BRILIOTH, Pafliga Beskattningen (wie Anm. 14), S. 261 diskutiert – bedürfte einer speziellen Untersuchung und wird hier ausgeklammert.

<sup>73</sup> Diplomatarium Norvegicum Bd. 6, 1, hg. Carl R. Unger, H. J. Huitfeldt, Christiania 1863, Nr. 259.

zogen. Den noch nicht zurückbezahlten Teil der Anleihe des Königs Magnus konnte die Kurie als Verlust abschreiben. Immerhin, es war etwas erreicht worden. 1364 quittierte Guido de Croce in Brügge u.a. den Empfang von 5000 Gulden der Rückzahlung. Etwa 218 Gulden hatte Biscop *pro suis expensis et stipendiis suis* einbehalten.<sup>74</sup>

Hinrich Biscop hatte als Bremer Dompropst und päpstlicher Nuntius, der mit gekrönten Häuptern verhandelt, sie mit dem Kirchenbann belegt und diesen wieder löst, einen ersten Höhepunkt seiner Karriere erreicht.

### Der Streit mit Bremen

Ein herausgehobenes Amt im Bremer Domkapitel hatte Hinrich Biscop schon seit 1357 im Visier, 1362 hatte es mit der Dompropstei geklappt.<sup>75</sup> Wir erfahren bei der Gelegenheit, daß er bereits seit 10 Jahren, also seit 1352, dem Bremer Domkapitel angehörte, so daß er er seit der Zeit über Pfründen im Hamburger, Lübecker und Bremer Domkapitel verfügte. Es verwundert fast ein wenig, daß Hinrich Biscop das Amt des Lübecker Dompropstes, für das er sich gerade ein Siegel beschafft hatte,<sup>76</sup> für die Bremer Dompropstei aufgab, die als heruntergewirtschaftet qualifiziert wurde. Seit einer Reihe von Jahren war sie von hohen Kurialen besetzt gewesen, die sich um die Verhältnisse vor Ort nicht kümmern konnten, so daß die Einkünfte versiegten.<sup>77</sup> Die Verleihung an Hinrich Biscop war ausdrücklich verknüpft mit der Erwartung, *ipsius prepositure redditus de dicta laicali potentia extrahere ipsamque preposituram laudabiliter reformare*.<sup>78</sup> Um die Einkünfte der Bremer Propstei mußte gekämpft werden.

Am 1. Februar 1363 nahm Hinrich Biscop an einer Zusammenkunft des Bremer Domkapitels teil und urkundete erstmals an seiner Spitze.<sup>79</sup> Im November 1363 hielt er sich in Lübeck auf, im Dezember urkundete

<sup>74</sup> Ebd., Nr. 263.

<sup>75</sup> FRIEDERICI, Lübecker Domkapitel (wie Anm. 14), S. 166f.

<sup>76</sup> Es wird als spitzoval beschrieben und zeigt Johannes den Täufer mit Lamm im Siegelbild, siehe Diplomatarium Suecanum, Svenskt Diplomatarium Bd. 8 (1361–1365), Stockholm 1953–1976, Nr. 6844 vom 14.08.1363, S. 373; siehe Abb. S. 16.

<sup>77</sup> Brigide SCHWARZ, Regesten der in Niedersachsen und Bremen überlieferten Papsturkunden 1198–1503 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 37), Hannover 1993, Nr. 906 Anm.: *per laicalem potentiam quasi ad nihilum redacti stipendii*.

<sup>78</sup> Acta Pontificum Danica Bd. 7, hg. A. Krarup, Kopenhagen 1943, Nr. 5420.

<sup>79</sup> Bremisches Urkundenbuch (künftig zit.: BUB) Bd. 3, hg. D. R. Ehmck, W. v. Bippen, Bremen 1880, Nr. 197.



Siegel Hinrich Biscops als Probst des  
Lübecker Domkapitels, s. Anm. 76  
(Foto: Riksarkivet Stockholm)

er wieder mit dem Kapitel in Bremen.<sup>80</sup> Am 1. April 1364 mahnte Papst Urban V. die – tatsächlich gerade erfolgte – Abrechnung der Gelder aus Schweden an und zitierte den Dompropst an die Kurie nach Avignon. Dort erhielt er im August eine Quittung der apostolischen Kammer<sup>81</sup> und blieb jedenfalls bis Ende Februar 1365.<sup>82</sup>

Den Kampf um die Einkünfte der Bremer Dompropstei führte Biscop, wenn er es für angezeigt hielt, auch gegen das eigene Domkapitel. Er bestritt den Domherren und anderen Geistlichen Bezüge, die sie seit Menschen- gedenken erhalten hatten. Den Schiedsspruch eines Kardinals akzeptierte er erst, verwarf ihn dann aber um zu erklären, er wolle den Streitfall unsterblich machen. Der Papst, vor den die Sache kam, verpflichtete ihn aber 1366 zu lebenslanger Einhaltung des Schiedsspruchs.<sup>83</sup> Weiterhin strittige Punkte führten zu einem neuen Vergleich 1368 und schließlich zu einem kurialen Urteil 1373, als Hinrich schon nicht mehr Bremer Dompropst war.<sup>84</sup>

<sup>80</sup> FRIEDERICI, Lübecker Domkapitel (wie Anm. 14), S. 167. Im August war er in Enköping, Schweden, siehe Anm. 76.

<sup>81</sup> *Diplomatarium Svecanum Appendix, Acta Pontificum Svecica I, Acta Cameralia 1, 2 (1348–1370)* (künftig zit.: APSCam), hg. L. M. Baath, Stockholm 1942, Nr. 682.

<sup>82</sup> FRIEDERICI, Lübecker Domkapitel (wie Anm. 14), S. 167f.

<sup>83</sup> Urbain V., *Lettres Communes*, 11 Bde, hg. Michel HAYEZ, Anne-Marie Hayez (Bibliothèque des Ecoles Francaises d'Athènes et de Rome, 3. Série), Paris, Rom 1954–1986, hier Bd. 5, Nr. 17449, 1366 Mai 29.

<sup>84</sup> SCHWARZ, *Papsturkunden* (wie Anm. 77), Nr. 975, 977, 1019. Die Urkunden sind im Krieg verbrannt, so daß Verlauf und Ausgang der Streitsache nicht im Einzelnen nachvollziehbar sind. Am 5.12.1373 bevollmächtigte Biscop den Achidiakon von Rüstringen zu einem Vergleich in dem Prozeß um die Einkünfte der Dompropstei, siehe StA Bremen, 2-P.1–302 Chronologisches Treseregister, S. 224.

Der zentrale Konflikt entzündete sich jedoch an den Ereignissen im Frühsommer 1366, die in der bremischen Geschichtsschreibung als der „Verrat“ bezeichnet werden – ein gescheiterter Umsturz und seine Folgen. Dem hier verfolgten Aspekt ist in der grundlegenden Spezialstudie von Herbert Schwarzwälder<sup>85</sup> wegen ihrer vorwiegend sozial- und verfassungsgeschichtlich ausgerichteten Fragestellung keine weitere Aufmerksamkeit zuteil geworden. Es läßt sich das Bild jener dramatischen Wochen in Bremen durch die ausführlichere Einbeziehung unseres Protagonisten jedoch auf durchaus bemerkenswerte Weise ergänzen.

Die Rahmenhandlung ist rasch skizziert: Innerstädtische Spannungen hatten 1365 zu Unruhen geführt, in deren Folge Blut floß und einige der Unruhestifter die Stadt verlassen mußten. Sie suchten und fanden Anschluß bei Leuten des Erzbischofs, der als ungeliebter Bremer Stadtherr stets offene Rechnungen mit der Stadt hatte. Die Verbündeten drangen am 29. Mai 1366 nächtens in die Stadt ein, es gab Handgemenge und wohl auch Tote, die Ratspartei konnte sich nicht behaupten und ergriff die Flucht. Eine neue Stadtregierung wurde gebildet, die dem Erzbischof freundlich gesinnt war und seine Geldprobleme wohlwollend behandelte. Ihre Herrschaft währte nicht einmal einen Monat. Am 24. Juni wurde die Angelegenheit auf dem Lübecker Hansetag verhandelt. Auf Bitten der Bremer wurden die neuen Herren der Stadt geächtet. Das sollte sich jedoch nicht mehr auswirken: Bereits am 27. Juni gelang es den mit den ausgewichenen Ratsherren verbündeten Grafen von Oldenburg, die Stadt zurück zu erobern. An den „Verrätern“ wurde blutige Vergeltung geübt. Die Kurie des Dompropstes wurde verwüstet und geplündert. Warum? Folgt man einem Schreiben des Bremer Rates vom 9. August 1366,<sup>86</sup> so werden die Motive deutlich: *Hinrik Bischup, de zich scrift vor enen domprovest thu Bremen, des he doch unwerdich is*, hatte beim Umsturz eine aktive Rolle gespielt. Obwohl er dem Rat gesagt hatte, er wolle sein Bestes, hätten sich seine Knechte am nächtlichen Überfall beteiligt. Er habe sich über den Sturz des Rates gefreut und mit Rat und Tat gegen ihn Position bezogen. Er habe Briefe aufgesetzt und sei sogar persönlich ins Rathaus gegangen, um sie dort mit eigener Hand zu besiegeln *unde sprak dar, de bischup hadde unse stad ghewunnen, wy weren des bishopes eghen mit wif unde mid kinderen unde mid al unseme gude, unde wolde wy dem bishope nicht gheven, wat he hebben wolde, so scholde he id uns nehmen laten ute den kerken unde ute den kerkhoven*

<sup>85</sup> Herbert SCHWARZWÄLDER, „Bannerlauf“ und „Verrat“ in Bremen 1365–1366, in: BremJb. 53, 1974, S. 43–90.

<sup>86</sup> Zwei Schreiben des Rats über den „Verrat“ der Stadt im Jahre 1366, hg. W. VON BIPPEN, in: BremJb. 19, 1900, S. 185f.

*unde schulde ummegraven laten unse hus, unse hove, use kellere, use bomgarden, unde schult uns nehmen laten bynnen der erden unde boven der erde, wor we dat hadden.*<sup>87</sup> Tag und Nacht und ohne Unterlaß habe er nach dem Ärgsten getrachtet, habe sich alles beurkunden lassen, was der Rat je vom Dompropst zu Lehen gehabt habe und das Haus des Bürgermeisters Bernd van Dettenhusen habe er übernommen. *Ok heft he ghesproken hemelken vele schentlicher wort up uns armen lude* und habe durch sein Wirken dem Bremer Rat Schaden in Höhe von über 60.000 Bremer Mark zugefügt. Kurz, der Rat lehnte die Verantwortung für die Plünderung ab, machte aber deutlich, daß es keinen Unschuldigen traf: *Vortmer, do we unse stad wedder wunnen, do toch he hemelken wech, also eyn schuldich man unde also he wracht hadde, unde hadde he nicht schuldich ghewesen, he hadde wol vor enen bedderven man bleven.*<sup>88</sup>

Das detailreiche Bild, das wir aus diesem Rechtfertigungsschreiben des Bremer Rates gewinnen können, zeigt Hinrich Biscop als Drahtzieher auf Seiten der Erzbischöflichen, der mit Energie und Tatkraft die Gunst der Stunde nutzt, um seine Interessen als Dompropst und die des Erzbischofs mit Hilfe des neuen Stadtregiments durchzusetzen. Als Berater der „Verräter“ und Verfasser städtischer Urkunden wird ihm maßgeblicher Einfluß zugeschrieben. Der Erzbischof selbst soll sich nur eine Woche in der Stadt aufgehalten haben.<sup>89</sup> Daß sich Wut und Rachegeleüste der Ratspartei bei ihrer Rückkehr in die Stadt auch gegenüber dem Dompropst entluden, wird so zumindest verständlich. Gegen die „Verräter“ ging man scharf vor: Johann Hollemann und einige seiner Knechte wurden erschlagen, Hollemanns Leichnam am Tor in einem Glasfenster aufgehängt. Nach der Stadtchronik wurde der Ratsherr Lüder Nakede gerädert, einige andere Personen, die mit den Erzbischöflichen kollaboriert hatten, geköpft.<sup>90</sup> Der Rat ließ sogar das alte Stadtsiegel zerschlagen, das die „Verräter“ benutzt hatten.<sup>91</sup> Vor diesem Hintergrund ist der Rechtsstreit zwischen Hinrich Biscop und der Stadt Bremen zu sehen, der den Konflikt des Sommers 1366 auf anderer Ebene und mit anderen Mitteln fortsetzte.

Der Erzbischof hatte nach der Rückkehr des alten Rates rasch eingelenkt und die nach der Eroberung Bremens erlangten Rechte und Besit-

<sup>87</sup> Ebd., S. 185.

<sup>88</sup> Ebd., S. 186.

<sup>89</sup> SCHWARZWÄLDER, Bannerlauf (wie Anm. 85), S. 69; Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Bremen. Die Bremer Chronik von Rinesberch, Schene und Hemeling, hg. Hermann Meinert (Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jh. Bd. 37), Bremen 1968, Kap. 494.

<sup>90</sup> SCHWARZWÄLDER, Bannerlauf (wie Anm. 85), S. 75.

<sup>91</sup> Von Bippen, Zwei Schreiben (wie Anm. 86), S. 182.



zungen wieder aufgegeben. Von einer Zahlungsverpflichtung über 20 000 Bremer Mark, *de wy van anwysinghe zunderliker lude mid macht en afghedwunghen unde afghedrunghen hadden*,<sup>92</sup> wird der Bremer Rat befreit. Nach allem, was wir wissen, dürfen wir unter den *zunderliken luden*, die zu der Zahlungsverpflichtung rieten, getrost Hinrich Biscop vermuten. Im Friedensvertrag vom 26. September 1366, der die Rechte und Freiheiten der Stadt Bremen bestätigte, wird er ausdrücklich erwähnt: *Ok hebbe wy bedeydinghet in desser zone unsen domprovest Henrike unde hern Alverike den Cluver domheren, oft se darinne wesen willen. Willet si aver nycht, zo ne schole wy ofte de unse em unde eren helperen myd nychte to helpe werden, gestlik ofte werlich*.<sup>93</sup> Hinrich Biscop wollte nicht.

Am 22. März 1367 setzte der Papst den Schleswiger Dompropst, den Schweriner Domdekan und einen Archidiakon der Mindener Dözese für drei Jahre als *conservatores et iudices* des Bremer Dompropstes Hinrich ein, am 22. April folgte ein Mandat, das diejenigen mit Exkommunikation und Interdikt bedrohte, die den Bremer Dompropst in seinem Recht und Eigentum geschädigt hatten – sofern sie nicht bereit waren, Genugtuung zu leisten.<sup>94</sup> Das Mandat richtete sich an den Bischof von Brandenburg und die Dekane von Schwerin und St. Georg in Köln. Sie sollten den Fall übernehmen. Zahlreiche „Söhne des Unrechts“ (*iniquitatis filii*) hätten unter dem Vorwand kriegerischer Auseinandersetzungen zwischen Stadt und Bistum sowohl Kleriker als auch andere dem Dompropst unterstellte Personen angegriffen, verletzt und gefangen genommen, seien in ihm unterstellte Kirchen, Kapellen und sein Haus in der Bremer Domimmunität eingedrungen, hätten Bücher, Kelche, Kreuze, Reliquien und andere Gottesdienstutensilien geraubt und Feuer gelegt, ferner die Einkünfte des Dompropstes und anderer Geistlicher gewaltsam an sich genommen, so daß sie die Örtlichkeiten hätten verlassen müssen und so die Gläubigen um Gottesdienst und Sakramente gebracht wurden. Alle an diesem Übergriff Beteiligten, ihre Auftraggeber und die Befürworter dieser Handlungen sollten exkommuniziert werden, wenn sie die Beute nicht zurückgäben, die Gefangenen frei ließen und eben Satisfaktion leisteten. Blieben hier die Beschuldigten noch anonym, so kam bald darauf vor dem Brandenburger Bischof als subdelegiertem Richter ein Prozeß des Dompropstes gegen Rat und Bürgerschaft von Bremen in Gang. Dieser von der Bremen-Forschung

<sup>92</sup> BUB 3 (wie Anm. 79), Nr. 273, 1366 Okt. 6. Eine kurze Erklärung, daß er alle dem Rat und den Bürgern abgehandelten Verschreibungen zurückgegeben habe, erfolgte bereits am 26. Sept., ebd., Nr. 271.

<sup>93</sup> Ebd., Nr. 270.

<sup>94</sup> HAYEZ, *Lettres Communes* (wie Anm. 83), Bd. 6, Rom 1980, Nr. 19289 u. 20062.

bislang nicht beachtete Prozeß<sup>95</sup> ist in doppelter Hinsicht von Interesse. Zum einen zeigte sich, daß ein Rechtstitel nichts nützt, wenn man ihn nicht durchsetzen kann. Hinrich Biscop erwirkte mehr als ein Urteil zu seinen Gunsten, doch die Bremer bezahlten ihm die verhängte Geldbuße einfach nicht. Sie namen dafür alle Kirchenstrafen in Kauf, als hätten sie John Wiclifs These antizipiert, daß auch päpstliche Exkommunikation irrig sein kann.<sup>96</sup> Zum anderen bewirkte das Verfahren einen seltenen Solidarisierungseffekt: Die Bremer Geistlichkeit weigerte sich, Exkommunikation und Interdikt über die Stadt zu verkünden, ging in Berufung, unterlag dreimal und tat es dennoch nicht, so daß sie selbst der Suspension und Exkommunikation verfiel. Bürger und Klerus von Bremen standen gegen Hinrich Biscop zusammen, auch wenn er den Papst und das Kirchenrecht auf seiner Seite hatte.

Ein ausführliches Prozeßschriftstück vom 6. Mai 1372<sup>97</sup> läßt den Gang des Verfahrens bis dahin erkennen. Auf das erfolglose Mandat von 1367 hin wandte sich der Brandenburger Bischof direkt an die Grafen Konrad und Christian von Oldenburg sowie Christian von Oldenburg und Delmenhorst, den Bremer Bürgermeister Albert Doneldey, 18 namentlich aufgeführte Bremer Ratsherren sowie 43 namentlich genannte Bremer Bürger und bezichtigte sie, die Bremer Dompropstei sowie eine benachbarte Kapelle geplündert und niedergebrannt zu haben. Zu den geraubten Büchern gehörten Meßbücher wie Rechtshandschriften. Da die Beschuldigten innerhalb gesetzter Fristen der Wiedergutmachungsforderung nicht Folge leisteten, wurden sie zu 3000 Gulden Schadensersatz verurteilt, exkommuniziert und Bremen mit dem Interdikt belegt. Das Urteil blieb praktisch folgenlos, so daß Hinrich den Brandenburger drängte, das Verfahren neu aufzurollen, was dieser aber ablehnte. So kam es zur Berufung an den Heiligen Stuhl, das Verfahren zog sich bis zum Tod Urbans V. 1370 hin, danach erging ein Urteil, das das Urteil erster Instanz bestätigte: Exkommunikation, Suspension und Interdikt seien rechtens gewesen und müßten beachtet werden. Die dagegen von Bremer Seite eingelegte Appellation hatte kein anderes Ergebnis. 3000 Gulden und die Prozeßkosten waren zu zahlen. Unwirsch weist der päpstliche Schriftsatz darauf hin, dass Nichtanerkennung des Interdikts, Ungehorsam und Widerstand gegen den Prozeß ungesetzlich und nicht rechtens seien.<sup>98</sup> Tatsächlich war in Bremen das Interdikt regelrecht mißachtet und

---

<sup>95</sup> Eine kurze Darstellung findet sich bei MOLTESEN, *Avignonske Pavers* (wie Anm. 14), S. 193f., 199.

<sup>96</sup> Vgl. Friedrich LOOFS, *Leitfaden zum Studium der Dogmengeschichte*, Halle 3. Aufl. 1893, S. 326.

<sup>97</sup> APD I (wie Anm. 15), Nr. 700, S. 329–340.

<sup>98</sup> Ebd., S. 337.

weiterhin Gottesdienst gehalten worden. Dom- und Stiftskapitel sowie Teile des Pfarrklerus schlossen sich sogar offiziell der Berufung gegen das höchstrichterliche Urteil an und übernahmen einen Teil der Verfahrenskosten. Für diese hartnäckige Verweigerungshaltung war der Bremer Klerus vom Brandenburger Bischof exkommuniziert worden. Hinrich Biscop siegte vor Gericht, aber er hatte es geschafft, in Bremen alle gegen sich aufzubringen. Es war schon ein Problem, das Urteil von Exkommunikation und Interdikt in Bremen öffentlich zu verkündigen. Ein päpstlicher Auftrag an den Propst von Brandenburg und den Lübecker The-saurar, dies zu tun, beklagt 1373 noch einmal, wie die Bremer Kleriker *frivole et contra propriam ecclesiam* das Interdikt mißachtet hätten. Domherren und andere Pfründeninhaber hätten sich gegen Hinrich Biscop verschworen, niemand wage es aus Angst um sein Leben, in dieser Sache in Bremen z.B. ein Mandat zu publizieren. Den beauftragten Exekutoren wird daher aus Sicherheitsgründen erlaubt, dies in der Nachbarschaft Bremens zu tun, von wo aus die Kenntnis dann zu den Adressaten gelangen würde.<sup>99</sup>

Die Bremer Geistlichkeit lenkte 1373 ein, akzeptierte eine Geldbuße von 500 Gulden wegen Ungehorsams, sagte die Erstattung weiterer Kosten zu und wurde vom Kirchenbann wieder gelöst.<sup>100</sup> Hinrich Biscop kam auf eine Gesamtsumme von 716 $\frac{1}{2}$  Gulden. Er bevollmächtigte in Hamburg den Bremer Domdekan Johann von Zesterfleth sowie die Domherren Hermann von Rostok, Reimbert von Monnichhusen und Conrad Schonecker zur Erhebung der Summe und trat seine Rechte daran ab<sup>101</sup> – warum auch immer. Johann von Zesterfleth erwies sich auch als der geeignete Mann dafür. Er wurde 1374 vom Bremer Domkapitel und den Kollegiatkapiteln von St. Willehadi und St. Ansgarii zum Schiedsrichter u.a. dafür gewählt, welchen Anteil die Kollegiatstifte an der Strafsumme und den sonstigen Prozeßkosten zu erbringen hätten, und er erzielte in drei Tagen eine Lösung:<sup>102</sup> Von den insgesamt 800 Gulden, die mit allen Kosten für Prozesse und Lösung vom Bann zu bezahlen waren, sollten die Kollegiatstifte 360 Gulden übernehmen. Die Parteien stimmten zu und beschlossen, alle noch anhängigen Prozesse zu stoppen.<sup>103</sup>

Der Rat der Stadt zeigte erst später Entgegenkommen. Nachdem ein weiterer Versuch Biscops, Bremer Geistliche wegen Verletzung des fort-

<sup>99</sup> APD 7 (wie Anm. 78), Nr. 5554, 1373 Juli 2; der Text erwähnt *ferocitatem et tiran-nidem* der verschworenen Bremer Geistlichen.

<sup>100</sup> BUB 3 (wie Anm. 79), Nr. 446, 1373 Okt. 30.

<sup>101</sup> Ebd., Nr. 596, 1373 Dez. 5. Eine (im Krieg verbrannte) Quittung für das Domkapitel datiert vom selben Tag, StA Bremen, Treseregister (wie Anm. 84).

<sup>102</sup> BUB 3 (wie Anm. 79), Nr. 451f., 1374 März 14 u. 17.

<sup>103</sup> Ebd., Nr. 453, 1374 März 17.

bestehenden Interdikts zur Verantwortung zu ziehen, 1376 gescheitert war,<sup>104</sup> schickte der Bremer Rat Bevollmächtigte nach Lübeck, die mit Hilfe des Lübecker Rates einen gütlichen Vergleich (*composicionem*) mit Hinrich Biscop aushandeln sollten<sup>105</sup> – offensichtlich ohne Ergebnis. 1377 gab es noch einmal rechtliche Schritte Biscops in der Sache gegen den Bremer Bürger Werner Grans,<sup>106</sup> der 1372 nicht unter den namentlich genannten Angeschuldigten war, ohne daß der Hintergrund dieses gezielten Vorgehens erkennbar würde.

1380 versuchte der Papst, die Stadt auf dem Verrechnungswege zur Zahlung wenigstens eines Teils der 3000 Gulden zu bewegen: die Bremer möchten doch direkt an die apostolische Kammer zahlen, um damit Schulden Hinrich Biscops auszugleichen – sowohl Servitien der Bistümer Schleswig und Ösel als auch Gelder der Kollektorenzeit waren noch rückständig. Dann könnte gleich die Aufhebung des Interdikts verhandelt werden.<sup>107</sup> 1383 ist der Stand unverändert: Am 13. Februar wird Erzbischof Albert von Magdeburg von Urban VI. angewiesen, 3000 Goldgulden im Namen der apostolischen Kammer einzuziehen, die die Stadt Bremen dem Bischof von Ösel schuldig war,<sup>108</sup> und am 13. Juli wird der Bremer Domdekan Gottschalk vom Papst ermächtigt, das Interdikt aufzuheben, wenn die Stadt die dem verstorbenen Hinrich Biscop geschuldete Summe direkt an die Kurie zahle.<sup>109</sup> Nun, da der Mann des Anstoßes aus der Welt war, kam eine Verhandlungslösung in Reichweite. Am 22. Juni 1385 quittierte Gottschalk dem Rat die Zahlung von 1800 Rheinischen Gulden – Kaufleute handeln – in der Sache des verstorbenen Bischofs von Ösel und machte gleichzeitig von seiner Vollmacht Gebrauch, das Interdikt über Bremen aufzuheben.<sup>110</sup>

### Wieder Kollektor im Norden und Bischof von Schleswig (1368–1374)

Nachdem die rechtlichen Schritte gegen die Bremer 1367 in Avignon vorbereitet und eingeleitet worden waren, orientierte sich Hinrich Biscop

<sup>104</sup> Es gab in Lübeck einen Freispruch, BUB 3 (wie Anm. 79), Nr. 494, 1376 Apr. 26; SCHWARZ, Papsturkunden (wie Anm. 77), Nr. 1033 ist nicht vor diesem Datum anzusetzen, sondern bereits vor 1374 Okt. 23, da Biscop als Bischof von Schleswig angesprochen wird.

<sup>105</sup> BUB 3 (wie Anm. 79), Nr. 495.

<sup>106</sup> Ebd., Nr. 513, 1377 August 20. Ein Johannes Grans wurde 1372 genannt, siehe Anm. 97.

<sup>107</sup> APSCam (wie Anm. 81) 2, Stockholm 1957, Nr. 856; Acta Pontificum Danica 2, hg. Alfred Krarup, Nr. 763.

<sup>108</sup> EUBEL, Hierarchia (wie Anm. 57), S. 379 Anm.

<sup>109</sup> Bremisches Urkundenbuch Bd. 4, hg. D. R. Ehmck, W. v. Bippen, Bremen 1886, Nr. 22. SCHWARZ, Papsturkunden (wie Anm. 77), Nr. 1087.

<sup>110</sup> BUB 4 (wie Anm. 109), Nr. 52.

wieder Richtung Norden. Ende Juni zahlte ihm die apostolische Kammer 50 Gulden aus für eine bevorstehende Skandinavienreise, die er in Begleitung des päpstlichen Schreibers Gerardus Xandeti zu unternehmen hatte.<sup>111</sup> Wie sich erweist, wird er die Nachfolge seines seinerzeitigen Nachfolgers Guido de Croce als Nuntius und Kollektor in Dänemark, Schweden und Norwegen antreten: am 1. September 1368 erfolgte die päpstliche Ernennung.<sup>112</sup> Daß es beim Amtswechsel nicht ohne Reibungen abging, belegt ein Vorgang aus dem Folgejahr: ein Subkollektor in Dänemark wird vom päpstlichen Kämmerer aus dem Kirchenbann gelöst, den Biscop und sein Gefährte über ihn verhängt hatten.<sup>113</sup>

Politisch hatte der Norden sein Gesicht verändert in den fünf Jahren seit der letzten Mission. König Magnus Eriksson war gestürzt worden und saß seit 1365 in Gefangenschaft. In Schweden regierte Albrecht, Sohn des Herzogs Albrecht II. von Mecklenburg. 1367 hatten sich in der Kölner Konföderation etwa 57 hansische und niederländische Städte gegen König Waldemar von Dänemark zusammengeschlossen. Im Bündnis mit den Grafen von Holstein, den Mecklenburgern und Schweden war ihnen im Sommer 1368 ein erfolgreicher Feldzug gegen den Dänenkönig gelungen, der in den Stralsunder Frieden als Höhepunkt hansischer Machtentfaltung münden sollte. Hinrichs Ernennung erfolgt zu einem Zeitpunkt, als die Reiche, in denen er tätig werden soll, noch miteinander im Krieg liegen. Das wird seinen Aktivitäten und Möglichkeiten zunächst enge Grenzen gesetzt haben.

Erzbischof von Uppsala war seit 1367 Birger Gregersson, der Johannes Guilaberti bei seinen Schwedenreisen unterstützt hatte und Parteigänger der Mecklenburger in Schweden war. Biscop kannte ihn aus der Zeit, als er Magnus Erikssons Schulden einzuziehen versuchte.<sup>114</sup> In Lund amtierte seit 1361 Niels Jonsen als Erzbischof, der Vertraute und langjährige Kaplan König Waldemars. Der Lunder Dompropst Niels Jakobsen, ebenfalls Kaplan und Ratgeber des Dänenkönigs, wurde 1369 Bischof von Roskilde. Über gute Beziehungen zur Kurie konnte der König seinen Einfluß in der hohen Geistlichkeit ausdehnen, da die Kurie bestrebt war, die Vergabe der hohen Ämter für sich zu reservieren und das Wahlrecht der Kapitel zurückzudrängen.<sup>115</sup> Dies geschah auch, als 1369 der Schleswiger Bischofsstuhl vakant wurde. Während das Dom-

<sup>111</sup> APSCam 1,2 (wie Anm. 81), Nr. 712; *Diplomatarium Svecanum*, *Svenskt Diplomatarium* Bd. 9 (1366–1370), Stockholm 1970–2000, Nr. 7549.

<sup>112</sup> APSCam 1,2 (wie Anm. 81), Nr. 727.

<sup>113</sup> *Svenskt Dipl.* 9 (wie Anm. 111), Nr. 7839, 1369 Febr. 10.

<sup>114</sup> Sten Engström, Birger Gregersson, in: *Svenskt Biografiskt Leksikon* Bd. 4, 1924, S. 424–427.

<sup>115</sup> OLESEN, Reichsrat (wie Anm. 58), S. 210.

kapitel einmütig den Domkantor Nikolaus Petersen (Petri) zum neuen Bischof wählte, ernannte Papst Urban V. am 30. Januar 1370 Hinrich Biscop. Petersen wurde für seine Unkosten mit der Anwartschaft auf eine Lübecker Dompräbende abgefunden.<sup>116</sup> Bald darauf quittierte die päpstliche Kammer die Zahlung von 1000 Gulden Servitiengeldern. Damit einher gingen Versprechungen Biscops, auch noch rückständige Servitien seiner Amtsvorgänger zu übernehmen<sup>117</sup> – erfolgt sind diese Zahlungen während seiner Schleswiger Amtszeit nicht. Jeder dritte Kollektor in Deutschland brachte es in der Zeit der Avignon-Päpste zum Bischof.<sup>118</sup> Das Kollektorenamt bot eine Chance, die Hinrich Biscop zu nutzen verstand. Durch den Aufstieg zum Bischof konnte über seinen bisherigen Pfründenbesitz anderweitig verfügt werden. Dabei zeigt sich, daß er inzwischen auch eine Präbende im Domkapitel von Uppsala inne hatte (Taxe: 16 Mark Silber), die der Papst nun weiter verleiht.<sup>119</sup> Für die Bremer Dompropstei wird bei der Weiterverleihung ein Taxwert von 300 Gulden genannt,<sup>120</sup> was den seinerzeitigen Wechsel von der Lübecker zur Bremer Dompropstei mit einer eindrucksvollen Zahl untersetzt.

Als Kollektor erhielt er den Auftrag, den Zehnten aller kirchlichen Einkünfte in Skandinavien für drei Jahre einzusammeln. Um ihm die Möglichkeit zu Gnadenerweisen zu geben und seine Autorität zu stärken, stattete Urban V. ihn mit einigen Sonderrechten aus. Er erhielt u.a. die Befugnis, sechs Priestersöhne vom Makel der unehelichen Geburt zu dispensieren, bei sechs Personen ein Wallfahrtsgelübde nach Santiago de Compostella in andere fromme Werke umzuwandeln, bei sechs Personen den Bann zu lösen, der wegen Gewalt gegen Geistliche über sie verhängt war<sup>121</sup> – offenbar Dinge, mit denen man in Skandinavien gut ankam. Nach dem Urteil des Dänen Moltesen, dem sich der Schwede Brilioth anschloß – beide vorzügliche Kenner der einschlägigen Überlieferung – war Hinrich Biscop in diesen Jahren der mächtigste Mann in der Kirche des Nordens.<sup>122</sup> Nach dem Tod Urbans V. ernannte ihn der neue Papst

<sup>116</sup> Reimer HANSEN, Zur Geschichte des Bistums Schleswig im 14. Jh., in: ZGesSHG 36, 1906, S. 176f.; FRIEDERICI, Lübecker Domkapitel (wie Anm. 14), S. 270; zu Petersen siehe auch GATZ, Bischöfe (wie Anm. 8), S. 696.

<sup>117</sup> APD 1 (wie Anm. 15), Nr. 673, 1370 Apr. 1; vgl. HANSEN, Bistum Schleswig (wie Anm. 116), S. 177; MOLTESEN, Avignonske Pavers (wie Anm. 14), S. 119.

<sup>118</sup> SCHUCHARD, Kollektoren (wie Anm. 46), S. 170. „Ich werde Bischof“, soll der Kollektor von Cahors getönt haben, ein Mann einfacher Herkunft, der sein Amt 1348 angetreten hatte und wegen Betrugs und Amtsmißbrauchs angeklagt wurde, ebd., S. 89f. – die Chance gab es.

<sup>119</sup> Svenskt Dipl. 9 (wie Anm. 111), Nr. 8172.

<sup>120</sup> HAYEZ, Lettres Communes (wie Anm. 83), Nr. 26305, 1370 Juli 15.

<sup>121</sup> Svenskt Dipl. 9 (wie Anm. 111), Nr. 8263–8266, 1370 Mai 18.

<sup>122</sup> MOLTESEN, Avignonske Pavers (wie Anm. 14), S. 119; BRILIOTH, Svensk kyrka (wie Anm. 18), S. 22.

Gregor XI. am 8. März 1371 zum Nuntius und Kollektor in den drei nordischen Reichen unter gleichzeitiger Rückrufung aller bisherigen Kollektoren und Subkollektoren.<sup>123</sup> Seine Generalvollmacht zur Einziehung aller Einkünfte der päpstlichen Kammer schließt ein, daß er Subkollektoren für die Städte und Diözesen einsetzt und bevollmächtigt. Abzurechnen war nach spätestens zwei Jahren.<sup>124</sup> Es waren einzuziehen der noch von Urban erhobene Zehnte von allen geistlichen Einkünften für drei Jahre, der Peterspfennig, Prokurationsgelder und die Einkünfte vakanter Benefizien, deren Besetzung sich der Papst vorbehielt. Auch das Erbe verstorbener Inhaber solcher Pfründen beanspruchte der Papst.<sup>125</sup> Das eingesammelte Geld war an den Nuntius Heinrich Mauberti in Brügge zu übergeben, der es beim Handelshaus de Guardis einzuzahlen hatte. Für 1372 wird mit einer Summe von etwa 10000 Gulden gerechnet.

Da die von Guido de Croce eingesetzten Subkollektoren ihre Tätigkeit nicht ohne Weiteres einstellen wollten, wiederholte der Papst seinen Rückruf am 29. März 1372.<sup>126</sup> Ärger gab es mit dem vormaligen Subkollektor Johannes Bremer, der das gesammelte Geld nicht abgeliefert hatte und Rechenschaft schuldig geblieben war. Biscop erhielt schließlich den päpstlichen Auftrag, Bremer zu pfänden.<sup>127</sup> Päpstliche Empfehlungsschreiben an die Könige Hakon von Norwegen, Albrecht von Schweden und Waldemar von Dänemark sollten die Arbeit des Kollektors unterstützen.<sup>128</sup> In Seeland gab es Schwierigkeiten mit Bischof Niels Jakobsen und Dompropst Johannes von Roskilde um die Auszahlung von Geldern, auf die der Nuntius auf seine Art reagierte: mit Exkommunikation. Die Betroffenen wehrten sich und brachten die Sache vor den Papst.<sup>129</sup> Für Norwegen erhielt Biscop den Auftrag, das Vermögen und die Einkünfte des verstorbenen Erzbischofs Olaf von Trondheim für die apostolische Kammer zu sichern,<sup>130</sup> und im Herbst des Jahres 1372 gab es neue Anweisungen über den Zahlungsweg für die gesammelten Gelder: sie sollten Agenten des florentinischen Handelshauses Alberti antiqui in Brügge oder London ausgehändigt wer-

<sup>123</sup> Dipl. Norv. 6,1 (wie Anm. 73), Nr. 276; MOLTESEN, Avignonske Pavers (wie Anm. 14), S. 194.

<sup>124</sup> Das war der übliche Abrechnungszeitraum, s. SCHUCHARD, Kollektoren (wie Anm. 46), S. 112.

<sup>125</sup> Vgl. auch zum Folgenden MOLTESEN, Avignonske Pavers (wie Anm. 14), S. 195.

<sup>126</sup> Dipl. Norv. 6,1 (wie Anm. 73), Nr. 281.

<sup>127</sup> 1373 Febr. 8; vgl. MOLTESEN, Avignonske Pavers (wie Anm. 14), S. 196; HANSEN, Bistum Schleswig (wie Anm. 116), S. 178.

<sup>128</sup> MOLTESEN, Avignonske Pavers (wie Anm. 14), S. 196.

<sup>129</sup> Ebd.

<sup>130</sup> 1372 Mai 23, Dipl. Norv. 6,1 (wie Anm. 73), Nr. 282.

den.<sup>131</sup> Als Subkollektor trat neben dem oben behandelten Johann Sluter der Lübecker Domherr Engelbert von Oyen in Erscheinung.<sup>132</sup>

Durch seine kurialen Verpflichtungen war Hinrich Biscop als Schleswiger Diözesanbischof selten präsent und hat wenig Spuren seiner Amtstätigkeit hinterlassen. Reimer Hansen fand in seiner Geschichte des Bistums Schleswig außer der Kollektorentätigkeit nichts erwähnenswert. Immerhin urkundet er 1371 in Angelegenheiten des Bistums für das Kollegiatstift Hadersleben und gewährt 1372 dem von Sturmschäden betroffenen Schleswiger Johanniskloster einen Ablass.<sup>133</sup> Im Januar 1372 finden sich der Erzbischof von Lund und sechs Bischöfe in Odense versammelt. Hinrich Biscop ist dabei, als sie der Kirche St. Jürgen in Svendborg einen Ablass gewähren.<sup>134</sup> Sein Bischofssiegel ist nicht erhalten.<sup>135</sup> Die Hamburger Kammereirechnungen verzeichnen für 1371 Spaßmacher (*ioculatores*) des Bischofs von Schleswig.<sup>136</sup>

1373 hielt Hinrich Biscop sich persönlich in Schweden auf. Von Februar bis September finden wir ihn urkundend in Stockholm, bei der Sammeltätigkeit unterstützt von seinem Kaplan Hinrich Velsceden, Vikar in Lübeck, und seinem Neffen Hinrich Haghenow, den er sehr liebte.<sup>137</sup> Auch den Kaplan der schwedischen Königin, den Mecklenburger Hermann Prowest, konnte er als Subkollektor gewinnen.<sup>138</sup> Die Kammer konnte einen Eingang von 500 Gulden verzeichnen und gab Weisung an die Kollektoren, Wertgegenstände aus Nachlässen nicht zu verkaufen, sondern direkt abzuliefern.<sup>139</sup> Im Mai 1374 zahlte er bei dem Bevollmächtigten des Johannes Mauberti 3842 Kammergulden ein, die am 27. Juni von der apostolischen Kammer quittiert wurden. Er erkrankte in

<sup>131</sup> Ebd. Nr. 284; weitere Einzelheiten zur Kollektorentätigkeit bei Moltesen, Avignonske Pavers (wie Anm. 14), S. 194–199, u. besonders Brilioth, Pafliga Beskattningen (wie Anm. 14), S. 273–279.

<sup>132</sup> Dipl. Dan. III,9 (wie Anm. 68), Nr. 214, 1372 Juli 13; siehe auch BRILIOTH, Pafliga Beskattningen (wie Anm. 14), S. 275, u. zur Person FRIEDERICI, Lübecker Domkapitel (wie Anm. 14), S. 267f.

<sup>133</sup> SHRU 4 (wie Anm. 34), Nr. 1414 u. 1439. 1371 zitiert er auch zwei Kieler Geistliche wegen Behinderung seiner Nuntiatur nach Schwabstedt, die sich jedoch weigern und Appellation einlegen mit dem Argument, er habe keine Jurisdiktion über die Kieler, ebd., Nr. 1422.

<sup>134</sup> Dipl. Dan. III, 9 (wie Anm. 68), Nr. 165.

<sup>135</sup> Reste des Sekrets 1373 werden beschrieben Dipl. Dan. III, 9 (wie Anm. 68), Nr. 277 u. 294.

<sup>136</sup> Dipl. Dan. III,9 (wie Anm. 68), Nr. 155.

<sup>137</sup> Dipl. Dan. III,9 (wie Anm. 68), Nr. 217, 277, 294, 312.

<sup>138</sup> Er quittiert 1375 Apr. 13 dem Bischof von Skara eine Zahlung, APSCam (wie Anm. 81), Nr. 837; zur Person siehe FRIEDERICI, Lübecker Domkapitel (wie Anm. 14), S. 274.

<sup>139</sup> Dipl. Dan. III,9 (wie Anm. 68), Nr. 304 u. 310.



Avignon und mußte in ein Hospiz.<sup>140</sup> Seine Stellung bei der Kurie war erschüttert. Das *commune servitium*, das er für sich und seine Vorgänger zu zahlen versprochen hatte, stand aus. Schuldforderungen, mit denen er gewohnt war, anderen das Leben schwer zu machen, belasteten nun ihn selbst. Seine Position in Schleswig war schwierig. Während er sich an der Kurie aufhielt, erfolgte im Oktober 1374 die Versetzung in das Bistum Ösel. Sie wird von der Literatur einhellig als Karriereknick bewertet, als Strafversetzung geradezu.<sup>141</sup> Die Nuntiatur lief 1375 aus.<sup>142</sup> Verhaßt und verschuldet, habe er sich nach Ösel geflüchtet, formuliert zugespitzt Brilioth.<sup>143</sup> Dort spielt das letzte Kapitel seiner Lebensgeschichte.

### Bischof von Ösel (1374–1381)

Ösel lag an der Peripherie des römisch-katholischen Abendlandes. Der Sprengel umfaßte außer der gleichnamigen Insel einen Teil des estnischen Festlandes, an dessen Küste der Kathedralort Hapsal (heute: Haapsalu) liegt, etwa auf halbem Weg zwischen Pernau und Reval. Immerhin, der Taxwert des Bistums war mit 1300 Gulden höher als der von Schleswig mit 1000 Gulden<sup>144</sup> – eine wirtschaftliche Verschlechterung mußte der Wechsel also nicht bedeuteten. Wie in Schleswig war der Amtsvorgänger ein Mitglied des einheimischen Domkapitels gewesen, so daß der vom Papst geschickte Neue gewiß auf Skepsis und Reserven stieß. Von seiner Amtsführung wissen wir vor allem, daß sie zu scharfen Gegensätzen im Bistum führte und in einem Fiasko endete.

Ein Indiz dafür, daß er an der Kurie Rückhalt verloren hatte, ist die Tatsache, daß sein Konkurrent um das Schleswiger Bistum, der dortige Domkantor Nikolaus Petersen, 1375 mit der Prüfung der Rechnungen und des Finanzgebarens des abgehalfterten Kollektors beauftragt

<sup>140</sup> Wie Anm. 69.

<sup>141</sup> So HANSEN, Bistum Schleswig (wie Anm. 116), S. 178.

<sup>142</sup> Bei einer persönlichen Einzahlung wird er von der Kammer in Avignon 1375 Mai 10 letztmals als Kollektor im Norden bezeichnet, APSCam (wie Anm. 81) Nr. 841; im Juli ist er es nicht mehr, Dipl. Dan. III, 9 (wie Anm. 68), Nr. 487. Die Translation nach Ösel und die Abberufung von der Nuntiatur erfolgten also nicht zeitgleich, wie FRIEDERICI unter Berufung auf Brilioth und Moltesen behauptet; Lübecker Domkapitel (wie Anm. 14), S. 169 Anm. 24; bei MOLTESEN, Avignonske Pavers (wie Anm. 14), S. 198, worauf auch Brilioth Bezug nimmt, steht das allerdings gar nicht, sondern die Absetzung als Nuntius wird richtig nach der Versetzung nach Ösel eingeordnet; er ist mißverstanden worden; im Artikel bei GATZ, Bischöfe (wie Anm. 8), S. 495 wird der Verlust der Nuntiatur gar vor die Translation nach Ösel verlegt.

<sup>143</sup> BRILIOTH, Svensk kyrka (wie Anm. 18), S. 22.

<sup>144</sup> EUBEL, Hierarchia (wie Anm. 57), S. 397 (Ösel) u. 479 (Schleswig).

wurde,<sup>145</sup> also jemand, von dem ein wohlwollendes Herangehen an die Sache nicht zu erwarten war. Petersen bereiste in der Folge Dänemark und nahm Kontakt zu Subkollektoren auf.<sup>146</sup> Hinrich Biscop hatte Zahlungstermine verstreichen lassen, es folgten der Vorwurf des Meineids und die Verhängung von Suspendierung und Exkommunikation, die 1376 durch Zahlungen an die apostolische Kammer – u.a. eines Teils der Servitien für das Bistum Ösel und das frühere Bistum Schleswig – zunächst aufgehoben werden konnten.<sup>147</sup>

Im Oktober 1375 finden wir ihn noch oder wieder in Lübeck; er ist beim Kaiserbesuch präsent und unter den Zeugen einer Urkunde Karls IV.<sup>148</sup>

In diesem Jahr 1375 erhielt Hinrich Biscop noch einmal einen päpstlichen Auftrag in einer Affäre von einiger Peinlichkeit: Mehrere Prälaten des Bremer Domkapitels, der Propst von St. Ansgarii und der Propst von Bücken verkündeten öffentlich in Stadt und Diözese Bremen, ihr Erzbischof Albert sei kein richtiger Mann, sondern *beide wiff unde man*, ein Zwitter – ein auch kirchenrechtlich relevanter Makel. Der Papst forderte nun die Bischöfe von Schwerin und Ösel auf, der Sache nachzugehen und durch sorgfältige körperliche Besichtigung des Erzbischofs zu prüfen, ob er ein Mann sei.<sup>149</sup> Je nach Ergebnis sollten entweder der Erzbischof oder die Verleumder vor den Papst zitiert werden. Nach der chronikalischen Überlieferung ging der Erzbischof in die Offensive, um das Gerede zu beenden, und ließ sich 1376 in St. Victors Badestube zu Bremen begutachten von Prälaten, Stiftsrittern, Bremer Ratsherren und Bürgern, *de alle seghen, dat he dar genuch to hadde unde hedde alsulckes nicht, alse eme overgesprochen wart*.<sup>150</sup> Man stelle sich diese Schmach vor: vor Ratsherren, die er zehn Jahre zuvor gestürzt und aus der Stadt getrieben hatte, ließ der Erzbischof nun die Hüllen fallen, um den perfiden Verdacht auszuräumen. In Hamburg wiederholte sich das unwürdige Schau-

<sup>145</sup> 1375 Sept., Dipl. Dan. III, 9 (wie Anm. 68), Nr. 506.

<sup>146</sup> 1377 Einzahlung von ihm festgestellter und eingezogener Gelder, APSCam (wie Anm. 81), Nr. 847; 1377 Aug. 9, Diplomatarium Danicum IV. Reihe, Bd. 1 (1376–1379), hg. Herluf Nielsen, Kopenhagen 1984, Nr. 278.

<sup>147</sup> 1376 April 1, Dipl. Dan. IV, 1 (wie Anm. 146), Nr. 29 u. 1376 Sept. 30, Schleswig-Holsteinische Regesten und Urkunden Bd. 6, hg. Werner Carstens, Neumünster 1962, Nr. 65. Bei der Einzahlung von 670 Gulden am 30.9. ist er der Kammer immer noch eine größere Summe schuldig, APSCam (wie Anm. 81), Nr. 844.

<sup>148</sup> GATZ, Bischöfe (wie Anm. 8), S. 495.

<sup>149</sup> 1375 Juli 30, Mecklenburgisches Urkundenbuch Bd. 18, Schwerin 1897, Nr. 10761; RINESBERCH/SCHENE, (wie Anm. 89), S. 169f. Herbert SCHWARZWÄLDER schildert den Fall populär nach der Bremer Chronistik ohne Kenntnis des päpstlichen Untersuchungsauftrags in: *Berühmte Bremer*, München 1972, S. 41ff.

<sup>150</sup> RINESBERCH/SCHENE (wie Anm. 89), S. 170.

spiel vor Ratsherren aus Hamburg, Lübeck und Bremen,<sup>151</sup> die Bremer Chronistik spricht von über 500 Personen auch geistlichen wie ritterlichen Standes, die alle anschließend unglaublich festlich bewirtet wurden.<sup>152</sup> Danach zog der Erzbischof über Lübeck weiter nach Stralsund, wo im Johanniskloster die angeordnete kirchenamtliche Überprüfung durch Bischof Melchior von Schwerin und Bischof Hinrich von Ösel stattfand *unde man vant alle dink redelik nach menliker betuchnisse*.<sup>153</sup> Mit welchen Empfindungen mag der ehemalige Bremer Dompropst diese Männlichkeitsprüfung bei dem ihm persönlich bekannten Erzbischof vorgenommen haben? Dem selbst unter Druck Geratenen bot sie zumindest den Trost: andere hatten es auch nicht leicht. Den Verleumdern, denen ja ihr gerechter Lohn verheißen worden war, hat die Affäre nicht wirklich geschadet. Domdekan Johann von Zesterfleth entschuldigte sich und wurde 1381 Bischof von Verden, Scholast Johann Slamestorpe später selbst Erzbischof von Bremen.

Nach dem großen Schisma 1378 waren die langjährigen Beziehungen Hinrich Biscops nach Avignon eher ein Problem als eine Hilfe. Der dortige Papst Clemens VII. setzte ihn wieder als Kollektor in den nordischen Reichen ein<sup>154</sup> – eine Chance, an Geld zu kommen, die keine war. Eine sicherlich nicht ganz zuverlässige, zu Übertreibungen neigende Verteidigungsschrift des Öseler Domkapitels schildert die Entwicklung im Bistum wie folgt: Bischof Heinrich, ein Mann von 80 Jahren und vor Alter geistesschwach (*ex senio delirans*), hatte durch Veräußerung von Juwelen und Kleinodien der Kirche, Unterdrückung von Privilegien, beschworenen Statuten und anderen Freiheiten, durch Brandschatzungen, Entziehung der Einkünfte, durch Fehdeankündigungen aus Schweden und anderen Ländern und durch anderweitige Belästigungen die Öselsche Kirche vielfach und schamlos ins Verderben gestürzt. Er ließ sich gar nicht lenken, und uns (dem Domkapitel) wurde geraten, da kein anderes Mittel übrig bleibe, das Übel mit Geduld zu tragen. Zwei Jahre lang ertrugen wir jene Übel, die von Tag zu Tage ärger wurden: Unser Bischof häufte Drangsale auf Drangsale, behauptete, die Schlüssel des hl. Petrus seien Ew. Heiligkeit unfreiwillig übergeben und scheute sich nicht, die Anhänger des Gegenpapstes, welche wir aus unserer Kathedrale ausgestoßen, in seiner Privatkapelle zur Messe und an seinen Tisch zu ziehen, beabsichtigte auch, die Schlösser der Kirche zu veräußern, in

<sup>151</sup> Die Chroniken der niedersächsischen Städte, Lübeck Bd. 1 (künftig zit.: DETMAR) (Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jh. 19), Leipzig 1884 (Neudruck Göttingen 1967), § 762, S. 554.

<sup>152</sup> RINESBERCH/SCHENE (wie Anm. 89), S. 170f.

<sup>153</sup> DETMAR (wie Anm. 151), § 769, S. 555f.

<sup>154</sup> 1379 Feb. 21 Anschreiben mit Erläuterung des vorgesehenen Zahlungsweges für die gesammelten Gelder, APSCam (wie Anm. 81), Nr. 854.

fremde und unbekannte Hände zu bringen und mit dem daraus gelösten Gelde die Kirche zu verlassen. Als wir dies erfuhren und Gefahr im Verzuge sahen, gingen wir zu ihm und baten ihn mit schuldiger Ehrfurcht, er möge, da er der Kirche ungehörig vorstehe, bis zur Beratung mit Ew. Heiligkeit die von uns ernannten Coadjutoren zuziehen. Er aber, dadurch in Wut geraten und von teuflischem Geist erfüllt, schrie, gleichsam Flammen aus dem Munde sprühend: „Nie, nie! Die Schlösser und alles Übrige sollen nur dahingehen (*modo ibunt*); ich werde meinem Willen folgen, ohne auf Euern Rat zu hören, und Euch alle an den Galgen aufhängen lassen!“ Solche und andere böse Reden führend, trug er seiner Dienerschaft insgeheim auf, uns umzubringen. Da baten wir brieflich den zwei Tagereisen von uns entfernten Komtur zu Reval, er möge uns gegen die Dienerschaft, welche unser Schloß und unsere Höfe in Brand stecken wollten, beistehen. Er erschien auch am vierten Tage in Hapsal, brachte die Dienerschaft durch friedliche Zusprache von solchem Vorhaben ab und kehrte heim, ohne unsern Bischof gesehen noch gesprochen zu haben.<sup>155</sup>

Daß unser Protagonist sich intensiv und mit vielleicht durchaus rüden Mitteln bemüht hat, alle möglichen Einkünfte aus dem Bistum zu ziehen, klingt angesichts seiner Schuldenprobleme durchaus glaubwürdig, auch wird es bei seinen eigenen Beziehungen nach Avignon Kontakte zu Avignon-Anhängern in der Region gegeben haben – hatte doch Clemens VII. versucht, in Dorpat einen Bischof zu etablieren.<sup>156</sup> Das wachsende Mißbehagen im Stift war jedenfalls in offene Feindschaft umgeschlagen. Der Lübecker Chronist Detmar schildert Ereignisse, die im Schreiben des Domkapitels nicht vorkommen: Hinrich Biscop sei am 27. Dezember (1380) von vier Domherren und einem Teil der Stiftsmannschaft in Hapsal gefangen genommen und in Lode in einen Turm geworfen worden. Dort habe er wegen des Erzbischofs von Riga nicht bleiben können, so daß sie ihn zum Schloss Arensburg auf Ösel (heute: Kuressare)<sup>157</sup> verbrachten,<sup>158</sup> wo man ihn eines Tages tot in der Kloake fand, *in cloaca submersus*.<sup>159</sup> Die einen

<sup>155</sup> Wiedergegeben wird hier ein Auszug aus dem Regest in: Liv-, Est- und Kurländisches Urkundenbuch nebst Regesten Bd. 3 (1368–1393), hg. Friedrich Georg von Bunge, Reval 1857 (Neudruck Aalen 1970), S. 117f., Wortlaut ebd. Nr. 1170, Sp. 375ff.

<sup>156</sup> DETMAR (wie Anm. 151), § 810, S. 568 zum Jahr 1380; mit Unterstützung des Ordens konnte er sogar im Bistum Fuß fassen, bis er von seinem Konkurrenten römischer Obödienz vertrieben wurde.

<sup>157</sup> Abb. z.B. in: Kunstdenkmäler Baltische Staaten. Ein Bildhandbuch, hg. Reinhard Hootz, Darmstadt 1992, Abb. 17, 18.

<sup>158</sup> DETMAR (wie Anm. 151), § 825, S. 574f.

<sup>159</sup> So der Lübecker Chronist Hermann Korner, siehe: Die Chronica Novella des Hermann Korner, hg. Jakob Schwalm, Göttingen 1895, § 630, S. 76; in der sog. RUFUS-Chronik heißt es *nicht langk dar na vant me ene in der priveten in der vulnisse bedoven*, Die Chroniken der niedersächsischen Städte, Lübeck Bd. 2 (Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jh. 26), Leipzig 1899 (Neudruck Göttingen 1967), S. 260.

sagten nun, er sei – gefesselt! – hineingeworfen worden, die anderen, er sei bei einem Fluchtversuch zu Tode gekommen.<sup>160</sup> Während der Erzbischof von Riga, vom Papst mit den Ermittlungen beauftragt, die Domherren exkommunizierte, ihrer Pfründen entsetzte und speziell den Domherrn Hermann Bolne als mutmaßlichen Täter vor sein Gericht laden ließ,<sup>161</sup> beteuerte das Domkapitel seine Unschuld und versuchte, den Verdacht auf Leute des Erzbischofs zu lenken. Es war in der Tat mißlich für die Domherren, daß nicht ein Außenstehender, sondern der Erzbischof von Riga, der in der Sache nicht unbefangen war und als Parteigänger des Bischofs von Ösel galt, zum päpstlichen Richter bestellt wurde. Diese Problematik trugen sie der Kurie 1382 vor<sup>162</sup> und griffen gar zum Mittel der Gegenklage gegen den Erzbischof wegen Beleidigung und Schädigung der Pfründen.<sup>163</sup>

Im Bistum Ösel, speziell in Hapsal, dauerten derweil Brandschatzungen, Plünderungen und Gewalttaten an. Die Zustände waren chaotisch. Der vom Papst vorgesehene Nachfolger, der angesehene Pariser Theologe Heinrich Hainbuch von Lauenstein, zögerte unter diesen Umständen, sein Amt anzutreten, und verzichtete schließlich.<sup>164</sup> Hinrichs Hamburger Schwester Alheydis versuchte mit Hilfe des Hamburger Rates noch etwas zu erben: 700 Mark Lübisch habe Hinrich beim Bürgermeister von Reval hinterlegt; man möge ihren Anteil davon dem Lübecker Bürgermeister Jacob Pleskow aushändigen.<sup>165</sup> Zu einer Memorienstiftung im Lübecker Dom ist es jedenfalls gekommen. Das Totengedenken war am 10. März zu begehen,<sup>166</sup> so daß der 10. März 1381 als Todesdatum angenommen werden kann.

Die weitere juristische Aufarbeitung des unwürdigen Todes von Hinrich Biscop bleibt im Dunkel, ist auch nicht mehr Teil unseres Themas. Bei dem Seufzer des Lübecker Verfassers der sog. Rufus-Chronik

<sup>160</sup> DETMAR (wie Anm. 151), S. 575; RUFUS-Chronik (wie Anm. 159), ebenso KORNER (wie Anm. 159) in Fassung A, S. 76; in Fassung D und B ist es eindeutig die Tat der Domherren: *proiecerunt ipsum vinctum in latrinam et suffocaverunt ipsum*, ebd. S. 313.

<sup>161</sup> LEK UB 3 (wie Anm. 155), Untersuchungsauftrag Urbans VI. an den Rigischen Erzbischof vom 5.7.1381, Regest Nr. 1383, Urkunde Nr. 1172; Zitation von Hermann Bolne und anderen 1381 Dez., ebd. Regest Nr. 1389f., Urkunde Nr. 1178f.

<sup>162</sup> Ebd., Regest Nr. 1400, Urkunde Nr. 1187.

<sup>163</sup> GATZ, Bischöfe (wie Anm. 8), S. 495.

<sup>164</sup> Vgl. L. ARBUSOW, Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands, Riga 1908 (Neudruck 1967), S. 61; GATZ, Bischöfe (wie Anm. 8), S. 495; erst 1385 wird mit Winrich von Kniprode ein neuer Bischof genannt; Ende 1383 war von Avignon aus ein Bischof für Ösel bestimmt worden, der sich jedoch nicht durchsetzte, siehe EUBEL, Hierarchia (wie Anm. 57), S. 397.

<sup>165</sup> LEK UB 3 (wie Anm. 155), Regest Nr. 1385, Urkunde Nr. 1174.

<sup>166</sup> Schleswig-Holsteinische Regesten und Urkunden Bd. 15 (= UBBL 4), hg. Wolfgang Prange, Neumünster 1996, § 2449 Zeile 680.

in diesem Zusammenhang *God de wet de warheit alderbest*<sup>167</sup> müssen auch wir es belassen.

### Ausblick

Hinrich Biscop war ein Mann, der keinem Streit aus dem Weg gegangen ist und mit großer Hartnäckigkeit seine Interessen und die seiner Auftraggeber verfolgt hat. Fast überall, wo er auftauchte, gab es Ärger, und wiederholt machte er sich gründlich unbeliebt. Dies hat einer bemerkenswerten Karriere aus schwierigen bürgerlichen Verhältnissen zum Bischof und mächtigsten Mann der Kirche des Nordens nicht im Wege gestanden, sondern mag im Gegenteil ein Schlüssel zu ihr sein. Rechtskenntnisse und Beziehungen an der Kurie sowie ein ausgeprägtes Verhältnis zum Geld waren die Triebkräfte seines Aufstiegs, sein Ehrgeiz und vielleicht Selbstüberschätzung aber auch Ursachen seines Falls. Sein Leben und Sterben böten Stoff für einen Roman, der Tod in der Kloake hat die Kraft eines Sinnbilds: Seht her, so geht es dem, der den Hals nie voll genug bekam!

Beeindruckend ist seine Mobilität, seine Bereitschaft, unter anstrengenden, risikoreichen Bedingungen zu reisen, um seine Karriere zu fördern beziehungsweise seinen Amtspflichten nachzukommen, hin und her von Südfrankreich nach Norddeutschland und Skandinavien und ins Baltikum. Dabei vollzog sich sein Berufsleben vor allem im Hanseraum – über die Geldeinzahlungen in Brügge, die Auseinandersetzungen mit Hamburg und Bremen, das Leben in Lübeck und die Nuntiatur in Skandinavien bis hin zum Ende in Ösel.

Als Person wirkt Hinrich Biscop nicht anziehend, sondern unsympathisch – für biografische Ansätze keine Empfehlung.<sup>168</sup> Wer beschäftigt sich schon gern mit einem karrierehungrigen Geldeintreiber und rücksichtslosen Ränkeschmied, dem Rechtshandel folgten wie sein Schatten? Doch die historische Würdigung darf sich von solchen Empfindungen nicht ablenken lassen. Hinrich Biscop, Sohn eines zwielichtigen Hamburger Spezereienhändlers, wird Bischof; sein Lebensweg zieht eine Spur, die vorausweist in die Zukunft der Kirche der Renaissance.

<sup>167</sup> RUFUS-CHRONIK (wie Anm. 159).

<sup>168</sup> Er fehlt z.B. im vielbändigen einschlägigen Dansk Biografisk Leksikon.

# MESSEHANDEL – HANSEHANDEL

von Franz Irsigler\*

Im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts hatte Messenforschung Konjunktur. Anstöße gaben nicht nur die Jubiläen der wichtigsten deutschen Messen, Frankfurt<sup>1</sup> und Leipzig,<sup>2</sup> mit dem Thema befaßten sich auch die Internationale Städtekommission 1990–95,<sup>3</sup> das Münsteraner Institut für vergleichende Städtegeschichte mit dem weit ausgreifenden Band „Europäische Messen und Märktesysteme in Mittelalter und Neuzeit“<sup>4</sup> und schließlich das Datini-Institut in Prato mit dem Kolloquium des Jahres 2000.<sup>5</sup> Das Interesse galt vor allem der Bedeutung der periodischen Marktgelegenheiten als Steuerungs- und Organisationselemente im internationalen Waren- und Geldverkehr, dem Systemcharakter der Messen in regionalen und überregionalen Raumbezügen und – eng damit verbunden – der Typologie<sup>6</sup> bzw. Hierarchie<sup>7</sup> der Messen und Jahrmärkte von der internationalen Handelsmesse mit Clearingfunktion im Zahlungsverkehr und Kreditwesen bis hinab zu den eintägigen Kirchweihmärkten in Kleinstädten und Dörfern. Die Bedeutung der periodischen Marktgelegenheiten für das Wirtschaftsleben kann kaum überschätzt

---

\* Leicht überarbeitete und mit Anmerkungen versehene Fassung des Vortrags, der am 5. Juni 2001 auf der Pfingsttagung des Hansischen Geschichtsvereins in Emden gehalten wurde.

<sup>1</sup> Frankfurt im Messenetz Europas – Erträge der Forschung, hg. v. Hans POHL unter Mitarb. von Monika POHLE (Brücke zwischen den Völkern – Zur Geschichte der Frankfurter Messe, Bd. I), Frankfurt a. M. 1991.

<sup>2</sup> Leipziger Messen 1497–1997. Gestaltwandel–Umbrüche–Neubeginn, hg. v. Hartmut ZWAHR, Thomas TOPFSTEDT und Günter BENTELE, Teilbd. 1: 1497–1914, Köln/Weimar/Wien 1999; Leipzig. Stadt der wa(h)ren Wunder. 500 Jahre Reichsmesseprivileg (Ausstellungskatalog), hg. v. Volker RODEKAMP, Leipzig 1997.

<sup>3</sup> Ein Teil der Vorträge wurde publiziert in dem in Anm. 4 genannten Band; vgl. in Kürze: Messen, Jahrmärkte und Stadtentwicklung in Europa, hg. v. Franz IRSIGLER und Michel PAULY, Trier 2002 (im Druck).

<sup>4</sup> Europäische Messen und Märktesysteme in Mittelalter und Neuzeit, hg. v. Peter JOHANEK und Heinz STOOB, Köln/Weimar/Wien 1996.

<sup>5</sup> Fiere e mercati nella integrazione delle economie europee secc. XIII–XVIII, hg. von Simonetta CAVACIOCCHI, Florenz 2001.

<sup>6</sup> Einen überzeugenden Vorschlag bietet Michel PAULY, Les marchés annuels en Europe aux XIVE–XVIe siècles. Études régionales et essai de classification, in: Fiere e mercati (wie Anm. 5), S. 669–683.

<sup>7</sup> Vgl. Franz IRSIGLER, La fonction des foires dans l'intégration des économies européennes au moyen âge, in: Fiere e mercati (wie Anm. 5), S. 49–69, bes. S. 66–68.

werden – auch wenn für die unmittelbaren, siedlungsstabilisierenden Zentralfunktionen eines Ortes Wochenmarkt und täglicher Markt wichtiger gewesen sein mögen. Bis ins 18. Jahrhundert kann man ein fast ungebrochenes Wachstum der großen und kleinen Jahrmärkte beobachten.

In der Hanseforschung ist die Frage, ob bzw. in welchem Umfang Hansehandel auch Messehandel war, soweit ich sehe, noch nicht systematisch gestellt und bearbeitet worden. Meine Lesefrüchte<sup>8</sup> haben nur eine Reihe von Ansatzpunkten gegeben, die man weiter verfolgen und vertiefen kann. Herausgestellt wird neben der Bedeutung der im engeren (oder „eigentlichen“) Hanseraum liegenden Messen, nämlich der schonischen Messen zu Skanör und Falsterbo<sup>9</sup> sowie der fünf großen Jahrmärkte von Deventer<sup>10</sup> im IJsselraum, der Rang der Brabanter Messen von Antwerpen und Bergen-op-Zoom<sup>11</sup> und der nicht nur für die Kölner Hansekaufleute wichtigen Frankfurter Messen.<sup>12</sup> Immer wieder zitiert findet man auch in neueren Arbeiten die zwar nur dünn aber recht früh belegten Besuche der Champagne-Messen durch Lübecker, Magdeburger und Kölner Kaufleute<sup>13</sup> sowie kreditsuchende oder Darlehen

<sup>8</sup> Aus Zeitgründen sind diese nicht als systematisch und umfassend zu betrachten.

<sup>9</sup> Aksel E. CHRISTENSEN, *La foire de Scanie*, in: *La foire* (Recueils de la Société Jean Bodin V), Brüssel 1953, S. 241–266; Thomas HILL und Lars ERSGÅRD, *Der Schonenmarkt – die große Messe im Norden*, in: *Die Hanse. Lebenswirklichkeit und Mythos*, hg. von Jürgen BRACKER, Volker HENN und Rainer POSTEL, Lübeck 1999, S. 721–732.

<sup>10</sup> Z. W. SNELLER, *Deventer, die Stadt der Jahrmärkte*, Weimar 1936; Robert FEENSTRA, *Les foires aux Pays-Bas septentrionaux*, in: *La foire* (wie Anm. 9), S. 209–239, hier S. 222–225; Volker HENN, *Der niederrheinisch-ostniederländische Raum und die Hanse*, in: „zu Allen theilen Inß mittel gelegen“. *Wesel und die Hanse an Rhein, IJssel & Lippe*, hg. von Werner ARAND und Jutta PRIEUR, Wesel 1991, S. 11–32, bes. S. 21 und 31 (Anm. 170).

<sup>11</sup> Aus einer Vielzahl von Arbeiten: J. A. VAN HOUTTE, *Les foires dans la Belgique ancienne*, in: *La foire* (wie Anm. 9), S. 175–207, bes. S. 189ff.; Edith ENNEN, *Die niederländischen Messen unter besonderer Berücksichtigung der Brabanter Messen und ihrer Bedeutung für die Messestadt Frankfurt*, in: *Frankfurt im Messenetz Europas* (wie Anm. 1), S. 133–153; Wim BLOCKMANS, *Das westeuropäische Messenetz im 14. und 15. Jahrhundert*, in: ebenda, S. 37–50, bes. S. 45–47; Edith ENNEN, *Mittel- und Osteuropa im Antwerpener Messesystem*, in: *Europäische Messen* (wie Anm. 4), S. 87–104; Gunther HIRSCHFELDER, *Die Kölner Handelsbeziehungen im Spätmittelalter*, Köln 1994, S. 293–322.

<sup>12</sup> Nils BRÜBACH, *Die Entstehung und die Frühzeit der Frankfurter Messen. Vom fränkischen Königshof zum „Kaufhaus der Deutschen“*, in: *Europäische Messen* (wie Anm. 4), S. 143–170; DERS., *Die Reichsmessen von Frankfurt am Main, Leipzig und Braunschweig*, Stuttgart 1994; grundlegend: Michael ROTHMANN, *Die Frankfurter Messen des Mittelalters*, Stuttgart 1998.

<sup>13</sup> Hektor AMMANN, *Deutschland und die Messen der Champagne*, in: *Jb. der Arbeitsgemeinschaft der rheinischen Geschichtsvereine* 2, 1936, S. 61–75; DERS., *Untersuchungen zur Geschichte der Deutschen im mittelalterlichen Frankreich. Teil I: Deutschland und die Messen der Champagne*, in: *Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung* 3, 1939, S. 306–333; HIRSCHFELDER, *Die Kölner Handelsbeziehungen* (wie Anm. 11), S. 30–52; vgl. demnächst Franz IRSIGLER, *Wirtschaft, Wirtschaftsräume, Kontaktzonen*, in: *Deutschland und der Westen*, hg. von Joachim EHLERS, Stuttgart 2002, S. 379–405.



zurückzahlende Kleriker aus dem Hanseraum.<sup>14</sup> Daneben stehen eher sporadische Hinweise auf die Präsenz von Hansekaufleuten auf den Messen von St. Denis und Paris<sup>15</sup>, den westflandrischen Messen,<sup>16</sup> die neben dem großen Brügger Frühjahrsmarkt bis ins 15. Jahrhundert weiter bestanden, und den zweifellos in ihrer Bedeutung gegenüber dem permanenten Zentralmarkt erster Ordnung London nach 1350 deutlich abgesunkenen alten Messeplätzen Südostenglands.<sup>17</sup> Eher beiläufigen Charakter haben auch meine eigenen Ausführungen zum Verhältnis von Hanse- und Messehandel oder zur Bedeutung der Messen für die Hanse,<sup>18</sup> aber sie bieten wenigstens für die Rolle der periodischen Märkte in der Vor- und Frühphase des hansischen Handels einige Hinweise, und die provokante Frage „Waren die Hanser messefeindlich?“, die ich auf einem von Rolf Hammel-Kiesow veranstalteten Lübecker Kolloquium zum Stand der Hanseforschung gestellt und mit einem deutlichen „jein“<sup>19</sup> beantwortet habe, muß ich auch hier wieder aufgreifen.

Ich möchte vier Thesen präsentieren und zur Diskussion stellen:

1. Der vor- und frühhansische Handel bis zum Ende des 13. Jahrhunderts wies eine deutliche Konzentration auf periodische Marktgelegenheiten auf, die wesentlich höher lag als im 14. und 15. Jahrhundert.
2. Auch im Spätmittelalter wurde der jahreszeitliche Rhythmus der Handelsaktivitäten in beachtlichem Umfang durch Messetermine vorgegeben, nun aber konzentriert auf einen überschaubaren Kreis von bedeutenden, vor allem mit hochwertigen und Luxusgütern befaßten Kaufleuten. Daneben etablierte sich ein breiter Bereich nicht termin- oder messegebundenen Handels mit Massengütern.

<sup>14</sup> AMMANN, Untersuchungen (wie Anm. 13), S. 318 u. 323f.; Matthias WERNER, Prälatusschulden und hohe Politik im 13. Jahrhundert. Die Verschuldung der Kölner Erzbischöfe bei italienischen Bankiers und ihre politischen Implikationen, in: Köln. Stadt und Bistum in Kirche und Reich des Mittelalters. Festschrift Odilo Engels, hg. v. Hanna VOLLRATH u. Stefan WEINFURTER, Köln/Weimar/Wien 1993, S. 511–570.

<sup>15</sup> Zu den Veckinchusen vgl. unten Anm. 45; Holger KRUSE, Die Messen des Pariser Raumes im Hoch- und Spätmittelalter, in: *Fiere e mercati* (wie Anm. 5), S. 609–624.

<sup>16</sup> Vgl. unten bei Anm. 38 (Morneweck) sowie 45 und 53 (Veckinchusen).

<sup>17</sup> Ellen WEDEMEYER MOORE, *The Fairs of Medieval England. An Introductory Study*, Toronto 1985.

<sup>18</sup> Franz IRSIGLER, Der hansische Handel im Spätmittelalter, in: *Die Hanse* (wie Anm. 9), S. 700–721, bes. S. 712–717.

<sup>19</sup> DERS., *Desiderata einer hansischen Gewerbe- und Produktionsgeschichte*, in: *Vergleichende Ansätze in der hansischen Geschichtsforschung*, hg. von Rolf HAMMEL-KIESOW (Hansische Studien XIII), Trier 2002, S. 177–187.

3. Hansekaufleute schätzten die kaum beschränkte Freiheit des Handels von Gast zu Gast auf den Messeplätzen des Westens,<sup>20</sup> waren aber nicht bereit oder interessiert, im engeren Handelsbereich ähnlich freie Bedingungen einzuräumen; insofern waren sie tatsächlich messefeindlich, wie am Mißerfolg der Hamburger Pfingstmesse von 1365<sup>21</sup> und dem Niedergang der schonischen Messen<sup>22</sup> gezeigt werden kann.
4. Da im nord- und ostdeutschen Raum – abgesehen vom Fehlen großer Messen – auch der Unterbau der mittleren und kleinen Jahrmarktsorte nicht genügend entwickelt war, gewannen Kaufleute, Krämer und Handwerker als Messebesucher und Distributoren der dort eingekauften Waren im regionalen Rahmen nicht die Bedeutung wie ihre Kollegen in den westlichen Hansestädten an der Achse Antwerpen–Frankfurt.

In dieser Zuspitzung ist die vierte These aufgrund der Beiträge der Emdener Pfingsttagung nicht mehr haltbar; zumindest im Raum westlich der Elbe<sup>23</sup> gab es ein relativ dichtes und abgestuftes periodisches Marktleben. Vielleicht handelt es sich auch östlich der Elbe eher um eine Forschungslücke oder ein Problem der West-Ost-Verzögerung in der Siedlungs- und Wirtschaftsentwicklung.

Zur 1. These:

In meinem Beitrag<sup>24</sup> zur Hamburger Hanse-Ausstellung von 1989 habe ich versucht, die zeitliche Lücke zwischen der schon im 7. Jahrhundert bezeugten Messe von St. Denis bei Paris und den erstmals im 10. Jahr-

---

<sup>20</sup> Vgl. Rudolf HÄPKE, Brügges Entwicklung zum mittelalterlichen Weltmarkt, Berlin 1908, S. 110f. u. 256; J. A. VAN HOUTTE, *The Rise and Decline of the Market of Bruges* (1966), wieder in: DERS., *Essays on Medieval and Early Modern Economy and Society*, Löwen 1977, S. 249–274; DERS., *Anvers aux XVe et XVIe siècles* (1961), wieder in: ebenda, S. 143–179; Franz IRSIGLER, Zollpolitik ausgewählter Handelszentren im Mittelalter, in: *Die Auswirkungen von Zöllen und anderen Handelshemmnissen auf Wirtschaft und Gesellschaft vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, hg. v. Hans POHL, Stuttgart 1987, S. 40–58, bes. S. 56f.

<sup>21</sup> Vgl. unten S. 48f.

<sup>22</sup> Vgl. unten S. 47f.

<sup>23</sup> Vgl. inzwischen Rudolf HOLBACH, Jahrmärkte und Handelsbeziehungen zwischen Weser und Ems im späten Mittelalter, in: *Landesgeschichte als multidisziplinäre Wissenschaft. Festgabe für Franz Irsigler*, hg. von Dietrich EBELING, Volker HENN, Rudolf HOLBACH, Winfried REICHERT und Wolfgang SCHMID, Trier 2001, S. 223–268; Volker HENN, Jahrmärkte und Messen im Weser-Elbe-Raum im späten Mittelalter, ebenda, S. 269–292; Nils BRÜBACH, *Kauffschlag und Herrenmesse – Messen und Jahrmärkte und ihre Funktion für den Raum zwischen Weser und Elbe*, in: *Hanse – Städte – Bünde. Die sächsischen Städte zwischen Elbe und Weser um 1500*, hg. von Matthias PUHLE, Bd. 1, Magdeburg 1996, S. 375–395; vgl. die unten in den Anmerkungen 60 und 61 zitierten Aufsätze.

<sup>24</sup> Franz IRSIGLER, Fernhandel, Märkte und Messen in vor- und frühhansischer Zeit, in: *Die Hanse* (wie Anm. 9), S. 23–33, auch abgedr. in: *Frankfurt im Messenetz Europas* (wie Anm. 1), S. 85–96.

hundert faßbaren Jahrmärkten im linksrheinischen Raum zu schließen, indem ich die nicht von antiker Tradition berührten, küstennahen Handelsplätze im Nord- und Ostseeraum, in der Forschung gern als Wikorte oder Handelsemporien bezeichnet,<sup>25</sup> als frühe Messeplätze interpretierte. Die meisten dieser Orte existierten nur knapp zwei Jahrhunderte – einige wurden zu Keimzellen mittelalterlicher Städte, auch von Hansestädten – man denke nur an die Stadtwurten von Emden und Hamburg. Durch intensive Grabungen, vor allem in Dorestad, Haithabu und Birka (Mälarsee), weiß man, daß gerade die jüngeren Handelsemporien mehr waren als bloße Rastorte und Umschlagplätze des Fernhandels; sie erfüllten bezüglich der Siedlungsstruktur, der beruflichen und sozialen Schichtung der Bevölkerung und einiger Zentralfunktionen auf herrschaftlich-kultischem Gebiet durchaus wichtige Kriterien präurbaner Siedlungen.<sup>26</sup> Aber trotz des sicher nachweisbaren Bestandes festansässiger, auch handwerklich tätiger Bevölkerung ist festzuhalten: Die Hauptfunktion dieser Orte war doch wesentlich vom Fernhandel bestimmt.<sup>27</sup>

Volles Leben entfaltete sich nur, wenn aus allen Himmelsrichtungen die Schiffskonvois oder Kaufmannskarawanen zusammenkamen. Dann vervielfachte sich die Bewohnerschaft, dann mußten Vieh, Wein, Bier und wohl auch Getreide aus dem Hinterland oder aus den auf dem

---

<sup>25</sup> Vgl. Leopold SCHÜTTE, *Wik. Eine Siedlungsbezeichnung in historischen und sprachlichen Bezügen*, Köln/Wien 1976.

<sup>26</sup> Eine sehr gute Übersicht bieten die Beiträge in: *Vor- und Frühformen der europäischen Stadt im Mittelalter*, hg. von Herbert JANKUHN, Walter SCHLESINGER und Heiko STEUER, 2 Bde, Göttingen 1973/74; *Archäologische und naturwissenschaftliche Untersuchungen an ländlichen und frühstädtischen Siedlungen im deutschen Küstengebiet vom 5. Jahrhundert v. Chr. bis zum 11. Jahrhundert n. Chr.*, Bd. 2: *Handelsplätze des frühen und hohen Mittelalters*, hg. von Herbert JANKUHN, Kurt SCHIETZEL und Hans REICHSTEIN, Weinheim 1984; *Untersuchungen zu Handel und Verkehr der vor- und frühgeschichtlichen Zeit in Mittel- und Nordeuropa*, Teile I–IV, hg. v. Klaus DÜWEL, Herbert JANKUHN, Harald SIEMS und Dieter TIMPE, Teil V, hg. v. Herbert JANKUHN, Wolfgang KIMMIG und Else EBEL, Teil VI, hg. v. Herbert JANKUHN und Else EBEL, Göttingen 1985–1989; vgl. Heiko STEUER, *Die Handelsstätten des frühen Mittelalters im Nord- und Ostseeraum*, in: *La genèse et les premiers siècles des villes médiévales dans les Pays-Bas méridionaux. Un problème archéologique et historique* (14e Colloque Internationale Spa), Brüssel 1990, S. 75–116.

<sup>27</sup> In ihrer bahnbrechenden Untersuchung „Frühgeschichte der europäischen Stadt“ (Bonn 1953, <sup>3</sup>1981) hat Edith ENNEN den unsteten Charakter der frühen Fernhandelsplätze sehr stark betont, das negative Urteil unter Berücksichtigung der inzwischen vertieften Forschungen, vor allem der Archäologen, aber 1977 bzw. 1981 deutlich revidiert; vgl. DIES., *Frühgeschichte der europäischen Stadt – wie ich sie heute sehe*, in: Edith ENNEN, *Gesammelte Abhandlungen zum europäischen Städtewesen und zur rheinischen Geschichte*, hg. von Georg DROEGE, Klaus FEHN, Dietrich HÖROLDT, Franz IRSIGLER und Walter JANSSEN, Bonn 1977, S. 259–284; wieder abgedr. in der 3. Auflage der „Frühgeschichte ...“ als „Bemerkungen zum gegenwärtigen Forschungsstand“, S. 321–346, zu den Emporien S. 330f.

Wasserweg erreichbaren Versorgungszonen herbeigeschafft werden. Wir fassen hier ein Grundprinzip des periodischen Messehandels, der ja bis in die frühe Neuzeit hinein Karawanenhandel blieb, d.h. solange die Messen als Warenmessen funktionierten. Leider wissen wir noch nicht, wann sich die Kaufleute dieser Übergangsphase vom frühen zum hohen Mittelalter in Quentowik, Dorestad, Domburg auf Walcheren, Emden, Hamburg, Haithabu, Alt-Lübeck, Kaupang in Skiringssal, Wisby, Birka (später Sigtuna), Rerik, Jumne/Wollin usw. jeweils trafen, welche typischen Routen der Kaufmannskarawanen und Schiffskonvois es gab, ob und in welcher Form die Termine der geographisch benachbarten Handelsplätze aufeinander abgestimmt waren. Sicher wußte man im Westen, im angelsächsischen wie im nordfranzösisch-flandrischen Raum und in Friesland, wann man in Haithabu auf die Skandinavier, Gotländer, Samländer und vielleicht auch Russen treffen konnte; selbst arabische Kaufleute aus Spanien,<sup>28</sup> die am Sklavenhandel interessiert waren, kannten die Jahrmarktszeit oder -zeiten an der Schlei. Der berühmte Ottar von Halogaland, Zeitgenosse König Alfreds des Großen (871–899), Großbauer, Rentierzüchter und Saisonhändler aus Norwegen, segelte gewöhnlich über Kaupang/Skiringssal, wo er Specksteinerzeugnisse einladen konnte, nach Haithabu, dann vermutlich weiter nach England.<sup>29</sup> Es dürfte in Haithabu also einen Markttermin im späteren Frühjahr gegeben haben, den Norweger und Russen wahrnehmen konnten. Berücksichtigt man, daß einige der aktivsten Kaufmannsgruppen dieser Zeit, Norweger, Friesen und Gotländer, in erster Linie Saisonhändler waren, daß die meisten Schiffskonvois im Winter nicht fahren konnten und auch die schiffbaren Flüsse West-, Mittel- und Osteuropas wegen Eisgang, Frühjahrshochwasser oder hochsommerlichem Niedrigwasser jeweils nur wenige Monate lang sichere Verkehrsbedingungen boten, dann ergaben sich zweifellos schon saisonale Rhythmen, bei denen die Bevorzugung von Frühjahrs- und Herbstterminen in hoch- und spätmittelalterlichen Messesystemen vorweggenommen wurde.

Ich muß es mir versagen, den Prozeß der teilweisen Verlagerung der Fernhandelsstützpunkte aus dem Küstenbereich ins Binnenland,<sup>30</sup> den Aufstieg der ‚Nachfolgesiedlungen‘, die Beteiligung neuer Händler-

<sup>28</sup> Vgl. Richard HENNIG, *Terrae incognitae. Eine Zusammenstellung und Bewertung der wichtigsten vorcolumbianischen Entdeckungsreisen anhand der darüber vorliegenden Originalberichte*, Bd. 2, Leiden <sup>2</sup>1950, S. 202–205; Edith ENNEN, *Die europäische Stadt des Mittelalters*, Göttingen <sup>1</sup>1987, S. 54f.

<sup>29</sup> Ausführlich Herbert JANKUHN, *Haithabu. Ein Handelsplatz der Wikingerzeit*, Neumünster <sup>8</sup>1986, S. 133 u. 148.

<sup>30</sup> Vgl. ENNEN, *Europäische Stadt* (wie Anm. 28), S. 57–59.

gruppen – Flamen, Rheinländer, Westfalen, Sachsen – und das massive Einsetzen herrschaftlicher Förderung und Reglementierung des Wirtschaftslebens durch die Privilegierung von periodischen und permanenten Märkten<sup>31</sup> neben den gewachsenen Einrichtungen darzustellen. In mehreren Regionen Frankreichs, in Südostengland, in den südlichen Niederlanden und im Westen des Reiches kam es im 11. und 12. Jahrhundert zu einer deutlichen Verdichtung der gewerblichen Produktion einerseits, der hierfür tauglichen Markt- und Absatzeinrichtungen andererseits.

Bis 1200, also in der Frühphase der Bildung der Hanse, kam im nordwesteuropäischen Raum – nach dem Vorbild der Champagne<sup>32</sup> mit sechs Messen in vier Messeorten seit etwa 1140/60 – die Ausbildung von drei weiteren, terminlich exakt abgestimmten Messesystemen zum Abschluß, in Westflandern<sup>33</sup> mit Lille, Ypern, Messines, Thourout und – erst relativ spät – Brügge, in Südostengland<sup>34</sup> mit Boston, Stamford, King's Lynn, Northampton, St. Ives, Bury St. Edmunds, Winchester, Westminster und London-St. Bartholomew, schließlich am Niederrhein mit Köln, Aachen, Duisburg und wohl auch Utrecht.<sup>35</sup> Wie in der Champagne ergaben sich ungemein attraktive, die periodischen zu fast permanenten Marktgelegenheiten auf regionaler Ebene verdichtende Messesysteme mit einem reichen Angebot an gewerblichen Produkten: in England und Flandern vor allem hochwertige Wolltuche, im Rheinland Tuche, Metalle und Metallwaren; eine besondere Rolle spielte hier natürlich der Wein.

---

<sup>31</sup> Eine knappe Übersicht: Franz IRSIGLER, Markt- und Messeprivilegien auf Reichsgebiet im Mittelalter, in: *Das Privileg im europäischen Vergleich*, Bd. 2, hg. von Barbara DÖLEMEYER und Heinz MOHNHAUPT, Frankfurt a.M. 1999, S. 189–214.

<sup>32</sup> Vgl. Heinz THOMAS, Beiträge zur Geschichte der Champagne-Messen im 14. Jahrhundert, in: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 64, 1977, S. 433–467; DERS., Die Champagnemessen, in: *Frankfurt im Messenetz Europas* (wie Anm. 1), S. 13–36; demnächst Franz IRSIGLER und Winfried REICHERT, *Les foires de Champagne*, in: *Messen, Jahrmärkte* (wie Anm. 3).

<sup>33</sup> Vgl. VAN HOUTTE, *Les foires* (wie Anm. 11), bes. S. 180–188; Masahiko YAMADA, *Le mouvement des foires en Flandre avant 1200*, in: *Villes et campagnes au Moyen Age. Mélanges Georges Despy*, hg. von Jean-Marie DUVOSQUEL und Alain DIERKENS, Lüttich 1991, S. 773–789.

<sup>34</sup> WEDEMEYER MOORE, *The Fairs* (wie Anm. 17); Stephan R. EPSTEIN, *Regional Fairs, Institutional Innovation, and Economic Growth in Late Medieval Europe*, in: *The Economic History Review* 47, 1994, S. 459–482.

<sup>35</sup> IRSIGLER, *Jahrmärkte und Messesysteme im westlichen Reichsgebiet bis ca. 1250*, in: *Europäische Messen* (wie Anm. 4), S. 1–33, hier S. 12–19; zu der etwas problematischen Utrechter Urkunde von 1127 vgl. Wolfgang HERBORN, *Die mittelalterlichen Messen im deutschsprachigen Raum*, in: *Frankfurt im Messenetz Europas* (wie Anm. 1), S. 51–65, hier S. 52.

Während der rheinische Raum trotz der Sonderrechte Kölns dauerhaft, eine Reihe von nordniederländischen Städten wenigstens vorübergehend in das hansische System selbst integriert wurden, stiegen Flandern und England zu den wichtigsten Zielbereichen des Hansehandels auf. Dabei behielten in England trotz der immer stärker werdenden Dominanz Londons die ostenglischen Messeorte als Lieferanten von Wolle und Tuchen noch weit bis ins 14. Jahrhundert durchaus Bedeutung und – wenngleich reduziert – auch internationalen Charakter; erst im 15. Jahrhundert gerieten sie als Regionalmärkte endgültig in den Schatten des übermächtigen London.<sup>36</sup> Auch in Flandern sind die Konzentration auf Brügge und der Ausbau der Funktionen des permanenten Marktes unübersehbar, nicht zuletzt wegen des für die Hansen zunächst sehr nützlichen, mit der Zeit aber immer mehr Zwangscharakter annehmenden Brügger Stapels.<sup>37</sup> Nichtsdestoweniger blieben von den übrigen westflandrischen bzw. nordfranzösischen Messeorten einige für die Hansen noch lange attraktiv. Der im Auftrag des Lübecker Rates um 1290 in Flandern tätige, vor allem mit der Rückzahlung von Darlehen und der Aufnahme neuer Kredite befaßte Kaufmann Reinekin Mornewech nutzte hierfür auch Kontakte nach Ypern, Lille und Thourout; die Messe von Lille nannte er in einem Schreiben an den Lübecker Rat als Zahlungstermin für 800 Mark lübisch; er bedauerte, daß ihn der erste Brief des Rates nicht rechtzeitig vor der Messe in Thourout erreicht habe; dort hätte er genügend Geld besorgen können.<sup>38</sup> Wir werden noch sehen, daß zumindest die Messen von Ypern, Thourout und Lille (nicht mehr Messines) für den Tucheinkauf großer Hansefirmen wie der Veckinchusen<sup>39</sup> auch noch zu Beginn des 15. Jahrhunderts von Bedeutung waren. Es war nach den positiven Erfahrungen aus der Frühzeit der Hanse für die Kaufleute relativ einfach, die durch die Brabanter und die terminlich mit diesen harmonisierenden Frankfurter Messen gebotenen Chancen zu erkennen, auch wenn der Prozeß der Lösung von Kontor und Stapel zu Brügge vor allem den Hansen aus dem Ostseeraum schwerfiel.

<sup>36</sup> Vgl. neben den in Anm. 34 genannten Arbeiten J. L. BOLTON, *The Medieval English Economy 1150–1500*, London 1980, bes. S. 119–149; Terence Henry LLOYD, *England and the German Hanse 1157–1611. A Study of their Trade and Commercial Diplomacy*, Cambridge 1991; Stuart JENKS, *England, die Hanse und Preußen. Handel und Diplomatie 1377–1474*, 3 Bde, Köln 1992.

<sup>37</sup> Zum Brügger Stapelprivileg von 1323 vgl. Otto GÖNNENWEIN, *Das Stapel- und Niederlagsrecht*, Weimar 1939, S. 46ff.; IRSIGLER, *Zollpolitik* (wie Anm. 20), S. 57 mit weiterer Literatur.

<sup>38</sup> Philippe DOLLINGER, *Die Hanse*, Stuttgart 1989, S. 268; Übersetzung des Briefes von 1290 ebenda, S. 539.

<sup>39</sup> Vgl. unten S. 45.

Zur 2. These:

Dank der wachsenden Tragkraft der Transportschiffe, vor allem vom Typ Holk, gewann im Spätmittelalter der Handel mit Massengütern immer stärker an Bedeutung. Dieser Handel war nur in Ausnahmefällen messegebunden. Auf dem Brügger Frühjahrsmarkt, den Brabanter oder auch den Frankfurter Messen wurden allenfalls Liefervereinbarungen und Abrechnung oder Zahlungsausgleich geregelt. Der Handel mit den aus dem Norden und Osten stammenden Produkten Kupfer, Wagenschott, Eibenbögen, Pottasche, Teer, die Lieferungen von Getreide, Flachs, Honig und Wachs erfolgten meist unabhängig von Messeterminen. Bestimmte Güter des Hansehandels gehorchten einem jeweils eigenen, von der Natur, den Schifffahrts- oder Produktionsbedingungen abhängigen saisonalen Rhythmus. Bei dem bis ins späte 14. Jahrhundert auch als internationale Warenmesse so bedeutsamen Heringsmarkt auf Schonen gab die Fangzeit des Herings, Juli bis September, den Messetermin und die Messedauer vor.<sup>40</sup> Auf diese Terminvorgabe mußten wegen des hohen Salzbedarfs nicht nur Produktion und Handel mit Lüneburger Salz, sondern auch die Fahrt der hansischen Bayenflotte Rücksicht nehmen. Die Salzversorgung der schonischen Märkte ist somit eher als Sonderfall von Messeorientierung des hansischen Handels anzusehen.

Er wäre zu überlegen, ob man in ähnlicher Weise nicht auch den Einkauf hochwertigen Rauchwerks in Nowgorod<sup>41</sup> interpretieren könnte. Da die besten Pelze von Tieren stammten, die in den kalten Wintermonaten erlegt worden waren, muß es im Frühjahr, vielleicht schon in den letzten Winterwochen eine regelrechte, mehrere Wochen dauernde Pelzmesse gegeben haben, die für die Hansen im Petershof von größter Bedeutung war. Wahrscheinlich hat der Wunsch, auf jeden Fall rechtzeitig am Markt zu sein, dazu geführt, daß sich von den regulären

---

<sup>40</sup> Vgl. neben der in Anm. 9 genannten Literatur jetzt Carsten JAHNKE, *Das Silber des Meeres. Fang und Vertrieb von Ostseehering zwischen Norwegen und Italien (12.–16. Jh.)*, Köln/Weimar/Wien 2000.

<sup>41</sup> Vgl. Paul JOHANSEN, *Der hansische Rußlandhandel, insbesondere nach Novgorod*, in: *Die deutsche Hanse als Mittler zwischen Ost und West*, hg. v. Leo BRANDT, Köln/Opladen 1963, S. 39–57; Norbert ANGERMANN, *Die Hanse und Rußland*, in: *Hanse in Europa. Brücke zwischen den Märkten, 12. bis 17. Jahrhundert*, hg. vom Kölnischen Stadtmuseum, Köln 1973, S. 271–280; DOLLINGER, *Die Hanse* (wie Anm. 38), S. 306–309; E. A. RYBINA, *Ausländische Höfe in Nowgorod vom 12. bis 17. Jahrhundert*, in: *Autonomie, Wirtschaft und Kultur der Hansestädte*, hg. von Konrad FRITZE, Eckhard MÜLLER-MERTENS und Walter STARK, Weimar 1984, S. 111–129; Anna L. CHOROSKEVIC, *Der deutsche Hof in Novgorod und die deutsche Herberge (Fondaco dei Tedeschi) in Venedig im 13./14. Jahrhundert: eine vergleichende Vorstudie*, in: *Zwischen Lübeck und Novgorod. Wirtschaft, Politik und Kultur im Ostseeraum vom frühen Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*, hg. von Ortwin PELC und Gertrud PICKHAN, Lüneburg 1996, S. 67–87.

Teilnehmern der auch als Abenteuer verstandenen ‚Naugarder Reise‘, die Nowgorod im späten Frühjahr auf dem Wasserweg erreichten, jene ‚Wintersitzer‘ abspalteten, die sich die russische Kälte und die lange, meist langweilige Wartezeit im Kontor durch – manchmal – unmäßigen Alkoholgenuß und grobe Spiele verkürzten.

Messeunabhängig war im Prinzip auch der Handel mit den schweren Massengütern und Genußmitteln Bier und Wein, aber überall, wo den Importeuren neben dem Stückverkauf auch der Ausschank erlaubt war, lohnte es sich, zur Messezeit besonders viel Wein und Bier anzuliefern. Die Brügger Akziserechnungen der Jahre 1360–90 für die von den Hansen gelieferten und – meist in Gesellschaft mit Geschäftspartnern – vertrunkenen Fässer Wein, Bier und Met lassen jedenfalls in der Zeit des großen, für viele Kaufleute immer noch verbindlichen Frühjahrsmarktes gewöhnlich einen erheblichen Anstieg des Konsums erkennen.<sup>42</sup>

Sicher wäre es vermessen, die letztlich nicht stringent nachweisbare Behauptung, der messegebundene Hansehandel sei in Relation zum nicht messegebundenen zurückgegangen, in irgendeiner Weise quantitativ abstützen zu wollen. Sie ist plausibel, wenn man den gesamten Hanseraum ins Blickfeld nimmt, gerade die vielen nur auf den Ostseeraum und Skandinavien beschränkten Aktivitäten. Im Westen mit der geographischen Nähe zu der großen Achse Antwerpen/Bergen – Köln – Frankfurt und zu den zahlreichen Jahrmärkten in Deventer und in einer Reihe weiterer Marktstädte des IJsselraumes – Volker Henn hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht<sup>43</sup> – sind die Verhältnisse weniger klar. Hier scheinen die großen Messen als die Spitzen einer reich ausdifferenzierten Märktehierarchie für fast alle Handels- und Wirtschaftsbereiche von erheblicher Bedeutung gewesen zu sein, nicht allein für den Absatz von hochwertigen oder Luxusgütern.

Gestützt wird meine These durch Hektor Ammann, der vor vielen Jahren die Einzugsbereiche der Brabanter und Frankfurter Messen sowie der Deventer-Märkte kartiert hat.<sup>44</sup> Es verwundert nicht, daß auf allen

<sup>42</sup> Vgl. Werner PARAVICINI (Hg.), *Hansekaufleute in Brügge, Teil 1: Die Brügger Steuerlisten 1360–1390*, bearb. v. Klaus KRÜGER, Frankfurt a. M./Bern/New York/Paris 1992; vgl. Franz IRSIGLER, „Ind machden alle lant beirs voll“. Zur Diffusion des Hopfenbierkonsums im westlichen Hanseraum, in: *Nahrung und Tischkultur im Hanseraum*, hg. von Günter WIEGELMANN, Ruth-E. MOHRMANN, Münster/New York 1996, S. 377–397, bes. S. 384.

<sup>43</sup> HENN, *Der niederrheinisch-ostniederländische Raum* (wie Anm. 10), S. 21 und Anm. 170.

<sup>44</sup> Die Karten (9: Brabanter Messen; 11: Messen von Deventer; 27: Frankfurter Messen) sind publiziert als Beilage zu Hektor AMMANN, *Der hessische Raum in der mittelalterlichen Wirtschaft*, in: *Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 8, 1958, S. 37–70; vgl. Heinz-K. JUNK, *Hektor Ammanns Messekarten. Einführende Bemerkungen zur Konzeption*, in: *Europäische Messen* (wie Anm. 4), S. 305–317.



drei Karten der rheinisch-westfälische Teil des Hanseraumes sehr gut vertreten ist und auch die Hellweglinie mit ihrer Fortsetzung im Osten über die Hohe Straße bis nach Breslau noch einigermaßen deutlich hervortritt; dagegen beobachtet man eine auffallende Ausdünnung der Belege östlich der Ems und nördlich einer Linie Osnabrück – Magdeburg - Breslau. Der Einzugsbereich der Deventerer Märkte erreichte mit Stade, Hamburg, Stendal und Magdeburg immerhin die Elbe, mit Breslau sogar den Oderraum, nicht aber die Ostseeküste. Für die Brabanter Messen kartierte Ammann östlich der Elbe im Küstenraum nur Kiel, Lübeck, Rostock und Stralsund, im Binnenraum Brandenburg, Berlin, Posen, Görlitz, Breslau und Krakau. Ein ähnliches Bild ergibt sich für die Frankfurter Messen: östlich der Elbe im Küstenbereich nur Lübeck, Wismar, Rostock und Danzig, im Binnenland Brandenburg, Frankfurt/Oder und Posen; erstaunlich dicht belegt ist – allerdings vornehmlich mit Städten, die nicht zur Hanse gehörten – die große West-Oststraße von Halle/Leipzig über Meißen und Görlitz nach Breslau, Krakau und sogar Lemberg. Auch der Raum zwischen Weser und Elbe erscheint deutlich stärker auf den Frankfurter als auf den Brabanter Messen präsent.

Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß der Positivauswahl von Hansestädten auch eine Positivauswahl von besonders aktiven Kaufleuten mit weitreichenden Handelsbeziehungen entsprach, deren Handel eine starke Konzentration auf hochwertige, im Messehandel hoch geschätzte Waren aufwies. Um diese Vermutung zu beweisen, müßte man serienweise prosopographische Studien zu den Antwerpener, Frankfurter und Deventerer Messebesuchern anstellen, was – vor allem wegen der hohen Quellenverluste in Frankfurt – nicht allzu aussichtsreich wäre. Ich beschränke mich auf die überlieferungsmäßig am besten dokumentierte hansische Firma, die des Veckinchusen-Clans mit Hildebrand Veckinchusen als Zentralfigur,<sup>45</sup> obwohl gerade diese Firma alles andere als repräsentativ ist für die Masse der Hansekaufleute, vor allem wegen des risikoreichen und schließlich auch gescheiterten Engagements im Venedighandel,<sup>46</sup> was – von den Kölnern abgesehen – Hansekaufleute gewöhnlich nicht wagten;

---

<sup>45</sup> Vgl. Luise VON WINTERFELD, Hildebrand Veckinchusen. Ein hansischer Kaufmann vor 500 Jahren, Lübeck 1929; Wilhelm STIEDA (Hg.), Hildebrand Veckinchusen. Briefwechsel eines deutschen Kaufmanns im 15. Jahrhundert, Leipzig 1921; Michael P. LESNIKOV (Hg.), Die Handelsbücher des hansischen Kaufmanns Veckinchusen, Berlin 1973; Franz IRSIGLER, Der Alltag einer hansischen Kaufmannsfamilie im Spiegel der Veckinchusen-Briefe, in: HGBll. 103, 1985, S. 75–99.

<sup>46</sup> Vgl. Wilhelm STIEDA, Hansisch-Venetianische Handelsbeziehungen im 15. Jahrhundert, Rostock 1895; DOLLINGER, Die Hanse (wie Anm. 38), S. 229–232.

die meisten begnügten sich mit der von Bruder Sievert auch Hildebrand angeratenen „guden olden neringe“, dem klassischen, häufig in Fahrtgenossenschaften organisierten Handel auf Teilstrecken der Hauptachsen zu Wasser und zu Land zwischen Nowgorod, Bergen, Brügge und London. Über die großen Schwierigkeiten, das Wesen, das Charakteristische im Erscheinungsbild und der Erfahrungswelt hansischer Kaufleute zu fassen, habe ich mich vor einigen Jahren in Hannover geäußert.<sup>47</sup> Ich halte es für legitim, Hildebrand Veckinchusen als Beispiel vorzuführen, auch wenn sein „Stil“ möglicherweise unhansisch war und Aktionen, wie er sie ins Leben rief oder mittrug, nur von wenigen nachgeahmt werden konnten. Vor kurzem hat Michael Rothmann in seiner großen Arbeit über „Die Frankfurter Messen im Mittelalter“<sup>48</sup> die Handelsaktivitäten Hildebrand Veckinchusens unter besonderer Berücksichtigung der in den Handelsbüchern und -briefen faßbaren Frankfurt-Bezüge noch einmal zusammenfassend dargestellt: „Vom Standort Brügge aus spannten sich die Fäden seines Handelsverkehrs in die verschiedensten Richtungen. Im Norden waren Hamburg, Lübeck, Lüneburg, Wismar, Stettin, Riga, Dorpat und Reval<sup>49</sup> in seinem Blick. Im westlichen Teil des Reichs richtete sich sein Augenmerk auf Aachen und Köln, im südlichen Teil handelte er mit Frankfurt, Nürnberg, Konstanz und Straßburg. In Flandern, Brabant und Holland stand er in Handelskontakten mit Amsterdam, Herenthals, Utrecht, Gent und Delft. In Frankreich pflegt[e] er Beziehungen zu Toul, Amiens, St. Thomas,<sup>50</sup> La Rochelle und Rouen,<sup>51</sup> in England mit London und Boston. In Italien finden wir ihn in Kontakt mit Lucca und vor allem Venedig. Veckinchusen deckte mit seinen Handelsinteressen fast das gesamte Einzugsgebiet der Frankfurter Messen ab.“

Rothmann betont mit Recht, daß diese Kontakte nur zu einem geringen Teil auf persönlich durchgeführten Handelsreisen Hildebrands beruhten; sein persönliches Itinerar war relativ begrenzt. Die meisten Handelsbeziehungen liefen über Gesellschafter oder Kaufmannsdiener. Schon Michael Lesnikow, Herausgeber eines ersten Bandes der Veckinchusen-Handelsbücher, hat die starke Orientierung der Aktivitäten der Veckinchusen-Firma auf die nordwesteuropäischen Messen heraus-

---

<sup>47</sup> Franz IRSIGLER, Erscheinungsbild und Erfahrungswelt des hansischen Kaufmanns, in: Beiträge zur hansischen Kultur-, Verfassungs- und Schiffahrtsgeschichte, hg. von Horst WERNICKE und Nils JÖRN, Weimar 1998, S. 11–21.

<sup>48</sup> Wie Anm. 12, Zitat S. 539f.

<sup>49</sup> Man könnte ergänzen: auch Nowgorod.

<sup>50</sup> Gemeint ist St. Omer.

<sup>51</sup> Zu ergänzen wären: St. Denis und Paris.

gestellt;<sup>52</sup> Rothmann ergänzte den Jahreszyklus durch die von Lesnikow seltsamerweise nicht berücksichtigten Frankfurt-Belege. Der Zyklus<sup>53</sup> umfaßte zwölf Messen in acht Messeplätzen vom Fastenbeginn bis in den November: Er begann in Ypern (Aschermittwoch), dann folgte die Frankfurter Fastenmesse vom 4. bis 2. Sonntag vor Ostern. Die Messe von Bergen-op-Zoom begann direkt nach Ostern; eine Woche später (ab Quasimodo) mußte man in Brügge den vierwöchigen Frühjahrsmarkt wahrnehmen – ein „Muß“ für fast alle Hansekaufleute, die sich im Westen befanden. Um Christi Himmelfahrt stand der zweite Termin in Ypern an, wenig später die Pfingstmesse in Antwerpen, und je nach Datum der beweglichen Feste gab es kaum eine Pause bis zur Messe von St. Denis, die am zweiten Mittwoch im Juni begann. Dort haben, wie zuletzt Robert Delort<sup>54</sup> gezeigt hat, die Veckinchusen große Mengen an feinem Pelzwerk abgesetzt. Auf dem Rückweg bot sich ab dem 24. Juni die Messe von Thourout an, aber wichtiger war sicher die am 15. August beginnende Frankfurter Herbstmesse. In der weitverzweigten Firma Veckinchusen konnte aber auch der mit Frankfurt kollidierende Messetermin in Lille (ab 16. August) wahrgenommen werden. Ab 1. Oktober traf man alle Welt in Antwerpen und schließlich folgte im November noch die zweite Messe in Bergen.

Auch wenn man keinesfalls davon ausgehen kann, daß in jedem Jahr alle zwölf Messetermine wahrgenommen wurden, zeigt sich doch ganz eindeutig, daß der Rhythmus des Hansehandels im Westen immer noch überwiegend von den großen periodischen Marktgelegenheiten bestimmt war. Auf den Messen gab es die besten Gelegenheiten zum Austausch unter Großkaufleuten aus unterschiedlichen Handelsregionen, hier konnten sich Kaufleute mit regionalen Absatzinteressen in idealer Weise mit fast allen Handelswaren des gehobenen Bedarfs eindecken. Und messebasiert waren – das hat Rothmann noch einmal sehr überzeugend für Frankfurt gezeigt<sup>55</sup> – alle auch von den Hansekaufleuten praktizierten Kreditformen. Manche Messeplätze, etwa Antwerpen und Frankfurt, waren im 15. und 16. Jahrhundert als Kreditmärkte ebenso bedeutend wie als Warenmessen. In Brügge hat die Funktion des Geld- und Kredit-

---

<sup>52</sup> LESNIKOW, Die Handelsbücher (wie Anm. 45), S. XXV–XXXII; DERS., Die livländische Kaufmannschaft und ihre Handelsbeziehungen zu Flandern am Anfang des 15. Jahrhunderts, in: ZfG 6, 1958, S. 285–303.

<sup>53</sup> ROTHMANN, Die Frankfurter Messen (wie Anm. 12), S. 541.

<sup>54</sup> ROBERT DELORT, Le commerce des fourrures en occident à la fin du Moyen Age (vers 1300–vers 1450), Paris/Turin 1978, S. 1108–1110.

<sup>55</sup> ROTHMANN, Die Frankfurter Messen (wie Anm. 12), Kap. VI.

marktes<sup>56</sup> wohl schon im ausgehenden 14. Jahrhundert den Warenumschlag auf den zweiten Rang verwiesen.

Der ungemein dichte Messezyklus der Veckinchusen-Firma zeigt aber auch, daß es sehr schwierig gewesen sein muß, solche Marktgelegenheiten, von denen mehrere unumgänglich waren, in optimaler Weise zu nutzen. Wie stressig dieses Handelsleben war, geht aus der zeitweise, vor allem in der Krise der Venedig-Gesellschaft, sehr nervösen Korrespondenz der Veckinchusen-Brüder klar hervor; es erforderte enorme Anstrengungen, zu den unterschiedlichen Messeterminen die Verfügung über absetzbare Ware, Geld in passender Währung für die Rückzahlung von Krediten und Chancen für die Aufnahme neuer Kredite per Schuldschein, Wechselbrief oder Warentermingeschäft zu sichern. Die Floskel „gescreven met hast“ am Ende zahlreicher Briefe signalisiert Zeitnot; die Angst, beim Faulwerden von Risikokrediten und nicht mehr akzeptierten Wechseln „ere und geloven“ als Kaufmann zu verlieren, brachte vor allem der ängstlich-vorsichtige Sievert immer wieder zum Ausdruck.<sup>57</sup> Auch was diesen Aspekt betrifft, erscheint die von Hildebrand Veckinchusen betriebene Form des messeorientierten, immer auch von Geld- und Währungskursen abhängigen Hansehandels aktuellen Handelsbräuchen durchaus vergleichbar.

Zur 3. und 4. These:

Vorweg sei noch einmal betont, daß sich die Frage nach einer möglicherweise gegebenen Messefeindlichkeit der Hansen nur auf die nord- und ostdeutschen Regionen des Hanseraumes beziehen kann. An der grundsätzlichen Feststellung, daß die periodischen Marktgelegenheiten im engeren, d.h. durch Hansestädte definierten Hanseraum sehr ungleich entwickelt waren und sich vom rheinisch-westfälischen bzw. IJsselraum nach Osten und Nordosten ein deutliches Gefälle ergibt, wird man wahrscheinlich auch nach der Emdener Hansetagung festhalten können, wengleich sich das Bild dank der dort präsentierten Forschungen von Rudolf Holbach über den Ems-Weser-Raum,<sup>58</sup> von Volker Henn über

---

<sup>56</sup> Vgl. Raymond DE ROOVER, *Money, Banking and Credit in Medieval Bruges. Italian Merchant-Bankers, Lombards and Money-Changers*, Cambridge (Mass.) 1948; Arnold ESCH, *Brügge als Umschlagplatz im Zahlungsverkehr Nordeuropas mit der römischen Kurie im 15. Jahrhundert: die vatikanischen Quellen*, in: *Hansekauflleute in Brügge. Teil 4: Beiträge der Internationalen Tagung in Brügge April 1996*, hg. v. Nils JÖRN, Werner PARAVICINI, Horst WERNICKE, Frankfurt a. M. etc. 2000, S. 109–137; vgl. demnächst Winfried REICHERT, *Lombarden in der Germania-Romania. Ein Beitrag zur Expansion italienischer Geldhändler nördlich der Alpen*, Habilitationsschrift Trier 1997 (im Druck).

<sup>57</sup> IRSIGLER, *Der Alltag* (wie Anm. 45), bes. S. 89ff.

<sup>58</sup> HOLBACH, *Märkte* (wie Anm. 23).

den Weser-Elbe-Raum,<sup>59</sup> von Heidelore Böcker über die südwestliche Ostseeküste<sup>60</sup> und von Jürgen Sarnowsky über das mittelalterliche Preußen<sup>61</sup> nun sehr viel freundlicher gestaltet, als ich es vor einigen Jahren – einem unzureichenden Forschungsstand folgend – skizziert habe.

Sieht man von der schonischen Messe im 14. Jahrhundert und den Deventerer Jahrmärkten im IJsselraum einmal ab, bei denen es mir fraglich erscheint, ob man sie überhaupt dem engeren Hanseraum zuordnen soll oder vielleicht doch eher „auswärtigen“ Märkten wie Bergen op Zoom, Antwerpen, Frankfurt und ab 1500 Leipzig,<sup>62</sup> dann darf man feststellen, daß große Jahrmärkte mit internationalem Besucherkreis östlich der Elbe eindeutig ein frühneuzeitliches Phänomen waren. Ich denke hier vor allem an Frankfurt a. d. Oder mit dem zwar erst 1355 bezeugten, aber sicher älteren Margarethenmarkt um den 13. Juli, der sich dank der günstigen Verkehrslage mit Oderbrücke und Oderhafen für den West-Ost wie den Nord-Süd gerichteten Handel vielleicht schon im Spätmittelalter zu einer respektablen Regionalmesse mit starker Ausstrahlung nach Polen entwickelte; die Privilegierung Frankfurts als internationale Handelsmesse erfolgte aber erst 1649 durch Friedrich Wilhelm, den Großen Kurfürsten.<sup>63</sup> Die wichtigsten periodischen Märkte in Hansestädten hatten zweifellos die binnenländischen Handelszentren Erfurt und Naumburg,<sup>64</sup> die in der Hanseorganisation aber nur kurze Zeit eine Rolle spielten.

Betrachten wir zunächst die Entwicklung der schonischen Messen von Skanör und Falsterbo, deren Aufstieg und Niedergang wohl einiges über

<sup>59</sup> HENN, Jahrmärkte (wie Anm. 23).

<sup>60</sup> Heidelore BÖCKER, Kleine Städte – „Plattform des regionalen Austauschs“. Vorpommern/Rügen im 15./16. Jahrhundert, in: Gemeindeleben. Dörfer und kleine Städte im östlichen Deutschland (16.–18. Jahrhundert), hg. von Thomas RUDERT und Hartmut ZÜCKERT, Köln/Weimar/Wien 2001, S. 217–240; DIES., Marktbindungen im »Kernraum« der Hanse. Akzeptanz und Widerstand bei der Einordnung in ein System, in: *Turbata per aequora mundi*. Dankesgabe an Eckhard Müller-Mertens, unter Mitarbeit von Mathias LAWÖ hg. von Olaf B. RADER, Hannover 2001, S. 167–187.

<sup>61</sup> Jürgen SARNOWSKY, Märkte im mittelalterlichen Preußen, in diesem Band, S. 51–72.

<sup>62</sup> Vgl. Manfred STRAUBE, Die Leipziger Messen zur Zeit der Privilegierungen als Mittler nach Ostmitteleuropa, in: Leipzigs Messen (wie Anm. 2), S. 121–132; Herbert EIDEN, The Fairs of Leipzig and the Eastern European Economies (15<sup>th</sup>–18<sup>th</sup> centuries), in: *Fiere e mercati* (wie Anm. 5), S. 723–739; DERS., Die Hanse, die Leipziger Messen und die ostmitteleuropäische Wirtschaft, in diesem Band, S. 73–95.

<sup>63</sup> Lotte KNABE, Die Messen in Frankfurt an der Oder und ihre Bedeutung für den Ost-West-Handel, in: *Heimatkunde und Landesgeschichte*, Weimar 1958, S. 204–239; IRSIGLER, *Desiderata* (wie Anm. 19), S. 188.

<sup>64</sup> Vgl. Wieland HELD, Der Messeplatz Naumburg und sein Verhältnis zur Leipziger Messe am Anfang des 16. Jahrhunderts, in: Leipzigs Messen (wie Anm. 2), S. 75–86; EIDEN, die Hanse (wie Anm. 62), S. 82 (mit Anm. 32) und 89.

die Einstellung der Hansen – hier vor allem der Lübecker und Danziger Kaufleute – zu Messen an der Ostsee, dem *mare nostrum* der Hansen verrät. Die Blüte der Märkte an der Südküste Schonens, wo „der fisch- und Heringsfangh das Erste beneficium“<sup>65</sup> war, begann schon im 13. Jahrhundert. Zum Heringsmarkt, der von Ende Juli bis Ende Oktober, manchmal sogar bis zum 11. November dauerte, trafen sich im 13. und 14. Jahrhundert flämische, holländische, englische und skandinavische Kaufleute mit den Verkäufern und Händlern aus den Vitten besitzenden Hansestädten von der Zuidersee bis Hamburg, von Kiel bis Reval. Da man nicht mit leeren oder allenfalls mit Salz gefüllten Schiffen anreisen wollte, spielte neben dem Heringskauf der Handel mit Tuch, mit Wein, Gewürzen und anderen Drugwaren aus dem Westen und Süden, mit Pelzwerk, Wachs, Holz, Eisen und Kupfer aus dem Ostseeraum eine hervorragende Rolle. Die Konkurrenz aus dem Westen sahen die Hansen höchst ungern in ihrem eigenen Handelsbereich. Man versuchte, die fremden Kaufleute zurückzudrängen, weitgehend ohne Erfolg, solange auf Schonen der dänische König das Sagen hatte. Aber nach dem Stralsunder Frieden von 1370 nutzten die Hansen die 15 Jahre dauernde Herrschaft über Schonen rigoros, um die westlichen Kaufleute zu verdrängen.<sup>66</sup> Seit etwa 1400 blieben die Engländer fern, wenig später zogen sich auch Friesen, Holländer und Seeländer aus Schonen zurück, Ende des 15. Jahrhunderts waren selbst die Nordseestädte nicht mehr präsent. Falsterbo wurde zum reinen Heringsmarkt, den nur noch Lübeck und die wendischen Städte sowie Danzig aufsuchten und der bereits stark von der Konkurrenz Malmös und der reichen Heringsbestände der Nordsee bedroht wurde.

Auf das nach kurzer Zeit gescheiterte Messeprojekt Kaiser Karls IV. 1365 für Hamburg ist nur kurz einzugehen, weil hierzu Volker Henn in einem sehr wichtigen Aufsatz über mißglückte Messegründungen<sup>67</sup> schon alle notwendigen Informationen gegeben hat. Wichtig erscheint mir seine Feststellung, daß die Initiative nicht vom Hamburger Rat, sondern von Karl ausging und in den Rahmen übergeordneter Verkehrs- und Wirtschaftspläne des „kaiserlichen Kaufmanns“<sup>68</sup> für eine Konkur-

<sup>65</sup> Carsten JAHNKE, „und ist der fisch- und Heringsfangh das Erste beneficium (...)“. Städtische und freie Markt-Fischerei im mittelalterlichen Ostseeraum, in: ZGesSHG 122, 1997, S. 289–321, ferner die in Anm. 9 und 40 zitierte Literatur.

<sup>66</sup> DOILLINGER, Die Hanse (wie Anm. 38), S. 313–316; JAHNKE, Das Silber des Meeres (wie Anm. 40), bes. S. 90–134.

<sup>67</sup> Volker HENN, Mißglückte Messegründungen des 14. und 15. Jahrhunderts, in: Europäische Messen (wie Anm. 4), S. 205–222, zu Hamburg S. 218f.

<sup>68</sup> Vgl. Wolfgang VON STROMER, Der kaiserliche Kaufmann – Wirtschaftspolitik unter Karl IV., in: Kaiser Karl IV., Staatsmann und Mäzen, hg. von Ferdinand SEIBT, München 1978, S. 63–73, 427 und 439–440.

renzroute zur Handelsachse Oberitalien – Oberdeutschland – Frankfurt – Niederlande einzuordnen ist; sie sollte Venedig über Prag, Moldau und Elbe mit Hamburg verbinden. Allerdings hat diese Initiative nur bei einem ganz kleinen Teil der Hamburger Kaufmannschaft Beifall gefunden. Die Terminierung als Pfingstmesse mußte als Kampfansage an Antwerpen gesehen werden, das für Rheinländer und Westfalen den idealen Messeplatz darstellte. Widerstand regte sich vor allem in Magdeburg, das seinen Getreidestapel bedroht sah, wenn sich Freihandelsprinzipien auf der Elbe durchsetzten. 1383 wurde die Einstellung der Messe, die den Interessen der Hamburger Bürgerschaft nicht entsprach, in einer Bursprake bekanntgegeben.

Die Gründe für das Scheitern der Messepläne in Hamburg liegen anders als bei dem fast zeitgleichen Versuch in Köln, das von Karl IV. 1349 bzw. 1360 mit Messeprivilegien ausgestattet wurde.<sup>69</sup> Die beiden Kölner Jahrmärkte, die nur einen bescheidenen Erfolg im weiteren Umland und für den Absatz des Kölner Tuches hatten, bestanden zwar etwas länger als die Hamburger Pfingstmesse, gingen aber im frühen 15. Jahrhundert still und heimlich ein. Zwischen den perfekt aufeinander abgestimmten Brabanter und Wetterauer Messen, die seit 1330, dem Jahr der Einrichtung der Frankfurter Fastenmesse, enorm expandierten, nicht zuletzt durch die starke Präsenz Kölner Kaufleute, war einfach kein Platz für eine weitere Messe mit internationalem Rang. Und ihr besonderes Stapelrecht wollten die Kölner ohnehin nicht aufgeben.<sup>70</sup>

Vielleicht war im Norden und Osten des engeren Hanseraumes die Zeit tatsächlich noch nicht reif für die Schaffung eigener Messen, der Unterbau der großen und kleinen Jahrmärkte im Mittelalter noch nicht genügend entwickelt, um jene Typen von mittleren messeorientierten Kaufleuten erfolgreich tätig werden zu lassen, die Rothmann<sup>71</sup> und Martin Körner<sup>72</sup> für den oberrheinisch-oberdeutschen Raum herausarbeiten konnten, etwa Ott Ruland aus Ulm oder – im 16. Jahrhundert – Andreas Ryff aus Basel. Zwischen Weser und Elbe waren die Bedingungen zweifellos besser als im ostelbischen Bereich, um Groß- und Detailhandel sinnvoll miteinander zu verknüpfen. Aus den Rechnungsbüchern des

---

<sup>69</sup> Vgl. Franz IRSIGLER, Kölner Wirtschaft im Spätmittelalter, in: *Zwei Jahrtausende Kölner Wirtschaft*, hg. v. Hermann KELLENBENZ und Klara VAN EYLL, Bd. 1, Köln 1975, S. 217–319, hier S. 273; HENN, *Mißglückte Messegründungen* (wie Anm. 67), S. 210–212.

<sup>70</sup> Vgl. Bruno KUSKE, *Der Kölner Stapel und seine Zusammenhänge als wirtschaftspolitisches Beispiel*, in: *JbKGV* 21, 1939, S. 1–46; IRSIGLER, *Zollpolitik* (wie Anm. 20), S. 52–55.

<sup>71</sup> ROTHMANN, *Die Frankfurter Messen* (wie Anm. 12), S. 513–528.

<sup>72</sup> Martin KÖRNER, *Das System der Jahrmärkte und Messen in der Schweiz im periodischen und permanenten Markt 1500–1800*, in: *Jahrbuch für Regionalgeschichte und Landeskunde* 19, 1993/94, S. 13–34.

Vicko von Geldersen aus Hamburg und des Johann Tölner aus Rostock ergeben sich bezeichnende Gemeinsamkeiten und Unterschiede. Beide waren auf den Handel mit flämischem Tuch spezialisiert, einem klassischen Messegut. Vicko von Geldersen fand seine Abnehmer in den kleinen Städten an Elbe und unterer Weser, vermutlich auf kurzen Jahr- oder auf Wochenmärkten.<sup>73</sup> Für den Rostocker Tölner waren die Plätze mit den besten Absatzchancen nicht städtische und ländliche Märkte, sondern die Adelshöfe Mecklenburgs.<sup>74</sup> Es scheint mir bezeichnend und weiterer Untersuchungen wert, daß im ostelbischen Raum die Gewandschneidergilden, deren Mitglieder Tuchhandel en gros und en detail zu monopolisieren versuchten, viel länger Macht und Einfluß behielten als die entsprechenden Gilden im rheinischen Raum. Ihre Kunden fanden sie in den eigenen Läden und den eigenen oder gemieteten Verkaufsständen in den Tuchhallen oder Gewandhäusern.

Was bleibt als Fazit: Es wäre sicher falsch, den Hansekaufleuten eine grundsätzliche Abneigung gegen das Messewesen zu unterstellen. Sie schätzten die Messen außerhalb bzw. am Rande des Hanseraumes, sie haben zum Aufbau des flandrischen, des englischen und des niederrheinischen Messesystems im Hochmittelalter, erst recht zum Aufstieg der Brabanter und der Wetterauer Messen im Spätmittelalter ganz entscheidend beigetragen wie umgekehrt die Niederländer und Oberdeutschen zum späten Aufstieg Leipzigs – wieder ein Platz am Rande des Hanseraumes. Aber die Hansen betrachteten die deutsche Nordseeküste und den gesamten Ostseeraum als ureigenste Domäne, die man über relativ freie Handelsbedingungen zu Messezeiten, die Möglichkeit des Handels von Gast zu Gast, nicht leichtfertig preisgeben wollte. Gerade die im Fernhandel aktivsten Städte zogen es vor, auf fremden Messeplätzen die Geschäftspartner zu suchen, im heimatlichen Bereich aber Stapelrechte, Handelsmonopole auf bestimmten Routen sowie die Versorgung des Umlandes und des näheren Hinterlandes mit Fernhandelsgütern in der eigenen Hand zu behalten. Die Wahrung der Marktfunktion für das Umland, wenn möglich auch für das Hinterland, war eines der zentralen Prinzipien der Handelspolitik von Köln bis Hamburg, von Lübeck bis Reval und Riga, von Magdeburg über Breslau bis Krakau. Und diese Politik ist jahrhundertlang erfolgreich gewesen.

---

<sup>73</sup> Vgl. Hans NIRRNHEIM (Hg.), *Das Handlungsbuch Vickos von Geldersen*, Hamburg/Leipzig 1895; DERS., *Wandschneider und Kaufleute in Hamburg*, in: ZVHG 15, 1910, S. 133ff.; DOLLINGER, *Die Hanse* (wie Anm. 38), S. 211 und 260.

<sup>74</sup> Karl KOPPMANN (Hg.), *Johann Tölners Handlungsbuch von 1345–1350*, Rostock 1885; vgl. Heinrich BECHTEL, *Wirtschaftsstil des deutschen Spätmittelalters, Gesellschaftsaufbau und Kunst von 1350 bis um 1500*, München/Leipzig 1930, S. 317 (zu Vicko von Geldersen S. 317f.).



# MÄRKTE IM MITTELALTERLICHEN PREUSSEN

von Jürgen Sarnowsky

Märkte und Messen waren, mit einer Formulierung von Franz Irsigler, „Grundstrukturen von lokaler, regionaler und internationaler Verkehrswirtschaft im Mittelalter und in den frühneuzeitlichen Jahrhunderten, nicht nur im Süden und Westen Europas, [...] sondern, mit gewisser zeitlicher Verzögerung, auch in den Räumen östlich des Rheins und nördlich der Donau, die für den mittelalterlichen Urbanisierungsprozeß erst neu erschlossen werden mußten“.<sup>1</sup> Das Marktrecht gehörte – häufig zusammen mit dem Münz- und Zollregal – zu den Regalien, die die Könige seit dem früheren Mittelalter an untergeordnete Herrschaftsträger weiter-

---

<sup>1</sup> Franz IRSIGLER, Jahrmärkte und Messesysteme im westlichen Reichsgebiet bis ca. 1250, in: Europäische Messen und Märktesysteme in Mittelalter und Neuzeit, hg. von Peter JOHANEK, Heinz STOOB (Städteforschung A/39), Köln 1996, S. 1–33, hier S. 2. – Folgende Abkürzungen finden in diesem Beitrag Verwendung: ASP = Acten der Ständetage Preußens unter der Herrschaft des Deutschen Ordens, hg. von Max TOEPPEN, 5 Bde., Leipzig 1878–1886, ND Aalen 1973–1974; ASPK = Akta Stanów Prus Królewskich, hg. von Karol GÓRSKI, Marian BISKUP, Irena JANUSZ-BISKUPOWA, 8 Bde. (Towarzystwo Naukowe w Toruniu [im folgenden: TNT], Fontes 41 ... 77), Toruń 1955–1993; GStA, XX. HA., StA Kbg. = Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. Hauptabteilung, Historisches Staatsarchiv Königsberg; HR = Hanserecesse, 1. Abt.: Die Recesse und andere Akten der Hansetage, von 1256–1430, bearb. Karl KOPPMANN, 8 Bde., Leipzig 1870–1897; HR II = Hanserecesse, 2. Abt.: von 1431–1476, bearb. Goswin Frhr. VON DER ROPP, 7 Bde., Leipzig 1876–1892; HRDO = Die Handelsrechnungen des Deutschen Ordens, hg. von Carl SATTLER, Leipzig 1887; HUB = Hansisches Urkundenbuch, bearb. Konstantin HOHLBAUM, Karl KUNZE, Walther STEIN, Hans Gerd VON RUNDSTEDT u.a., 11 Bde., Halle, Leipzig, Weimar 1876–1939; OBA = GStA, XX. HA., StA Kbg., Ordensbriefarchiv (Nr.); OF = GStA, XX. HA., StA Kbg., Ordensfoliant; PUB = Preußisches Urkundenbuch, hg. von Rudolf PHILIPPI, August SERAPHIM, Max HEIN, Erich Maschke, Hans KOEPPEN, Klaus CONRAD, Bd. 1,1–6,2, Königsberg, dann Marburg 1882–2000; SRGL = Schuldbücher und Rechnungen der Großschäffer und Lieger des Deutschen Ordens in Preußen, hg. von Jürgen SARNOWSKY, in Vorbereitung (die angeführte Nummernzählung bezieht sich auf die künftige Edition, mit Angabe des Schuldbuchs [1 = OF 141; 3 = OF 143]; die bereits in HRDO edierten Texte sind zusätzlich mit Seitenzählung genannt); Währung: 1 m. (Mark preußisch) = 24 sc. (Scot) = 60 sol. (Schillinge) = 720 d. (Pfennige).

gaben, die es ihrerseits wie die Herrscher selbst an neu gegründete oder bereits bestehende Siedlungen verliehen.<sup>2</sup>

Die Zulassung von Märkten war auch im erst seit dem 13. Jahrhundert urbanisierten Preußen eine Angelegenheit der Landesherrschaft. Der Deutsche Orden konnte sich dafür auf das grundlegende Privileg Friedrichs II. von 1226 bzw. 1235 berufen, das ihm unter anderem erlaubte, *Wochen- und ständige Märkte anzusetzen*.<sup>3</sup> Die Brüder des Ordens machten jedoch in der Folge in den von ihnen vergebenen Handfesten für neu gegründete Städte wie für dörfliche Siedlungen in Preußen selten ausdrücklich von diesem Recht Gebrauch, sondern beschränkten sich zumeist auf ergänzende Regelungen, die einen Markt bereits voraussetzen. So enthält schon die für das Ordensland grundlegende Kulmer Handfeste von 1233 nur die lapidare Formulierung: *Jedermann darf frei jede beliebige Ware kaufen, die gewöhnlich zum Verkauf auf den Markt gebracht wird*.<sup>4</sup> Kennzeichnend nicht nur für den ländlichen Bereich ist die Handfeste für das Dorf Starkenberg bei Graudenz von 1285, die Fleischbänke und Stände von Bäckern gestattete, die Abgaben an den Schulzen des Dorfs bzw. an den zuständigen Komtur zu leisten

<sup>2</sup> Siehe u.a. Dieter HÄGERMANN, Art. „Regalien, -politik, -recht. I. Definition; Deutschland und Reichsitalien“, in: LexMal, Bd. 7, München 1995, Sp. 556–58; zahlreiche Beispiele in: Quellen zur Verfassungsgeschichte der deutschen Stadt im Mittelalter, hg. von Bernd-Ulrich HERGEMÖLLER (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, XXXIV), Darmstadt 2000.

<sup>3</sup> Der Kaiser verlieh das Recht, *nundinas et fora statuere* [...]; maßgeblicher Text bei Erich WEISE, Interpretation der Goldenen Bulle von Rimini (März 1226) nach dem kanonischen Recht, in: Acht Jahrhunderte Deutscher Orden, hg. von Klemens WIESER (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 1), Bad Godesberg 1967, S. 15–47, hier S. 22–27 bzw. S. 25; übers. Quellen zur deutschen Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte bis 1250, hg. von Lorenz WEINRICH (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, XXXII), Darmstadt 1977, 104, S. 409. Zur Debatte um die Datierung (März 1226 oder 1235) s. u.a. Marian BISKUP, Gerard LABUDA, Die Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen (1986, aus dem Polnischen Jürgen Heyde, Ulrich Kodur) (Klio in Polen, 6), Osnabrück 2000, S. 139–40. – Nach dem in seiner Echtheit bis heute umstrittenen Kruschwitzer Vertrag erhielt der Orden dann auch von Konrad von Masowien das Marktrecht für das von ihm übergebene Kulmer Land, PUB I, 1, 78, von 1230 Juni.

<sup>4</sup> Ausgabe bei Guido KISCH, Die Kulmer Handfeste. Text, rechtshistorische und textkritische Untersuchungen nebst Studien zur Kulmer Handfeste (Forschungen und Quellen zur Rechts- und Sozialgeschichte des Deutschordenslandes, 2), (1931) Sigmaringen 1978, S. 110–25, hier S. 123; übers. Quellen, hg. von WEINRICH (wie Anm. 3), S. 453. In anderen städtischen Handfesten fehlen Hinweise auf den Markt völlig, etwa in der Handfeste für Elbing von 1246, KISCH, Handfeste, S. 223–27, bzw. PUB I, 1, 181, mit der der Stadt das Lübecker Recht verliehen wurde. Vgl. dazu Arthur SEMRAU, Der Markt nach kulmischem Recht im 13. Jahrhundert, in: Mitteilungen des Copernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst zu Thorn (im folgenden: MCV) 28, 1920, S. 72–83.

hatten;<sup>5</sup> eine ähnliche Regelung bietet ebenfalls die Handfeste für die Stadt Zinten von 1352, in der die Aufteilung der Gefälle von Fleisch-, Brot-, Schuhbänken, Krämern und von *Kammern* festgelegt wird, *die auf dem Markt gebaut sind*.<sup>6</sup> Fleisch-, Brot- und Schuhbänke standen auch anderenorts in Preußen mit der Entwicklung von Märkten in engem Zusammenhang und bildeten als permanente Einrichtungen in gewissem Sinne eine Vorstufe der periodisch, einmal oder mehrfach wöchentlich bzw. jährlich abgehaltenen Märkte.<sup>7</sup>

Gleichermaßen weit von Rhein und Donau entfernt, treten in Preußen die meisten Märkte erst im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts in den Quellen in Erscheinung. Nachdem ihre Geschichte lange Zeit wenig Beachtung gefunden hat, hat sich Roman Czaja in einem unlängst erschienenen grundlegenden Aufsatz den preußischen Jahrmärkten zugewandt.<sup>8</sup> Hier soll das Netz noch etwas weiter ausgeworfen werden. Der vorliegende Beitrag will der Entwicklung und Bedeutung verschiedener Formen von Märkten im mittelalterlichen Preußen nachgehen, insbesondere der der Wochen- und Jahrmärkte. Neben den permanenten, durch eine Monopolstellung ausgezeichneten Verkaufsständen vor allem der Fleischer, Bäcker und Schuhmacher etablierten sich periodische Märkte, die an bestimmten Wochentagen oder ein- bzw. mehrmals jährlich zu bestimmten Terminen einige Tage nacheinander stattfanden. In den meisten der preußischen Hansestädte bestanden Wochen- und Jahrmärkte nebeneinander – in einigen Fällen in unterschiedlichen

---

<sup>5</sup> PUB I, 2, 459, von 1285 März 12. Weitere Belege für dörfliche Brot- und Fleischbänke finden sich für den Anfang des 14. Jahrhunderts, u.a. PUB II, 101, 146, 148 und 159 (1313 Juli 13, 1316 Febr. 6, März 21 und Aug. 15), ebenso in späteren Privilegien, u.a. PUB V, 110 (1352).

<sup>6</sup> Von den Abgaben *von fleyschbencken, brotbencken, schubencken, von kremern und kamyrn, die uf dem marckte gebaweth* sein, fielen zwei Drittel an die Stadt, ein Drittel an den Orden, PUB V, 96, von 1352 Nov. 19; ähnlich (ein Drittel an die Stadt, ein Drittel an den Schulzen, ein Drittel an den Orden) u.a. die Handfeste für Gerdaun, Codex diplomaticus Prussicus. Urkundensammlung zur ältern Geschichte Preussens, hg. von Johannes VOIGT, Bde. IV–VI, 1853–1861, ND (in einem Bd.) Osnabrück 1965, hier IV, 123, von 1398 Sept. 21.

<sup>7</sup> So diskutierten die Stände 1441 Juni 25 die Forderung von Stadt und Gemeine Straßburg, einen freien Wochenmarkt einzurichten, der die Meister der Fleischbänke wegen ihrer Belastung durch Zinsen widersprochen hatten, ASP II, 226. – Vgl. A. SEMRAU, Die Marktgebäude in der Altstadt Thorn im 13. und 14. Jahrhundert, in: MCV 24, 1916, S. 3–34, hier S. 4–8, 18–21.

<sup>8</sup> Roman CZAJA, Jahrmärkte im Ordensland Preußen im Mittelalter, in: Das Preußenland als Forschungsaufgabe. Eine europäische Region in ihren geschichtlichen Bezügen. Festschrift für Udo Arnold zum 60. Geburtstag, hg. von Bernhart JÄHNIG, Georg MICHELS (Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, 20), Lüneburg 2000, S. 319–28.

Teilstädten – , doch war die größere Zahl von Jahrmärkten in den kleineren Städten angesiedelt. Es wird so für große und kleine Städte jeweils nach der Entwicklung, nach der aus den Quellen faßbaren Situation, nach der Reglementierung durch die Landes- und Stadtherren und nach der wirtschaftlichen Bedeutung zu fragen sein.

Die Entstehung von Märkten dürfte in Preußen wie überall wesentlich durch die Landesherren, d.h. durch den Deutschen Orden sowie die vier Bischöfe und ihre Domkapitel, gefördert worden sein. Während die Privilegien der größeren Städte zumeist keine ausdrücklichen Markt-rechtsverleihungen enthalten, wurden Märkte zumindest in einige der Handfesten der kleineren und der jüngeren Städte aufgenommen. Ein relativ frühes Beispiel ist die Gründungsurkunde der Neustadt Thorn von 1264, der ein samstägliches Wochenmarkt zugestanden wurde, während ein Kaufhaus und die Fleischbänke zunächst – anders als für die Altstadt – aus den verliehenen Rechten ausgenommen blieben<sup>9</sup> und offenbar erst später hinzukamen.<sup>10</sup> Märkte werden danach unter anderem zu 1285 und 1298 in Urkunden für Rehden und Christburg erwähnt, letzteres zusammen mit einem Kaufhaus der Tuchhändler,<sup>11</sup> aber ebenso in weiteren Dorfhandfesten, so in der für Pestlin von 1295 und in der für Groß Lichtenau von 1321.<sup>12</sup> In den beiden letzten Fällen ist ausdrücklich von einem *freien Markt* die Rede, wie er auch in der Erneuerung der Rechte der Neustadt Thorn vom April 1303 beschrieben wird. Er stand allen Handwerkern offen, die innerhalb und außerhalb der Stadt wohnten und dort ihre Erzeugnisse frei verkaufen sowie zugleich ihren Bedarf

<sup>9</sup> *Domum venalem, que Kowfhus appellatur, et macella ab hac excipimus libertate; statuimus eciam, ut quolibet die sabbati forum ibidem habeatur*, PUB I, 2, 225, von 1264 Aug. 13; bestätigt und erweitert 1303 Apr. 16, ebd., 797; eine Neuregelung des Fleischverkaufs in Alt- und Neustadt erfolgte 1309 Sept. 21, ebd., 909.

<sup>10</sup> Nach der Urkunde von 1303 Apr. 16, PUB I, 2, 797, waren zu diesem Zeitpunkt Kaufhaus und Fleischbänke vorhanden, zinsten jedoch direkt dem Orden, vgl. SEMRAU, Marktgebäude (wie Anm. 7), S. 3. – Vgl. dagegen die Übernahme der Zinsen von Kaufhaus, Krambuden, Fleisch-, Brot- und Schuhbänken gegen feste Zahlungen durch die Stadt, Codex diplomaticus (wie Anm. 6), IV, 27, Urkunde von 1384 Nov. 28.

<sup>11</sup> PUB I, 2, 457 (Erneuerung der Handfeste von Rehden, 1285 März 2) und 685 (Handfeste für Christburg, 1298 Jan. 3). Vgl. weiter die Handfesten für Kreuzburg und Rosenberg sowie weitere Bestimmungen für Christburg, PUB II, 124, 140, 153 (1315 Jan. 21, Dez. 20, 1316 Juni 11).

<sup>12</sup> Dem Schulzen von Pestlin bei Stuhm wurde ein *forum liberum* zugestanden, das – mit gewissen Einschränkungen zugunsten der Marienburg – auch allen Gästen, die mit ihren Waren dorthin kamen, offenstand, PUB I, 2, 633 (1295 März 12); der Schulze von Groß Lichtenau (auch in der Komturei Marienburg) erhielt für sich und seine Nachkommen *einen freyen markt czu kouffen und czu vorkouffen*, PUB II, 316 (1321 Febr. 2).

decken durften.<sup>13</sup> Konkretere Bestimmungen über Märkte enthält auch die Handfeste der Rechtstadt Danzig, die – nach der Verleihung durch Hochmeister Ludolf König – 1378 durch Winrich von Kniprode erneuert wurde. Sie gestattete den Bürgern an den Markttagen den Verkauf ganzer geschlachteter Tiere sowie die Anlage eines eigenen Fischmarkts.<sup>14</sup>

Im Kontext dieser Privilegien und obrigkeitlichen Verfügungen finden sich auch die ersten Belege für Jahrmärkte. Schon 1313 gestattete Hochmeister Karl von Trier der Stadt Graudenz nicht nur ein Kaufhaus, Fleisch-, Schuh- und Brotbänke, sondern erlaubte den Einwohnern und allen Gästen zugleich freien Tuchhandel während des Jahrmarkts. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts mehren sich dann die Hinweise. So übergab der Komtur von Osterode 1356 den dortigen Bäckern und Schuhmachern 14 Brot- bzw. Schuhbänke gegen einen jährlichen Zins und sagte ihnen zu, daß anderes Brot und Schuhe nur am *freien Jahrmarkt* eingeführt werden dürften, und im selben Sinne privilegierte der Bischof von Ermland 1359 20 Fleischbänke in Wormditt.<sup>15</sup>

Die Einrichtung und Förderung von Märkten lag grundsätzlich im Interesse der Landesherren, wie auch eine 1386 unter Konrad Zöllner von Rotenstein unter Mitwirkung der Prälaten erlassene Landesordnung deutlich macht, die Vorkauf verbot, damit *man jegliche Ware zu Markte lasse kommen*.<sup>16</sup> Dafür wurden – zumeist auf Bitten der Stände – weitere Verordnungen erlassen, wie in einer Landesordnung von 1418, nach der das graue Tuch während der Markttag nicht in den Häusern, sondern nur auf dem Markt verkauft werden durfte.<sup>17</sup> Die Häufigkeit ähnlicher Regelungen macht allerdings deutlich, daß sie wahrscheinlich nicht selten umgangen wurden. So forderten die Stände z.B. 1440, daß *in jeglicher*

<sup>13</sup> *Habebunt insuper et habere debent predicti cives in sua civitate forum liberum, quod et larga interpretatione intelligi volumus, omni sabato pleno iure, ita ut panifices, carnifices, sutores, textores omniumque mechanicarum arcium opifices generaliter intra vel extra civitatem morantes, indigene vel forenses, per totum diem illum fori artificii sui res et mercata ita in foro, ubi potuerint, sicut in locis ad hoc alias debitis libere vendere et sibi necessaria emere valeant exclusa penitus omni vara*, Urkunde von 1303 Apr. 16, PUB I, 2, 797, hier S. 493.

<sup>14</sup> Paul SIMSON, Geschichte der Stadt Danzig, 4: Urkunden bis 1626, Danzig 1918, 97, hier S. 54.

<sup>15</sup> S. die Urkunden in PUB II, 104 (1313 Aug. 3); PUB V, 420–21 (= Johannes MÜLLER, Osterode in Ostpreußen, Osterode 1905, 5–6) und 715 (1356 Apr. 8, 1359 Febr. 22); vgl. CZAJA, Jahrmärkte (wie Anm. 8), S. 320.

<sup>16</sup> ASP I, 28, von 1386 Mai 2 (?); zu weiteren Verboten des Vorkaufs s. ASP I, 33 und 207; ASP II, 244 § 13 und 383 § 24 (Landesordnungen für die Niederlande, 1441 Aug. 9 und 1444 vor Okt. 18); HR II, 1, 380 § 5.

<sup>17</sup> Landesordnung der Zeit Michael Kuchmeisters, von 1418 Aug. 14, ASP I, 257 § 5.

*Stadt in der Woche ein freier Tag sei für jeden, zu kaufen und zu verkaufen, wie früh er auch mit seinem Gut zu Markte kommt, zu seinem Bedarf und nicht dort wieder zu verkaufen,*<sup>18</sup> und dies wurde schließlich im Mai 1445 in einer Landesordnung für das gesamte Ordensland verbindlich vorgeschrieben.<sup>19</sup> Anlaß zur Beschwerde boten dabei insbesondere etliche Amtsträger des Ordens, die offenbar auf den Wochen- und Jahrmärkten jeden Handel verboten, bis sie selbst ihren Bedarf gedeckt hatten, und danach wiederum ihre (oder auch fremde) Waren anboten.<sup>20</sup> Die geistliche Obrigkeit sah andererseits Probleme mit Wochen- und Jahrmärkten an Feiertagen und legte fest, daß der Handel erst nach dem Ende der Messe beginnen durfte,<sup>21</sup> oder untersagte die Märkte an diesen Tagen ganz.<sup>22</sup>

Aufgrund der Privilegien, aber ebenso aufgrund der Interessen der Kaufleute, deren Initiative auch einmal den Interessen der anderen Stän-

<sup>18</sup> *Item das in iczlicher stat in der wochen eyn fryer tag sey czu kouffen und verkouffen eyme idermanne, wy fru her mit seyme gutte zu markte kompt, czu seyner notdurft und nicht do widder czu verkouffen,* Forderungen der Stände auf der Tagfahrt 1440 Mai 5, ASP II, 150 § 12b. – Zuvor hatten z.B. bereits die kulmerländischen Stände gefordert, jeder solle Mehl und Getreide dort auf den Markt bringen können, wo er wolle, während der Hochmeister die Einfuhr von losem Mehl einschränken wollte, ebd., 82–83; dies wurde hier wieder aufgenommen, ebd., 150 § 3; zu einer konkreten Klage über den Danziger Mühlmeister von 1432 Apr. 9 s. ASP I, 422, eine frühere entsprechende Regelung von 1435 Juli 9, ebd., 536. – Die allgemeinere Forderung findet sich u.a. – für die Handwerker – bereits 1415 Aug. 31, ASP I, 207, danach dann 1437 Okt. 11 und Dez. 15, kehrte 1441 Nov. 25 und 1442 Juni 1 wieder, ASP II, 30–31, 253 und 324, und wurde so von Hochmeister, Prälaten und Gebietigern gebilligt. Allerdings blieb sie auch im folgenden auf der Tagesordnung, vgl. ebd., 388 (Klage der Ritterschaft im Dirschauer Gebiet 1444 Nov. 11), 394 § 8 (Forderungen des Graudenzer Gebiets, 1444 Dez. 1), 397 § 4; III, 44 § 2 (Artikel der Ritterschaft, von den Städten zurückgezogen, 1448 Nov. 15), 47–48, 50–51 (negative Stellungnahmen der Städte, 1448, 1449 Jan. 1), 56 und 58 (weitere Spannungen zwischen Land und Städten, 1449). Ähnlich noch Klagen der Stände im Ordensland von 1508 und 1517, ASP V, 197 und 229.

<sup>19</sup> Nach der Landesordnung von 1445 Mai 22, ASP II, 410 § 13, die zudem – mit der Ausnahme von Fischmärkten – das Aufziehen von Fahnen zur Einschränkung des Handels ausschließt; zur gegenteiligen Regelung für das Rest-Ordensland von 1494 vgl. unten zu Anm. 97.

<sup>20</sup> ASP II, 150 § 8. Der Hochmeister reagierte auf diese Forderung, indem er auf dem Tag 1440 Juni 24 festlegte, daß diese Geschäfte allein zur Versorgung der Häuser dienen sollten, ebd., 166 § 8, doch blieben die Geschäfte der Gebietiger auf den Jahrmärkten bis 1453 auf der Tagesordnung, vgl. die Klage ASP IV, 23.

<sup>21</sup> So z.B. in der kurzen Landesordnung zu Jahrmärkten 1425 Nov. 21, ASP I, 349; in der Landesordnung für das Bistum Ermland von 1427 Jan. 26, ebd., 364 § 20; in der Landesordnung für das gesamte Ordensland von 1445 Mai 22, ASP II, 410 § 7 (mit einem umfassenden Verbot für Sonntage); sowie in einem Rezeß für Königlich-Preußen von 1474 Nov. 27, Franz THUNERT (Hg.), Akten der Ständetage der Ständetage Preussens, Königlichen Anteils (Westpreussen), 1: 1466–1479, Danzig 1896, 174.

<sup>22</sup> Vgl. den Rezeß der Tagfahrt von 1442 März 14, ASP II, 273, hier S. 417, sowie die Landesordnung für die Niederlande von 1444 vor Okt. 18, ebd., 383 § 12 (betr. Märkte allgemein); vgl. auch OBA 28525, fol. 5v (Verbot von Märkten an Sonntagen, o.D.).

de zuwiderlaufen konnte,<sup>23</sup> entstanden so insbesondere in den größeren Städten des Ordenslands verschiedene Märkte, Wochen- und Jahrmärkte, teilweise für besondere Waren. So hatten zum Beispiel die drei Städte Königsberg jeweils eigene Wochenmärkte, dazu einen gemeinsamen Fischmarkt, auf der Fischbrücke am Pregel, sowie Gemüse-, Vieh- und Pferdemarkte. Außerhalb der drei Städte wurde zudem drei Wochen nach Pfingsten ein Jahrmarkt abgehalten, der erstmals in der Königsberger Willkür von 1394 belegt ist<sup>24</sup> und auch gegen Ende des 15. Jahrhunderts seine überregionale Bedeutung behaupten konnte. 1493 informierte z.B. Hochmeister Hans von Tiefen das Kontor zu Kaunas (Kowno) über den Beginn von Bauarbeiten an den Schleusen und forderte die Kaufleute auf, ihre Waren rechtzeitig vor Pfingsten auf den Markt nach Königsberg zu senden.<sup>25</sup> Handelsgüter aus Litauen spielten auch sonst auf dem Königsberger Markt eine wichtige Rolle, und sie gelangten vor allem auf dem Wasserweg über Memel, Deime und Pregel in die Stadt.

In Danzig gab es neben dem in der Handfeste belegten Fischmarkt mindestens vier weitere Märkte, den Langen Markt für Lebensmittel, aber auch für Krämer, Gewandschneider und andere Fernhändler, den Mittelmarkt bei der Marienkirche für Wild und Gemüse, den Brotmarkt, sowie dreimal in der Woche einen Trödelmarkt. Im Bereich des späteren Holz- und Kohlenmarkts fand jeweils am Fest des heiligen Dominikus, am 5. August, ein Jahrmarkt statt, der wohl 1399 erstmals

---

<sup>23</sup> Ein spätes Beispiel ist der Markt zu Preußisch-Eylau, der 1517 offenbar neu entstanden war, aber von der Ritterschaft (und den Städten) abgelehnt wurde, vgl. die Beschwerde und die Antwort des Hochmeisters von 1517 Apr. 29 und Sept., ASP V, 231 und 237, hier S. 601 und 614.

<sup>24</sup> Dazu Fritz GAUSE, Die Geschichte der Stadt Königsberg in Preussen, Bd. 1: Von der Gründung der Stadt bis zum letzten Kurfürsten (Ost-Mitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart, 10/I), Köln-Graz 1965, S. 147–50; Walther FRANZ, Königsberger Willküren (Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, 2), Königsberg 1928, LXXX, betr. die Beherbergung von Fremden während des Jahrmarkts.

<sup>25</sup> Nach dem Regest des Schreibens von 1493 Jan. 8, HUB 11, 639. Zur Bedeutung des Wasserwegs Memel-Deime-Pregel vgl. Kurt FORSTREUTER, Preußen und Rußland von den Anfängen des Deutschen Ordens bis zu Peter dem Großen (Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft, 23), Göttingen 1955, S. 206–07. – Auf dem Jahrmarkt sind z.B. zu 1453 (Juni 14) Spielleute belegt, s. Max PERLBACH (Hg.), Quellen-Beiträge zur Geschichte der Stadt Königsberg im Mittelalter, 1878, ND Wiesbaden 1969, 46, hier S. 44, Schreiben des Obersten Marschalls an den Hochmeister; ebd., S. 103, finden sich die Aufgaben des *marktmannes*.

belegt ist, viele fremde Kaufleute anzog<sup>26</sup> und in den 1440er Jahren auch als einer der zwei Märkte bestimmt wurde, auf denen die oberdeutschen Kaufleute ihre Waren anbieten durften.<sup>27</sup> In dieser Zeit mußte Hochmeister Konrad von Erlichshausen Gerüchten entgegentreten, der Orden plane, auf dem Markt eine Abgabe von einem Viertel des Werts der umgesetzten Waren zu erheben,<sup>28</sup> zweifellos ein Hinweis auf seine wirtschaftliche Bedeutung. In Danzig wurde zudem im November 1446 ein weiterer Jahrmarkt eingerichtet, und zwar in der Jungstadt, der jeweils am Sonntag nach Bartholomei, damit Ende August jeweils nach dem Dominikusmarkt, stattfinden sollte.<sup>29</sup>

Nach den Handelsrechnungen der Großschäffer des Ordens wurde auf dem *niedereren Markt*, vielleicht dem Mittelmarkt, um 1400 mit importiertem Eisen gehandelt,<sup>30</sup> und auf dem Fischmarkt wurde selbstverständlich auch Salz umgesetzt.<sup>31</sup> Schon in dieser Zeit kam jedoch vor allem dem Dominikusmarkt große Bedeutung zu. So richteten die Königsberger Großschäffer eine Reihe von Zahlungsterminen vor allem in Danzig und Thorn an diesem Fest aus,<sup>32</sup> und sie tätigten wahrscheinlich bestimmte Geschäfte eigens in zeitlicher Nähe zum bzw. auf

<sup>26</sup> Theodor HIRSCH, Danzigs Handels- und Gewerbsgeschichte unter der Herrschaft des Deutschen Ordens, Stuttgart 1858, ND Schaan/Liechtenstein 1983, S. 210–11; Maria BOGUCKA, Das alte Danzig. Alltagsleben vom 15. bis 17. Jahrhundert (1967, aus dem Polnischen Eduard Merian), München 1987, S. 43–44; CZAJA, Jahrmärkte (wie Anm. 8), S. 325. Der erste, nur sehr indirekte Beleg für den Jahrmarkt, zu 1399 Mai 21 in HR I, 4, 537 § 4, betrifft die Verkündigung des Gebots an die Gäste, ihre Waren nur im Haus ihres Wirts zu verkaufen, *uff Dominici* (eventuell ist damit aber nur das Datum gemeint).

<sup>27</sup> Landesordnungen von 1445 Mai 22 und 1448 Mai 4, ASP II, 410 § 35; III, 27; das Datum der zweiten Ordnung nach der Überlieferung in OF 16, S. 953–55; vgl. die Verordnung Konrads von Erlichshausen wohl von 1448 März 30, ASP III, 21.

<sup>28</sup> Nach den Aufzeichnungen der Ordenskanzlei über den Ständetag zu Mewe 1442 Apr. 22, ASP II, 317, hier S. 462.

<sup>29</sup> Die zunächst auf drei Jahre befristete Verleihung von 1446 Nov. 30 in OF 16, S. 293–94; vgl. SIMSON, Geschichte (wie Anm. 12), 1, Danzig 1913, S. 203.

<sup>30</sup> SRGL, 1, 854, Eintrag über Geschäfte mit Danziger Kaufleuten, bei denen der Königsberger Großschäffer 66 Bund Eisen zum *niedereren Markt* schaffen ließ; dieser Markt läßt sich nicht klar identifizieren.

<sup>31</sup> Siehe eine Schuld von 10 m. für Salz an den Marienburger Großschäffer, HRDO, S. 31 und 81 (1404 bzw. 1417).

<sup>32</sup> Belege dafür (in der Form: *Terminus uff Domnyk wen man schribt 1400 ... yar*) enthält vor allem das erste erhaltene Rechnungsbuch der Königsberger Großschäfferei (1400–1402), SRGL 1, 139, 142, 155, 280, 294–95, 317 (Thorn), 707, 724, 738, 741, 768, 791, 804, 887, 895–96, 916, 921 (Danzig), 1103, 1167 (Elbing) und 1506–10 (Inowrocław); vgl. ebenso das dritte Rechnungsbuch (1402–1404), SRGL 3, 60, 65, 133, 135, 151, 236 (= HRDO, S. 180–81, 187–89, 197; Thorn), 388, 408–9, 412, 422 (= HRDO, S. 212–15; Danzig) und 803 (= HRDO, S. 251; Inowrocław).



dem Markt.<sup>33</sup> 1401 rechnete z.B. Konrad von Muren unmittelbar vor dem Dominikusmarkt mit seinem Diener in Elbing ab,<sup>34</sup> ließ sich (oder seinen Vertretern) für fremde Währungen *uff den Domnyk* preußisches Geld auszahlen,<sup>35</sup> nahm *in deme Domnyk* vor den Danziger Schöffen ein städtisches Grundstück als Pfand,<sup>36</sup> gab einem anderen Diener *in dem Domnik zu Danczk* ein kleineres Darlehen<sup>37</sup> und sandte dem Obersten Marschall Thorner „Süßwaren“ (*krude*) *uff den Domnyk*.<sup>38</sup> Zu 1404 ist dann die Anwesenheit wohl von Michael Kuchmeister auf dem Dominikusmarkt belegt.<sup>39</sup> 1400 versorgte sich zudem ein Marienburger Priesterbruder auf dem Dominikusmarkt persönlich mit Pergament,<sup>40</sup> und in späteren Jahren, 1448, forderte ein Marienburger Amtsträger Zahlungen *of den Domynyk* ein.<sup>41</sup> Ähnlich dürften auch die anderen preußischen Kaufleute ihre Geschäfte auf den Dominikusmarkt und vergleichbare Jahrmärkte konzentriert und vielfach selbst daran teilgenommen haben. Aber auf dem Dominikusmarkt waren auch fremde, unter anderem polnische, Kaufleute präsent. So wurden in der Zeit Pauls von Rusdorf während des Jahrmarkts Güter Bromberger Kaufleute beschlagnahmt.<sup>42</sup>

<sup>33</sup> Konrad von Muren rechnete z.B. 1400 auf dem Dominikusmarkt mit Czilge, der Frau Davids aus Liebstadt, ab, auch wenn die Zahlung im folgenden Jahr auf Mehlsacker Jahrmarkt erfolgen sollte, OF 141, S. 343, vgl. unten Anm. 76.

<sup>34</sup> Die Abrechnung mit Godeke von der Pforten erfolgte *in der wochen vor deme Domnyk*, SRGL 1, 1188.

<sup>35</sup> 1401 300 bzw. 100 m. für lübisches Geld, SRGL 1, 793–94; 1402 50<sup>1</sup>/<sub>2</sub> m. für englische Nobeln, SRGL 1, 964. – 1405 sollten auf dem Dominikusmarkt Schulden eingezogen werden, SRGL 3, 383 = HRDO, S. 211.

<sup>36</sup> Von Heinrich Berghusen, SRGL 1, 960, vor dem Schulzen Johann Mekelfelt und den Schöffen Heinrich von Putzig, Hermann Hitfelt, Johann von Kanten, Peter Tirgart und Niclas Zelum; Eintrag wiederholt SGRL 3, 325 (= HRDO, S. 205).

<sup>37</sup> 15 m. für Mychil Worm, SRGL 1, 957.

<sup>38</sup> SRGL 1, 1345 = HRDO, S. 126.

<sup>39</sup> Zu einem Schuldeintrag für Neuenburg heißt es, der Schäffer habe das Geld empfangen, *als wir czogen kegin Danczk uff den Domnyk anno quarto*, SRGL 3, 699 = HRDO, S. 242; das Datum für den ebd., S. 271–73, belegten Amtswechsel auf Johann Demeker fehlt, doch wird er nach den angegebenen Fristen für die Versorgung Königsbergs erst einige Zeit vor Michaelis erfolgt sein, so daß wohl noch Michael Kuchmeister in Danzig anwesend war.

<sup>40</sup> Das Marienburger Treßlerbuch der Jahre 1399–1409, hg. von [Erich] JOACHIM, Königsberg 1896, ND Bremerhaven 1973, S. 57, Z. 1–2, und 62, Z. 32.

<sup>41</sup> Siehe das vielleicht dem Treßler zuzuschreibende Rechnungsheft OBA 9771, fol. 29r, und weitere Zahlungstermine am Dominikusfest ebd., fol. 30r u.ö.

<sup>42</sup> Nach OBA 7824 und 7842, Schreiben Brombergs an Paul von Rusdorf und dessen Antwort; die Beschlagnahme war durch den Komtur von Christburg veranlaßt worden, der Ansprüche an Bromberger Bürger geltend gemacht hatte. – Die große Bedeutung des Dominikusmarkts im 16. Jahrhundert ergibt sich u.a. aus dem Rechnungsbuch des Matthis Spilmann von 1568–1570, GAUSE, Geschichte (wie Anm. 24), 1, S. 137.

Anders war die Situation in Thorn. Dort bestanden eigene Wochenmärkte in Alt- und Neustadt, die donnerstags bzw. samstags stattfanden.<sup>43</sup> Daneben gab es einen erst sonntags, dann seit 1428 samstags abgehaltenen *freien Brotmarkt*, einen wöchentlichen *Tendelmarkt* am Freitagvormittag sowie vielleicht auch einen Heumarkt.<sup>44</sup> Doch konnte sich dort lange Zeit kein Jahrmarkt etablieren, so daß sich z.B. 1453 ein Thorner Wollweber auf dem Marienburger Jahrmarkt nachweisen läßt,<sup>45</sup> ebenso bestanden um 1433 Beziehungen zum Jahrmarkt in Płock.<sup>46</sup> Allerdings darf man die Bedeutung insbesondere der Geschäfte auf dem Markt der Thorner Altstadt nicht unterschätzen, denn dort wurde z.B. um 1400 auch ungarisches Eisen umgesetzt,<sup>47</sup> der Fischhandel scheint eine gewisse Rolle gespielt zu haben,<sup>48</sup> und zumindest vor 1449 scheint auch Getreide aus dem (polnischen) Umland in größerem Umfang auf den Thorner Markt geliefert worden zu sein.<sup>49</sup>

Zur Entstehung eines Jahrmarkts in Thorn kam es erst, als sich die wirtschaftliche Lage der Stadt nach dem Dreizehnjährigen Krieg deutlich

<sup>43</sup> Dazu s. die Klage der Thorner auf dem Städtetag von 1449 Jan. 1, die Dibauer würden ihnen durch Wochenmärkte an denselben Tagen Konkurrenz machen und ursprünglich nach Thorn geliefertes Getreide dorthin abziehen, ASP III, 51, hier S. 92; zu weiteren Problemen mit dem Dibauer Markt vgl. auch OBA 4221, wohl nach 1423. – Zu den Markteinrichtungen vgl. Tomasz JASIŃSKI, *Toruń XIII–XIV wieku – lokacja miast toruńskich i początki ich rozwoju (1231–około 1350)* [Thorn im 13. und 14. Jahrhundert – die Gründung der Thorn Städte und die Anfänge ihrer Entwicklung (1231–ca. 1350)], in: *Historia Torunia*, hg. von Marian BISKUP, Bd. 1, Toruń 1999, S. 100–66, hier S. 152–54; SEMRAU, *Marktgebäude* (wie Anm. 7).

<sup>44</sup> Siehe Thorner Denkwürdigkeiten von 1345–1547, hg. von Albert VOIGT (= MCV 13), Thorn 1901, S. 25, 57–58; *Liber Scabinorum Veteris Civitatis Thorunensis, 1363–1428*, hg. von Kazimierz KACZMARCZYK (TNT, Fontes 29), Toruń 1936, 1053.

<sup>45</sup> Der Wollenweber Caspar Doringk bekennt eine Schuld von 56 m., die er auf dem nächsten Marienburger Jahrmarkt bezahlen will, *Księga ławnicza starego miasta Torunia (Liber scabinorum veteris civitatis Torunensis), 1428–1456*, hg. von Karola CIESIELSKA, Janusz TANDECKI, 2 Bde. (TNT, Fontes 75, 76), Toruń 1992–1993, hier 1677, von 1453 Jan. 12. – Thorner Kaufleute benutzen ihrerseits Märkte in den Niederlanden und Schlesien, um Forderungen zu begleichen, ebd., 758 und 1273 (Brieg und Brügge bzw. Antwerpen).

<sup>46</sup> Nach OBA 6708, von 1433 Okt. 28, baten die Thorner Handwerker den Komtur um Erlaubnis, trotz des Krieges mit Polen-Litauen den Jahrmarkt aufsuchen zu können; er sollte dafür beim Herzog von Masowien um Geleit nachsuchen.

<sup>47</sup> 1401 hatte der Königsberger Großschäffer in Thorn *uff deme markte 2 Last Eisen*, SRGL 1, 1324 = HRDO, S. 125.

<sup>48</sup> Eine Abrechnung des offenbar für den Komtur von Balga tätigen Kaufmanns Elias Winter nennt Fischpreise, die er erzielt hätte, *sulde ich sy czu Thorun uff dem markete haben vorkoufft*, OBA 2669, Beilage, 1v ([1413–1418] Febr. 3).

<sup>49</sup> Wie Anm. 43; vgl. auch OBA 9320, von 1447 Apr. 2, mit dem Hinweis des Thorner Komturs auf die Roggenpreise *czu schiffe adder czu marcte czu 14 m.*

verschlechtert hatte und der Handel auf diese Weise belebt werden sollte. Schon 1467 forderten die Kaufleute vom Rat, einen Jahrmarkt einzurichten, der jeweils 14 Tage vor Johannes Baptista, also am 10. Juni, stattfinden sollte, und 1472 wurden mit Erlaubnis des polnischen Königs drei Jahrmärkte eingeführt, am zweiten Sonntag vor Pfingsten und am 14. September, jeweils für acht Tage, sowie am 6. Januar, für vier Tage.<sup>50</sup> Diese Termine wurden 1475 auf Beschluß des Rats noch einmal verschoben, auf den 15. Juni, den 28. Oktober und Sonntag nach Epiphania.<sup>51</sup> In dieser Zeit lassen sich trotzdem weiterhin die zwei Wochenmärkte, donnerstags und samstags, nachweisen, auf denen neben Brot und Fisch unter anderem Leder und Messer angeboten wurden.<sup>52</sup> Nach einer Einigung zwischen Thorn und Elbing vom März 1483 standen die Thorner Märkte auch den Holländern offen, die an Elbing vorbei ins Land ziehen wollten.<sup>53</sup>

Selbst wenn einige Jahrmärkte in den preußischen Hansestädten oder ihrer unmittelbaren Nähe stattfanden, neben Königsberg, Danzig und später Thorn auch in der Neustadt Elbing<sup>54</sup> und in Kulm,<sup>55</sup> waren die meisten Jahrmärkte doch in den kleineren Städten angesiedelt. Bis zum Ende des 14. Jahrhunderts erscheinen – nach den ersten Belegen für Graudenz, Osterode und Wormditt – Jahrmärkte in Heilsberg, Marienwerder und Mehlsack in den Quellen. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts folgen der erste Nachweis für den offenbar recht bedeutenden Marienburger Jahrmarkt (1401) sowie – jeweils nur wenige oder einmalige – Belege für mindestens 18 weitere Jahrmärkte von Soldau bis Zinten sowie von Lauenburg und Konitz bis Barten-

---

<sup>50</sup> HUB 10, 155, von 1472 Sept. 30, bereits mit dem Recht zur Verschiebung; Thorner Denkwürdigkeiten (wie Anm. 44), S. 109 und 115; vgl. CZAJA, Jahrmärkte (wie Anm. 8), S. 322.

<sup>51</sup> Thorner Denkwürdigkeiten (wie Anm. 44), S. 119. Zur regionalen Bedeutung vgl. ASPK I, 64 und 289, letzteres S. 548 (1482, 1488).

<sup>52</sup> Nach einem Ratsbeschluß von 1484, der den Krämern verbot, donnerstags und samstags „die Plane“ aufzuheben; sie sollten *ihre waaren in dem Kraam Feil haben*, Thorner Denkwürdigkeiten (wie Anm. 44), S. 131; zu den Waren s. ebd., S. 90–91, 95, 108, 113.

<sup>53</sup> Schreiben Elbings an Thorn von 1483 März 21, HUB 10, 1058 = ASPK I, 102; allerdings sollten Nachteile für die Elbinger Bürger vermieden werden.

<sup>54</sup> Der erste Beleg für den Jahrmarkt in der Neustadt Elbing stammt von 1381, Codex diplomaticus Warmienses, Bd. 3, hg. von Carl Peter WOELKY, Leipzig 1874, 109; der Elbinger Jahrmarkt ist dann u.a. wieder zu 1483 belegt, ASPK I, 123 § 13.

<sup>55</sup> Beleg für 1405 in Das Kulmer Gerichtsbuch 1330–1430. Liber memoriarum Colmensis civitatis, hg. von Carl August LÜCKERATH, Friedrich BENNINGHOVEN (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 44), Köln 1999, 245.

stein.<sup>56</sup> In den meisten Fällen dürften die Jahrmärkte bereits einige Zeit bestanden haben, da die Belege nicht die Einrichtung, sondern nur die Existenz dieser Jahrmärkte dokumentieren. Art und Zahl der Nachweise lassen eine geringe wirtschaftliche Bedeutung vermuten, aber – angesichts der zumeist nicht überlieferten landes- bzw. grundherrlichen Privilegien – wohl auch einen dezentral ablaufenden, durch lokale Entwicklungen gesteuerten Prozeß, der im zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts viele der kleineren Städte erreichte.

Diese unkontrollierte Ausweitung von Jahrmärkten stieß schließlich auch bei den Städten selbst auf Kritik. So forderten sie im Juni 1441, daß von den vielen Jahrmärkten *ein Teil abgeschafft werden soll, so daß in einer jeglichen Stadt, sie wäre klein oder groß, auch ein Jahrmarkt gehalten werde und nicht mehr*.<sup>57</sup> Ähnliche Forderungen wiederholten sie 1442 und 1448, während sich Hochmeister und Prälaten den ständischen Forderungen anschlossen und sie bereits 1427 sowie danach 1441, 1444 und 1445 als Vorschrift in die Landesordnungen zunächst für die preußischen Niederlande, dann für das gesamte Ordensland übernahmen.<sup>58</sup> Die Umsetzung dieser Bestimmung erwies sich allerdings im einzelnen als

<sup>56</sup> Die Nachweise für Kauernik, Dirschau, Neuteich, Löbau, Gilgenburg, Soldau, Neidenburg, Bartenstein, Heiligenbeil, Konitz, Schwetz, Lauenburg und Allenstein bei CZAJA, Jahrmärkte (wie Anm. 8), S. 320–21; dazu kommen Rößel (um 1413), in einem gestrichenen Eintrag in OBA 2192, fol. 4r, für die Begleichung einer Forderung; Zinten (1417), in einem gestrichenen Eintrag in Jürgen SARNOWSKY, Die Wirtschaftsführung des Deutschen Ordens in Preußen (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 34), Köln 1993, S. 812, für einen Kauf von Zwiebeln; Strasburg (1444), in einer Rechnung des dortigen Pfarrers, OBA 9026, fol. 6r, und Beilage (auf der Beilage heißt es: *annuale forum hic celebratur in proxima dominica Exaltacionis Sancte Crucis sive ista precedat sive sequatur*); sowie Preußisch Holland (1448), zweimal als *Hollander jormarkt* in einer Rechnung eines Marienburger Amtsträgers, OBA 9771, fol. 29r. Weiter fand – wohl schon im 15. Jahrhundert – dreimal im Jahr ein Jahrmarkt auf dem Schlachtfeld von Tannenberg statt (erster Beleg zu 1518), zusammen mit den Terminen für den vom dortigen Propst zu erwerbenden Ablass, s. Sven EKDAHL, Pobojuwisko grunwaldzkie i okolica w XV i XVI stuleciu [Das Schlachtfeld von Tannenberg und seine Umgebung im 15. und 16. Jahrhundert], in: Studia Grunwaldzkie, Bd. 3, Olsztyn 1994, S. 61–118, hier S. 65, 78–79, 86, 110 (mit der Edition zweier Quellen zu 1518 und 1525; freundliche Auskunft von Herrn Ekdahl).

<sup>57</sup> *Item von den vele jarmarkten clagen die stete gemeynlich, kleyn und gros, und begeren, das derselben eynsteils abgelegt muchte werden, also das in eyner iczlichen stat, sie were cleyne adir gros, 6ck eyn jar markt wurde gehalten und nicht mer*, ASP II, 226, hier S. 345. Als Begründung wird unter anderem auf die Prostituierten und Diebe verwiesen, die die Jahrmärkte anzogen; dazu vgl. auch ebd., 410 § 28.

<sup>58</sup> Die Forderungen ASP II, 272 und 324, hier S. 409 und 489; III, 44, hier S. 84 (1442 März 14, Juni 1 und 1448 Nov. 15); ein gemeinsamer Beschluß im Rezeß ASP II, 273, hier S. 417 (1442 März 14); die Landesordnungen für die Niederlande ASP I, 363 § 30; II, 244 § 30 und 383 § 28 (1427 Jan. 26, 1441 Aug. 9, 1444 vor Okt. 18); die Ordnung für das gesamte Ordensland ASP II, 410 § 22 (1445 Mai 22).

schwierig, da die Landes- und Stadtherren auch ein Interesse an der Entwicklung der kleineren Städte haben mußten. So mahnten Bischof Franz Kuhschmalz und das ermländische Kapitel im Mai 1452 aufgrund der Beschwerden der Mehlsacker Bürger an, bei einem Verbot des neuen, zweiten, Jahrmakts in Mehlsack müßte auch der auf Ordensgebiet gelegene Jahrmakkt in Bartenstein untersagt werden.<sup>59</sup> Diese Restriktionen verloren schließlich nach dem Dreizehnjährigen Krieg jede Bedeutung, da nun – ähnlich wie in Thorn – auch an anderen Orten bis zu drei Jahrmärkten abgehalten wurden.<sup>60</sup>

Die Funktion der Jahrmärkte in den kleineren Städten läßt sich zwar nicht immer im einzelnen erkennen, doch wurden auf ihnen wahrscheinlich vor allem Vieh, Pferde, Tuche und Kleidung umgesetzt. So wird in Landesordnungen, die den Handel mit Pferden betreffen, ausdrücklich auf die Jahrmärkte in den kleinen Städten Bezug genommen,<sup>61</sup> und die Amtsträger des Ordens versorgten sich auf den Jahrmärkten mit Vieh.<sup>62</sup> 1402 erwarb z.B. der Treßler auf dem Jahrmakkt zu Kauernik zwei Schweiken (kleine preußische Pferde) für den Briefdienst,<sup>63</sup> 1411 wurden nacheinander auf den Jahrmärkten zu Neuteich und Dirschau für den Pfleger von Montau sechs Stuten sowie ein dreijähriges Fohlen gekauft, und im folgenden Jahr beschaffte man auf den Jahrmärkten zu Gilgenburg, Löbau und Soldau Ochsen und Schafe für den Marienburger Konvent.<sup>64</sup> Viehverkäufe sind auch für den Schwetzer Jahrmakkt belegt,<sup>65</sup> ähnlich eine Schlachtung für den Lauenburger Jahrmakkt.<sup>66</sup>

<sup>59</sup> Vgl. das Schreiben von 1452 Mai 23, OBA 11235, das auch die Abschaffung des Allensteiner Jahrmakts zu Trinitatis ankündigt.

<sup>60</sup> Nachweise bei CZAJA, Jahrmärkte (wie Anm. 8), S. 322, Anm. 32.

<sup>61</sup> 1438 Apr. 4 wurde der Pferdekauf durch *rosztuscher* eingeschränkt, und zwar insbesondere *uff dem lande und in deme jarmargkte in den kleynen steten*, nicht aber in den Grenzgebieten und Handelsplätzen wie Thorn, Straßburg und Danzig, ASP II, 37, hier S. 54.

<sup>62</sup> Allerdings mindestens teilweise über Vorkauf, s. den Rezeß der Tagfahrt von 1438 Apr. 26, ASP II, 38, hier S. 57.

<sup>63</sup> Marienburger Treßlerbuch (wie Anm. 40), S. 178, Z. 25–26.

<sup>64</sup> Das Marienburger Konventsbuch der Jahre 1399–1412, hg. von Walther ZIESEMER, Danzig 1913, S. 261, 279–80 (1411, 1412).

<sup>65</sup> S. Friedrich BENNINGHOVEN, Das Stadtbuch von Schwetz 1374–1454, in: ZfO 21, 1972, S. 42–69, hier S. 55, zum Fleischverkauf auf dem Jahrmakkt, zu einem Streit um dort gekauftes Vieh und die Stellung der Fleischbänke in der Stadt (1421); der Jahrmakkt begann an Stanislai (Sept. 27) und dauerte bis zum Mittag des dritten Tages.

<sup>66</sup> Księga Komturstwa Gdańskiego / Liber Commendatorie Gedanensis, hg. von Karola CIESIELSKA, Irena JANOSZ-BISKUPOWA (TNT, Fontes 70), Warszawa 1985, S. 195, Notiz über Verleihung der Gerichtsbarkeit in einem Streitfall über die Schlachtung an den Vogt von Lauenburg, durch Walter Kirschorp, den Komtur von Danzig, 1429 Juni 24.

Die Bedeutung des Tuchhandels auch auf den Jahrmärkten der kleineren Städte ergibt sich unter anderem daraus, daß schon der erste Nachweis für einen solchen Jahrmarkt, 1313 in Graudenz, mit Tuchhandel verbunden war,<sup>67</sup> sowie aus einem Beschluß eines preußischen Städtetags, der dies ausdrücklich erlaubte.<sup>68</sup> Dagegen wurde der Handel mit Kleidern auf Jahrmärkten mehrfach verboten, so 1397 auf einem Städtetag, 1425 in einer allgemeinen Landesordnung und 1427 im Bistum Ermeland,<sup>69</sup> doch gab es dafür im Ordensland keine einheitlichen Regelungen. So erlaubte Ulrich von Jungingen 1408 den Hosenmachern, ihre Waren auch auf Jahrmärkten anzubieten, und als 1426 die Hauskomture zu Schwetz und Osterode auf den Jahrmärkten Hosen und Mäntel beschlagnahmten, wurden sie (nach Beschwerden der Städte) von Paul von Rusdorf angewiesen, diese zurückzugeben, und aufgefordert, weitere Beschlagnahmen zu unterlassen.<sup>70</sup> Der Verkauf von Kleidern auf Jahrmärkten setzte sich – zumindest im Rest-Ordensland – auch nach 1466 fort, da sich die Stände 1473 darüber beklagten, daß dort Kleider, Mäntel und Röcke aus schlechtem gefärbten Tuch angeboten würden.<sup>71</sup> Dies war wohl nicht nur eine Frage der Qualität, sondern auch der Konkurrenz. So beschwerten sich die Handwerker der benachbarten Kleinstädte 1518 beim Hochmeister über den dreimal jährlich stattfindenden Jahrmarkt bei der Propstei auf dem Tannenberger Schlachtfeld, weil dort neben Tuchen unter anderem die Erzeugnisse von Schuhmachern aus Masowien zu erwerben waren.<sup>72</sup>

Auf dem Jahrmarkt zu Heiligenbeil konnte 1417 auch Papier erworben werden,<sup>73</sup> und ein Marienburger Amtsträger wollte sich 1448 eine Schuld an Roggen auf dem Jahrmarkt zu Neuteich übergeben lassen,<sup>74</sup> vielleicht, um sie vor Ort zu verkaufen. Dazu trat (zumindest in der Spätzeit des

<sup>67</sup> Wie Anm. 15, auch der erste Beleg für den Kulmer Jahrmarkt stand mit Tuchhandel, genauer mit Tuchproduktion vor dem Jahrmarkt, in Verbindung, Kulmer Gerichtsbuch (wie Anm. 55), 245.

<sup>68</sup> Nach dem Rezeß von 1397 Apr. 29, HR I, 4, 398 § 15.

<sup>69</sup> S. HR I, 4, 399 § 6 (Rezeß eines Städtetags zu Elbing von 1397 Mai 27) = Kulmer Gerichtsbuch (wie Anm. 55), 254; ASP I, 349 und 364 § 20 (Landesordnungen von 1425 Nov. 21 und 1427 Jan. 26, letztere in der von Bischof Franz Kuhschmalz für das Ermland erlassenen Fassung, Verbot des Handels mit neuen [wie mit alten] Kleidern). – Eine Öffnung aller Märkte für neue Kleidung verfügte ein Städtetag 1410 März 28, HR I, 5, 698 § 9.

<sup>70</sup> Nach den Rezessen der Städtetage 1408 Mai 6 und 1426 Mai 22, HR I, 5, 503 § 3; ASP I, 353, hier S. 455.

<sup>71</sup> Rezeß der Tagfahrt zu Bartenstein, 1473 Aug. 24, ASP V, 90, hier S. 271.

<sup>72</sup> EKDAHL, Pobojuwisko (wie Anm. 56), S. 65, 78–79.

<sup>73</sup> Nach der Rechnung des Komturs von Balga, s. SARNOWSKY, Wirtschaftsführung (wie Anm. 56), S. 805.

<sup>74</sup> Dies betraf allerdings nur 9 Scheffel Roggen zu 13 sol., s. OBA 9771, fol. 30v.

Ordens) Flachs, der nach einer Anweisung von Hochmeister Albrecht von Brandenburg von 1517 in den Städten einmal im Jahr, auf den Jahrmärkten, „gebracht“ und einer Qualitätskontrolle unterzogen werden sollte.<sup>75</sup>

Ähnlich wie im Falle des Dominikusmarkts in Danzig dürften die Kaufleute auch auf die Jahrmärkte in den kleineren Städten Zahlungen gelegt haben. Belegt ist das wiederum für den Königsberger Großschäfer, der 1400 bzw. 1401 bestimmte Forderungen auf dem Jahrmarkt in Mehlsack einziehen wollte,<sup>76</sup> für einen untergeordneten Amtsträger des Ordens, vielleicht den Pfleger von Rastenburg, der um 1414 kleinere Summen von den Untertanen seines Gebiets auf Jahrmärkten erhielt,<sup>77</sup> für den Amtsträger auf der Marienburg, der 1448 die Bezahlung für Wollverkäufe unter anderem auf den Jahrmärkten in Dirschau und Preußisch-Holland einforderte,<sup>78</sup> aber auch für Danziger Kaufleute, die 1427 auf dem Jahrmarkt zu Neidenburg mit ihren Handelspartnern aus Brest-Litowsk abrechneten.<sup>79</sup>

Eine herausragende Rolle spielte zweifellos der wahrscheinlich zu 1401 erstmals belegte Marienburger Jahrmarkt,<sup>80</sup> den der preußische Lieger Hildebrand Veckinchusens, Gerwin Marschede, 1416 als *beste[n] Jahrmarkt in diesem Lande* beschrieb.<sup>81</sup> Die Geschäfte, die auf ihm getätigt wurden, dürften denen anderer Jahrmärkte in kleinen Städten entsprechen haben, bis hin zu den Geldgeschäften.<sup>82</sup> Als die Städte – gegen die Interessen der Ritterschaft – den Handel der oberdeutschen Kaufleute

<sup>75</sup> Antwort des Hochmeisters auf ständische Klagen, 1517 Sept., ASP V, 237 § 7.

<sup>76</sup> Schulden des David aus Liebstadt, 200 m. bzw. eine nicht genau bezeichnete Restsumme, zu zahlen auf dem Mehlsacker Jahrmarkt von 1400 bzw. 1401, OF 141, S. 341 und 343.

<sup>77</sup> S. das Rechnungsheft in OBA 2192, fol. 1r, 4r, mit Zahlungen von dreimal 2 m. auf einem nicht näher bezeichneten *iarmarcthe* sowie einer weiteren Zahlung (durchstrichen) von 18 m. *im jarmarcthe czu Ressel*.

<sup>78</sup> Nach dem vielleicht dem Treßleramt zugehörigen Rechnungsheft von 1448, OBA 9771, fol. 29r, betrifft insgesamt rund 82 Stein Wolle.

<sup>79</sup> CZAJA, Jahrmärkte (wie Anm. 8), S. 324.

<sup>80</sup> Marienburger Treßlerbuch (wie Anm. 40), S. 111, Z. 37; vgl. CZAJA, Jahrmärkte (wie Anm. 8), S. 326.

<sup>81</sup> Walter STIEDA (Hg.), Hildebrand Veckinchusens. Briefwechsel eines deutschen Kaufmanns im 15. Jahrhundert, Leipzig 1921, S. 174.

<sup>82</sup> So hatte Paul von Rusdorf wohl Gottfried Rodenberg, den Vogt von Leipe, mit der Aufnahme eines Darlehens beauftragt. Dieser sandte *eynen myner gesellen* nach Breslau, der den Kaufleuten die Rückzahlung einer möglichen Anleihe an Johannis zu Breslau oder *czu Marienburg of Walpurgis* versprach, also offenbar auf dem Marienburger Jahrmarkt, was die Anwesenheit Breslauer Kaufleute dort voraussetzt, OBA 4735, wohl 1427 vor Apr. 6; vgl. auch die Zahlungen zu Walpurgis an einen der Marienburger Amtsträger, vielleicht den Treßler, im Rechnungsheft von 1448, OBA 9771, fol. 29r–v.

einschränken wollten, forderten sie im August 1439 auf einer Tagfahrt zu Marienburg sicher nicht zufällig, daß die Nürnberger ihre Waren künftig nurmehr auf dem Marienburger Jahrmarkt anbieten, aber nicht mehr die Wochenmärkte besuchen sollten.<sup>83</sup> Damit setzten sie sich zunächst nicht durch, erreichten aber schließlich unter Konrad von Erlichshausen im Mai 1448 eine Beschränkung der Nürnberger und anderer Kaufleute mit venezianischen Waren, unter anderem jener aus Meißen und der Mark Brandenburg, auf den Walpurgismarkt zu Marienburg und den Dominikusmarkt zu Danzig.<sup>84</sup> Allerdings kamen in den 1440er Jahren Klagen gegen die Marienburger auf, daß sie die Besucher des Jahrmarkts durch Abgaben belasteten.<sup>85</sup> Schließlich führte ihr Austritt aus dem Preussischen Bund 1453 zu Plänen der Mitglieder des Bundes, den Jahrmarkt zu boykottieren bzw. nach Elbing zu verlegen, doch nahm man angesichts der laufenden Verhandlungen am kaiserlichen Hof davon Abstand.<sup>86</sup> In Marienburg wie anderenorts dürfen jedoch die Wochenmärkte gegenüber den Jahrmärkten nicht völlig vernachlässigt werden, wie Einkäufe für den Marienburger Konvent bzw. für den Pfleger von Rastenburg nahelegen.<sup>87</sup>

Die Aufgabenteilung zwischen Jahr- und Wochenmärkten läßt sich ebenfalls wiederum aus normativen Quellen erschließen, die zumeist auch begrifflich klar zwischen beiden Formen von Märkten unterscheiden.<sup>88</sup> So legte der Entwurf für einen Handelsvertrag zwischen

<sup>83</sup> Rezeß der Tagfahrt von 1439 Aug. 26, ASP II, 78, hier S. 122; die Beschwerden wurden auch nach der Landesordnung von 1445 Mai 22 erneuert, da die entsprechende Bestimmung noch nicht in Kraft trat, vgl. ebd., 432, hier S. 696, von 1446 Apr. 5 (schon mit der Beschränkung auf Marienburg und Danzig), und 480, von 1446 (Eingabe der Messerer zu Thorn).

<sup>84</sup> Wie Anm. 26; zum Kontext vgl. CZAJA, Jahrmärkte (wie Anm. 8), S. 326.

<sup>85</sup> S. den Rezeß von 1445 Apr. 30, ASP II, 405, hier S. 658.

<sup>86</sup> Schreiben des Komturs von Elbing und des Hauskomturs von Danzig an den Hochmeister sowie von Danzig an Thorn, von 1453 März 3, Apr. 17, ASP III, 324 und 381–82.

<sup>87</sup> Wohl im Herbst 1411 kaufte der Marienburger Kellermeister 3283 Scheffel Gerste, die Bauern dort auf den Markt gebracht hatten, Marienburger Konventsbuch (wie Anm. 64), S. 251; 1420 wurde dann dort offenbar eine *grose rynne* für den Brunnen der Marienburg erworben, Das Ausgabebuch des Marienburger Hauskomturs für die Jahre 1410–1420, hg. von Walther ZIESEMER, Königsberg 1911, S. 347. Für das Amt Rastenburg wurden 1444/45 Hühner, Dorsch und andere Fische *uffem marckte gekoufft*, d.h. wahrscheinlich in Rastenburg selbst, nach der Jahresrechnung von 1445 Nov. 11, OBA 8950, fol. 5r; die Fleischbänke in Rastenburg waren 1373 März 23 durch den Komtur von Balga, Gottfried von Linden, privilegiert worden, s. u.a. die späte Abschrift OBA 355.

<sup>88</sup> Selbst in knappen Notizen in Rezessen wie dem von 1438 Apr. 4: *Item van allerley vorkouff in jarmarkten und bwssen am wocheenmarkte*, ASP II, 37, hier S. 54; vgl. auch das Verbot von Geschäften an Sonntagen in der Landesordnung von 1445 Mai 22, das getrennt Märkte und Jahrmärkte anspricht, ebd., 410 § 7.



Preußen, Böhmen und Schlesien im September 1404 fest, daß die Kaufleute aus der Krone Böhmens und Schlesien ihr Tuch und ihre Waren überall in Preußen verkaufen durften, aber nur an die Einwohner des Landes, nicht an Gäste und nicht im Auftrag fremder Kaufleute. Eine Ausnahme bildeten danach nur die Jahrmärkte, *auf denen [der] Gast frei sein soll, mit [dem] Gast zu handeln, wie dies gebräuchlich ist.*<sup>89</sup> In diesen Kontext gehören weiter die Verbote für Nürnberger und andere auswärtige Kaufleute, die Wochenmärkte aufzusuchen, und ihre Beschränkung auf die Jahrmärkte in Marienburg und Danzig,<sup>90</sup> ebenso wie der Beschluß eines Ständetags im April 1447 anlässlich einer Beschwerde Breslauer Kaufleute, den Verkauf ausländischer Gürtel nach einer Qualitätsprüfung nurmehr auf Jahrmärkten, nicht aber auf Wochenmärkten zuzulassen.<sup>91</sup> Eine klare Differenzierung zwischen Wochen- und Jahrmärkten findet sich auch in einer Landesordnung für das Rest-Ordensland vom April 1494. Zum Schutz der kleinen Städte war das Tuchschneiden auf den Dörfern mit wenigen Ausnahmen verboten, doch sollten die Gewandschneider aus Königsberg andererseits keine Wochenmärkte in den kleinen Städten besuchen, sondern sich an die „gewöhnlichen Jahrmärkte“ halten. Den Krämern aus Königsberg wurde dagegen nur erlaubt, bis zu vier der Wochenmärkte aufzusuchen, nicht aber die Jahrmärkte.<sup>92</sup> Das Ziel dieser Regelungen war offenbar eine Hierarchie der Märkte, in der den Jahrmärkten die Aufgabe der überregionalen Vermittlung von Waren, aber auch der Regulierung des Handels insbesondere auswärtiger Kaufleute zukam.

Wochen- wie Jahrmärkte unterlagen vielerorts Beschränkungen, die die Stellung der einheimischen Kaufleute stärken sollten. Ein Beispiel bietet bereits die Marienburger Willkür von 1365, die, in den späteren Jahren immer wieder erweitert, wohl allein die Verhältnisse auf den Wochenmärkten regelte. Sie verbot den Bürgern unter anderem, das Getreide eines Gastes bei sich zu behalten, Gelder von Gästen zu leihen oder ihnen in Versammlungen, Gilden und Herbergen Bier oder Met auszuschenken. Keiner durfte in der Stadt wohnen und Handel treiben, wenn er nicht das Bürgerrecht besaß. So durften die fremden Kaufleute unter den Lauben Marienburgs weder mit Salz noch mit Heringtonnen Geschäfte machen, sondern mußten ihre Waren auf ihren Wagen oder Schiffen anbieten.<sup>93</sup> Im 15. Jahrhundert wurden die Möglichkeiten der

---

<sup>89</sup> Von den Verboten ausgenommen waren *jarmarkte, in den vry sal sin gast mit gaste tzu koufslagen, also wonlich ist*, HUB I, 5, 632 § 4, von 1404 Sept. 11.

<sup>90</sup> Wie Anm. 27.

<sup>91</sup> S. den Rezeß von 1447 Apr. 23, ASP III, 8, hier S. 16.

<sup>92</sup> ASP V, 142 § 13–14, von 1494 Apr. 28.

<sup>93</sup> PUB VI, 1, 425.

Gäste, aber auch die der anderen Einwohner der Städte weiter eingeschränkt, wenn z.B. in Braunsberg Kleinhändler (Höker) seit 1407 nur an Markttagen uneingeschränkt Handel treiben durften.<sup>94</sup> Im November 1452 gingen die Stände so weit, den Besuch von Wochen- und Jahrmärkten im Lande sogar an das Bürgerrecht und Grundbesitz in den Städten binden zu wollen,<sup>95</sup> auch wenn sich dieser Beschluß nicht durchsetzen ließ.

Umgekehrt wurden die Bürger vielfach bevorzugt. So schrieb die Königsberger Willkür von 1394 vor, daß nur Bürger außerhalb der Markttag Handel treiben durften.<sup>96</sup> Durch die angesprochene Landesordnung von 1494 erhielten schließlich die Bürger des Rest-Ordenslandes sogar ein Vorkaufsrecht auf den Königsberger Wochenmärkten. Am Morgen des Wochenmarktes wurde im Sommer bis 8 und im Winter bis 10 Uhr eine Fahne aufgesteckt, die signalisierte, daß nur die Bürger kaufen durften. Erst danach war der Markt auch für die Gäste offen.<sup>97</sup>

Diese Gäste waren vor allem die Freien und die Bauern der Umgebung, aber auch Händler aus Samaiten, Litauen und Masowien, die in dieser Zeit in Königsberg eine wichtige Rolle spielten.<sup>98</sup> Daneben waren vielleicht auch Kaufleute aus dem Westen Europas von Bedeutung, wenn z.B. die Landesordnung von 1494 „Schotten“ den Besuch des Landes verbot (allerdings war dies auch eine Sammelbezeichnung für fremde Kleinhändler).<sup>99</sup> Nach einer ständischen Klage von 1473 setzten diese „Schotten“ auf den Dörfern minderwertige Tuche ab, statt sie wie bisher in den großen Städten und auf den Jahrmärkten anzubieten.<sup>100</sup> Ein Jahrhundert früher, 1397, waren es die englischen Tuchhändler, die durch ihr Auftreten auf den Jahrmärkten eine Klage der Elbinger Gewandschneider auslösten. Die Elbinger schlugen allerdings wohl in diesem Zusammenhang vor, nicht nur den Engländern, sondern allen fremden Kaufleuten den Handel zu verbieten; schließlich wurde 1402 entschie-

<sup>94</sup> Codex diplomaticus Warmienses (wie Anm. 54), 3, 419 § 30, Verordnung des Braunsberger Rates von 1407, daß die Höker außerhalb der Markttag nicht vor 7 bzw. 8 Uhr morgens kaufen dürfen; zudem war ihnen die Ausfuhr nach Danzig untersagt.

<sup>95</sup> Nach dem Rezeß des Ständetags 1452 Nov. 20, ASP III, 263 § 31, erneuert für die Krämer, die auf Wochenmärkte ziehen, 1453 Jan. 28, ebd., 291, hier S. 561.

<sup>96</sup> FRANZ, Willküren (wie Anm. 24), XLVIII, S. 39.

<sup>97</sup> Wiederum nach ASP V, 142, hier § 1; erneuert in der Landesordnung Friedrichs von Sachsen, 1503 vor Juli 13, ebd., 168 § 46.

<sup>98</sup> Dazu s. GAUSE, Geschichte (wie Anm. 24), S. 118–19.

<sup>99</sup> S. ASP V, 142 § 15.

<sup>100</sup> S. den Rezeß der Tagfahrt der Stände des Rest-Ordenslands zu Bartenstein, 1473 Aug. 24, ASP V, 90, hier S. 271; ähnlich Beschwerden der Thorner und Danziger (um) 1488 Juni 16 sowie 1489 Febr. 7, ASPK I, 269–70; II, 3; vgl. auch das Schreiben der Königsberger an Danzig 1490 Apr. 8, ebd., 74.

den, daß die englischen Kaufleute ihre Waren bereits in den Hafenstädten verkaufen und nicht aufs Land ziehen sollten.<sup>101</sup>

Wochen- und Jahrmärkte waren sowohl für die Bewohner des Landes wie der Städte wichtige Kommunikationszentren und zentral für ihre wirtschaftliche Entwicklung.<sup>102</sup> Die regionale Bedeutung von Jahrmärkten ergibt sich unter anderem daraus, daß insbesondere die kleineren Städte während des 15. Jahrhunderts bemüht waren, einen zweiten Jahrmarkt einzuführen, während Großstädte und Rittertum darin eine wirtschaftliche Bedrohung sahen und vom Orden zumindest in den Landesordnungen für die Niederlande, dann aber auch für das gesamte Ordensland eine Beschränkung auf einen Jahrmarkt im Jahr durchsetzten, und daß nach 1466 eine weitere Vermehrung der Jahrmärkte eintrat.<sup>103</sup> Zugleich mußte auch die Ritterschaft, der Adel, der einzelnen Gebiete an „freien“ Wochen- und Jahrmärkten interessiert sein, auf denen sie ihre Überschüsse anbieten, aber auch Kontakte mit fremden Kaufleuten aufnehmen konnte.<sup>104</sup> Dabei kam es durchaus zu Spannungen mit den Städten, wenn sich z.B. Ritter und Knechte im Juni 1448 beklagten, die Danziger würden zu ihrem großen Nachteil den Holländern Geleit und *einen gemeinen Markt* im Lande verbieten.<sup>105</sup>

Aber auch innerhalb der Städte gab es dazu unterschiedliche Positionen. So traten die Inhaber der städtischen Verkaufsstände einer Öffnung der Wochen- oder Jahrmärkte entgegen, weil sie um ihre Einkünfte (und ihr Monopol) fürchteten, wie sich das z.B. aus den langwierigen Ver-

<sup>101</sup> Rezesse zweier Städtetage zu Marienburg 1397 März 21 und 1402 Juli 21, HR I, 4, 397; HR I, 5, 101 § 2; letztere Bestimmung wurde 1422 März 9 für alle nichthansischen Kaufleute erneuert, HR I, 7, 461 § 1; zu den englischen Kaufleuten in Preußen vgl. ebenso HR I, 4, 350 § 2 (1396).

<sup>102</sup> Die Rolle des Besuchs der Jahrmärkte hebt z.B. eine Klage der kleinen Städte im Ordensland von 1517 Juli 16 hervor, die sich über die Folgen kriegerischer Auseinandersetzungen beklagten, ASP V, 232, hier S. 604; und 1525 setzten sich Adlige nach der Aufhebung der Propstei auf dem Tannenberger Schlachtfeld bei Herzog Albrecht dafür ein, den dort zuvor dreimal jährlich stattfindenden Jahrmarkt angesichts seiner wirtschaftlichen Bedeutung weiterzuführen, s. EKDAHL, Pobjowisko (wie Anm. 56), S. 65 und 86. – Vgl. weiter die Klage Thorns im Namen der kleinen Städte auf einem Ständetag Königlich-Preußens 1487 Sept. 17, ASPK I, 252 § 18 (Besuch von Märkten); sowie bereits die Handfeste für Damerau von 1352 Apr. 3, in der den Einwohnern des Dorfes ausdrücklich der Gebrauch von Kähnen für Fahrten zum Markt gestattet wurde, PUB V, 32.

<sup>103</sup> Wie Anm. 60.

<sup>104</sup> Vgl. die Forderungen der Ritter und Knechte 1440 März 13, (an Markttagen) frei kaufen und verkaufen zu können, ASP II, 107 und 253, hier S. 168 und 386; sowie Anm. 17.

<sup>105</sup> Nach den Aufzeichnungen der Ordenskanzlei zu einer Versammlung der Ritterschaft von 1448 Juni 30, ASP III, 39; vgl. auch die Fassung der Artikel der Ritterschaft in OBA 9710, sowie die Schreiben des Obersten Marschalls und des Elbinger Komturs von 1448 Dez. 12–22, die die ablehnende Haltung der Städte gegenüber der Forderung nach einem wöchentlichen „freien Markt“ deutlich werden lassen, ASP III, 47–48.

handlungen zwischen der Stadt Elbing und den örtlichen Fleischbänken im Herbst 1449 ablesen läßt.<sup>106</sup> Den städtischen Führungsgruppen war auf der anderen Seite daran gelegen, den Handel auf dem Lande auszuschließen, ihn vielmehr auf den städtischen Märkten zu konzentrieren. Zwar wurde bereits in einer Landesordnung der Zeit Heinrichs von Plauen gefordert, daß die Gäste nur auf den Märkten und nicht auf dem Lande selbst kaufen sollten,<sup>107</sup> doch scheint dies an den Problemen wenig geändert zu haben.<sup>108</sup>

Die Konkurrenz durch ländlichen Handel verschärfte sich durch die Teilung des Landes nach dem Zweiten Thorner Frieden. Die Stände des verbliebenen Ordensterritoriums klagten, die Danziger sowie andere Kaufleute und *böse Gesellen* würden direkt in den Dörfern im Hinterland Flachs, Hopfen, Leinwand und anderes aufkaufen, so daß die Waren nicht mehr auf die städtischen Märkte kamen,<sup>109</sup> und auch die Stände Königlich-Preußens sahen ihren Handel durch ländliche und dörfliche Geschäfte bedroht.<sup>110</sup> Dort kam es zudem zu Spannungen zwischen den großen Städten. Auf einem Ständetag vor Kasimir IV. warfen die Thorner im April 1485 den Danzigern vor, sie würden die Seefahrt unterbrechen, wann sie wollten, und den anderen preußischen Kaufleuten verbieten, mit den fremden Kaufleuten in Danzig Handel zu treiben. Dagegen könnten die Danziger auf dem Markt in Thorn Getreide kaufen, von wem sie wollten, und mit geringen Einschränkungen Hering und Aale kaufen und verkaufen. Dieser Konflikt wurde – unter der Vermittlung des ermländischen Bischofs – mit der Zusage der Danziger beendet, die Thorner sollten in Danzig alle Freiheiten haben, wie sie die Danziger in Thorn erhielten.<sup>111</sup>

<sup>106</sup> Vgl. die Aufzeichnungen über diese Verhandlungen in OBA 10054, die von 1449 Sept. 13 bis Okt. 1 offenbar vor dem Hochmeister erfolgten und die Zeit von Nativitatis Marie bis Fastnacht betrafen.

<sup>107</sup> So – in bezug auf Getreide – 1412 Apr. 18, ASP I, 155.

<sup>108</sup> Siehe die Klage auf dem Ständetag 1450 März 8, die allgemeinen Wochenmärkte würden durch Geschäfte der Schulzen und Bauern auf dem Lande *geswachtet unde gehindert*, vielmehr sollten die Grundherren ihre Erträge direkt auf die Märkte bringen, ASP III, 63, hier S. 123.

<sup>109</sup> Wie Anm. 71.

<sup>110</sup> Siehe die Klage auf einem Ständetag Königlich-Preußens in Krakau 1499 März 21, *quod in villis et alibi extra fora ordinaria civitatum negotiationes exerceantur*, ASPK III, 2, 418 § 4.

<sup>111</sup> Aufzeichnungen zum Ständetag in Thorn, hier zu 1485 Apr. 15–16, ASPK I, 200 § 289–99; eine weitere Thorner Klage zum Fischhandel in einem Schreiben an die Danziger von 1490 Juni 6, ASPK II, 85. – Zum Kontext der Konflikte zwischen Danzig und Thorn und dem Vorgehen der Danziger s. Hermann ÖSTERREICH, Die Handelsbeziehungen der Stadt Thorn zu Polen, 2: Thorns Handel während des ersten Jahrhunderts der polnischen Herrschaft, in: Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins 33, 1894, S. 47–93, hier S. 59–64; zur Handelspolitik Danzigs und Elbings vgl. Ernst Manfred WERMTER, Die Reichsacht gegen Danzig und Elbing (1497–1515). Städtische Handelspolitik im Spiel der Großmächte, in: Elbing 1237–1987, hg. von Bernhart JÄHNIG und Hans-Jürgen SCHUCH (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens, 25), Münster 1991, S. 75–107.

Damit waren jedoch nicht alle Klagen aus der Welt. So beschwerte sich der ermländische Bischof Lukas Watzenrode im November 1492 bei den Danzigern, sie hätten den Braunsbergern den Zugang zu ihrem Markt verweigert und dort gekaufte Waren beschlagnahmt.<sup>112</sup> Die Vorschriften für die Wochen- und Jahrmärkte bildeten so oder so ein wichtiges „wirtschaftspolitisches“ Steuerungsmittel.

Die Termine der preußischen Jahrmärkte waren wohl keineswegs zufällig gewählt, auch wenn es sich nicht um ein „System“ von Messen und Märkten gehandelt haben dürfte. So kann man zumindest bei den Sommermärkten einen Bezug zu den Schiffahrtsterminen vermuten. Das galt einmal für den Dominikusmarkt in Danzig, der am 5. August begann und damit für Kaufleute aus dem weiteren Hanse- raum erreichbar war. Seit 1446 wurde er durch den Jahrmarkt in der Jungstadt Danzig „fortgesetzt“, der für Ende August angesetzt war,<sup>113</sup> weitere Sommermärkte fanden in Neidenburg und Bartenstein statt. Aber auch die Frühjahrsjahrmärkte boten – zumindest theoretisch – Chancen für Fernhändler. Der Königsberger Jahrmarkt könnte z.B. deshalb relativ früh (nach Pfingsten) gelegt worden sein, damit die dort umgeschlagenen Waren aus Litauen noch in den Westen verschifft werden konnten; und vielleicht galt das ähnlich für den Marienburger Jahrmarkt, der am 1. Mai begann.<sup>114</sup> Daneben gab es im Frühjahr noch Jahrmärkte in Osterode, Heilsberg, Allenstein und Mehlsack. Auf besondere Weise – nämlich regional – miteinander verbunden waren aber die Herbstjahrmärkte. So wurden Mitte September bis Anfang Oktober die Jahrmärkte in Strasburg, Schwetz und Marienwerder abgehalten,<sup>115</sup> und nach den Ordensquellen folgte der Jahrmarkt in Neuteich auf den in Dirschau, wie im Grenzraum zu Masowien die Jahrmärkte zu Gilgen- burg, Löbau und Soldau nacheinander stattfanden. Ähnlich wurden dann offenbar im späteren 15. Jahrhundert in den Marktprivilegien Termine miteinander abgestimmt, da zwei der Thorner Jahrmärkte 1372 durch den polnischen König zwei bis drei Wochen vor den kurz zuvor ein-

---

<sup>112</sup> ASPK III, 1, 34, Schreiben des Bischofs an Danzig von 1492 Nov. 29; vgl. auch Klagen der Schwetzer über den Getreideaufkauf durch die Danziger, 1493 Nov. 21, ebd., 79.

<sup>113</sup> Vgl. oben zu Anm. 29; dazu und zum folgenden s. CZAJA, Jahrmärkte (wie Anm. 8), S. 322–23.

<sup>114</sup> Zu Königsberg s. oben zu Anm. 24; zu Marienburg zu Anm. 84.

<sup>115</sup> Zu Schwetz s. Anm. 65; zu Strasburg s. Anm. 56; der Nachweis für Marienwerder (Okt. 1) in Vita Dorotheae Montoviensis Magistri Johannis Marienwerder, hg. von Hans WESTPFAHL, Anneliese TRILLER (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands, 1), Köln 1964, S. 150.

gerichteten, 14 Tage dauernden Lemberger Jahrmärkten angesetzt wurden.<sup>116</sup>

Roman Czaja hat zweifellos recht, wenn er betont, daß die preußischen Jahrmärkte „mehr den Charakter eines Einzel- als den eines Großhandels“ hatten und vor allem ein „Element des Binnenhandels in Preußen“ darstellten.<sup>117</sup> Für ihre geringe überregionale Bedeutung spricht schon der nicht gerade reiche Umfang des erhaltenen Materials. Die preußischen Kaufleute knüpften ihre intensiven Beziehungen zu den anderen Städten des Hanseraums offenbar, ohne dafür zuvor im eigenen Land ein dichtes Netz von Wochen- und Jahrmärkten aufbauen zu müssen.<sup>118</sup> Zumindest in Andeutungen wird allerdings ebenfalls erkennbar, daß immer wieder oberdeutsche, polnische, litauische, holländische und englische Kaufleute preußische Handelsplätze genutzt haben dürften.<sup>119</sup> Zudem bestanden Kontakte der preußischen Kaufleute zu anderen Jahrmärkten, unter anderem zu Brieg und Breslau in Schlesien sowie zu Płock in Masowien,<sup>120</sup> und pommersche Kaufleute kauften im Westen des Landes, auf dem Jahrmarkt in Konitz, ein.<sup>121</sup> Die Ausweitung der preußischen Wochen- und Jahrmärkte seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts kann somit, auch wenn sie aus den Quellen nur in Ansätzen erkennbar wird, kein Zufall sein. Vielmehr dürfte diese Entwicklung wohl doch die wachsende Integration Preußens in das Geflecht des nordeuropäischen Handels spiegeln. Es ist zu hoffen, daß sich diese Annahme durch weitere Untersuchungen erhärten läßt.

<sup>116</sup> Die Thorner Jahrmärkte lagen am 6. Januar und am zweiten Sonntag vor Pfingsten, vgl. oben Anm. 50, die Lemberger am 21. Januar (*Agnētis*) und eine Woche nach Pfingsten (*Trinitatis*), s. HUB 10, 137, Schreiben Lembergs an Danzig von 1472 Aug. 14. Die Reisezeit scheint etwas knapp bemessen, doch konnte man von Thorn aus wohl vor dem Ende des Jahrmarkts in Lemberg eintreffen.

<sup>117</sup> CZAJA, Jahrmärkte (wie Anm. 8), S. 328.

<sup>118</sup> Dazu s. Roman CZAJA, Die Entwicklung des Handels der preußischen Hansestädte, und Jürgen SARNOWSKY, Die Entwicklung des Handels der preußischen Hansestädte im 15. Jahrhundert, in: Die preußischen Hansestädte und ihre Stellung im Nord- und Ostseeraum des Mittelalters, hg. von Zenon Hubert NOWAK, Janusz TANDECKI, Toruń 1998, S. 35–50 und 51–78.

<sup>119</sup> S. oben zu Anm. 27, 83–84 (Oberdeutsche), 42, 72 (Polen), 25, 98 (Litauer), 53, 105 (Holländer), 99–101 (Engländer und „Schotten“).

<sup>120</sup> So wollte der Orden nach einem Schreiben Michael Kuchmeisters von 1415 Aug. 24 durch den Großschäffer eine Geldüberweisung (zum Konstanzer Konzil) über den Brieger Jahrmarkt vornehmen lassen, OF 8, S. 245 (nach GStA, XX. HA., StA Kbg., Findbuch 66, S. 28); und ein Beauftragter des Komturs von Balga, Elias Winter, sandte um 1415 Fische auf den Breslauer Markt zu *Invocavit* (*aller manne vastnacht*), s. den Brief an den Komtur OBA 2669; vgl. zu Anm. 46.

<sup>121</sup> Vgl. die Bitte des Rats zu Schlawe in Pommern an den Hochmeister, die auf dem Jahrmarkt in Konitz durch den Komtur von Schlochau inhaftierten Bürger der Stadt und ihre Güter freizugeben, OBA 3193, von (1420) Juni 26, und dessen Antwort, daß die auf dem Jahrmarkt gefangenen Kaufleute nach den Zusagen der Stadt freigelassen würden, OF 11, S. 184, von 1420 Juli 1 (nach GStA, XX. HA. StA Kbg., Findbuch 66, S. 34).

# DIE HANSE, DIE LEIPZIGER MESSEN UND DIE OSTMITTELEUROPÄISCHE WIRTSCHAFT

von Herbert Eiden\*

Leipzig war bekanntlich nie Mitglied der Hanse, und der Aufstieg der Stadt und ihrer Messen kam erst mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts richtig in Gang, zu einer Zeit also, als die Blüte der Hanse bereits vorüber war. Den Höhepunkt seiner Wirtschaftskraft mit der marktbeherrschenden Stellung im mitteldeutschen Transithandel erlebte Leipzig erst im ausgehenden 17. und im 18. Jahrhundert. Wie passen also die Hanse und die Leipziger Messen zusammen? Einerseits lassen sich schon recht früh, seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, Handelskontakte der hansischen Seestädte zum thüringisch-sächsischen Binnenland nachweisen und damit mittelbar auch zu Leipzig. Andererseits kann die Vormachtstellung der Leipziger Messen im Warenaustausch mit dem Osten seit der Frühen Neuzeit nur durch die enge Anbindung an den Übersee- bzw. Kontinentalhandel erklärt werden. Diese Aufgabe erfüllte in immer stärkerem Maße die Hansestadt Hamburg, so daß die Elbestadt insbesondere seit der Zeit nach dem 30jährigen Krieg zu Recht „als Hafen Leipzigs“<sup>1</sup> bezeichnet werden kann. In einem ersten, knapperen Teil dieses Beitrags werden daher die Handelsbeziehungen der Hanse mit dem thüringisch-sächsischen Raum skizziert. Im zweiten Teil wird dann die Entwicklung der Leipziger Messen und deren Verbindung vornehmlich zum Nordseeraum bis zum ausgehenden 17. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung des Handels mit Ostmitteleuropa thematisiert.

Die Geschichte des Handels der hansischen Nord- und Ostseestädte ins Binnenland nach Thüringen und Sachsen ist bislang wenig er-

---

\* Überarbeiteter und mit Anmerkungen versehener Vortrag, der am 6. Juni 2001 auf der Pflingsttagung des Hansischen Geschichtsvereins in Emden gehalten wurde. Für die kritische Durchsicht des Manuskriptes und zahlreiche Anregungen danke ich Herrn Volker Henn.

<sup>1</sup> Karl Friedrich OLECHNOWITZ, *Handel und Seeschifffahrt der späten Hansezeit*, Weimar 1965, S. 119.

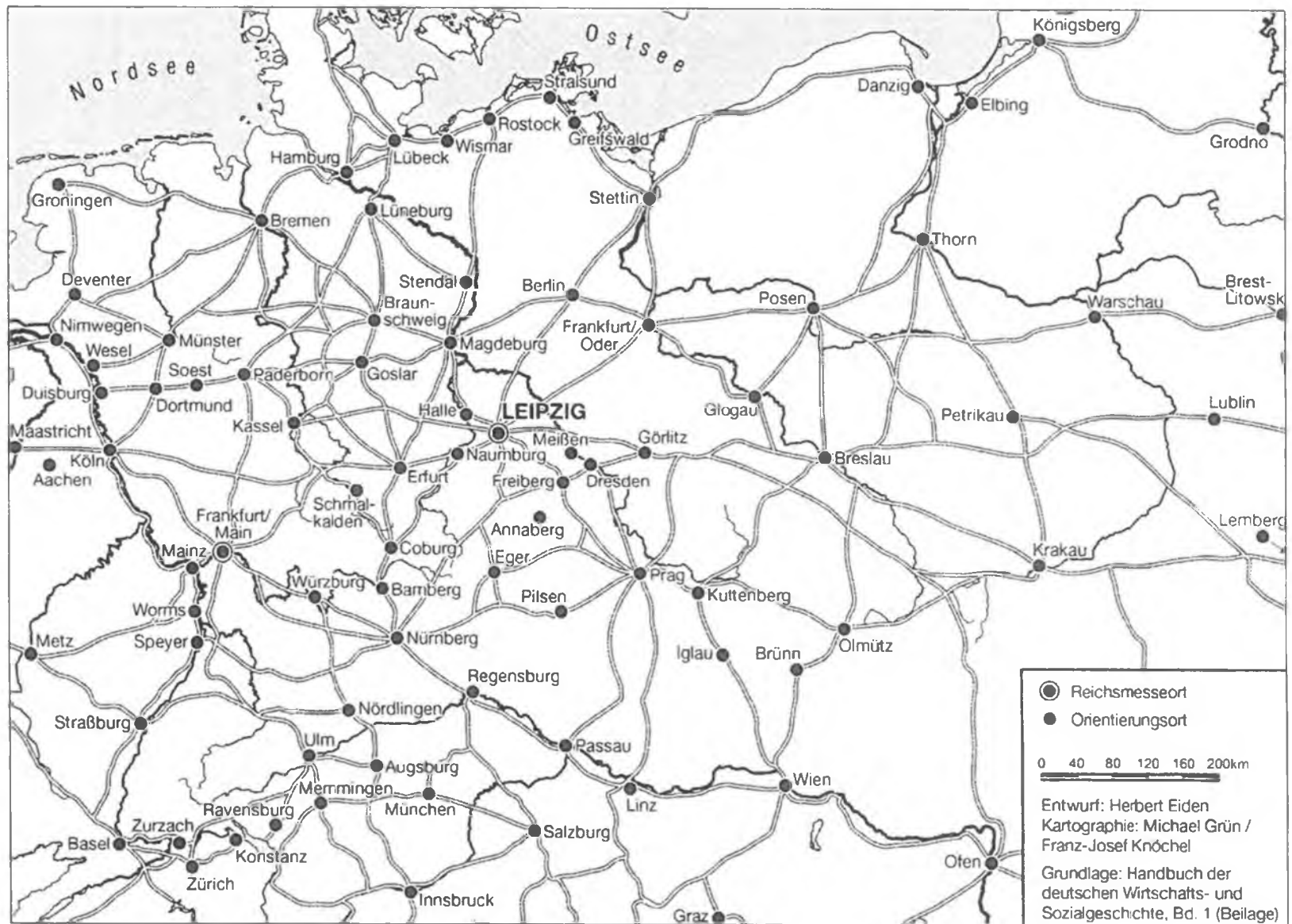


Abb. 1: Verkehrswege um 1500



forscht.<sup>2</sup> Diesen Umstand mußte auch kürzlich noch Manfred Straube konstatieren, als er sich in dem Magdeburger Ausstellungsband *Hanse – Städte – Bünde* mit den wirtschaftlichen Beziehungen zwischen der Hanse und Thüringen befaßte.<sup>3</sup> Zwar liegen mittlerweile einige neuere Untersuchungen vor,<sup>4</sup> aber eine umfassende monographische Würdigung steht noch aus.

Die bedeutendsten, bereits in karolingischer Zeit erwähnten Handelsplätze im sächsisch-thüringischen Raum waren Braunschweig, Magdeburg und Erfurt.<sup>5</sup> Insbesondere das dem Mainzer Erzbischof unterstehende Erfurt entwickelte sich seit dem 13. Jahrhundert zum wichtigsten Warenumschnittpunkt im mitteldeutschen Verkehrsnetz des Hoch- und Spätmittelalters. Der Aufstieg der thüringischen Stadt wurde entscheidend begünstigt durch ihre Lage. An den dortigen Geraden kreuzten sich mehrere Handelsstraßen. Die Anbindung an die wirtschaftlich früh prosperierenden Rheinlande und darüber hinaus an die damalige europäische Handelsmetropole Brügge sowie die flandrischen Tuchgewerbe-

<sup>2</sup> Zu nennen wären Arbeiten von Fritz WIEGAND, Über hansische Beziehungen Erfurts, in: *Hansische Studien. Heinrich Sproemberg zum 70. Geburtstag*, Berlin 1961, S. 398–408; Erika LANGER, Überregionale Handelsbeziehungen thüringischer Städte im 15. Jahrhundert, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe* 21, 1972, S. 195–208; Werner MÄGDEFRAU und Erika LANGER, Thüringisch-hansische Wirtschafts- und Bündnisbeziehungen im Mittelalter, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe* 28, 1979, S. 393–440.

<sup>3</sup> Manfred STRAUBE, Der hansische Binnenhandel – die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Thüringen und den Seestädten zu Beginn der frühen Neuzeit, in: *Hanse. Städte. Bünde. Die sächsischen Städte zwischen Elbe und Weser um 1500*, Bd. 1: Aufsätze, hg. v. Matthias PUHLE, Magdeburg 1996, S. 396–405, hier S. 396.

<sup>4</sup> Manfred STRAUBE, Die Stellung Mitteldeutschlands im europäischen Handelsverkehr zu Beginn der Neuzeit, in *Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlpfordt*, Bd. 1: Vormoderne, hg. v. Erich DONNERT, Köln, Weimar, Wien 1997, S. 99–117; DERS., Über den Handel mit Eisen und Eisenwaren im thüringisch-sächsischen Raum im 15. und 16. Jahrhundert, in: *Stadt und Eisen*, hg. v. Ferdinand OPLL, Linz 1992, S. 259–90; Klaus FRIEDLAND, Erfurt im Fernhandelssystem der Hanse, in: *Erfurt: Geschichte und Gegenwart*, hg. v. Ulman WEISS, Weimar 1995, S. 433–438; Volker HENN, Jahrmärkte und Messen im Weser-Elbe-Raum im späten Mittelalter, in: *Landesgeschichte als multidisziplinäre Wissenschaft. Festgabe für Franz Irsigler zum 60. Geburtstag*, hg. v. Dietrich EBELING, Volker HENN, Rudolf HOLBACH, Winfried REICHERT und Wolfgang SCHMID, Trier 2001, S. 269–292.

<sup>5</sup> Hermann KELLENBENZ, Norddeutsche Wirtschaft im europäischen Zusammenhang, in: *Stadt im Wandel. Kunst und Kultur des Bürgertums in Norddeutschland 1150–1650*, hg. v. Cord MECKSEPER, Bd. 3, S. 221–241, hier S. 222–223; Hans PLANITZ, *Die deutsche Stadt im Mittelalter*, 5. Aufl. Wiesbaden 1996, S. 55. Wegen des bereitgestellten Materials noch immer heranzuziehen: Walter STEIN, *Handels- und Verkehrsgeschichte der deutschen Kaiserzeit*, Berlin 1922 (Ndr. Darmstadt 1967).

zentren erfolgte über die Königsstraße, die *via regia Lusatiae* (im Jahre 1252 als *strata regia* bezeichnet), die von Westen – von Köln bzw. Frankfurt am Main kommend – über Eisenach nach Erfurt führte. Weiter nach Osten verlief die Straße über Naumburg, Leipzig und Görlitz nach Breslau (Wrocław). Dort zweigten mehrere bedeutende Handelsrouten nach Norden in Richtung Posen, Thorn, Danzig sowie nach Osten in Richtung Lublin/Kiew bzw. Krakau/Lemberg ab. Aus dem oberdeutschen Raum, von Augsburg und Nürnberg, führte der sogenannte Kreuzweg (*via imperii*) nach Erfurt, dort gabelte er sich in nördliche und nordwestliche Richtung und lief über Goslar/Braunschweig bzw. Magdeburg nach Lüneburg und Lübeck.<sup>6</sup>

Diese Position am Schnittpunkt der großen West-Ost- und Nord-Süd-Achsen ließen in der Gera-Stadt Fernhandelswaren aus allen Himmelsrichtungen zusammenkommen: qualitativ hochwertige Woll- und Leinentucherzeugnisse, Barchent, Metallwaren, Wein, Gewürze, Salz, Pelze, Leder, Wachs, Honig, Meeresfische, Reis, Glas und Papier.<sup>7</sup> Aber Erfurt war nicht nur Transitplatz für den Warenumsatz, sondern exportierte auch landwirtschaftliche Produkte aus seinem fruchtbaren Um- und Hinterland wie Hopfen, Hanf, Anis, Karden (Weberdistel), Safflor und vor allem Waid.<sup>8</sup>

In Thüringen lag das neben dem Niederrhein wichtigste Waid-Anbauggebiet Deutschlands. Aus der Färbepflanze wurde der für die mittelalterliche Tuchindustrie unentbehrliche blaue Farbstoff gewonnen. Bereits im 13. Jahrhundert läßt sich die Intensivierung des Anbaus und die damit verbundene exportorientierte Produktion greifen. So gehörte schon 1248/49 ein *withpenik* (Waidpfennig) zu den Einkünften des Erzbischofs. Die Blütezeit des Waidanbaus und -handels fällt ins 14. bis 16. Jahrhundert; nach Angaben des ältesten erhaltenen Waid-Registers aus der Zeit um 1500 kultivierten 583 Bauern in 35 Dörfern innerhalb des Erfurter Territoriums insgesamt 422,5 Hektar mit Waid.<sup>9</sup> Einer älteren Schätzung zufolge wurde im gesamten thüringischen Raum zu dieser Zeit in mehr als 300 Dörfern auf ca. 15.000 Äckern Waid angebaut.<sup>10</sup>

<sup>6</sup> WIEGAND, *Hansische Beziehungen* (wie Anm. 2), S. 399; STRAUBE, *Stellung Mitteldeutschlands* (wie Anm. 4), S. 102–103. Zur Verkehrslage siehe Abb. 1.

<sup>7</sup> STRAUBE, *Stellung Mitteldeutschlands* (wie Anm. 4), S. 105.

<sup>8</sup> WIEGAND, *Hansische Beziehungen* (wie Anm. 2), S. 399; STRAUBE, *Stellung Mitteldeutschlands* (wie Anm. 4), S. 105; Tom SCOTT und Bob SCRIBNER, *Urban Networks*, in: *Germany. A new social and economic history*, Bd. 1: 1450–1630, hg. v. Bob SCRIBNER, 2. Aufl. London 1997, S. 113–143, hier S. 137–139.

<sup>9</sup> Rolf KIESSLING, *Markets and Marketing, Town and Country*, in: *Germany* (wie Anm. 8), S. 145–179, hier S. 161.

<sup>10</sup> Astrid HÄNDEL, *Der Erfurter Waid und die sächsischen Städte*, in: *Hanse – Städte – Bünde* (wie Anm. 3), S. 406–416, hier S. 408.

Der Waid gelangte als Farbpulver, das in mit dem Stadtwappen als Herkunfts- und Gütezeichen versehenen Tannenholzfässern transportiert wurde, in den Fernhandel.<sup>11</sup> Erfurt verhandelte Waid im gesamten zentraleuropäischen Raum, über die Frankfurter Messen und über Köln nach Westen sowie über Nürnberg und Nördlingen in den süddeutschen Raum; das Gros des Exports ging jedoch in Richtung Osten entlang der *via regia* nach Görlitz, das 1339/40 einen Waidstapel erhielt. Damit konnte sich Görlitz eine Monopolstellung im Waidhandel mit den expandierenden Tuch- und Leinenrevieren der Oberlausitz und Schlesiens sichern, bis es durch die Einrichtung einer sächsischen Waid-Niederlage in Großenhain (1475) einen starken Konkurrenten erhielt.<sup>12</sup>

Ein weiteres Absatzgebiet bildete der seestädtische Hanseraum mit Lübeck, Hamburg und Bremen. Wie aus Geleitsordnungen und -rechnungen und aus Auseinandersetzungen über den Straßenverlauf oder den Straßenzwang hervorgeht, waren es vor allem Händler aus den Städten Mühlhausen, Braunschweig, Magdeburg, Salzwedel und Stendal, die den Fernhandel mit der Färbepflanze betrieben. Mit Braunschweig und Magdeburg traten hier bereits im ausgehenden 13. und beginnenden 14. Jahrhundert die späteren Vororte des sächsischen Quartiers der Hanse als Vermittler von Handelsgütern aus Mitteldeutschland in Erscheinung.<sup>13</sup> Dagegen lassen sich Erfurter Kaufleute explizit als Waidhändler im Nord- und Ostseeraum nur selten in den Quellen fassen.

Allerdings gibt es Hinweise auf intensive Geschäftsverbindungen zwischen Erfurt, Lübeck und Flandern (Brügge). Einer der frühesten Belege für Fernhandelsaktivitäten Erfurter Kaufleute stammt aus dem Jahre 1290. In dieser oft zitierten Quelle, den Briefen des Lübecker Kaufmanns Reineke Mornewech, der im Auftrag des Lübecker Rates in Flandern umfangreiche Kredit- und Wechselgeschäfte abwickelte, ist u.a. von Zahlungen von 1400 Silbermark an dreizehn Erfurter Bürger (zwölf davon Ratsmitglieder) die Rede. Welche Art von Transaktionen hinter diesem hohen Betrag standen, geht aus den Briefen nicht hervor. Klaus Friedland vermutet jedoch ein „Dreiecksgeschäft“, wobei Waid aus Erfurt nach Brügge, flandrische Tuche nach Lübeck sowie Pelze, Wachs und Heringe von Lübeck nach Erfurt geliefert worden sein könnten.<sup>14</sup>

---

<sup>11</sup> HÄNDEL, Waid (wie Anm. 10), S. 412.

<sup>12</sup> Karlheinz BLASCHKE, *Geschichte Sachsens im Mittelalter*, München 1990, S. 235; KIESSLING, *Markets* (wie Anm. 9), S. 161–162.

<sup>13</sup> HÄNDEL, Waid (wie Anm. 10), S. 414; MÄGDEFRAU und LANGER, *Wirtschaftsbeziehungen* (wie Anm. 2), S. 403; WIEGAND, *Hansische Beziehungen* (wie Anm. 2), S. 404.

<sup>14</sup> Klaus FRIEDLAND, *Die Hanse*, Stuttgart 1991, S. 121; DERS., *Erfurt* (wie Anm. 4), S. 436–437; vgl. auch Philippe DOLLINGER, *Die Hanse*, 3. überarb. Aufl. Stuttgart 1981, S. 268; WIEGAND, *Hansische Beziehungen* (wie Anm. 2), S. 400; HÄNDEL, Waid (wie Anm. 10), S. 414.

Im 14. Jahrhundert werden die Belege für Erfurter Kaufleute in Lübeck zahlreicher. So erscheinen in der Zeit von 1227 bis 1363 die *cives de Ephordia* Marquard Schele und Eghardus Sasse (Saxo) insgesamt 14 bzw. 112 Mal in Einträgen des Lübecker Niederstadtbuchs.<sup>15</sup> Auch zwischen anderen Orten Mitteldeutschlands und den hansischen Seestädten des Nordens verdichteten sich die Handelsbeziehungen im 14. Jahrhundert. So gelten sächsische Städte wie Braunschweig, Goslar, Lüneburg, Hameln, Hildesheim, Göttingen, Magdeburg und Hannover in dieser Zeit als Mitglieder der Hanse.<sup>16</sup> Neben diese Gruppe treten mit Nordhausen, Mühlhausen, Halle, Naumburg und Erfurt weitere Städte, deren Zugehörigkeit zur Hanse jedoch unscharf bleibt. Von den genannten Orten entsandte lediglich Halle jemals Vertreter zu Hansetagen.<sup>17</sup>

Der Zuwachs des binnenländischen Handelsverkehrs und die Intensivierung des Warenaustauschs im Spätmittelalter zeigten sich ebenfalls an der Einrichtung von Jahrmärkten bzw. dem Ausbau bereits bestehender Marktgelegenheiten, mit deren Hilfe die Bündelung der Warenströme erfolgen sollte. Auf Fürsprache Balduins, Erzbischof von Trier und Administrator des Mainzer Erzstuhls, erhielt Erfurt durch Kaiser Ludwig den Bayern zu Weihnachten 1331 das Privileg zur Abhaltung eines vierwöchigen Jahrmarktes zwischen Misericordia Domini (2. Sonntag nach Ostern) und Christi Himmelfahrt.<sup>18</sup> Zur Linderung der Nöte nach dem verheerenden Stadtbrand vom Juni 1472 verlieh Kaiser Friedrich III. Erfurt im Jahre 1473 einen zweiten Jahrmarkt, der an Trinitatis (Sonntag nach Pfingsten) begann und drei Wochen dauerte.<sup>19</sup> Im Jahre 1497 verlegte Maximilian die beiden Erfurter Jahrmärkte, die nun eine Dauer von jeweils 14 Tagen haben sollten, auf Martini und auf Pfingsten.<sup>20</sup>

<sup>15</sup> WIEGAND, *Hansische Beziehungen* (wie Anm. 2), S. 402.

<sup>16</sup> Horst WERNICKE, *Die sächsischen Städte in der Hanse*, in: *Hanse – Städte – Bünde* (wie Anm. 3), S. 29–35, hier S. 30.

<sup>17</sup> DOLLINGER, *Hanse* (wie Anm. 14), S. 159–161.

<sup>18</sup> Manfred STRAUBE, *Die Leipziger Messen zur Zeit der Privilegierungen als Mittler nach Ostmitteleuropa*, in: *Leipzigs Messen 1497–1997. Gestaltwandel – Umbrüche – Neubeginn*, hg. v. Hartmut ZWAHR, Thomas TOPFSTEDT und Günter BENTELE, Köln, Weimar, Wien 1999, Bd. 1, S. 121–132, hier S. 121.

<sup>19</sup> *Regesten Kaiser Friedrichs III. (1440–1493) nach Archiven und Bibliotheken geordnet*, hg. v. Heinrich KOLLER und Paul-Joachim HEINIG, Heft 10: *Die Urkunden und Briefe aus den Archiven und Bibliotheken des Landes Thüringen*, bearb. v. Eberhard HOLTZ, Wien, Weimar, Köln 1996, Nr. 352 (S. 217); siehe auch Eberhard HOLTZ, *Erfurt und Kaiser Friedrich III. (1440–1493). Berührungspunkte einer Territorialstadt zur Zentralgewalt des späten Mittelalters*, in: *Erfurt 742–1992. Stadtgeschichte – Universitätsgeschichte*, hg. v. Ulman WEISS, Weimar 1992, S. 185–201, hier S. 194 (irrtümlich heißt es dort, das Privileg sei 1474 ausgestellt).

<sup>20</sup> Theodor NEUBAUER, *Wirtschaftsleben im mittelalterlichen Erfurt (Teil 2)*, in: *VSWG* 13, 1916, S. 132–152, hier S. 133.

Mitte des 15. Jahrhunderts erfuhr das Marktgeschehen im sächsischen Raum eine neue Dynamik, gekennzeichnet durch zahlreiche Neugründungen von Jahrmärkten und Messen. Für Magdeburg, dessen sogenannte *Herrenmesse* (um St. Mauritius, 22.9.) bereits seit dem 11. Jahrhundert belegt ist, gewährte Erzbischof Friedrich 1448 zwei weitere Jahrmärkte. Beide sollten jeweils drei Tage dauern und am Montag nach *Misericordia Domini* (2. Sonntag nach Ostern) bzw. am Mittwoch nach Mariä Himmelfahrt (15.8.) beginnen.<sup>21</sup> Halle besaß in dieser Zeit mit dem Neujahrsmarkt, den sich die Saale-Stadt 1464 von Kaiser Friedrich III. noch einmal bestätigen ließ, und dem Herbstmarkt ebenfalls zwei Jahrmärkte.<sup>22</sup> Zu den ältesten deutschen Jahrmärkten zählt der an der wichtigen Handelsroute nach Görlitz und Breslau gelegene Naumburger Peter- und Pauls-Markt (29.6.).<sup>23</sup> Auch das ca. 50 km nordöstlich ebenfalls an der bedeutenden West-Ost-Achse befindliche Leipzig besaß seit dem 12. Jahrhundert zwei Jahrmärkte: einen an Jubilate (3. Sonntag nach Ostern) und einen Michaelismarkt (29.9.).<sup>24</sup>

Der Leipziger Markt war im Spätmittelalter also nur einer unter vielen und stand im Schatten der Marktgelegenheiten von Naumburg, Halle, Magdeburg und vor allem von Erfurt. Wie gelang es der Stadt an der Pleiße dennoch, zum beherrschenden Messezentrum Mitteldeutschlands und – ab dem 18. Jahrhundert – des gesamten Alten Reiches aufzu-

<sup>21</sup> HENN, Jahrmärkte (wie Anm. 4), S. 286–287; Ernst HASSE, *Geschichte der Leipziger Messe*, Leipzig 1885 (Ndr. 1963), S. 41; Nils BRÜBACH, *Die Reichsmessen von Frankfurt am Main, Leipzig und Braunschweig (14.–18. Jahrhundert)*, Stuttgart 1994, S. 408–409.

<sup>22</sup> HENN, Jahrmärkte (wie Anm. 4), S. 287; *Regesten Kaiser Friedrichs III. (1440–1493)* nach Archiven und Bibliotheken geordnet, hg. v. Heinrich KOLLER und Paul-Joachim HEINIG, Heft 11: *Die Urkunden und Briefe aus den Archiven und Bibliotheken des Freistaates Sachsen*, bearb. v. Elfie-Marita EIBL, Wien, Weimar, Köln 1998, Nr. 349 (S. 191).

<sup>23</sup> Wieland HELD, *Der Messeplatz Naumburg. Seine Geschichte und sein Verhältnis zur Leipziger Messe am Anfang des 16. Jahrhunderts*, in: *Leipzigs Messen* (wie Anm. 18), Bd. 1, S. 75–86, bes. S. 78–79.

<sup>24</sup> Die Literatur zur Geschichte der Leipziger Messen ist sehr umfangreich; immer noch die beste monographische Darstellung bietet HASSE, *Leipziger Messen* (wie Anm. 21); siehe auch Ernst KROKER, *Handelsgeschichte der Stadt Leipzig. Die Entwicklung des Leipziger Handels und der Leipziger Messen von der Gründung der Stadt bis auf die Gegenwart*, Leipzig 1925; Gerhard FISCHER, *Aus zwei Jahrhunderten Leipziger Handelsgeschichte, 1470–1650*, Leipzig 1929; *Die Privilegien der Leipziger Reichsmessen*, bearb. v. Ernst MÜLLER, Leipzig 1941; Klaus METSCHER und Walter FELLMANN, *Lipsia und Merkur. Leipzig und seine Messen*, Leipzig 1990; BRÜBACH, *Reichsmessen* (wie Anm. 21); Leipzig. *Stadt der Wa(h)ren Wunder. 500 Jahre Reichsmesseprivileg*, hg. v. Volker RODEKAMP, Leipzig 1997. Ausgesprochen ertragreich für die Messenforschung sind der zweibändige Sammelband anlässlich der 500. Wiederkehr des ersten kaiserlichen Messeprivilegs durch Maximilian I. im Jahre 1497: *Leipzigs Messen* (wie Anm. 18) sowie die zahlreichen einschlägigen Publikationen von Manfred STRAUBE, die sich in den Fußnoten dieses Aufsatzes finden.

steigen?<sup>25</sup> Entscheidend für die Entwicklung der Leipziger Messen erscheinen mir folgende Faktoren:

- die kaiserlichen Messeprivilegien sowie die intensive und kontinuierliche Förderung durch die sächsischen Kurfürsten;
- die frühzeitige Etablierung von Handelsbeziehungen mit Nürnberg und den Niederlanden;
- die erfolgreiche Ausschaltung von Konkurrenten wie z.B. Halle, Erfurt, Naumburg, Frankfurt an der Oder und zu Beginn des 18. Jahrhunderts Frankfurt am Main;
- eine bedeutende Ausweitung und Neuorientierung des Handels mit dem Osten; Verlagerung der Handelsrouten mit Leipzig als Schnittpunkt der Nord-Süd- und West-Ost-Achsen;
- die Integration der sächsisch-thüringischen Gewerbelandschaften (vornehmlich Metall- und Tuchgewerbe) in den Messezyklus;
- politische Entwicklungen in Schlesien, Polen, den baltischen Staaten, Rußland und Südosteuropa;
- die Entstehung einer regionalen und überregionalen Arbeitsteilung;
- enge Handelsbeziehungen mit Hamburg, dem wichtigsten Hafen für den Güterimport aus den Niederlanden, England und den überseeischen Kolonien nach Deutschland;
- die Etablierung neuer Formen des bargeldlosen Zahlungsverkehrs (Tratte, Indossament etc.);<sup>26</sup>
- eine Toleranz in Religionsfragen, die zur Ansiedlung sowohl von katholischen Kaufleuten aus Italien als auch von französischen Glaubensflüchtlingen (Hugenotten) beitrug;
- der Besuch der Leipziger Messen durch große Gruppen von Händlern und Kaufleuten jüdischen Glaubens aus Osteuropa.

Leipzigs Aufstieg geschah nicht unvermittelt, sondern war ein Prozeß, dessen erste Phase zumindest vom Beginn des 15. Jahrhunderts bis zu den beiden kaiserlichen Privilegierungen von 1497 und von 1507 dauerte. Im Verlauf dieses Saeculums wurde die Stadt für Kaufleute aus

---

<sup>25</sup> STRAUBE, *Stellung Mitteldeutschlands* (wie Anm. 4), S. 102–103; STRAUBE, *Hansischer Binnenhandel* (wie Anm. 3), S. 397–400; SCOTT und SCRIBNER, *Urban networks* (wie Anm. 8), S. 137.

<sup>26</sup> Dieser und die folgenden beiden Punkte werden im vorliegenden Aufsatz nicht mehr diskutiert, siehe dazu HERBERT EIDEN, *The Fairs of Leipzig and the Eastern European Economies (15<sup>th</sup>–18<sup>th</sup> centuries)*, in: *Fiere e mercati nella integrazione delle economie europee secc. XIII–XVIII*, hg. v. Simonetta CAVACIOCCHI, Florenz 2001, S. 723–739, bes. S. 733–738.

Nürnberg und anderen oberdeutschen Städten immer attraktiver.<sup>27</sup> Diese wachsende wirtschaftliche Bedeutung spiegelte sich auch in der Gewährung eines dritten Jahrmarkts, des Neujahrsmarkts, durch den Kurfürsten Friedrich II. von Sachsen im Jahre 1458.<sup>28</sup> Knapp 40 Jahre später, im Juli 1497, sicherte sich Leipzig dann ein kaiserliches Privileg, in dem Maximilian I. nicht nur alle drei Jahrmärkte bestätigte und die Einrichtung neuer Märkte in den Diözesen von Magdeburg, Halberstadt, Meißen, Merseburg und Naumburg verbot, sondern auch den von seinem Vorgänger gewährten Neujahrsmarkt in Halle widerrief.<sup>29</sup>

Weitere Streitigkeiten mit Erfurt, das im Jahre 1505 versuchte, einen Pfingstmarkt zu etablieren, ließen den sächsischen Herzog Albrecht und die Stadt Leipzig zu einem großen Schlag gegen ihre Konkurrenten ausholen: Im zweiten Privileg Maximilians vom Jahre 1507 wurden nicht nur Erfurt alle bisherigen Privilegien aberkannt, die den drei Leipziger Märkten abträglich waren, sondern die Stadt erhielt auch eine 15-Meilen-Zone (ca. 112 km), in deren Bereich kein anderer Jahrmarkt oder Stapel errichtet und abgehalten werden durfte.<sup>30</sup> Dieser außergewöhnlich weitreichende wirtschaftliche Schutzgürtel schloß die beiden Rivalen Leipzigs, Halle und Naumburg, mit ein, war aber ebenfalls gegen Erfurt gerichtet, das gerade noch innerhalb dieses Bereichs lag; die Zone endete vor Erfurts westlicher Stadtgrenze.

Um diesen Anspruch auch gegenüber den geistlichen Territorien in Leipzigs Nachbarschaft besser durchsetzen zu können, erwirkte die Stadt sogar eine Bestätigung der kaiserlichen Privilegien durch eine Papstbulle

<sup>27</sup> Vgl. Manfred STRAUBE, Funktion und Stellung deutscher Messen im Wirtschaftsleben zu Beginn der frühen Neuzeit. Die Beispiele Frankfurt am Main und Leipzig, in: *Brücke zwischen den Völkern*, hg. v. Rainer KOCH, Frankfurt a. M. 1991, Bd. 1, S. 191–204, hier S. 191–192.

<sup>28</sup> Die Leipziger Messeprivilegien sind editiert und – wenn nötig übersetzt – in ‚Privilegien der Leipziger Reichsmessen‘ (wie Anm. 24); vgl. STRAUBE, Stellung Mitteldeutschlands (wie Anm. 4), S. 100, der darauf hinweist, daß die Bedeutung des Neujahrsmarktes in den älteren Messengeschichten nur unzureichend gewürdigt wurde.

<sup>29</sup> Privilegien der Leipziger Reichsmessen (wie Anm. 24), Nr. 7 (S. 28–31). Die Wirtschaft des 40 km nordwestlich von Leipzig liegenden Halle an der Saale beruhte größtenteils auf Salzproduktion und -handel. Für den traditionellen Neujahrsmarkt hatte Halle 1464 eine kaiserliche Bestätigung erwirkt. Das Privileg Maximilians für Leipzig entschied dann die Auseinandersetzung der beiden Städte zugunsten der Pleiße-Stadt; vgl. STRAUBE, Stellung Mitteldeutschlands (wie Anm. 4), S. 101–102.

<sup>30</sup> „Dartzu Das auch nu hinfur kein Jarmarckht, Mess oder Nyderlage Inner funftzehen Meyln gerynnngs umb die obbestimbtan Stat Leybtzigkh sol aufgericht und gehalten werden in kainerlwy weyse.“ Privilegien der Leipziger Reichsmessen (wie Anm. 24), Nr. 8 (S. 31–34, Zitat S. 32). Die alte sächsische Meile hatte beträgt 7419 m; vgl. STRAUBE, Stellung Mitteldeutschlands (wie Anm. 4), S. 104. – Zur Veranschaulichung der Dimension dieses Monopolbereichs siehe Abb. 2.



Abb. 2: Leipziger Stapelbezirk nach dem Privileg von 1507 (Ausschnitt aus einer kolorierten Federzeichnung, 1726)

im Jahre 1514.<sup>31</sup> Obwohl es sich bei der Gewährung dieser Sonderrechte, insbesondere der 15-Meilen-Zone, lediglich um die Formulierung eines Anspruchs handelte, der zunächst kaum Auswirkungen auf die Wirtschaft der konkurrierenden Nachbarstädte hatte,<sup>32</sup> spielten sie doch eine entscheidende Rolle bei der Konsolidierung der Position Leipzigs als führendes Handels- und Transitzentrum in der Region.

<sup>31</sup> Privilegien der Leipziger Reichsmessen (wie Anm. 24), Nr. 9 (S. 34–42). Die päpstliche Bulle wurde auf Fürsprache Herzog Georgs von Sachsen erwirkt.

<sup>32</sup> Die Markt- und Handelsaktivitäten Erfurts, Halles, Naumburgs oder weiter im Norden Magdeburgs kamen durch diese Privilegien für Leipzig natürlich keineswegs zum Erliegen, aber sie wurden doch dadurch behindert. Allerdings ist im Fall der Naumburger Peter und Paul Messe zumindest bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts kein Niedergang parallel zum Aufstieg von Leipzig zu verzeichnen. Tatsächlich passen die Termine der drei Leipziger Messen bestens mit dem Termin der Peter und Paul Messe zusammen; vgl. STRAUBE, Stellung



Neben den Privilegien, die den institutionellen Rahmen absteckten, wirkten sich andere, ökonomische Faktoren auf Leipzigs Aufstieg aus.<sup>33</sup> Die Stadt profitierte stark von einem Strukturwandel im mitteldeutschen Handel. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts orientierten sich die Nürnberger Kaufleute im Handel mit dem Osten neu.<sup>34</sup> Seit der Zeit der Stauer hatte Nürnberg enge Handelsverbindungen mit Böhmen und insbesondere mit Prag unterhalten. Diese während der Regierungszeit Kaiser Karls IV. noch intensivierten Beziehungen wurden durch die Wirren in Folge der Hussitenkriege (1420–1436) empfindlich beeinträchtigt. Obwohl der Nürnberger Handel mit Böhmen und von dort weiter nach Krakau und Lemberg (Lvov) in Polen niemals ganz zum Erliegen kam, konzentrierten die fränkischen Kaufleute ihre Geschäftsbeziehungen nun stärker auf Mitteldeutschland, Schlesien (Breslau/Wrocław) sowie Zentral- und Nordpolen (Posen/Poznań, Thorn/Toruń). Allmählich gelang es Leipzig, die Vermittlerrolle Prags in diesem Transithandel zu übernehmen.<sup>35</sup> Ein zweiter bedeutender Impuls ging von der Ausbeutung der Kupfer-, Eisen-, Zinn- und Silbervorkommen des thüringisch-sächsischen Mittelgebirges sowie dem Aufbau einer metallverarbeitenden Industrie aus. Da der Bergbau einerseits beträchtliche Kapitalinvestitionen erforderte, andererseits aber auch hohe Erträge versprach, war er ein ideales Betäti-

---

Mitteldeutschlands (wie Anm. 4), S. 103, 112; KIESSLING, *Markets* (wie Anm. 9), S. 170–171. Für die Auffassung, daß Leipzig spätestens seit Beginn des 16. Jahrhunderts Naumburg als Konkurrenten ausgeschaltet habe siehe HELD, *Messeplatz Naumburg* (wie Anm. 23), S. 82–86.

<sup>33</sup> Zu den institutionellen und wirtschaftlichen Gründen für den Erfolg spätmittelalterlicher Messen, allerdings bezogen auf Messen regionaler Bedeutung, nicht auf Messen internationaler Bedeutung siehe den aufschlußreichen Aufsatz von Stephan R. EPSTEIN, *Regional fairs, institutional innovation, and economic growth in late medieval Europe*, in: *Economic History Review* 47, 1994, S. 459–482, sowie DERS., *Fairs, towns, and states in Renaissance Europe*, in: *Fiere e mercati* (wie Anm. 26), S. 71–90.

<sup>34</sup> Siehe Friedrich LÜTGE, *Der Handel Nürnbergs nach dem Osten im 15./16. Jahrhundert*, in: *Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte Nürnbergs*, Nürnberg 1967, S. 318–376; Adelheid SIMSCH, *Die Handelsbeziehungen zwischen Nürnberg und Posen im europäischen Wirtschaftsverkehr des 15. und 16. Jahrhunderts*, Wiesbaden 1970; eine knappe Skizze der Entwicklung Nürnbergs im Spätmittelalter bei Herbert EIDEN und Franz IRSIGLER, *Environons and hinterland: Cologne and Nuremberg in the later middle ages*, in: *Trade, Urban Hinterlands and Market Integration, c. 1300–1600*, hg. v. James A. GALLOWAY, London 2000, S. 43–57; zum erfolglosen Versuch Nürnbergs, eine eigene Messe zu etablieren siehe Volker HENN, *Mißglückte Messegründungen des 14. und 15. Jahrhunderts*, in: *Europäische Messen und Märktesysteme in Mittelalter und Neuzeit*, hg. v. Peter JOHANEK und Heinz STOOB, Köln, Weimar, Wien 1996, S. 205–222, bes. S. 219–222.

<sup>35</sup> Vgl. Uwe SCHIRMER, *Die Leipziger Messen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ihre Funktion als Silberhandels- und Finanzplatz der Kurfürsten von Sachsen*, in: *Leipzigs Messen* (wie Anm. 18), Bd. 1, S. 87–107, hier S. 88. – Zum polnischen Handel mit dem Westen siehe Dariusz ADAMCZYK, *Zur Stellung Polens im modernen Weltsystem der Frühen Neuzeit*, Hamburg 2001, bes. S. 101–110, 128–145.

gungsfeld für wohlhabende städtische Kaufleute. Zusammen mit den Territorialherren, zu deren Prerogativen (herrschaftlichen Vorrechten) das Bergbauregal gehörte, bildeten sie Geschäftspartnerschaften zur Ausbeutung der Metalle, zur Finanzierung der Schmelzöfen und zur Kontrolle des Metallmarktes.<sup>36</sup> Aufgrund der enormen Nachfrage nach Metallen erlebte die thüringisch-sächsische Bergbauregion seit Beginn des 15. Jahrhunderts einen regelrechten Boom.

Eisenerz wurde im südlichen Sachsen sowie im Thüringer Wald um die Orte Schmalkalden, Schleusingen und Suhl gewonnen. Insbesondere in der Region um Schmalkalden entwickelte sich neben dem Abbau des Erzes bereits früh ein eisenproduzierendes und -verarbeitendes Gewerbe, das auf den überregionalen Export ausgerichtet war. Der Zufluß von Kapital zusammen mit einer stetig wachsenden Nachfrage nach allen Arten von Eisenwaren führte zu immer differenzierteren Formen der Arbeitsteilung und einem hohen Maß an professioneller Spezialisierung (Messerer, Klingenschmiede, Hufschmiede, Scherenschmiede, Bohrer schmiede, Nagelschmiede, Stahlschmiede etc.).<sup>37</sup>

Das Tempo des wirtschaftlichen Wachstums im Bergbausektor wurde im Spätmittelalter und zu Beginn der Frühen Neuzeit jedoch von der Kupfer- und Messingproduktion sowie der Entdeckung großer Silbervorkommen in Sachsen vorgegeben. Kupfer hatte zu jener Zeit den Rang eines „strategischen“ Metalls, das nicht nur für Kirchenglocken und allerhand Haushaltsgegenstände, sondern in zunehmendem Maße für die Herstellung von Waffen gebraucht wurde. Durch die Einführung neuer Schmelzverfahren (Saigerverfahren) konnte die Produktion erheblich gesteigert werden.<sup>38</sup> Wieder einmal gehörten Nürnberger Kaufleute zu den ersten, die in die neue Schmelztechnik investierten. Zwischen 1450 und 1460 wurden die ersten Schmelzöfen um Nürnberg errichtet; das Erz bezog man zum Teil aus den Kärntner Bergen. Wegen des großen Energieverbrauchs in Form von Holzkohle ordnete der Nürnberger Stadtrat im Jahre 1461 in einem bis dahin beispiellosen Schritt die Verlegung der Öfen in den Thüringer Wald an. Diese Region bot zahlreiche Vorteile: Der Wald lieferte genug Energie; wichtige Handelsstraßen nach Nürnberg, Frankfurt am Main und nördlich zu den hansischen Seestädten trafen dort zusammen; die Kupfererzminen von Mansfeld lagen

---

<sup>36</sup> Thomas A. BRADY Jr., *Economic and social institutions*, in: *Germany* (wie Anm. 8), S. 259–290, hier S. 272–273.

<sup>37</sup> STRAUBE, *Handel mit Eisen* (wie Anm. 4), S. 259–290.

<sup>38</sup> Bei diesem Verfahren wird Rohkupfer zusammen mit Blei, das den Silberanteil im Kupfer bindet, geschmolzen; anschließend schöpft man das Blei ab. Eine knappe Beschreibung der Schmelztechniken findet sich bei Karl-Heinz LUDWIG und Volker SCHMIDTCHEN, *Metalle und Macht. 1000 bis 1600*, Frankfurt a. M., Berlin 1992, S. 236–237.

nicht weit entfernt, und die bleiproduzierende Region um Goslar war ebenfalls in Reichweite.<sup>39</sup>

Neben Thüringen kam es auch in Chemnitz und Grünthal in Sachsen sowie in Mogilau nahe Krakau zur Errichtung von Schmelzöfen durch Investoren aus Nürnberg, Erfurt, Augsburg und Krakau. Der Aufbau der thüringisch-sächsischen Bergbauindustrie hatte weitreichende ökonomische Folgen für die Region: damit wurde Mitteldeutschland in den „internationalen“ Metallhandel eingebunden. So transportierten beispielsweise die Fugger, die die Minen in Ungarn (Banská Bystrica/Neusohl), Kärnten (Fuggerau) und Tirol kontrollierten, ihr Schwarzkupfer über mehr als 1.000 km zum Schmelzen nach Hohenkirchen nahe Gotha.<sup>40</sup> Seit 1496 betrieben die Fugger eine Faktorei in Leipzig, über die große Geschäftsabschlüsse mit ungarischem Kupfer abgewickelt wurden.<sup>41</sup> Trotz der enormen Investitionskosten und der großen Entfernungen – was ihn insgesamt sehr krisenanfällig machte – zahlte sich der Kupferhandel aus. Das lag nicht zuletzt daran, daß neben Kupfer im Schmelzprozeß Silber gewonnen wurde. Dieses Silber unterlag nicht dem Bergbauregal bzw. dem Silbermonopol der Herzöge von Sachsen.

Bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts war Freiberg im östlichen Erzgebirge mit seinen ergiebigen Silberminen das finanzielle Zentrum von Meißen/Sachsen. Mit dem Erlös aus den Silberexporten nach Ober- und Westdeutschland (in erster Linie Nürnberg und Frankfurt am Main) und in die Niederlande wurden Tuche und andere hochwertige Konsumgüter erworben. Eine zeitweilige Erschöpfung der Minen sowie die Auswirkungen der Hussiten-Kriege, die den Transithandel mit Böhmen zum Erliegen brachten, führten zu einem Niedergang der Stadt.<sup>42</sup> Mit der Entdeckung reicher Silbererzvorkommen in Schneeberg (1470/71) sowie kurze Zeit später in Annaberg änderte sich die Marktlage entscheidend,<sup>43</sup> und die sächsischen Herzöge<sup>44</sup>

---

<sup>39</sup> SCHIRMER, Leipziger Messen (wie Anm. 35), S. 89. Zur Bedeutung der Mansfeldischen Kupferproduktion siehe Ekkehard WESTERMANN, Das Eislebener Garkupfer und seine Bedeutung für den europäischen Kupfermarkt 1460–1560, Köln, Wien 1971, bes. S. 163–173.

<sup>40</sup> Vgl. Tom SCOTT, Economic landscapes, in: Germany (wie Anm. 8), S. 1–31, hier S. 21. Ein mit 2 Tonnen Erz beladener und von 7 Pferden gezogener Wagen legte im Schnitt 20 km pro Tag zurück; STRAUBE, Leipziger Messen (wie Anm. 18), S. 130–131.

<sup>41</sup> Vgl. FISCHER, Leipziger Handelsgeschichte (wie Anm. 24), S. 205.

<sup>42</sup> Freiberg besaß das Stapelrecht für den gesamten Transithandel mit Böhmen und wurde daher von der zeitweiligen Unterbrechung des Handels mit dem östlichen Nachbarterritorium empfindlich getroffen; SCHIRMER, Leipziger Messen (wie Anm. 35), S. 87–88.

<sup>43</sup> Michael ROTHMANN, Die Frankfurter Messen im Mittelalter, Stuttgart 1998, S. 324–328.

<sup>44</sup> Nach der dynastischen Teilung Sachsens im Jahre 1485 verwalteten die Albertiner und die Wettiner die Silberminen gemeinsam. Leipzig unterstand der Albertinischen Linie, die im Verlauf der Wittenberger Kapitulation von 1547 die Kurwürde erlangte. – Im späten 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurden im Schnitt 40 % des jährlichen Haushalts aus den Erträgen der Silberminen finanziert; SCHIRMER, Leipziger Messen (wie Anm. 35), S. 96.

avancierten zu den reichsten Fürsten Deutschlands. Leipzig profitierte in mehrfacher Hinsicht von dieser Entwicklung: Die wohlhabenden Herzöge (Albertinische Linie) wurden zu Großgläubigern Kaiser Maximilians, der für seine notorische Geldknappheit bekannt war. Da er seine Schulden nicht immer rechtzeitig zurückzahlen konnte, nutzten die Herzöge dies aus und ließen sich Privilegien für ihre Messe-/Jahrmarktstadt gewähren. Zudem trat Leipzig das Erbe Freibergs als Finanzzentrum Sachsens an. Am Ende des 15. Jahrhunderts mußten alle Steuern, Abgaben und landesherrlichen Gefälle aus den Ämtern, den Städten, dem Bergbau usw. am Ostermarkt und am Michaelismarkt in Leipzig abgerechnet werden.<sup>45</sup> Obwohl Frankfurt am Main immer noch den internationalen Silberhandel in Deutschland kontrollierte und – neben Antwerpen und London – eine führende Rolle als Finanzzentrum in Europa einnahm,<sup>46</sup> meldete Leipzig allmählich einen Anspruch auf einen Platz in diesen höheren Rängen an. Einen brauchbaren Indikator für Leipzigs wachsende Anziehungskraft bildet die Zuwanderung auswärtiger Kaufleute. Zwischen 1471 und 1550 erwarben mindestens 281 Kaufleute die Bürgerrechte, darunter 36 Nürnberger, weitere 36 aus anderen oberdeutschen Orten (z.B. aus Hof, Bamberg, Würzburg, Regensburg und Augsburg), zwölf aus Köln, jeweils drei aus Antwerpen und Schlesien, zwei aus Lübeck und einer aus Lüneburg.<sup>47</sup> Die meisten der Neubürger unterhielten weiterhin Beziehungen zu ihren Heimatstädten und förderten auf diese Weise die Verbreitung des Leipziger Handels. Zudem kamen mit den eingewanderten Kaufleuten nicht nur „Arbeitskräfte“, sondern auch Kapital, das nun verstärkt in neue Formen der Warenproduktion investiert wurde. Im Laufe des 16. Jahrhunderts entwickelte sich ein blühendes, exportorientiertes Leinenwebergewerbe in Leipzigs Hinterland, das in Form des Verlages organisiert war. In den benachbarten Gewerbelandschaften von Schlesien und der Oberlausitz betrieb man die Leinen- und insbesondere die Barchent-Produktion – die sehr hohe Investitionskosten voraussetzte – in ähnlicher Weise.<sup>48</sup> Der Bergbau, die Schmelzen und das Textilgewerbe prägten nachhaltig die Wirtschaft einer ganzen Region; die Kapitalinvestitionen, das Verlags-System, die Mechanisierung sowie die dezentrale Produktionsweise führten zu einer immer höher entwickelten Arbeitsteilung.<sup>49</sup>

<sup>45</sup> SCHIRMER, Leipziger Messen (wie Anm. 35), S. 91–92.

<sup>46</sup> ROTHMANN, Frankfurter Messen (wie Anm. 43), S. 314–328.

<sup>47</sup> FISCHER, Leipziger Handelsgeschichte (wie Anm. 24), S. 18–33; vgl. STRAUBE, Leipziger Messen (wie Anm. 18), S. 131.

<sup>48</sup> Rudolf HOLBACH, Frühformen von Verlag und Großbetrieb in der gewerblichen Produktion, Stuttgart 1994, S. 169–175.

<sup>49</sup> Siehe Wolfgang VON STROMER, Gewerbereviere und Protoindustrien in Spätmittelalter und Frühneuzeit, in: Gewerbe und Industrielandschaften vom Spätmittelalter bis zum 20. Jahrhundert, hg. v. Hans POHL, Stuttgart 1986, S. 39–111; vgl. William J. WRIGHT, The nature of early capitalism, in: Germany (wie Anm. 8), S. 181–208.

Der Handel mit Metallwaren, Silber und Tuchen war das Rückgrat von Leipzigs wirtschaftlichem Aufstieg. Über die Leipziger Messen gelangten seit Mitte des 16. Jahrhunderts Leinentuche und Barchent aus Sachsen und Schlesien in großen Mengen nach Italien, Spanien, Portugal und England.<sup>50</sup> Metalle waren zwar keine „Messewaren“, die nur bei diesen Gelegenheiten ver- und gekauft wurden, aber große Geschäftsabschlüsse im Metall- und Silberhandel wurden meist während der Messen getätigt. Über die Messen wurden auch die Gewerbelandschaften und deren Arbeiterschaft mit Lebensmitteln, sonstigen Bedarfsgütern und Rohmaterialien versorgt.<sup>51</sup> Die zunehmende Bedeutung der Leipziger Messen als Handels- und Transitzentrum spiegelt sich auch in der wachsenden Zahl von Kaufleuten wieder, die aus Böhmen, Polen, den Niederlanden, Norddeutschland, Österreich, Frankreich, Italien und England seit dem Ende des 15. Jahrhunderts regelmäßig die Messen aufsuchten.<sup>52</sup>

Neben Bergbau und Textilproduktion war es vor allem der Handel mit dem Osten, der für Leipzig immer wichtiger werden sollte. Seit dem 13. Jahrhundert erlebte die polnische Wirtschaft einen anhaltenden Aufschwung, getragen von einer sich ausweitenden landwirtschaftlichen Produktion und einem wachsenden Binnenmarkt; erst im Lauf des 17. Jahrhunderts schwächte sich die Konjunktur merklich ab. Während dieser Periode stieg Polen zum bedeutendsten Getreide- und Holzexporteur Europas auf. Zwar wurde das Gros dieses Handels über Danzig auf der Ostsee abgewickelt, aber die polnischen Märkte fungierten als Warenumsschlagplätze für den Überlandhandel zwischen Deutschland einerseits und Litauen, Ruthenien sowie Rußland anderer-

---

<sup>50</sup> WRIGHT, *Nature* (wie Anm. 49), S. 196–198. Um ein Beispiel für den Umfang dieses Handels zu geben: Im Jahre 1580 erwarb Nürnberg sächsische Leintuche im Wert von 200.000 Gulden; vgl. Josef REINHOLD, *Polen/Litauen auf den Leipziger Messen des 18. Jahrhunderts*, Weimar 1971, S. 4.

<sup>51</sup> Vgl. Manfred STRAUBE, *Nahrungsmittelhandel im thüringisch-sächsischen Raum zu Beginn der frühen Neuzeit*, in: *Nahrung und Tischkultur im Hanseraum*, hg. v. Günter WIEGELMANN und Ruth-E. MOHRMANN, Münster, New York 1996, S. 49–67; Manfred STRAUBE, *Notwendigkeiten, Umfang und Herkunft von Nahrungsmittellieferungen in das sächsische Erzgebirge zu Beginn des 16. Jahrhunderts*, in: *Bergbaureviere als Verbrauchszentren im vorindustriellen Europa*, hg. v. Ekkehard WESTERMANN, Stuttgart 1997, S. 203–220.

<sup>52</sup> Vgl. REINHOLD, *Polen/Litauen* (wie Anm. 50), S. 5; BRÜBACH, *Reichsmessen* (wie Anm. 21), S. 405–408. Zum wichtigen Handel zwischen Leipzig und den Niederlanden (Austausch von Metallwaren gegen Wolltuche) siehe Manfred UNGER, *Niederländer und die Leipziger Messe im 16. Jahrhundert*, in: *Leipzigs Messen* (wie Anm. 18), Bd. 1, S. 109–120. Im folgenden werde ich mich hauptsächlich auf den Handel mit Osteuropa befassen.

seits.<sup>53</sup> Ein weiteres Mal gelang es Leipzig, in die Fußstapfen von Nürnberg zu treten. Die oberdeutsche Wirtschaftsmetropole unterhielt bereits seit dem 14. Jahrhundert gute Handelsbeziehungen mit Polen, wie die umfangreichen Privilegien des polnischen Königs Kasimir III. aus dem Jahre 1365 belegen. Obwohl der Westhandel der Kaufleute aus Posen, Krakau oder Lemberg (Lvov) im 14. und 15. Jahrhundert immer noch in erster Linie auf Nürnberg und Frankfurt am Main bezogen war, wuchs Leipzigs Bedeutung als Transitplatz für polnische Waren stetig, nachdem der Handel mit Nürnberg nicht mehr über Prag lief.<sup>54</sup>

Neben dem Umstand, daß Leipzig näher zu den expandierenden Märkten des Ostens lag – ein Faktor, der nicht unterschätzt werden sollte, verkürzten sich dadurch doch die Reisezeiten, was zu einer nicht unerheblichen Reduzierung der Transaktionskosten führte –, profitierte die Messestadt auch von strukturellen Veränderungen im Handel mit Osteuropa, ausgelöst durch politische und wirtschaftliche Entwicklungen Ende des 15. bis Mitte des 16. Jahrhunderts.

Bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts konzentrierte sich der östliche Transithandel in Novgorod und Lemberg. Nach der Eroberung Novgorods durch Zar Ivan III. im Jahre 1478 und der 16 Jahre später erfolgten Schließung des dortigen Hansekontors ging der einst so profitable Hansehandel – Silber und Tuche im Austausch gegen Pelze, Leder und Wachs – drastisch zurück.<sup>55</sup> Lembergs Niedergang als Hauptumschlagplatz für Waren aus dem Orient (Seidenstoffe, Baumwolltuche und Gewürze), die über die berühmte Seidenstraße herangeführt wurden, kam mit der Eroberung von Kaffa (1475) und den Handelsniederlassungen der Genueser und Venezianer entlang der Schwarzmeerküste durch die Osmanen.<sup>56</sup> In Folge der weiteren osmanischen Expansion in Südosteuropa verlagerte sich der Handel nach Nordwesten. Lembergs

<sup>53</sup> Siehe Maria BOGUĆKA, *Fairs in Early Modern Poland*, in: *Messen, Jahrmärkte und Stadtentwicklung in Europa*, hg. v. Franz IRSIGLER und Michel PAULY (im Druck); Tadeusz ROŚLANOWSKI, *Polens Städte und Bürgertum am Ausgang des Mittelalters unter besonderer Berücksichtigung der Handelsbeziehungen und des Handelskapitals*, in: *Die Stadt am Ausgang des Mittelalters*, hg. v. Wilhelm RAUSCH, Linz 1974, S. 391–417. – Zum polnischen Getreidehandel siehe ADAMCZYK, *Stellung* (wie Anm. 35), S. 168–175.

<sup>54</sup> REINHOLD, *Polen/Litauen* (wie Anm. 50), S. 6. Zur Bedeutung des Handels mit Polen für Nürnberg siehe allgemein Hektor AMMANN, *Die wirtschaftliche Stellung der Reichsstadt Nürnberg im Spätmittelalter*, Nürnberg 1970, bes. S. 42–44, 64–65, 145–159.

<sup>55</sup> Zum Handel der Hanse mit Rußland im 16. Jahrhundert siehe Norbert ANGERMANN, *Die Hanse und Rußland in den Jahren 1584–1603*, in: *HGBll.* 102, 1984, S. 79–90.

<sup>56</sup> Klaus HELLER, *Russische Wirtschafts- und Sozialgeschichte*, Darmstadt 1987, S. 176–211; DERS., *Der Handel mit dem Osten in der frühen Neuzeit*, in: *Brücke zwischen den Völkern* (wie Anm. 27), Bd. I, S. 205–218, hier S. 205; siehe auch Hugo WECZERKA, *Die Südostbeziehungen der Hanse*, in: *Die Hanse und der deutsche Osten*, hg. v. Norbert ANGERMANN, Lüneburg 1990, S. 117–132.

Niedergang war Breslaus Aufstieg. Die schlesische Stadt baute Handelskontakte zu Linz, Freistadt und Krems in Oberösterreich auf und gewann so nicht nur Anschluß an den Orienthandel, der nun direkt über Venedig lief, sondern auch an den österreichischen Metallwarenhandel, insbesondere an den Handel mit Sensen, die in Europa sehr begehrt waren.<sup>57</sup> Aus dem Westen gelangten flämische und englische Tuche, sächsisches und schlesisches Leinen sowie Nürnberger Metallwaren über Breslau nach Krakau, Warschau und Lublin. Im Gegenzug wurden die traditionellen Ostwaren (Pelze, Häute, Leder, Honig, Wachs, Talg) nach Westen ausgeführt. Obwohl ein beträchtlicher Teil des Handels auch über die Leipziger Messen lief, behielt Breslau im 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts seine führende Position im Ost-West-Handel.<sup>58</sup>

Ein weiterer Grund für Breslaus Stellung als Vermittler zwischen West und Ost war die Funktion der Stadt im internationalen Viehhandel. Getreidekrise und Bevölkerungsdruck führten am Ende des Spätmittelalters in Zentraleuropa zu einem fundamentalen Wandel im Konsumtionsverhalten. Die stetig wachsende Nachfrage nach Fleisch zog einen immer extensiveren Handel mit Schlachtvieh nach sich.<sup>59</sup> Die Herden kamen aus den großen Viehzuchtgebieten Moldaviens, der Ukraine, Polens und Ungarns. In Polen kontrollierten Ruthenen, Armenier und polnische Juden den Handel auf den bedeutenden Viehmessen von Jarosław, Lublin und Warschau. Von dort wurden die Herden – meist Ochsen – nach Schlesien getrieben, wo sich um Breslau ein dichtes Netz von kleineren Viehmärkten gebildet hatte, auf denen Ochsen aus Polen und Ungarn zusammengebracht wurden, bevor man sie weiter nach Westen zu den großen Sammelmärkten in Nürnberg und Buttstädt in Thüringen transportierte. Die Termine der Viehmärkte von Buttstädt waren mit der Naumburger Peter- und Paul-Messe und der Leipziger Michaelis Messe abgestimmt, wobei in Leipzig in der Regel die Zahlungen bzw. der Ausgleich für die Geschäftsabschlüsse erfolgten.<sup>60</sup>

---

<sup>57</sup> Zu Breslau siehe Marian WOLANSKI, Schlesiens Stellung im Osthandel vom 15. zum 17. Jahrhundert, in: *Der Außenhandel Ostmitteleuropas 1450–1650*, hg. v. Ingomar BOG, Köln, Wien 1971, S. 120–138; zum österreichischen Sensenexport siehe Franz FISCHER, Die Sensenausfuhr aus Österreich nach dem Norden und Osten, in: ebd., S. 271–319.

<sup>58</sup> HELLER, *Handel* (wie Anm. 56), S. 208–209.

<sup>59</sup> KIESSLING, *Markets* (wie Anm. 9), S. 153; SCOTT, *Economic landscapes* (wie Anm. 40), S. 23–25. Siehe allgemein: *Internationaler Ochsenhandel (1350–1750)*, hg. v. Ekkehard WESTERMANN, Stuttgart 1979, und Ian BLANCHARD, *The continental European cattle trades, 1400–1600*, in: *Economic History Review* 39, 1986, S. 427–460.

<sup>60</sup> Ekkehard WESTERMANN, *Forschungsaufgaben des internationalen Ochsenhandels aus mitteleuropäischer Sicht*, in: *Internationaler Ochsenhandel* (wie Anm. 59), S. 261–294, hier S. 268; SCHIRMER, *Leipziger Messen* (wie Anm. 35), S. 106.

Mit der Vereinigung von Polen und Litauen durch die Union von Lublin im Jahre 1569 verlagerte sich der Schwerpunkt des Handels wiederum, diesmal aus dem Süden Polens in den Norden bzw. Nordosten. Trotz des Verlustes seiner beherrschenden Stellung als Getreidelieferant für Europa im Laufe des 17. Jahrhunderts konnte Polen seine Rolle als wichtigstes Transitland für russische und litauische Güter ausbauen. Durch den bereits erwähnten zeitweisen Niedergang des Handels über die Ostsee stieg der Umsatz im binnenländischen Warenverkehr deutlich an. Der wachsende Wohlstand in den im Inland gelegenen Städten führte zu einer erhöhten Nachfrage nach qualitativ hochwertigen Fertigprodukten aus dem Westen. Überall im Land entstanden neue florierende Märkte und Jahrmärkte. Neben den bereits länger etablierten Messen von Danzig, Thorn und Krakau waren die bedeutendsten Jahrmärkte in Posen, Gnesen, Brest, Jarosław, Lublin und Zamość. Gnesen zum Beispiel besaß zwei Jahrmärkte, Posen und Lublin sogar vier.<sup>61</sup> Auf diesen Märkten wurde mit allen Sorten von Pelzen (Hermelin, Nerz, Zobel, Wolf, Fuchs, Bieher), Lederhäuten (Ochse, Kuh, Kalb), Wachs, Honig, Talg, Hanf, Flachs, Pottasche und Teer, aber auch mit Fertigprodukten wie Pelzmänteln und Pelzmützen aus dem Osten gehandelt. Aus dem Westen wurden Textilien, Metallwaren, Wein, Früchte und Kolonialgüter feilgeboten.<sup>62</sup> Bereits im 16. Jahrhundert wurden auf der St. Dominiks-Messe in Danzig 60% der Geschäftsabschlüsse durch Kredittransaktionen getätigt. Bargeldloser Zahlungsverkehr, Kapitalanleihen und Wechselgeschäfte waren auch in Gnesen, Thorn oder Krakau nicht unbekannt. Polnische Adlige ließen sich auf den Jahrmärkten Darlehen gewähren und versprachen im Gegenzug die Bezahlung mit Getreide aus der nächstjährigen Ernte.<sup>63</sup> Trotz aller modernen Handelspraktiken blieb die Masse des Exporthandels auf Rohmaterialien beschränkt, zumal insbesondere in Rußland und den östlichen Teilen von Polen/Litauen die Fertigwarenproduktion stark

---

<sup>61</sup> Die Messen fanden an den folgenden Terminen statt. Gnesen: St. Adalbert von Prag (23. April) und St. Bartholomäus (24. August); Posen: 1. Fastensonntag, Johannes der Täufer (24. Juni), Michaelis (29. September) und St. Lucie (13. Dezember); Lublin: Montag nach Purgatio Marie (2. Februar), Mariä Verkündigung (25. März), Pfingsten, Simonis et Jude (28. Oktober); BOGUCA, Fairs (wie Anm. 53); vgl. HELLER, Handel (wie Anm. 56), S. 208–209. Zu den Posener (Poznań) Messen siehe Marian GRYZ, Die Rolle der Stadt Poznan im Innen- und Außenhandel bis Ende des XVII. Jahrhunderts, in: Außenhandel Ostmitteleuropas (wie Anm. 57), S. 105–119. – Zu den spätmittelalterlichen Jahrmärkten in Preußen siehe Roman CZAJA, Jahrmärkte im Ordensland Preußen im Mittelalter, in: Das Preußenland als Forschungsaufgabe. Eine europäische Region in ihren geschichtlichen Bezügen. Festschrift für Udo Arnold zum 60. Geburtstag, hg. v. Bernhart JÄHNIG und Georg MICHELS, Lüneburg 2000, S. 319–328.

<sup>62</sup> BOGUCA, Fairs (wie Anm. 53); HELLER, Handel (wie Anm. 56), S. 212–213.

<sup>63</sup> BOGUCA, Fairs (wie Anm. 53).



unterentwickelt war. Daher herrschten auf dem kommerziellen Sektor eher Formen des „klassischen“ Jahrmarkthandels oder „Basar-Handels“ vor, bei denen der Tauschhandel sowie der Handel mit landwirtschaftlichen und naturgewerblichen Rohstoffen bzw. Produkten dominierte.<sup>64</sup>

Neben Breslau war Frankfurt an der Oder eine der wichtigsten Pforten für den polnischen Handel mit dem Westen. Am einzigen Oderübergang im Umkreis von etlichen Kilometern trafen Handelsstraßen aus Preußen, Polen, Pommern, Brandenburg, Schlesien und Sachsen aufeinander. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts, zu einer Zeit, als Frankfurt an der Oder gerade zusammen mit 30 weiteren Städten formell aus der Hanse ausgeschlossen worden war,<sup>65</sup> werden Nachrichten über regelmäßig abgehaltene Jahrmärkte dichter. In einer Zollrolle aus dem Jahre 1516 werden drei Jahrmärkte genannt: am Sonntag Reminiscere (zweiter Fastensonntag), an Margarete virginis (13. Juli) und an St. Martin (11. November). Auffallend ist, daß diese Daten sehr gut zu den Leipziger Messeterminen paßten, so daß Kaufleuten, die die Marktgelegenheiten beider Städte nutzen wollten, genug Zeit für die An- und Abreise blieb.<sup>66</sup>

Der eigentliche Nutznießer des expandierenden polnischen Handels aber war Leipzig, das allmählich die Kontrolle über den West-Ost-Transithandel errang. In Leipzig trafen die Hauptverkehrsstraßen aus Frankfurt an der Oder und Breslau zusammen; die Stadt lag zudem inmitten einer blühenden, auf der Metall- und Tuchproduktion basierenden Gewerbelandschaft. Die Nürnberger Kaufleute, die bis zum Ende des 15. Jahrhunderts den Handel mit Schlesien und Polen dominiert hatten, waren entweder von Leipziger Kaufleuten verdrängt worden oder hatten sich dauerhaft in der sächsischen Stadt niedergelassen. Der direkte Handel zwischen Leipzig und den östlichen Nachbarn nahm im Laufe des 16. Jahrhunderts stark zu, wie u.a. an der wachsenden Zahl schlesischer und polnischer Messebesucher zu sehen ist.<sup>67</sup>

---

<sup>64</sup> HELLER, Handel (wie Anm. 56), S. 212.

<sup>65</sup> Durch den Hansetag vom Jahre 1518 wurden neben Frankfurt/Oder u.a. Breslau, Krakau, Halle und Halberstadt von den Hanseprivilegien ausgeschlossen; DOLLINGER, Hanse (wie Anm. 14), S. 408–409; siehe auch Ernst PITZ, Steigende und fallende Tendenzen in Politik und Wirtschaftsleben der Hanse im 16. Jahrhundert, in: HGBll. 102, 1984, S. 39–77, hier S. 45.

<sup>66</sup> Lotte KNABE, Die Messen zu Frankfurt an der Oder und ihre Bedeutung für den Ost-West-Handel, in: Heimatkunde und Landesgeschichte. Zum 65. Geburtstag von Rudolf Lehmann, hg. v. Friedrich BECK, Weimar 1958, S. 204–239, bes. S. 206–214. Der Jahrmarkt am Margarethentag wird erstmals im Jahre 1355 erwähnt. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts dauerten die Messen elf Tage.

<sup>67</sup> REINHOLD, Polen/Litauen (wie Anm. 50), S. 6–9. Es ist jedoch zweifelhaft, ob polnische Juden bereits im 16. Jahrhundert im Silberhandel zwischen Leipzig und Posen aktiv waren; SCHIRMER, Leipziger Messen (wie Anm. 35), S. 101.

Zudem baute Leipzig seine Handelsverbindungen zum Norden Deutschlands, insbesondere zu Lüneburg<sup>68</sup> und dem aufstrebenden Hamburg<sup>69</sup> weiter aus. Lüneburg war, wie es Harald Witthöft ausdrückt, „seit dem Mittelalter der binnen Landes gelegene Hafen für Lübeck und Hamburg auf dem Wege ins ‚Reich‘ und zurück“.<sup>70</sup> Hamburg, das während des Mittelalters in seiner Wirtschaftskraft deutlich hinter Lübeck zurückstand, erfuhr seit Beginn der Neuzeit einen enormen Aufschwung. Mehrere Faktoren waren für diese positive Entwicklung ausschlaggebend. Im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts nahmen die Hamburger den lukrativen Direkthandel mit Island und den Faröer-Inseln unter Umgehung des Stapelrechtes des Bergener Kontors auf.<sup>71</sup> Nachdem Hamburg bereits zuvor versucht hatte, den Elbhandel zu kontrollieren, konnte die Stadt 1482 ein Stapelprivileg des Kaisers für Getreide, Bier und Wein erlangen.<sup>72</sup> Insbesondere die Beherrschung des Getreidemarktes legte den Grundstein für die bedeutende Rolle Hamburgs im 16. Jahrhundert als Exporteur von Getreide nach England und der iberischen Halbinsel.<sup>73</sup> Neben Getreide waren vor allem Holz, Wachs, Bier, Leinwand, Eisen-, Messing- und Kupferwaren die wichtigs-

<sup>68</sup> Harald WITTHÖFT, Lüneburg – Leipzig und zurück. Faktorei und Spedition, Niederlage und Stapel – Frachtverkehr im Einzugsbereich einer Messestadt (15. bis 19. Jahrhundert), in: Leipzigs Messen (wie Anm. 18), Bd. 1, S. 205–221.

<sup>69</sup> Zu Hamburgs Aufstieg siehe allgemein Rainer POSTEL, Reformation und Gegenreformation, 1517–1618, in: Hamburg. Geschichte der Stadt und ihre Bewohner, Bd. 1: Von den Anfängen bis zur Reichsgründung, hg. v. Werner JOCHMANN und Hans-Dieter LOOSE, Hamburg 1982, S. 191–258, bes. S. 229–233; Hans-Dieter LOOSE, Das Zeitalter der Bürgerunruhen und der großen europäischen Kriege, 1618–1712, in: ebd., S. 259–350, bes. S. 328–334; DOLLINGER, Hanse (wie Anm. 14), S. 459–463; Martin REISSMANN, Die hamburgische Kaufmannschaft des 17. Jahrhunderts, Hamburg 1975; Rainer POSTEL, Hamburgs Rolle in der Hanse im 16. und 17. Jahrhundert, in: Fernhandel und Stadtentwicklung im Nord- und Ostseeraum in der hansischen Spätzeit (1550–1630), Stade 1995, S. 67–85; Karin NEWMAN, Hamburg in the European Economy, in: Journal of European Economic History 14, 1985, S. 57–93.

<sup>70</sup> WITTHÖFT, Lüneburg (wie Anm. 68), S. 208.

<sup>71</sup> POSTEL, Hamburgs Rolle (wie Anm. 69), S. 68–69.

<sup>72</sup> Zwei Jahre vorher hatte Hamburg ein ähnliches Privileg von Christian I., König von Dänemark, Herzog von Schleswig und Graf von Holstein erhalten; Peter GABRIELSSON, Die Zeit der Hanse 1300–1517, in: Hamburg, Geschichte der Stadt (wie Anm. 69), S. 101–190, hier S. 172–174.

<sup>73</sup> Zum Englandhandel siehe Klaus FRIEDLAND, Hamburger Englandfahrer 1512–1557, in: DERS., Mensch und Seefahrt zur Hansezeit, Köln, Weimar, Wien 1995, S. 103–157 (Erstdruck 1960); zum Handel Hamburgs mit der iberischen Halbinsel siehe Hermann KELLENBENZ, Unternehmerkräfte im Hamburger Portugal- und Spanienhandel, 1590–1625, Hamburg 1954; DERS., Deutschland und Spanien. Wege, Träger und Güter des Handelsaustauschs, in: DERS., Kleine Schriften, Bd. 1: Europa, Raum wirtschaftlicher Begegnung, Stuttgart 1991, S. 285–325.

ten Ausfuhr Güter. Aus Spanien und Portugal wurden Südfrüchte, Olivenprodukte, Wolle, Salz sowie Kolonialwaren (Indigo, Cochenille, Farbholz, Häute, Hörner) und vor allem überseeische Edelmetalle importiert, während die Einfuhren aus England in erster Linie aus halbfertigen Tuchen bestanden.

Um dem stetig wachsenden Großhandel Rechnung zu tragen, richtete Hamburg im Jahre 1558 als zweite deutsche Stadt nach Köln (1553) eine Börse ein, mit der den Kaufleute die Möglichkeit täglicher Zusammenkünfte zum Abschluß von Geschäften gegeben wurden.<sup>74</sup> Hatte bereits die Aufnahme des direkten Handels mit Island gegen hansische Grundsätze verstoßen – wobei Hamburg hier nicht alleine war, sondern mit Bremen und später Lübeck zwei prominente Hansestädte ähnlich verfahren –, so stellte die Einrichtung einer Börse in Hamburg ebenfalls einen Bruch mit den Handelstraditionen der Hanse dar. Eine eindeutige Mißachtung hansischer Interessen bildete auch die Aufnahme der *Merchant Adventurers* in der Elbestadt.<sup>75</sup> Dieser englischen Kaufleute-gemeinschaft war es dank einer Änderung der Handelspolitik unter Königin Elisabeth I. (1558–1603) gelungen, sich in England ein Monopol auf den Aufkauf englischer Wolle und Tuche sowie den Verkauf auf dem Festland sichern. Über Jahrhunderte hinweg hatten diese Privilegien die im Stalhof in London sitzenden Hansekaufleute genossen. Doch statt mit ihren Genossen in England für den Erhalt der hansischen Vorrechte zu kämpfen, machten die Hamburger mit den *Merchant Adventurers* Geschäfte.<sup>76</sup> Bis 1563 unterhielten die *Merchant Adventurers* ihren Hauptsitz und ihren kontinentalen Stapel in Antwerpen. Nach einigen Jahrzehnten der Krise und der Unbeständigkeit, so wechselte der Sitz der Handelsgemeinschaft zwischen Emden, Antwerpen, Hamburg, Stade und Middelburg, ließen sich die englischen Tuchkaufleute endgültig im Jahre 1611 in Hamburg nieder.<sup>77</sup>

Durch den fundamentalen Wandel der Weltwirtschaft, ausgelöst durch die Öffnung der überseeischen Märkte und die wachsende Bedeutung der Atlantik-Route, überflügelte Hamburg Lübeck als wichtigsten deut-

---

<sup>74</sup> POSTEL, *Reformation* (wie Anm. 69), S. 233; DERS., *Hamburgs Rolle* (wie Anm. 69), S. 70.

<sup>75</sup> Zur Geschichte der *Merchant Adventurers* siehe Jürgen WIEGANDT, *Die Merchants Adventurers' Company auf dem Kontinent zur Zeit der Tudors und Stuarts*, Kiel 1972; George D. RAMSAY, *The Queen's Merchants and the Revolt of the Netherlands*, Manchester 1986; Douglas R. BISSON, *The Merchant Adventurers of England. The Company and the Crown 1474–1564*, Newark 1993; Ernst PITZ, *Die Hanse und die Merchant Adventurers*, in: *Fernhandel und Stadtentwicklung* (wie Anm. 69), S. 44–66.

<sup>76</sup> Zur Abkehr Hamburgs von der traditionellen hansischen Fremdenpolitik siehe PITZ, *Tendenzen* (wie Anm. 65), S. 49, 51, 57–59, 74.

<sup>77</sup> PITZ, *Hanse* (wie Anm. 75), S. 55; DERS., *Tendenzen* (wie Anm. 65), S. 65; FISCHER, *Leipziger Handelsgeschichte* (wie Anm. 24), S. 267–288.

schen Einfuhrhafen. Zudem gelang es Hamburg, zusammen mit Amsterdam das „Erbe“ Antwerpens anzutreten, das in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Folge der Wirren des niederländischen Unabhängigkeitskampfes seine Stellung als Finanzplatz endgültig verlor. Zahlreiche italienische, portugiesische, niederländische und englische Kaufleute ließen sich in Hamburg nieder. Über die Elbestadt wurde die Einfuhr von Kolonialwaren und die Ausfuhr von Rohmaterialien aus Osteuropa sowie von Tuchen, Metallwaren und sonstigen Fertigprodukten aus Mitteldeutschland und Schlesien abgewickelt. Kaufleute aus Hamburg und England – diese hatten maßgeblichen Anteil am Aufschwung Hamburgs – besuchten seit dem späten 16. Jahrhundert regelmäßig die Leipziger Messen.<sup>78</sup> Die zunehmende Bedeutung, die der Handel mit Hamburg für die Messestadt erlangte, führte zu einer Verlagerung des Leipziger Transithandels. Das Gros der Waren ging nun nicht mehr nach Oberdeutschland (Nürnberg) und Westdeutschland (Frankfurt am Main, Köln), sondern nach Norden. Damit fand Leipzig Anschluß an die neuen Märkte und damit letztlich an die Weltwirtschaft der damaligen Zeit. Um die bereits eingangs zitierte prägnante Formulierung von Karl-Friedrich Olechnowitz zu wiederholen: „Hamburg wurde geradezu der Hafen Leipzigs.“<sup>79</sup> Zu Beginn des 17. Jahrhunderts war es Leipzig gelungen, die Position des bedeutendsten Transitzenentrums Mitteldeutschlands im Warenhandel mit dem Osten gegenüber konkurrierenden Märkten zu erobern und zu behaupten. Die Leipziger Messen waren es, die vom expandierenden Handel mit landwirtschaftlichen Erzeugnisse und qualitativ hochwertigen Fertigprodukten am stärksten profitierten.

Dieser ersten Blütezeit der Leipziger Messen folgten empfindliche Rückschläge im Laufe des 17. Jahrhunderts;<sup>80</sup> schlagwortartig seien erwähnt: der Verfall der Silberpreise durch den Zufluß riesiger Mengen an Silber aus der Neuen Welt, der Bankrott Leipzigs im Jahre 1625 und der daraus resultierende Verlust der Finanzhoheit für mehr als 60 Jahre,<sup>81</sup>

<sup>78</sup> FISCHER, Leipziger Handelsgeschichte (wie Anm. 24), S. 213, 286–290; vgl. HASSE, Geschichte (wie Anm. 21), S. 180; NEWMAN, Hamburg (wie Anm. 69), S. 63–65.

<sup>79</sup> OLECHNOWITZ, Handel (wie Anm. 1), S. 119; siehe auch Peter BEYER, Leipzigs Auseinandersetzung mit Frankfurt am Main (1706–1726). Symptom des Aufstiegs zur führenden deutschen Messestadt, in: Leipzigs Messen (wie Anm. 18), S. 193–204, hier S. 199, und Rolf HAMMEL-KIESOW, Die Hanse, München 2000, S. 104–109.

<sup>80</sup> Die Wirtschaftsgeschichte Leipzigs während der turbulenten ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist immer noch nicht ausreichend erforscht; jeweils knappe Zusammenfassungen bei HASSE, Geschichte (wie Anm. 21), S. 103–122; BRÜBACH, Reichsmessen (wie Anm. 21), S. 457–464; METSCHER und FELLMANN, Lipsia (wie Anm. 24), S. 58–60.

<sup>81</sup> Die Finanzverwaltung der Stadt wurde daher unter kurfürstliche Kuratel gestellt. Erst 1688 sollte der Stadtrat die Finanzhoheit zurückerhalten.

der 30jährige Krieg, Seuchen,<sup>82</sup> Belagerungen, Besetzungen.<sup>83</sup> Natürlich führten die militärischen Auseinandersetzungen und die Seuchen zu erheblichen Störungen des Messehandels. Mehrere Messen mußten verschoben, andere auch wegen unsicherer Straßen verlängert werden, aber keine einzige Messe wurde abgesagt. Trotzdem waren die Einbußen bei den Erträgen und der Schaden für die Reputation gewaltig.

Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts gelang es Leipzig, nicht nur an alte Glanzzeiten anzuknüpfen, sondern sogar an Frankfurt am Main als bedeutendstem Messeplatz Deutschlands vorbeizuziehen. Voraussetzungen hierfür waren Handelsreformen wie die Einführung eines Handelsgerichts sowie die Aufstellungen von Maklerordnung und Judenordnung; die sächsisch-polnische Union, die veränderte politische Rahmenbedingungen schuf; der Ausbau des Kommunikationswesens, insbesondere die Schaffung eines verlässlichen Postwesens; weitere infrastrukturelle Maßnahmen und die starke Präsenz jüdischer, meist aus Osteuropa stammender Händler.<sup>84</sup> Auch die Wiederaufnahme und der Ausbau der Handelskontakte zu Hamburg trugen zum wirtschaftlichen Erfolg der Messestadt bei. Aber diese Entwicklungen fanden erst in nachhansischer Zeit statt.

---

<sup>82</sup> Im Gefolge durchziehender Truppen kam es zu einem endemischen Auftreten der Pest. Der schlimmste Ausbruch traf Leipzig im Jahre 1637. Von den 4229 registrierten Todesfällen in diesem Jahr fielen 2322 der Pest zum Opfer – ein enormer Aderlaß, wenn man berücksichtigt, daß die Stadt gerade mal 10.000 Einwohner zu dieser Zeit hatte. Weitere Seuchen trafen Leipzig 1680/81, fast sämtliche Handelsaktivitäten kamen zum Erliegen; siehe Franz LEMMENS, *Kriege, Seuchen und Messen – ein Dauerkonflikt*, in: *Leipzig, Stadt der Wa(h)ren Wunder* (wie Anm. 24), S. 85–100, hier S. 88; METSCHER und FELLMANN, *Lipsia* (wie Anm. 24), S. 59.

<sup>83</sup> Insgesamt wurde Leipzig während des 30jährigen Krieges fünfmal belagert und im Jahre 1642 von schwedischen Truppen besetzt, die die Messestadt erst 1650, zwei Jahre nach dem Friedensschluß, räumten.

<sup>84</sup> Eine knappe Zusammenfassung dieser Entwicklung bei EIDEN, *Fairs* (wie Anm. 26), S. 733–737.



# LÜBECK, DIE KOMPAGNIE DER NOVGORODFAHRER UND DER RUSSLANDHANDEL VOR DER GRÜNDUNG ST. PETERSBURGS

Eine Untersuchung zum 17. Jahrhundert

von Elisabeth Harder-Gersdorff

Die Bedeutung des russischen Marktes für das nordeuropäische, um das Ostseebecken und darüber hinaus sich formierende Handelssystem der Hanse stand über Jahrhunderte außer Frage. Beim Einkauf und beim überregionalen Vertrieb der nordosteuropäischen Handelswaren hatte Lübeck im Mittelalter eine führende Position inne. Die Hanse ihrerseits verfügte zeitweise über ein Quasi-Monopol im Rußlandhandel.

## Anfänge und Wandel des Rußlandverkehrs

Im 12. Jahrhundert hatten sich auf Gotland Lübecker Kaufleute gotländisch-skandinavischen Handelsfahrern angeschlossen, die in Novgorod bereits Fuß gefaßt und eine Niederlassung, den St. Olavshof, errichtet hatten. 1189 schlossen Gotländer und Deutsche gemeinsam einen Handelsvertrag mit dem Novgoroder Fürsten Jaroslav Vladimirovič.<sup>1</sup> Einige Zeit danach verfügten die Deutschen in Novgorod über einen eigenen Hof mit einer steinernen Kirche, den späteren St. Peterhof.<sup>2</sup>

Der Erfolg des legendären Hansekontors beruhte auf der Nachfrage des Westens nach Handelsgütern, die das weitgespannte Hinterland Groß-Novgorods in adäquater Menge und Qualität hervorbringen und zum

---

<sup>1</sup> Vgl. Norbert ANGERMANN, Die Hanse und Rußland, in: Nordost-Archiv. Zeitschrift für Kulturgeschichte und Landeskunde, Jg. 20, 1987, S. 57–92, hier: S. 59f. – Zur Datierung und zum Zustandekommen des Vertrags neuerdings Dick WASE, Die früheste deutsche Ansiedlung auf dem „gotischen Ufer“ in Visby, in: HGbl. 118, 2000, S. 9–33, hier: S. 16 u. S. 29–31.

<sup>2</sup> Elena A. RYBINA, Inozemnye dvory v Novgorode XII–XVII vv. (Die ausländischen Höfe in Novgorod 12.–17. Jh.), Moskau 1986, S. 15–23, legt dar, daß der St. Peterhof samt Kirche bereits 1192 errichtet worden ist. Dagegen geht ANGERMANN (wie Anm. 1), S. 62, davon aus, daß die erste hansische Niederlassung in Novgorod im Verlauf der ersten Hälfte des 13. Jhs. zustande gekommen ist.

Verkauf an die Fremden in der Metropole bereitstellen konnte. Es ging dabei in erster Linie um die Luxusgüter Pelzwerk und Wachs, die gegen Wolltuche („Laken“), Bunt- und Edelmetalle, Lüneburger Salz und andere ebenfalls kostbare Waren getauscht wurden.<sup>3</sup>

Seit dem 15. Jahrhundert verlor dieses „klassische“ System des Mittelalters schrittweise seine Bedeutung. Aus verschiedenen Gründen, hauptsächlich aber, weil sich die westliche Nachfrage zunehmend auch auf technische Rohstoffe und Halbfabrikate wie Hanf, Flachs, Pottasche oder Talg richtete, verlor Novgorod seine ausschlaggebende Position im Ost-West-Verkehr. Der Umschlag der Massengüter verlagerte sich in die Seehäfen des östlichen Baltikums, vorrangig nach Narva, Reval und Riga. Nach 1553 entwickelte sich mit der Archangel'skfahrt der Briten und Niederländer eine zusätzliche Verbindung zum Westen, die sich der Zollkontrolle im Sund und dem Transitverkehr über Lübeck entzog. Seit 1604 benutzten diesen nördlichen Seeweg nach Rußland auch Schiffe aus Hamburg. Im Prinzip hatte sich damit eine Konstellation herausgebildet, die bis an die Schwelle des 18. Jahrhunderts Bestand hatte.

Auf eine Genossenschaft der im Rußlandhandel beschäftigten Lübecker Bürger stoßen wir in den Quellen erstmals 1409. Die Korporation der Novgorodfahrer hatte, gemessen an Einfluß und Ansehen, unter den Fernhändler-Kollegien damals und später eine Position der oberen Mitte inne. Außer den Schonenfahrern besaßen in Lübeck im 17. Jahrhundert lediglich die Novgorodfahrer ein eigenes Haus.<sup>4</sup> Im Hinblick auf ihren Handelszweig verzichteten sie auf eine besondere Exklusivität insofern, als sie den baltisch-russischen Seeverkehr auch Einsteigern und unteren Vermögensgruppen zugänglich machten. Nach neueren Ermittlungen unterhielten in den Jahren 1679–1682 mit insgesamt 563 Händlern mehr

---

<sup>3</sup> Zum Spektrum der Waren, die auf dem Großmarkt Novgorod zusammentrafen, vgl. die grundlegende Arbeit von Anna L. CHOROŠKEVIĆ, *Torgovlja Velikogo Novgoroda s Pribaltikoj i zapadnoj Evropoj v XIV–XV vekach* (Der Handel Groß-Novgorods mit dem Baltikum und Westeuropa im 14.–15. Jahrhundert), Moskau 1963.

<sup>4</sup> Jürgen ASCH, *Rat und Bürgerschaft in Lübeck 1598–1669* (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, 17), Lübeck 1961, S. 27. – Neben den als Dachgesellschaft amtierenden Schonenfahrern kamen in Lübeck im 17. Jahrhundert hauptsächlich die Bergen-, Stockholm-, Novgorod-, Riga- und Spanienfahrer zum Zuge. Vgl. ASCH, ebd., und Franz SIEWERT, *Geschichte und Urkunden der Rigafahrer in Lübeck im 16. und 17. Jahrhundert* (Hansische Geschichtsquellen, N.F. I), Berlin 1897, S. 1–38, sowie insbesondere auch DERS., *Die zur Vertretung des Handels in Lübeck geschaffenen Einrichtungen der älteren Zeit*, Lübeck 1903. Hier heißt es S. 8: „Der Schütting der Novgorodfahrer war in der Zeit von 1687–1853 im Schlüsselbuden das Haus Nr. 12, an dessen Stelle jüngst ein Gasthaus erbaut worden ist.“ Vgl. auch: Antjekathrin GRASSMANN (Hg.), *Lübeckische Geschichte*, Lübeck 1988, S. 186, 348, u. 393f.



als 40 Prozent der im Lübecker Seehandel engagierten Personen Kontakte zu den genannten Seehäfen des östlichen Baltikums, dem „Fahrwasser“ der Riga- und der Novgorodfahrer.<sup>5</sup>

Das Kollegium der Novgorodfahrer rekrutierte sich aus Großkaufleuten, die sich als kommerzielle Oberschicht im Rußlandhandel formiert hatten. Sie bildeten eine Bruderschaft und wählten vier Älterleute, unter denen der erste, der „wortführende“ Ältermann die laufenden Geschäfte verantwortlich wahrnahm. Ein Verzeichnis aus dem Jahre 1667 nennt die Namen von 43 Mitgliedern der Bruderschaft.<sup>6</sup> Diese hatten als bürgerliches Kollegium dem Rat gegenüber eine beratende Position inne. Sie standen in bestimmten Fragen, etwa im Streit um das Verbot der direkten „Durchfuhr“ hamburgischer Waren aus dem Ostseeraum durch Lübeck, ähnlich wie die Mitglieder der Kaufleute-Kompagnie, für eine relativ liberale Opposition.<sup>7</sup> Sie kooperierten jedoch mit dem Rat aufs Strikteste, wenn es um eine den mittelalterlichen Maßstäben entsprechende Privilegierung ihres Rußlandverkehrs durch Moskau ging.

Wir betrachten im folgenden die Politik der Lübecker Novgorodfahrer-Kompagnie und den Rußlandhandel der Travestadt zunächst in einem Rückblick auf die Jahre nach der Wende zum 17. Jahrhundert. Schwerpunktmäßig richten wir danach die Recherchen auf die Jahrzehnte vor der Gründung St. Petersburgs (1703), das heißt auf die Zeit vor dem Nordischen Krieg. Eine Untersuchung der Aktivitäten und Konjunkturen, die das ausgehende 17. Jahrhundert bestimmten, bietet die Chance zu erkennen, welche Voraussetzungen zu den handelshistorischen Erfolgen geführt haben, die das Russische Reich im 18. Jahrhundert auszeichneten. Wir wissen schließlich, daß Lübeck in dieser späteren Zeit als wichtigster Handelspartner St. Petersburgs im Binnenverkehr der Ostsee hervorgetreten ist.

Es ist bekannt, daß sich das Großfürstentum Moskau nach dem Frieden mit Schweden von Kardis (1661) und dem Waffenstillstand mit Polen

<sup>5</sup> Cornelia MEYER-STOLL, Die lübeckische Kaufmannschaft des 17. Jahrhunderts unter wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Aspekten (Europäische Hochschulschriften Reihe III, Bd. 399), Frankfurt am Main u.a. 1989, S. 45f.

<sup>6</sup> Archiv der Hansestadt Lübeck (im folgenden: AHL), Kaufmännische Archive, NoF 4 („Nahmen der Naugartsfahrer Ältesten & Brüder, 1667“).

<sup>7</sup> Hierzu Ernst BAASCH, Die „Durchfuhr“ in Lübeck. Ein Beitrag zur Geschichte der lübeckischen Handelspolitik im 17. und 18. Jahrhundert, in: HGBll., 13, 1907, S. 109–152, hier: S. 137–139 u. 145–148. – Zum Plädoyer der Novgorodfahrer für eine freie Durchfuhr vgl. auch AHL, Archiv der Bürgerschaft I (Novgorodfahrer, zit. NoF), Bd. H 39, fol. 510f. In diesem Protestschreiben (Konzept) gegen ein Dekret des Rates von 1706 findet sich die interessante Aussage, daß allen Durchfuhrverboten zum Trotz in Lübeck de facto *kein Schiff abgeladen (werde), dessen Cargason nicht die Hälfte bis Drei Viertheil in frömbden Gütern besteht* (fol. 511).

von Andrusovo (1667) einer Phase der Beruhigung und der politischen Konsolidierung näherte, die zu einer wirtschaftlichen Regenerierung des Landes beitrug. Im gleichen Jahr (1667) formulierte die russische Regierung unter Zar Aleksej Michajlovič (1645–1676) mit dem Erlaß eines neuen Handelsstatuts (*Novotorgovyj ustav*) das explizite öffentliche Interesse an einer aktiven, im Sinne des Merkantilismus protektionistisch ausgerichteten Wirtschaftspolitik.<sup>8</sup>

### Quellenfragen und Forschungslage zum späthansischen Rußlandhandel

Der Versuch zu ermitteln, in welchem Maße und unter welchen Bedingungen sich Lübeck im 17. Jahrhundert im Rußlandverkehr engagierte, erscheint auch darum sinnvoll, weil dieser gewichtige, inzwischen quellenmäßig recht gut dokumentierte Abschnitt der frühneuzeitlichen Hansengeschichte zusammenhängend bislang nicht erforscht und dargestellt wurde.

In der Sicht des Hansehistorikers Wolfgang Schlüter, der zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die Edition der von den Lübeckern 1603 verfaßten Hofordnung für Novgorod und Pleskau besorgte, blieb die hierauf folgende Zeit eine terra incognita: „Über das Schicksal der Höfe und das Leben der dort etwa sich des Handels wegen länger aufhaltenden Nowgorodfahrer“, schreibt er zur Forschungslage, „wissen wir nichts.“<sup>9</sup> Die Frage nach archivalischen Unterlagen, durch die sich die breite Lücke schließen ließe, warf Schlüter nicht auf, obwohl das Lübecker Archiv zur gleichen Zeit, kompletter sogar als heute, über ein vielschichtiges Angebot an Akten und Dokumenten zum Thema „Lübeck und Rußland im 17. Jahrhundert“ verfügte. Im Bereich der Bürgerschafts- und Senatsakten wie im Bestand der kompagnieeigenen Akten der Novgorodfahrer befinden sich ergiebige Unterlagen. Sie erteilen sowohl im Bezug auf die Lübecker Höfe wie zum Umfang des Güterverkehrs und nicht zuletzt zur unermüdlichen politischen „Vigilanz“ der Novgorodfahrer im Verhältnis zu Moskau detaillierte, wenn auch nicht immer erschöpfende Auskünfte im Sinne unserer Fragestellung.<sup>10</sup>

<sup>8</sup> Zu diesem Zeitabschnitt einer „Wende“, die auch durch religions- und kulturpolitische Bestrebungen bestimmt war, neuerdings Stefan TROEBST, Schwellenjahr 1667? Zur Debatte über den „Durchbruch der Neuzeit“ im Moskauer Staat, in: Berliner Jahrbuch für osteuropäische Geschichte 1995/2, S. 151–171.

<sup>9</sup> Wolfgang SCHLÜTER, Die Nowgoroder Schra in sieben Fassungen vom XIII. bis XVII. Jahrhundert, Dorpat 1911 u. 1914, Kommission Lübeck 1916, S. 46.

<sup>10</sup> Die Inhalte dieser Bestände erläutert Elisabeth HARDER-GERSDORFF, Lübeck und Rußland. Quellen zur frühen Neuzeit im Archiv der Hansestadt Lübeck, in: ZVLGA 78, 1998, S. 281–316; zum 17. Jh.: S. 291–306.

Ein Teil dieser Akten stand, als Folge der Auslagerung Lübecker Bestände während des Zweiten Weltkrieges, dem Archiv rund fünf Jahrzehnte nicht zur Verfügung. Von der Rückgabe des Materials im Jahr 1990 durch die damalige Sowjetunion profitierte besonders der Fundus kompagnieeigener Akten der Novgorodfahrer.<sup>11</sup> Hierzu gehören die für das 17. Jahrhundert in beachtlicher Anzahl überlieferten Berichte der Lübecker Kaufleute, die als Hofvorsteher in Novgorod und Pleskau eingesetzt waren und die Ältesten des Kollegiums in Lübeck über das Geschehen vor Ort informierten. Das zitierte Schlütersche Diktum verliert schon durch den Hinweis auf diese Quellengruppe sein Gewicht.

Erheblich jedoch änderte sich der Kenntnisstand zur Frage konkreter Lübecker Handelsgeschäfte in Novgorod erstmals, als Karl-Friedrich Olechnowitz 1965 das im Landeshauptarchiv Schwerin überlieferte „Kaufmannsbuch der Rodde aus Nowgorod, 1668–1671“ ans Licht brachte. Die in einem ersten Durchlauf äußerst gedrängt vollzogene Auswertung der Aufzeichnungen durch den Verfasser macht klar, daß der Quellenwert des Fundes nicht hoch genug einzuschätzen ist.<sup>12</sup>

Überdies beweisen verschiedene Arbeiten zu beiden Höfen, die Norbert Angermann seit Beginn der 1970er Jahre veröffentlicht hat, daß im Lübecker Archiv auch vor 1990 die Chance bestand, neue Einsichten zu gewinnen. Angermanns Recherchen, die sich auf Novgorodfahrer-Akten im Bestand der Bürgerschaft stützen, liefern, zumal sie sich auch auf das Moskauer Archiv Alter Akten erstrecken, der gegenwärtigen Forschung ebenfalls essentielle Anhaltspunkte.<sup>13</sup>

Dank der Überlieferung von Zollakten der Novgorodfahrer, die ebenfalls von der Auslagerung ausgenommen waren, sind wir zudem relativ umfassend über das Volumen, die Konjunkturen und die Warenstruktur des Seeverkehrs zwischen Lübeck und den livländischen Häfen unterrichtet. Auf diesem seitens der Novgorodfahrer als „russisch“ definierten „Fahrwasser“ hatten in beiden Richtungen alle Beteiligten einen Waren- oder Wertzoll, die „Contoingelder“, zu entrichten. Deren über mehr als

---

<sup>11</sup> Sie sind geordnet und verzeichnet in: Archiv der Hansestadt Lübeck (Hg.), Findbücher 3, Kaufmännische Archive, Abschnitt: „Novgorodfahrerkompagnie“, Lübeck 1996, S. 16–35.

<sup>12</sup> Karl-Friedrich OLECHNOWITZ, Späthansischer Rußlandhandel des 17. Jahrhunderts. Das Kaufmannsbuch der Rodde aus Nowgorod, in: Ders., Handel und Seeschifffahrt der späten Hanse (Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte, hg. im Auftrag des Hanseischen Geschichtsvereins VI), Weimar 1965, S. 153–181.

<sup>13</sup> Letzteres gilt besonders für Norbert ANGERMANN, Johann von Gohren. Ein Lübecker Rußlandkaufmann des 17. Jahrhunderts, in: ZVLGA 64, 1984, S. 97–114. – Erwähnt seien zunächst auch DERS., Der Lübecker Hof in Novgorod, in: ZVLGA 54, 1974, S. 81–86 und: Der Lübecker Hof in Pleskau, in: ZVLGA 59, 1979, S. 227–235.

zwei Jahrhunderte vollzogene Erhebung produzierte jene „Rechnungen“, die eine langfristige Analyse des Handelszweiges möglich machen. Eine Auswertung des Materials erfaßte zunächst die Zeit zwischen 1637 und 1780.<sup>14</sup>

Im Interesse unseres Vorhabens ergänzen darüberhinaus zwei Beiträge jüngerer Datums die Forschungslage. So legte Antjekathrin Graßmann als erste eine aus den Reservoirien der dem Lübecker Archiv zurückerstatteten Akten schöpfende Arbeit vor, die Existenz- und Finanzierungsfragen des an dem Fluß Velikaja gelegenen Hofes zu Pleskau erörtert.<sup>15</sup> Auf allgemeinerer Ebene bewegt sich Peter Hoffmann, der sich mit den staatlichen Vorgaben für den russischen Außenhandel zum Westen, vor allem mit den Besonderheiten der Zollverhältnisse, beschäftigt. Der Zeitraum (1653–1724), den er behandelt, erfaßt den Abschnitt der russischen Geschichte, der hier schwerpunktmäßig zur Debatte steht.<sup>16</sup>

### Lübecks Ringen um russische Privilegien im 17. Jahrhundert

Nach dem Tod des Zaren Ivan IV. Groznyj (1533–1584) setzte sich Lübeck auf den Hansetagen erneut für den spätestens seit 1538 gegen den Widerstand der livländischen Städte verfolgten Plan ein, zwecks Wiedergewinnung der alten hansischen Privilegien eine Gesandtschaft nach Moskau zu entsenden. Die Restitution der Hansekontore war vorrangiger Bestandteil des Konzepts. Das Vorhaben stieß bei Boris Godunov, der die Regierungsgeschäfte für Ivans Sohn Fedor Ivanovič führte und sich nach dessen Tod zum Zaren (1598–1605) wählen ließ, auf ausdrückliches Interesse. Aufgrund der auch nach dem schwedisch-polnischen Frieden von Tewsın (1595) weiterhin ungeklärten Machtverhältnisse im östlichen Ostseeraum und damit in Reval und Narva, den „Vorhäfen“ der Kontore in Novgorod und Pleskau, verschob sich die Große Hansische Gesandtschaft jedoch bis zum Jahr 1603. Den reichsstädtischen Charakter dieser durch Kaiser Rudolf II. diplomatisch gestützten Veranstaltung unterstrich deren personelle Besetzung. An der Spitze des mit großem Gefolge ausgestatteten Unternehmens standen der Lübecker Bürgermeister Cord

<sup>14</sup> Elisabeth HARDER, Seehandel zwischen Lübeck und Rußland im 17./18. Jahrhundert nach Zollbüchern der Novgorodfahrer, in: ZVLGA 41, 1961, S. 43–114 und 42, 1962, S. 5–53.

<sup>15</sup> Antjekathrin GRASSMANN, Der Lübecker Hof in Pleskau. Zu Baulichkeiten und Einrichtung im 17. Jahrhundert, in: Zwischen Lübeck und Novgorod. Wirtschaft, Politik und Kultur im Ostseeraum vom frühen Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert, Festschrift N. Angermann, hg. von Ortwin PELC und Gertrud PICKHAN, Lüneburg 1996, S. 269–280.

<sup>16</sup> Peter HOFFMANN, Der russische Westhandel vom Handelsstatut 1653 bis zum Zolltarif 1724, in: HGBll. 112, 1994, S. 237–246.

Germers, der Ratsherr Heinrich Kerkring und der Ratssekretär Johannes Brambach. Außer Lübeck hatte sich als Mitglied der Hanse lediglich Stralsund bereiterklärt, eigene Vertreter, und zwar zwei Ratsherren, abzuordnen. Wichtige Funktionen hatte im Rahmen der Delegation der Lübecker Zacharias Meyer als Dolmetscher inne.<sup>17</sup> Worum aber ging es den Repräsentanten der Reichsstadt, der Hanse und der Kompagnie der Novgorodfahrer in Moskau de facto?

Es bietet sich an, die Palette der Forderungen vorzustellen, die Lübeck in Moskau seit dem 15. Jahrhundert erstmals wieder formulieren konnte. Das vor allem, weil die erhobenen Ansprüche, ihre Verbriefung und ihr latenter Verlust für das politische Verhältnis zu Rußland im gesamten 17. Jahrhundert maßgebend geblieben sind. Im Vordergrund stand neben der Forderung nach Wiedererrichtung und Bestätigung der Höfe in Novgorod und Pleskau das Bestreben, Zollfreiheit und Befreiung vom Visitationszwang im grenzüberschreitenden Warenverkehr durchzusetzen. Zu den „alten Freiheiten“, auf die sich die Gesandtschaft berief, gehörte zudem das Recht, unmittelbar auch mit russischen Detailhändlern und Erzeugern Geschäfte abzuschließen. Parallel dazu diente der Anspruch auf das Vorrecht, importierte Silbergelder oder -barren auf den Münzhöfen des Zaren in russische „Denninge“ umzumünzen, dem Ziel, sich den Zufällen der marktmäßigen Wechselkursbildung zu entziehen. Auch hier ging es um Handelsspannen und Gewinne. Der Vermögenssicherung vor Ort wiederum diente das traditionell zu verbriefende Recht, Güter und Gelder von Kaufleuten aus den eigenen Reihen, die in Rußland verstorben waren, vor Übergriffen zu schützen und sicherzustellen.

Abgelehnt wurde der Antrag, auf den Höfen, wie vormals in Novgorod, eigene Kirchen zu errichten. Ohne Echo blieben auch die Forderung, nicht nur vom allgemeinen Zoll, sondern auch von den Gewichtszöllen („vëščie pošliny“; „Wichte Tollen“) befreit zu sein, und der verwegene Wunsch, den Hansekaufleuten die Benutzung der zarischen Post zu gestatten. – Insgesamt schien das Resultat, das heißt der Inhalt der Gnadenurkunde des Zaren (*žalovannaja gramota*), welche die Gesandtschaft im Frühsommer 1603 entgegennahm,<sup>18</sup> den Erwartungen zu entsprechen. Dennoch kam es zu einem Eklat.

---

<sup>17</sup> Otto BLÜMCKE, Berichte und Akten der Hansischen Gesandtschaft nach Moskau im Jahre 1603 (Hansische Geschichtsquellen, VII) Halle/Saale 1894, S. III–IV u. XII–XXI, sowie S. 27, 44 u. 209.

<sup>18</sup> Den Text in drei Sprachen (russ., nddt., hdt.) gibt Helmut NEUBAUER, Das Moskauer Privileg für Lübeck 1603, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas NF 16, 1968, S. 70–84, wieder.

Es stellte sich nämlich heraus, daß die Urkunde als Begünstigten nicht die Hanse insgesamt oder immerhin mehrere Hansestädte, sondern ausschließlich die Reichsstadt Lübeck benannte. Auf vehemente Proteste mit dem Ziel, diese Einschränkung rückgängig zu machen, ging die russische Seite nicht ein.<sup>19</sup> Vielmehr entzog Moskau wenig später auch den Lübeckern das Privileg der Zollfreiheit. Sie hätten, lautete der Vorwurf gegen die Novgorodfahrer, Kaufleuten aus anderen Hansestädten zur Teilhabe am Vorrecht des zollfreien Handels verholten.

Hiervon unabhängig hatten sich Lübecker Mitglieder der Gesandtschaft auf der Rückreise von Moskau nach Lübeck bereits im Juni 1603 um die Restituierung der Höfe gekümmert. Es gelang ihnen in Pleskau, den um 1586 an dem Fluß Velikaja durch Kaufleute aus Lübeck gegründeten, nun völlig zerstörten „Lübischen Hof“ erneut zu erwerben.<sup>20</sup> Auch in Novgorod fand sich ein geeignetes Grundstück. Noch im gleichen Jahr 1603 verabschiedete der Lübecker Rat eine neue, für beide Kontore gültige Hofordnung (*Schra*).<sup>21</sup> Daß hiermit unter Zeitdruck vollendete Tatsachen geschaffen werden sollten, liegt auf der Hand.

Zwei Jahre später, nach dem Tod des Zaren Boris Godunov, erschütterten Thronstreitigkeiten das Moskauer Reich. Die nun anbrechende Zeit der „Wirren“ (*smuta*) lähmte insbesondere den Handelsverkehr im russischen Westen, während die 1553 eröffnete Archangel'skfahrt der Niederländer und Briten, an der sich jetzt auch Hamburg beteiligte, weitgehend unbeeinträchtigt blieb. Im Westen dagegen intervenierte Schweden und besetzte 1611 Novgorod. Gustav II. Adolf stand 1615 vor Pleskau, das sich nicht ergab. Erst mit dem Frieden von Stolbovo (1617) trat hier Ruhe ein, während sich die Verhältnisse in Moskau seit dem Antritt der Dynastie der Romanovs mit Michail Fedorovič (1613–1645) stabilisierten.

Mit der Zielsetzung, ihre Stellung in Rußland wie auch immer zu behaupten, verfolgten die Novgorodfahrer im Verein mit den Rigafahrern schon vor dem russisch-schwedischen Friedensschluß ein politisches Konzept, dessen Verbindlichkeit für Bürgermeister und Rat der Stadt sie nachdrücklich propagierten. Der Grundsatz: ... *das Contor muß erhalten werden* ..., postulierten sie 1612, gelte auch, wenn der Handel vorerst *nichtes einbringen kann*. Als der Pleskauer Hof wieder zerstört war, wurde beschlossen, dieser Idee um so nachhaltiger in Novgorod zu entsprechen. Vor allem die durchgängige Präsenz eines Hofvorstehers sollte den Residenzcharakter des Anwesens sichtbar machen. Im Verhältnis zur schwedischen Besatzung habe indes die Maxime strikter Zurück-

<sup>19</sup> Ebenda, S. 72f.

<sup>20</sup> BLÜMCKE, Berichte (wie Anm. 17), S. 63–67.

<sup>21</sup> Der Text ist mit Datum abgedruckt bei SCHLÜTER, *Schra* (wie Anm. 9), S. 199–216.

haltung zu gelten. Auch nur der Schein einer Kooperationsbereitschaft mit dem Gegner Moskaus könne den Anspruch auf die schwer erkauften russischen Privilegien aufs Spiel setzen.<sup>22</sup>

Die Vorstellung der Novgorodfahrer, daß man das Kontor *salvire und im Wesen erhalte* (1614), wenn man vor Ort über einen befähigten Hofvorsteher, unterstützt von einem russischen Hofwirt, und, wenn möglich, einen Jungen aus Lübeck verfüge, erschien in der Folgezeit im Hinblick auf Novgorod nicht unrealistisch. Belege hierfür bietet Adrian von Erpen, ein hochkompetenter, 1612 in Lübeck als Ältester dokumentierter Vertreter des Kollegiums. Nach 1617 hielt er sich mehrere Jahre in Novgorod auf, um Waren einzukaufen, Schulden einzutreiben und den Aufbau des Hofes zu forcieren. In seiner Eigenschaft als Hofvorsteher berichtete er den Ältesten in Lübeck 1620 und 1626 umfassend und optimistisch von den Verhältnissen am Volchov und den Chancen, sie zu verbessern. Die Niederlassung habe rein äußerlich an Ansehen gewonnen und werde *nunmehr wieder der Lübsche Hof genannt, welch Name hier verflossen war*. Gleich 1617, schreibt von Erpen 1626 rückblickend, habe er versucht, den von den Novgorodfahrern erhobenen Anspruch auf Zollfreiheit durchzudrücken. Das wollte der damals zuständige, den Hansen wohlgesonnene Voevode jedoch *nicht auf sich nehmen*.<sup>23</sup> Deshalb mahnte von Erpen die Lübecker regelmäßig, eine Bestätigung der Gnadenurkunde von 1603 in Moskau zu erwirken.

Als ein vom Rat der Stadt 1633 entsprechend verfaßtes, an Michail Fedorovič gerichtetes Schreiben ohne Reaktion blieb, beschloß Lübeck, dem Zaren durch einen Gesandten nunmehr ein neues Schreiben überreichen zu lassen. Der Rat beauftragte in diesem Sinne 1635/36 Anton von Erpen, den Sohn Adrian von Erpens. Im Zuge dieser Mission allerdings erfuhr das lübeckische Hauptanliegen, die Wiedererringung der Zollfreiheit, eine Abfuhr. Mit der endgültigen Ablehnung des Anspruchs auf zollfreien Handel jedoch verband sich die Bereitschaft Moskaus, in anderen Punkten Entgegenkommen zu zeigen.

Als im Zuge der Zentralisierung des russischen Geldwesens die Münzhöfe in Novgorod und Pleskau um 1630 geschlossen wurden,<sup>24</sup> gestattete

<sup>22</sup> AHL (wie Anm. 6): Briefe von den Verwaltern der Höfe in Novgorod und Pleskau, NoF Nr. 158 (1601–1612) und Nr. 159 (1614–1615). Vgl. hierzu auch HARDER-GERSDORFF, Lübeck (wie Anm. 10), S. 294–296.

<sup>23</sup> Vorstehend zitiert wurden die Schreiben des Adrian von Erpen an die Ältesten der Kompanie in Lübeck aus Novgorod vom 19. Febr. 1620 und 15. Juli 1626; NoF 160 (wie Anm. 6).

<sup>24</sup> Iwan G. SPASSKI, Das russische Münzsystem. Ein historisch-numismatischer Abriss (Übers.), Berlin 1983, S. 100f. – Vgl. zum Verhältnis der russischen und der westlichen Geldsysteme im 17. Jahrhundert, Elena I. KAMENCEVA/ Nikolaj V. USTJUGOV, Russkaja metrologija (Russische Metrologie), Moskau 1975, S. 174–177.

der Zar den Novgorodfahrern, beim Geldwechsel vor Ort ihre Partner frei zu wählen oder die staatliche Münze in Moskau zum Tausch der Silbertaler und -barren in Denninge (russ. *den'gi*) aufzusuchen. Moskau kam 1636 erneut ins Spiel, als Michail endgültig, wenn auch zögernd, den Lübeckern das Recht zusprach, sich am Warenverkehr außer in Novgorod und Pleskau auch in Moskau, der Hauptstadt des Reiches, zu beteiligen. Im Bezug auf das erstrebte Zollprivileg jedoch scheiterte 1652 ein weiteres mal eine Gesandtschaft, die sich nun an den Zaren Aleksej Michajlovič (1645–1676) richtete und von dem Lübecker Bürger und Novgorodfahrer Hugo Schuckmann angeführt wurde.<sup>25</sup>

Im übrigen aber erhielt sich unter dem neuen Zaren der insgesamt günstige Stand der lübeckischen Privilegierung, der das Verfügungsrecht über die Höfe einschloß, so gut wie uneingeschränkt.

### Bedingungen und Konjunkturen des Handels vor 1660

Spätestens seit der Großen Gesandtschaft von 1603 gerieten der Lübecker Rat und die Novgorodfahrer in finanzielle Engpässe, die zu innerstädtischen Kontroversen führten. Der Druck bürgerlicher Proteste richtete sich gegen den Rat,<sup>26</sup> jedoch ohne Erfolg. Anlässlich der Moskauer Mission Anton von Erpens (1635/36) nämlich dekretierte der Rat die ausschließliche Zuständigkeit des Kollegiums der Novgorodfahrer für die Begleichung der Kosten, die hierfür und für den Wiederaufbau der Höfe aufgebracht werden mußten. Der Rat erklärte sich 1638 immerhin bereit, der Korporation ein Darlehen zu vermitteln, um sie zu befähigen, die aktuellen Rechnungen zu begleichen. Eine Frau Rodde schoß eine Summe von 3.600 Reichstalern vor. Dieser Betrag sollte, wie oben erwähnt, samt Zinsen durch die Erhebung eines Zolles hereingeholt und zurückgezahlt werden. Seit 1637 bereits belasteten in dieser Funktion die „Contoingelder der Nowgorodfahrer“ die ostbaltischen Ein- und Ausfuhren mit je 1/4 Prozent des Warenwertes.

Die Einnahmen dienten, nachdem das Darlehen erstaunlich schnell getilgt war, bis zur lübeckischen Zollreform von 1833 zur Deckung des Geldbedarfs der Novgorodfahrer, die damit in die Position einer parafiskalischen Institution aufrückten. Das bedeutete in der Praxis: Unabhän-

<sup>25</sup> K. R. MELANDER, Die Beziehungen und Unterhandlungen betreffend den Handel zwischen Lübeck und Russland während der Jahre 1631–52, in : Historiallinen Arkisto XVIII, Helsinki 1903, S. 82–190.

<sup>26</sup> Im Verlauf der Auseinandersetzungen stellten sich alle kaufmännischen Kollegien Lübeck hinter die Novgorodfahrer. Ihre eindrucksvolle Deklaration vom 19. Oktober 1636 ist bei SIEWERT, Rigafahrer (wie Anm. 4) als Dokument Nr. 54, S. 311–316, abgedruckt.



gigkeit von der Finanzlage der Stadt und von der Zahlungsbereitschaft des Rates. Das bedeutete darüberhinaus, daß sich die zahlenmäßig begrenzte, bruderschaftlich organisierte Korporation auch auf die Abgaben der zu Hunderten am Verkehr mit den Zielhäfen im Osten beteiligten nichtkorporierten Kaufleute stützen konnte. – Ohne die jährliche Registrierung aller Zolleinnahmen aus diesem Transfer und deren archivalische Überlieferung bis auf den heutigen Tag<sup>27</sup> wären wir außerstande, Umfang und Konjunkturen des Lübecker Rußlandhandels im 17. Jahrhundert auch nur andeutungsweise zu erfassen.<sup>28</sup>

Schweden beherrschte im 17. Jahrhundert die gesamte Küste des östlichen Ostseeraums. Mit dem Frieden von Stolbovo (1617) war Rußland vom Zugang zur Ostsee ausgeschlossen. 1621 eroberte Schweden auch Riga mit Livland und übte somit die Kontrolle über alle für den lübeckischen Osthandel maßgebenden Häfen aus. Über Reval und Narva hinaus entstand als Zentrum für westrussische Exporte, insbesondere nach Stockholm, das 1632 von Schweden begründete Nyen oder Nyenschantz. Zu dem kleinen, am Nevaufer unweit der Stelle, an der später St. Petersburg entstand, errichteten Handelsplatz unterhielt Lübeck eine im Umfang begrenzte, regelmäßige Verbindung.<sup>29</sup> Nur vereinzelt registrierte der Zoll als Lübecker Bezugshafen das ebenfalls schwedische Pernau.

Unter diesen Bedingungen verlief der lübeckisch-russische Handel des 17. Jahrhunderts ausschließlich als Transitverkehr über fremdes Gebiet. Schweden nutzte die Konstellation, um zu verhindern, daß Moskau über einen der Ostseehäfen Waffen oder anderes Kriegsmaterial bezog. Gleichzeitig hielt sich Schweden in den ersten Jahrzehnten nach Stolbovo weiterhin an eine Zollpolitik mit diskriminierenden Akzenten für Lübeck. In der Absicht, die Konkurrenz des freien Verkehrs mit dem Großfürstentum Moskau über die Nordroute in die Ostsee zu verlagern, gewährte Stockholm den Niederländern und Briten in den ostbaltischen Häfen günstigere Tarife. Da sich das diesseits des Sundes gelegene Lü-

<sup>27</sup> AHL (wie Anm. 6), NoF 201–220. – Lücken, die das Material aufweist, halten sich in Grenzen. Im 17. Jh. fehlen die Jahrgänge 1639–41 und 1698 sowie die Einfuhren der Jahre 1683–84. Zur Einstufung des Bestandes vgl. oben S. 101–102, sowie auch HARDER-GERSDORFF, Lübeck (wie Anm. 10), S. 284.

<sup>28</sup> Es sei jedoch auf die im AHL vergleichsweise sporadisch überlieferten Zulagezoll-Bücher hingewiesen. Sie beziehen sich auf den *gesamten* Seeverkehr der Hansestadt und sind für das letzte Drittel des 17. Jhs. (bis 1691) mit vier Bänden für die Einfuhren und mit einem Band für den Export erhalten. Als Grundlage für konjunkturelle Analysen eignen sie sich nicht.

<sup>29</sup> Zu Nyen Stefan TROEBST, Handelskontrolle – „Derivation“ – Eindämmung: schwedische Moskaupolitik 1617–1661 (Veröffentlichungen des Osteuropa-Instituts München. Reihe Forschungen zum Ostseeraum 2), Wiesbaden 1997, S. 158–166. – Vgl. auch Harder, Seehandel (wie Anm. 14), Bd. 41, S. 79f.

beck an der Archangel'skfahrt nicht beteiligte, entfielen hier zunächst entsprechende Rücksichten.

In *Narva*, dem für die Novgorodfahrer wichtigsten Seehafen im Osten der Ostsee, summierte sich die Verzollung des Transitverkehrs nach 1617 auf Beträge von bis zu 20 Prozent der durchgeführten Warenwerte. In Narva wie in Reval drängte die Bürgerschaft zu weiterer Einschränkung der Freiheiten auswärtiger Kaufleute. Für die Lübecker stellte sich im Hinblick auf den russischen Markt neben der Zollbelastung vor allem das in Narva erhobene Verbot der „Durchfuhr“ von Salz und Hering als Problem. Im Herbst 1643 jedoch erklärte Stockholm einer Delegation des Lübecker Rates verbindlich seine Bereitschaft, die Zölle auf den russischen Handel durch Narva auf ein Niveau von insgesamt zwei Prozent zu reduzieren. In hartnäckigen Verhandlungen gelang es Lübeck, im gleichen Jahr unter anderem durchzusetzen, daß statt des Durchfuhrverbots ein befristeter Stapel zum Zuge kommen sollte. Jetzt oblag es den Novgorodfahrern lediglich, der Narvaer Kaufmannschaft Salz und Hering zwei Wochen lang anzubieten, ehe sie die Reise nach Rußland mit allen Waren fortsetzten. Nach einigen Schwierigkeiten der Kooperation kam es 1653 zu einer Neuauflage des Abkommens mit Stockholm für ein weiteres Jahrzehnt.<sup>30</sup>

In dieser Zeit entfaltete sich Narva zum wichtigsten Exportzentrum für den russischen Transithandel über schwedisches Gebiet. Narvas Position im Handel mit Lübeck und den anderen westlichen Partnern beruhte auf seiner geographisch günstigen Lage am Rande des Moskauer Reiches. Das galt hauptsächlich für die unmittelbaren Verbindungen zu Pleskau und Novgorod, die als Handelszentren für den weiten nordwestrussischen Einzugsbereich fungierten, der sich bis nach Tichvin und Jaroslavl' erstreckte.<sup>31</sup> Darüberhinaus zog Narva längs der Küste, zum

<sup>30</sup> TROEBST, Handelskontrolle (wie Anm. 29), S. 219–238. – Ausdrücklich sei für diese spätere Zeit auf die neue, umfassende Monographie zur Geschichte Narvas hingewiesen, die sich mit dem Verhältnis Narva-Lübeck gründlich auseinandersetzt: Enn KÜNG, *Rootsi majanduspoliitika Narva kaubanduse küsimuses 17. sajandi teisel poolel* (Schwedische Wirtschaftspolitik im Bezug auf Narvas Handel in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts), Tartu 2001, insbesondere S. 269–298, vgl. auch S. 356f.

<sup>31</sup> Vgl. Helmut A. PIJRMJAE *Sostav, ob-em i raspredelenie russkogo vyvoza v 1661–1700 gg. čerez švedskie vladenija v Pribaltike na primere torgovli g. Narvi* (Zusammensetzung, Umfang und Verteilung der russischen Ausfuhr in den Jahren 1661–1700 über schwedische Gebiete im Baltikum am Beispiel des Handels der Stadt Narva), in: *Skandinavskij Sbornik V*, 1962, S. 34–94. – E.V. ČISTJAKOVA, *Pskovskij torg v seredine XVII. v.* (Der Pleskauer Handel in der Mitte des 17. Jahrhunderts), in: *Istoričeskie zapiski* 34, 1950, S. 198–235. – Wichtig für diese Zeit zudem: Enn KÜNG, *Handelsverhältnisse für Fremde in Narva im 17. Jahrhundert*, in: *Acta Universitatis Stockholmiensis, Studia Baltica Stockholmiensia* 11, 1993, hg. A. Loit u. H. Piirimäe, S. 179–192.

Beispiel aus Nyen oder Reval, weitere Bestandteile der russischen Ausfuhr in den Sog seiner expandierenden Kapazitäten. In diesem Prozeß spielten die Vertreter Lübecks die maßgebende Rolle. Nach Lübeck hatten englische Kaufleute an der Spitze der westlichen Handelspartner den zweiten Platz inne.

*Reval* war in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts weniger an den russischen Markt gebunden als Narva. Im Gegensatz zu Narva bezog Reval seine Ausfuhren, die etwa zu zwei Dritteln in Getreide bestanden, aus der näheren Umgebung: aus Estland und Nordlivland. Aus den gleichen Gebieten gelangten verschiedene Flachssorten auf den Revaler Markt. Sie hatten jedoch in der Ausfuhr kaum Gewicht und standen im Schatten der Hanf- und Flachslieferungen, die Reval aus Rußland auf dem Landweg erreichten.<sup>32</sup>

Ein von Reval und Stockholm 1622 ins Auge gefaßtes Projekt, Reval zum alleinigen Stapel für den russischen Transithandel zu erklären, scheiterte nicht zuletzt am Protest der Lübecker Kaufmannschaft. Stockholms Politik führte 1648 bei gleichzeitiger Abschaffung aller Grenzzölle zu einer koordinierten Senkung der Seezölle in Reval, Narva und Nyen auf ein Niveau von nunmehr jeweils zwei Prozent. Diese Übereinkunft schloß nicht aus, daß sich Fragen der Gasthandels- und Stapelpolitik auch in der Folgezeit störend bemerkbar machten.<sup>33</sup> – Gemessen an der Anzahl der Schiffe, die aus Narva und Reval kommend die Trave erreichten, zeichnet sich zwischen 1638 und 1660 zu Narvas Gunsten nur ein leichtes Übergewicht ab. Der Zollwert der Ladungen dagegen weist in eine andere Richtung. Bereits 1638 beliefen sich die Warenwerte, die Lübeck aus Narva bezog, mit reichlich 200.000 Mark lübisch auf gut das Vierfache der auf knapp 50.000 Mk. lüb. bemessenen Einfuhren aus Reval.<sup>34</sup>

Anders als Reval, Narva und Nyen gehörte *Riga*, das *emporium Livoniae*, nicht zum Handelsgebiet der Novgorodfahrer. Für den Handel mit dem größten, wesentlich als Domäne der Holländer ausgewiesenen Exportzentrum des Baltikums an der Mündung der Düna (lett. Daugava; russ. Zapadnaja Dvina) war als bürgerliches Kollegium in Lübeck die Kompagnie der Rigafahrer zuständig. Rigas Reichtum beruhte auf einem

<sup>32</sup> Arnold SOOM, Der Handel Revals im 17. Jahrhundert (Marburger Ostforschungen 29) Wiesbaden 1969, S. 28 u. 105–112. – Vgl. neuerdings auch Helmut PIJRIMJAE, Flax and Hemp Trade in Estonian Towns in the 17th Century, in: Archiv und Geschichte im Ostseeraum. Festschrift Sten KÖRNER, hg. R. BOHN, H. REBAS und T. SILTBERG (studia septentrionalia 3), Frankfurt/Main u.a. 1997, S. 85–96.

<sup>33</sup> TROEBST, Handelskontrolle (wie Anm. 29), S. 132–136 u. 219–239.

<sup>34</sup> HARDER, Seehandel (wie Anm. 14), Bd. 41, Tab. I, S. 103 u. Tab. II, S. 108.

Hinterland,<sup>35</sup> das sich über das Becken der Düna samt ihren Nebenflüssen hinaus bis in die Dnjepr-Zone erstreckte. Es umfaßte außer den baltischen Küstenregionen das nordöstliche Polen, Litauen und Weißrußland. Aus diesen Räumen bezog die Dünametropole hauptsächlich Hanf und Flachs, sowie Lein- und Ölsaaten. In Riga befand sich seit den 1640er Jahren mit dem „Moskowitzischen Haus“ ein russischer Handelshof. Es hatten jedoch Produkte aus dem Moskauer Reich in der Rigaer Ausfuhr nur ein begrenztes Gewicht. Eine Reduktion der schwedischen Transitzölle, wie sie in den ostbaltischen Häfen 1648 stattgefunden hat, ließ sich für Riga erst 1676 durchsetzen.<sup>36</sup>

Zur Frage nach dem Anteil russischer Waren, die Lübeck auf den Schiffen der Rigafahrer erreichten, bieten die überlieferten Kontorgeldrechnungen Anhaltspunkte. Die Rigafahrer hatten sich 1637, als es um die Finanzierung der Moskauer Mission Anton von Erpens ging, bereit erklärt, einen eigenen Beitrag zum Zoll der Novgorodfahrer zu leisten. Hierbei sollte, so offensichtlich bereits eine frühere Übereinkunft der beiden Kollegien,<sup>37</sup> die Verzollung durch die Rigafahrer lediglich solche Handelsgüter erfassen, deren russische Herkunft eindeutig war. Das galt für Waren wie Pelzwerk, Felle, Häute, Juchten, Seifentalg und Matten.

– Erst im Bezug auf die 1690er Jahre erlaubt es die Quellenlage zu schätzen, daß sich die „russische“, das heißt die dem „Novgoroder“ Zoll unterworfenen Einfuhr der Rigafahrer nur auf zwei bis vier Prozent der gesamten Importe belief, die auf Schiffen der Rigafahrer nach Lübeck gelangten.<sup>38</sup>

<sup>35</sup> Vasilij V. DOROŠENKO, Riga und sein Hinterland im 17. Jahrhundert (Zum Problem der Wechselbeziehungen zwischen Stadt und Land), in: *Hansische Studien IV*, Weimar 1979, S. 155–172.

<sup>36</sup> Stefan TROEBST, Stockholm und Riga als „Handelsconcurrentinnen“ Archangel’sks? Zum merkantilen Hintergrund schwedischer Großmachtspolitik 1650–1700, in: *Forschungen zur osteuropäischen Geschichte* 48, Berlin 1993, S. 259–294, hier: S. 278–282. – Vgl. auch Georg JENSCH, Der Handel Rigas im 17. Jahrhundert. Ein Beitrag zur livländischen Wirtschaftsgeschichte in schwedischer Zeit (Mitteilungen aus der livländischen Geschichte 24, 2. Heft), Riga 1930, S. 126–129.

<sup>37</sup> Vgl. SIEWERT, Rigafahrer (wie Anm. 4) z.B. S. 11f, 236f, 252–255, 329f. – Siehe auch Elisabeth HARDER-GERSDORFF, Zur Frage der Lübecker Rußlandimporte durch Rigafahrer im 17. Jahrhundert, in: *ZVLGA* 56, 1976, S. 61–75, insbesondere S. 63–65.

<sup>38</sup> HARDER-GERSDORFF (wie Anm. 37), S. 67f. – Vor diesem Beitrag muß unter einem anderen Gesichtspunkt gewarnt werden. Er wirft nämlich zusätzlich die Frage auf, wie das Gewicht russischer Waren im Rahmen der Gesamtheit Rigaischer Übersee-Exporte in etwa einzuschätzen sei (ebenda, S. 69–72). Dabei unterlief der Verfasserin (S. 70, 2. Abschnitt) beim Vergleich zweier Tabellen, die sich bei Georg Jensch (wie Anm. 36, S. 111) auf die russischen Umsätze in Riga und auf die gesamten Außenumsätze des Emporiums (ebenda, S. 132/133) beziehen, ein gravierender Rechenfehler. Diese statistische Entgleisung und die hierauf gestützte Kritik an Georg Jensch sind damit *hinfällig*. Offensichtlich hat der Fehler dazu beigetragen, daß sich die Verfn. im folgenden zu einer „leichtfertigen Schätzung“ verlei-

Dagegen hatten Schiffe, die Lübeck aus Reval kommend anliefen, für ihre gesamte Fracht ohne Einschränkung, also auch für die estnisch-livländischen Produkte, zu denen Getreide gehörte, Kontorgelder zu zahlen. Während wir bei der Revaler Flachsausfuhr auf eine, wie gesagt, *überwiegend* russische Provenienz schließen können, sind die Revaler Exportgüter Hanf, Talg, Felle und Häute als *ausschließlich* russische Bestandteile der Ausfuhr anzusehen. – Der aus dem westrussischen Hinterland über Narva nach Lübeck geleitete Warenstrom beruhte zunächst erst-rangig auf Flachs, Hanf und Talg. 1638 spielte ausnahmsweise Roggen eine beachtliche Rolle.<sup>39</sup> Dem Narvaer Muster entsprachen in kleinem Maßstab die lübeckischen Einfuhren aus Nyen. Reval, Narva und Nyen definierten mit ihren Sortimenten den eigentlichen Aktionsraum der Novgorodfahrer, das „Fahrwasser der Naugardtschen Frachtherren“.

Für alle Häfen gilt gleichermaßen, daß die Warenstrukturen in ihren mengenmäßigen Proportionen von Jahr zu Jahr heftig schwankten.

Im zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts können wir mindestens mittelfristig Angaben zum Gesamtumfang der Lübecker Ein- und Ausfuhren verfolgen, die unter der Ägide der Novgorodfahrer verzollt wurden (Tabelle 1, Jahresdurchschnitte, in Mark lübisch).<sup>40</sup>

Tabelle 1

	Einfuhr	Ausfuhr	Schiffseingänge
1642–1645	245.294	72.275	19
1646–1650	488.245	129.260	34
1651–1655	792.740	311.100	41
1656–1660	204.895	135.975	20

tet sah, derzufolge sich der „Russisch-moskowitzische Anteil an der Zufuhr aus dem Rigaer Hinterland“ ... „auf etwa 15 Prozent belaufen haben“ könnte (S. 72). Diesem Diktum widersprach damals der Rigaer Historiker V.V. Dorošenko postwendend (Schr. v. 17.03. 1977). Wie Jensch bezeichnete er den Moskauer Anteil am Rigaer Export als „äußerst bescheiden“. Gestützt auf das Material des Rigaer Oktroizolls („Moskowitzische Octroy-Wahren“), der von 1676 bis 1691 erhoben wurde, berechnete D. für den Jahrgang 1690 „nicht mehr als 3%“. – Es meldete Kritik beim Einstieg in seine umfassende Arbeit über die schwedische Intention, den Moskauischen Handel nach 1617 von Archangel'sk in die Ostseehäfen zu lenken, sodann Stefan TROEBST an (wie Anm. 29). In einem Aufsatz von 1993 (wie Anm. 36, hier: S. 283–286) geht er abschließend und gründlich auf diesen Prozeß der Richtigstellung ein, den die Verfn. 1978 (Elisabeth HARDER-GERSDORFF, Lübeck, Danzig und Riga. Ein Beitrag zur Frage der Handelskonjunktur im Ostseeraum am Ende des 17. Jahrhunderts, in: HGBll. 96, 1978, S. 106–138, hier: S. 118f.) erstmals zu Protokoll gegeben hatte. – Sowohl für die stichhaltige Kritik wie für die Diskussion des Zusammenhangs danke ich den Kollegen Dorošenko und Troebst ausdrücklich.

<sup>39</sup> HARDER, Seehandel (wie Anm. 14), Bd. 41, Tabelle I, S. 103.

<sup>40</sup> Ebenda, Tabelle VII mit den Werten für die Einzeljahrgänge, S. 113. – Vgl. hierzu auch TROEBST, Handelskontrolle (wie Anm. 29), S. 519.

Tabelle 1 verweist auf einen erstaunlich starken Anstieg des Güterumschlags in beiden Verkehrsrichtungen zwischen 1642 und 1655. Es zeichnet sich eine Verdreifachung des Handelsvolumen ab. Eine regelrechte Hochkonjunktur jedoch ereignete sich in den Jahren 1651 bis 1655. Dabei spielten sich 1652 und 1653 die Einfuhren der „Novgorodfahrer“ auf einem Niveau ein, das Werte von nahezu einer Million Mark lübisch pro Jahr erreichte.<sup>41</sup> Allerdings läßt sich nicht auseinanderhalten, welche Faktoren diese Expansion ausgelöst, welche sie mittelfristig gesteigert und welche sie nachhaltig stabilisiert haben. – In den Stockholmer Zoll-Verhandlungen des Jahres 1653 bezeichneten die Vertreter Lübecks den Anstieg der russischen Ausfuhren über die schwedischen Ostseehäfen als Resultat der zollpolitischen Zugeständnisse, die Lübeck 1643 der schwedischen Regierung abgerungen hatte.<sup>42</sup>

Eindeutig immerhin läßt sich speziell der Boom der Jahre 1652/53, dem zwei ebenfalls überdurchschnittlich günstige Jahre sowohl vorangingen wie folgten, auf die zeitweise Ausschaltung der westlichen Seemächte durch den ersten Englisch-holländischen Seekrieg (1652–1654) zurückführen. Da sich niederländische und britische Kaper im Archan-gel'skverkehr in Schach hielten, bewirkten sie eine Verlagerung maßgeblicher Exportpotentiale von der nördlichen Dvinamündung in die ostbaltischen Häfen. Die wachsende internationale Vermarktung der im Moskauer Reich viehwirtschaftlich-protoindustriell erzeugten Handelsgüter Juchten und Talg, das ist eine Folge, machte sich in diesen Jahren als konjunkturbestimmender Faktor erstmals auch in Lübeck und Narva bemerkbar.

Das Blatt wandte sich, als der Krieg zwischen Rußland und Schweden (1656–1661) den Ostseehandel blockierte und Lübeck 1657 nahezu völlig von den Häfen des Baltikums abschnitt. Die russischen Einfuhren der Novgorodfahrer näherten sich erst in den 1660er Jahren wieder dem Niveau, das den Umsätzen in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre des Jahrhunderts entsprach.<sup>43</sup>

---

<sup>41</sup> HARDER, Seehandel (wie Anm. 14), Tabelle VII, S. 113.

<sup>42</sup> Hierzu Kurt Reinhold MELANDER, Die Beziehungen Lübecks zu Schweden und Verhandlungen dieser beiden Staaten wegen des russischen Handels 1643–53, in: Historiallinen Arkisto XVIII, 1903, S. 1–81, hier: S. 78f. – Auf eine spätere, bis zum Frieden von Kardis (1661) reichende Betrachtung dieser Konstellation stößt man: AHL, Archiv der Bürgerschaft I (NoF) Bd. G, D9.

<sup>43</sup> Zum Zusammenhang militärischer Operationen und Fernhandelsinteressen in dieser Zeit vgl. J. T. KOTILAINE, Opening a Window on Europe: Foreign Trade and Military Conquest on Russia's Western Border in the 17th Century, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 46, 1998, S. 495–530.

## Aspekte der Handelspraxis: Kreditgeschäfte trotz Kreditverbot?

Unmittelbar nach dem Frieden von Stolbovo (1617), als die schwedischen Truppen das Novgoroder Gebiet soeben verlassen hatten, schwedische Kaufleute den Hof aber noch besetzt hielten, kümmerte sich, wie wir erfahren haben, einige Jahre lang Adrian von Erpen um die Niederlassung am Volchov. Zwei mit herausragender Expertise verfaßte Berichte an die Ältesten der Kompagnie in Lübeck dokumentieren, wie bereits angesprochen, seinen Einsatz beim Wiederaufbau des Hofes in Novgorod und seine Überlegungen zum weiteren Vorgehen auf politischer Ebene.

Eine Revitalisierung des Geschäftsverkehrs allerdings, betont von Erpen 1620, sei ohne die Bereitschaft der Lübecker Brüder, in Novgorod Flagge zu zeigen, undenkbar. Er zitierte *als einen frommen verständigen Herrn* hierzu den zuständigen Voevoden, der *die in freiwilliger Kaufmannschaft* erwünschte lübeckische Präsenz wiederholt angemahnt habe. – Um diesen Appell zu stützen, erläutert von Erpen die Modalitäten der Geschäfte, die er als Besucher des Hofes im eigenen Namen tätigt. Er informiert über die Preise für Talg, Reinhanf und verschiedene Flachsarten, er verweist auf den Rubelkurs der Reichstaler (25 R. = 56 Rtl.). Er beschreibt, daß er seine russischen Handelspartner aufsucht, um Außenstände hereinzuholen und Leder, Elendshäute und Flachs einzukaufen.<sup>44</sup> In dieser Weise charakterisiert von Erpen einen normalisierten, durchaus attraktiven Handelsalltag. Als Indiz für das russische Interesse am Wiederaufbau der alten Kontakte hatte dabei die Neigung der Einheimischen, Handelsschulden zu begleichen, ein spezielles Gewicht.

Auf einen normativ fixierten Hansehistoriker könnte es jedoch befremdlich wirken, wie freimütig Adrian von Erpen, ein arrivierter Bruder der Korporation, im Jahr 1620 zu Protokoll gab, daß er russischen Partnern Kredite gewährt und unlängst von ihnen zurückgefordert hatte. Als nämlich Bürgermeister und Rat der Stadt Lübeck 1603, wie hier mitgeteilt, eine neue, die siebente, Fassung der Hofordnung für Novgorod und Pleskau („Schra“, Schragen) verabschiedeten, bekräftigten sie auch das in früheren Redaktionen der Schra verankerte Verbot, im Handel *mit den Reussen* Kredite zu gewähren oder Vorschüsse entgegenzunehmen. Bei *Verlust des Guts und der Ehre* untersagte die Ordnung den deutschen Kaufleuten, den Handelsverkehr mit den Russen anders als *Recht um Recht* und *Gut um Gut* zu betreiben.<sup>45</sup>

<sup>44</sup> AHL (wie Anm. 23).

<sup>45</sup> In der bei SCHLÜTER, Schra (wie Anm. 9), S. 199–216, abgedruckten Hofordnung behandeln die Artikel 2 bis 4 im Dritten Teil (*...von kauffen und verkauffen mit den Reussen ins gemein*) kreditmäßige Verkehrsformen, die mit dem Ausschluß aus der Kaufmannschaft geahndet werden konnten (hier: S. 210f).

Die Frage, ob man das eindeutige Verbot und die Politik Lübecks den Rußlandhandel betreffend „kreditfeindlich“ nennen kann, wurde bislang in der Literatur nur vage angesprochen und dokumentarisch kaum behandelt.<sup>46</sup> Insofern bietet es sich im Rahmen dieser Untersuchung an, auf der Grundlage faßbarer archivalischer Anhaltspunkte zu erörtern, ob das „Verbot“ als handelspraktisch effizient oder als realiter eher bedeutungslos einzustufen ist. Die Schra von 1603 definiert als Adressaten ihrer Bestimmungen *alle und jede, welche sich des hofes und kauffmans gerechtigkeit zu gebrauchen gedencken* (III, 35). Die Kompagnie der Novgorodfahrer als solche wird in dieser Hofordnung nicht erwähnt. Lediglich indirekt verweist auf eine Mitwirkung der Kaufmannschaft beim Abfassen des Textes der am Schluß (offenbar erst 1637) untergebrachte Vorbehalt, daß nämlich *diese schrage oder ordnung jederzeit nach vorfallender gelegenheit zu endern oder mehren (sei), doch mit zuziehung und consens der eltesten des kauffmans*.<sup>47</sup>

Tatsächlich finden sich im Bestand der Bürgerschaftsakten des Kollegiums<sup>48</sup>, einsetzend in den 1630er Jahren, verstreute Notizen, die eine Absicht der Novgorodfahrer belegen, die fällige Bearbeitung der 1603 in Eile verabschiedeten Ordnung in Angriff zu nehmen. Dieses Vorhaben, angeregt durch die Moskauer Mission des Anton von Erpen (1635/36), führte zu keinem Ergebnis. 1685 jedoch, als sich die Lübecker mit dem Plan einer Gesandtschaft an die Moskauer Zarin, die Großfürstin Sof'ja Alekseevna (1682–89), befaßten, stand der Gedanke an eine Neuauflage der Hofordnung für Novgorod und Pleskau ein weiteres mal im Raum. Aus den Papieren, die sich hierauf beziehen, geht hervor, daß neben anderen Streitpunkten das in der Schra verankerte „Kreditverbot“ von den Brüdern des Kollegiums ein halbes Jahrhundert lang kontrovers eingeschätzt und womöglich auch diskutiert wurde.

Diese Annahme stützt sich auf zwei nahezu zufällig, ohne Datum und Unterschrift, überlieferte Blätter, die aus dem Kontext der Akten des Jahres 1637 stammen. Der Text nennt zwölf „Punkte“ (Postulate) der Hofordnung, die sich in der Sicht des Verfassers als unhaltbar erwiesen haben. Als überholt in diesem Sinne kritisiert das Dokument auch die

<sup>46</sup> Hierzu Philippe DOLLINGER, *Die Hanse* (Übers.), 5., erweiterte Auflage, Stuttgart 1998, S. 269–271. Vgl. auch Rolf HAMMEL-KIESOW, *Die Hanse* (Wissen in der Beck'schen Reihe 2131), München 2000, S. 93.

<sup>47</sup> SCHLÜTER, *Schra* (wie Anm. 9), Dritter Teil, Artikel 35, S. 216.

<sup>48</sup> Zu den Beständen zur Geschichte des Rußlandverkehrs und der Novgorodfahrer im AHL vgl. HARDER-GERSDORFF, *Lübeck* (wie Anm. 10), S. 284–288.



zitierte Vorschrift, den Einsatz von Krediten im Handel mit den Russen grundsätzlich zu verbieten.<sup>49</sup> Wörtlich heißt es:

*Das Geldt oder guth den Reussen zu itzigen Zeiten nicht Voraus zu geben, kann nicht sein, da wans nicht geschehe von den unsrigen, so würde es doch von anderen nationen geschehen, welche dann mit dem profit würden durchgehen, die unsrigen aber ... (?) ... (be)sitzen bleiben.*

Folgerichtig, hieß es weiter, würden die Russen Handelsplätze aufsuchen, wo es möglich sei, *das geldt im Voraus zu nehmen*. Anders kämen keine Geschäfte zustande, denn es fehle den Russen *das vermügen, die guetter ... mit ihrem eigenen Capitahl zu bezahlen oder von dem Landtman zu kaufen*. Diese Argumentation fand bei den Wortführern der Novgorodfahrer, den gewählten Älterleuten, kein positives Echo. Hierfür spricht in erster Linie, daß eine Revision der Schra, archivalisch betrachtet, in den folgenden Jahrzehnten nicht zur Debatte stand.

Es geriet jedoch die Frage der Kreditvergabe im alltäglichen Handel zwischen Russen und Deutschen ein weiteres mal überraschend in die Akten, als Moskau 1660/1661 in Lübeck um ein größeres Darlehen in Höhe von 32.000 Rubeln, d.h. von 64.000 Reichstalern, nachsuchte. Die Verhandlungen führte in Lübeck der in zarischen Diensten in hoher Position agierende Bruder der Novgorodfahrer, Johan von Gohren.<sup>50</sup> Parallel dazu unterbreitete die Korrespondenz des Rates im Benehmen mit den Novgorodfahrern der Kanzlei des Großfürsten lübeckische Monita, Handelshindernisse auf russischem Boden betreffend. Ein Antwortschreiben aus Moskau (15. Febr. 1661) bezieht sich in diesem Zusammenhang unter anderem auf den durch die Lübecker Rußlandhändler formulierten Anspruch, im Russischen Reich, besonders in Pleskau, Novgorod und Archangel'sk, *mit Waren oder ohne Waren wegen Schuldforderung zu reisen begünstigt* zu sein.<sup>51</sup> Wie 1620 bei Adrian von Erpen wird hier vorausgesetzt, daß „Schulden“ existent, Kredite oder Vorschüsse also üblich gewesen sind.

Im Jahr 1685 dagegen bietet das Archiv der Novgorodfahrer einen Beleg für die anhaltend scharfe Opposition gegen eine liberalere Handhabung des in der Hofordnung festgeschriebenen Kreditverbots innerhalb der

<sup>49</sup> Siehe AHL, Archiv der Bürgerschaft I (NoF), Bd. D, fol. 864/865. Unter der Überschrift *Auffzeigunge Etzlicher Punckten des Schragens, so erachtte schwerlich bey diesen Zeiten können gehalten werden* erscheint als Punkt 4 die anschließend angeführte Passage zum Kreditverbot.

<sup>50</sup> Hierzu insbesondere Norbert ANGERMANN, Johann von Gohren (wie Anm. 13).

<sup>51</sup> Die zitierte Übersetzung des in russischer Sprache abgefaßten Schreibens vom 15. Febr. 1661 befindet sich AHL, Bürgerschaft I (NoF), Bd. G, 5, 13.

Kompagnie. Wir stoßen auf ein Protestschreiben, das die Ältesten des Kollegiums, sichtlich im Zuge der Vorarbeiten für die erwähnte Moskauer Gesandtschaft, dem Rat am 15. September 1685 zugestellt haben. Den Verfassern ging es anlässlich des großfürstlichen Interesses an einer diplomatischen *begegnung* in Moskau um die vorherige Beseitigung von *Unordnungen und betrieglichen Unrichtigkeiten so ein Zeit hero bey solche Russische Hantirung* eingerissen seien. Derartiges abzuschaffen, das heißt, die Handlung *wieder in die alte Ordnung zu bringen*, sei als beiderseitiges, als russisches wie als lübeckisches, Anliegen zu betrachten. Eine Aufstellung der hauptsächlichlichen Mißstände beklagt an erster Stelle die Abkehr von dem Grundsatz,

*daß keiner den Reussen seine Güter auf borg oder auf zeit noch auff Lieberung zu verkauffen mechtig sein solltt. Inmaßen solches in Vorzeiten bey der Ehr verboten gewesen.*<sup>52</sup>

Dieses Diktum beruft sich inhaltlich, ganz im Gegensatz zu der zitierten, gegen das Kreditverbot gerichteten Argumentation von 1637, lediglich auf die Autorität des Vorstands und auf das Herkommen. – Auf dieser Grundlage behielten die Prinzipien der konservativen Fraktion der Novgorodfahrer, juristisch betrachtet, bis in die Zeiten Peters I. (1689–1725) Gültigkeit.

In welchem Maße aber entsprach das Kreditgebahnen der Lübecker Kaufleute auf russischem Boden der Kodifizierung des Verbots?

Während in der Literatur bislang von einer Respektierung des Kreditverbots ausgegangen wurde, finden sich neuerdings Arbeiten, die in den Bereich der Handelspraxis vorstoßen und normativ begründete Unterstellungen überprüfen.<sup>53</sup> Auch im Falle der Kontaktzone des Lübeckischen Hofes in Novgorod bietet sich eine Chance, das Urteil durch einen Blick in das eingangs vorgestellte Kaufmannsbuch der Lübecker Familie Rodde<sup>54</sup> zu ergänzen.

<sup>52</sup> Schr. der Älterleute an den Rat vom 15. Sept. 1685, in: AHL, Bürgerschaft I, Bd. D, 857–860.

<sup>53</sup> Andrej Viktorovič JURASOV, *Vnešnjaja torgovlja Pskova v XVII v.* (Der Außenhandel Pleskaus im 17. Jahrhundert), Autoreferat Diss. Moskau 1998, Rossijskaja Akademija Nauk, Institut Rossijskoj istorii. Vgl. hierzu die Besprechung von Sabine DUMSCHAT in: HGb11. 117, 1999, S. 314f. – Auf einen sehr viel früheren Zeitraum, die erste Hälfte des 15. Jhs., beziehen sich höchstrelevante Passagen bei Stuart JENKS, *War die Hanse kreditfeindlich?*, in: VSWG 69, 1982, S. 305–333, hier: 319f. u.a., in denen es um die Kreditierung russisch-hansischer Geschäfte *durch* Russen und Einzelfälle von Kreditbetrug durch westliche Schuldner geht.

<sup>54</sup> Mecklenburgisches Landeshauptarchiv Schwerin, Novgoroder Kaufmannsbuch 1668–1671, Teil I.: fol. 1–43; Teil II.: fol 254–283.

Wir stützen uns auf Eintragungen eines Lübecker Faktors, der von der Trave aus verschifft westliche Importgüter im Auftrag seines Vaters und seines in Narva residierenden Bruders in Novgorod an russische Kaufleute verkaufte. Zum Angebot der Roddes auf dem Novgoroder Markt gehörten danach 1668/1669: Kolonial- und Luxuswaren wie Pfeffer, Zucker, Rosinen, Papier, Perlen und Biberfelle; Metalle und Metallwaren wie Marienburger Zinn, Englisches Blei, Schwedisches Eisen, Messingbecken, Kleineisenfabrikate, Silberdraht; Textilien wie Schlesische Laken, Geheubte (?) Raschen, Bauernhüte und Narrenkappen. Traditionelle Handelsgüter wie französischer Wein und Hering (u.a. „flämischer Matjes“) gehörten ebenso wie *Krimische* („cimbrische“, d.h. holsteinische) Äpfel nur in bescheidenen Mengen zum Sortiment. Als auswärtige Zahlungsmittel wiederum treten des öfteren *wichtige Dukaten* auf, die zu den jeweils vor Ort aktuellen Kursen gegen Rubel (*contant*) getauscht wurden.

Der Faktor der Roddes, ein Mitglied der Familie, hat diesen Bereich seiner Tätigkeit unter der Überschrift *Teutsche Güter a Conto des Bruedern Johan Rodden von A<sup>o</sup> 1668* (bzw. *A<sup>o</sup> 1669*) und dem jeweiligen Zusatz *empfang ich von oben auß Narva ...* für die Zeit zwischen dem 22. Mai 1668 und 29. Dezember 1669 (bzw. 20. I. 1670) festgehalten.<sup>55</sup> Auf den linken Seiten des Buches (*Debent*, sic) sind die aus Narva auf dem Wasserweg, aber auch per Wagen oder Pferd eingetroffenen Sortimente in detaillierten Mengenangaben verzeichnet. Warenwerte oder Einkaufspreise jedoch gehören nicht zu diesen Eintragungen. Rechts (*Credunt*, sic) verbuchte Rodde die auf den Verkauf dieser Importwaren bezogenen Daten dagegen hinreichend genau. Festgehalten sind hier die Rubelwerte aller Transaktionen, die Namen der Handelspartner, die Warenart und die Mengen, und, nicht zuletzt, die Modalitäten der Bezahlung des erworbenen Handelsgutes durch den russischen Käufer.

Die Erlöse, die Rodde in der genannten Zeit für seinen Bruder erzielte, summierten sich 1668 auf insgesamt 827 Rubel 75 Kopeken. 1669 dagegen verzeichnet das Buch ein Absatzvolumen von 3.858 Rub. 9 Kop. Man kann deshalb die Monate des Jahres 1668 als Anlaufphase einer mittelgroßen Aktion betrachten, die buchungstechnisch erfaßt und überliefert ist. In diesem Ausschnitt sind insgesamt 107 Transaktionen dokumentiert. Davon entfallen 28 auf das Jahr 1668 und 79 auf 1669. Durchgehend registrieren die Aufzeichnungen die Namen der russischen Handelspartner sehr exakt. Nur ausnahmsweise, lediglich sechs Fälle dieser Art treten auf, erscheint die Formel *verkauft an diverse im Marckt*.

Um zu ermitteln, welche Formen der Übereignung eine Kreditierung von Umsätzen begünstigen konnten, gliedert Tabelle 2 die Verkaufsakte (Transaktionen) nach strukturellen Merkmalen.

<sup>55</sup> Wie Anm. 54, fol. 254–273.

Tabelle 2: Anzahl und Struktur von Handelsgeschäften eines Lübecker Kaufmanns in Novgorod 1668 und 1669<sup>55</sup>

Form der Transaktion	1668	1669	Insgesamt
Ware gegen Bargeld	13	34	47
Ware gegen Ware	10	33	43
Ware gegen Bargeld und Ware	4	4	8
Ware gegen Assignationen	–	3	3
Dukaten gegen Ware	1	2	3
Dukaten gegen Rubel	–	3	3
Insgesamt	28	79	107

Es bietet sich an, Tabelle 2 in der Reihenfolge der Zeilen zu erläutern, aus denen sie besteht.

Zunächst sei hervorgehoben, daß sich in den Zeilen 1 bis 3 insgesamt 98 von 107 Transaktionen, also die Masse aller Umsätze, auf den Verkauf der Waren gegen Rubelwährung oder gegen russische Exportprodukte beziehen. Am stärksten besetzt ist dabei die erste Zeile: „Ware gegen Bargeld“. Daraus ist zu entnehmen, daß fast die Hälfte des Handels, den unser Material erfaßt, einen Rubeltransfer zugunsten der Lübecker, genauer: zugunsten der Auftraggeber in Narva und Lübeck, zur Folge gehabt hat. Dieser Bargeldstrom scheint einer allgemeinen Auffassung zu widersprechen, derzufolge ein Überwiegen der russischen Ausfuhren einen Zufluß westlicher Währung notwendig gemacht habe. Dabei liegt es jedoch nahe anzunehmen, daß die durch den Verkauf der Einfuhren in Novgorod erzielten Erlöse beim Bezug russischer Exportgüter in die Taschen der Russen zurückgefließen sind.

Es liegt auf der Hand, daß sich die zur Debatte stehende Frage einer Kreditierung russischer Warenbezüge durch Hansekaufleute am besten im Rahmen der Geschäftsform „Ware gegen Bargeld“ erörtern läßt. Aus den Eintragungen geht hervor, daß tatsächlich bei gut 25 Prozent der Transaktionen dieser Kategorie die Zahlung gestundet, das Geschäft also nicht Zug um Zug abgewickelt wurde. Die Deutlichkeit der entsprechenden Angaben läßt nichts zu wünschen übrig. Auf den geläufigen Vermerk „Ziel“ folgen Fristsetzungen, die sich zwischen zwei bis sechs Wochen halten, sich aber auch über einige Monate hinstrecken können. Hierauf kommen wir zurück.

Für die Vergabe von Vorschüssen an Novgoroder Kaufleute kamen im Prinzip auch Geschäfte in Frage, die dem Muster „Ware gegen Ware“

<sup>55</sup> Wie Anm. 54, fol. 254–273.

(Tab. 2, 2. Zeile) entsprachen. Es fällt jedoch auf, daß Kredite in den Belegen für diese Form des Handels so gut wie gar nicht in Erscheinung treten. Lediglich in einem von insgesamt 43 Fällen erscheint die Vokabel „Ziel“, und zwar in der Form „Ziel Pokroie“.<sup>56</sup> Dabei geht es um den Verkauf von vier Körben mit elf Bund Perlen gegen „Rindleder“ (ohne Mengenangabe) an Wasilie Iwanow Scholl am 16. Oktober 1668.

Die Nachfrage der Linie Novgorod – Narva – Lübeck konzentrierte sich, wie die Quelle schlüssig belegt, auf wenige Standardprodukte. Neben Rindleder und Talg ertauschte Rodde gegen *Teutsche güetter* von den Russen vor allem Juchtenleder, das vereinzelt auch als *Rohte Novgorodter Juchten* spezifiziert ist. Besonders schlägt darüber hinaus Reinhanf zu Buch. Pelzwerk wiederum gehörte nicht zum Sortiment. Nur weniger kostspielige Rauchwaren wie Katzen- oder Luchsfelle kommen hier in Betracht.

Die Tatsache, daß die an sich komplizierten Ware-Ware-Geschäfte auf Kredit weitgehend verzichten konnten, läßt sich mit der Begehrtheit und Homogenität des russischen Angebots erklären, die gleichzeitig für die Erfolge der Archangel'skfahrt ausschlaggebend waren. Sie könnte aber ebenso gut konjunkturell, das heißt durch eine 1669 besonders günstige Versorgung des russischen Marktes, erklärbar sein. Entsprechend konstellationsbedingt war vielleicht auch die stark unterbesetzte Kategorie der Geschäfte, bei denen ein russischer Partner dem lübeckischen Kontrahenten eine sowohl aus Waren wie aus Rubeln bestehende Bezahlung offerierte (Tab. 2, Zeile 3).

Auf „Assignationen“ in der Hand russischer Kaufleute stoßen wir nur dreimal (Tab. 2, Zeile 4), und zwar zweimal im Juli und einmal im August 1669. Es handelt sich um schriftliche Anweisungen, die Johan Rodde in Narva zu Lasten seines Bruders in Novgorod ausgestellt hatte. Kredittechnisch betrachtet hatten die Russen Gläubigerpositionen inne, da sich die Assignationen auf Verbindlichkeiten des Narvensers bezogen, die auf Warenlieferungen oder Frachtdienste zurückgehen könnten. Ein Jefim Semjonow Borisigin erhielt laut Buch am 9. Juli für eine Assignation 3 Stück (geheubte) Raschen zu acht Rubeln das Stück und am 19. Juli zwei Pfund Silberdraht zu 71 Rubel das Pfund. Maxim Woskoboijnikow wiederum bezog aufgrund einer Assignation aus Narva am 21. August 1669 vier Pfund Silberdraht für insgesamt 30 Rubel.

Zwar wirkt dieser dreimalige Einsatz von Anweisungen in der lübeckisch-russischen Handelspraxis zunächst eher wie eine Ausnahme. Andererseits verweist die stereotype Formulierung *auff des bruders Assignation* auf eine gewisse Gängigkeit der Transformationsform. Im

---

<sup>56</sup> Der Begriff „pokroie“ (fol. 254) konnte vorerst nicht übersetzt bzw. entschlüsselt werden.

Gegensatz zu Wechselbriefen konnten derartige Anweisungen im Prinzip nicht auf vierte Personen übertragen und so als Inhaberpapiere in Umlauf gebracht werden. Dennoch bewährten sich Papiere dieser Art in Nordeuropa seit dem 16. Jahrhundert auch im Funktionsbereich normaler Wechsel.<sup>57</sup> Die bei Rodde faßbaren Assignationen richten sich jedoch nicht auf Geldbeträge. Ihre für uns interessante Eigenart besteht darin, daß der Angewiesene, der Trassat, zur Lieferung bestimmter Waren (-mengen) verpflichtet wird, die er wertmäßig verbucht.

Bemerkenswert erscheint auch, daß russische Handelsgüter in drei Fällen mit Westwährung bezahlt wurden (Tab. 2, Zeile 5). Ausländische Währung findet sich in Roddes Buch ausschließlich in Form von Dukaten. Auf der linken Seite (*Debent*) sind die Dukaten durchgehend als Zufuhr *wichtiger* (i.S.v. „vollgewichtiger“) Dukaten im Rahmen der *Teutschen Güter* registriert. Rechts (*Credunt*) läßt sich entnehmen, welcher Verwendung sie dienten.

Danach vertauschte Rodde am 6. November 1668 in Novgorod 100 Dukaten zu einem Stück-Kurs von 114 Kopeken gegen Rindleder und Talg im Wert von insgesamt 114 Rubeln. – 1669 hat er am 23. Januar zum Kurs von 114 Kopeken 200 Dukaten für einen Posten Reinhanf im Wert von 228 Rubeln *an diverse verkauft*. Am 7. April erwarb er bei gleichem Kurs für 100 Dukaten ein weiteres mal Reinhanf im Wert von 114 Rubeln.

Auf reine Währungsgeschäfte, den Tausch von Dukaten gegen Rubel (Tab. 2, Zeile 6), stößt man 1668, in der Anfangsphase der Roddeschen Aktivitäten in Novgorod, noch nicht. Im darauffolgenden Jahr 1669 jedoch empfing Rodde vom Bruder in Narva insgesamt 605 Dukaten. Er beschaffte damit in drei Transaktionen zu unterschiedlichen Kursen *Reusch gelt*, das heißt Rubel. Das erste Währungsgeschäft, am 23. Februar 1669, bezog sich bei einem Kurs von 113 Kopeken auf 100 Dukaten und erbrachte 113 Rubel vor Ort. Weitere Transaktionen des Lübeckers richteten sich 1669 auf das notorisch günstigere Kursniveau in Moskau. Dort drückte die Nachfrage nach Westgeld dank des Verkehrs mit Archangel'sk den Rubelwert nach unten und vice versa. Rodde lieferte im Auftrag des Lübeckers Gödert Haartmann, der sich wie Roddes Bruder Johan in Narva niedergelassen hatte, Handelswaren an den in Moskau agierenden Kaufmann Christoph Koch, der sich auch mit Geldgeschäften befaßte. Ihm schickte Rodde am 23. Juli 1669 mit dem Novgoroder Fuhrmann

<sup>57</sup> Max NEUMANN, Geschichte des Wechsels im Hansagebiete bis zum 17. Jahrhundert nach archivalischen Urkunden, Erlangen 1863, S. 99–122. – Ein neuerer Beitrag von George G. WEICKHARDT, The Commercial Law of Old Russia, in: Russian History/Histoire Russe 25, 1998, S. 261–385, hier: S. 375f., weist darauf hin, daß im Moskauer Staat des 17. Jhs. auch „promissionary notes“ (Eigenwechsel) kursierten, die als „assignable“ galten, d.h. Wechselcharakter hatten.

Philipp Gorskij, *umb in Reuschland zu verwechseln*, 205 Stück Dukaten. Koch erzielte für diese Summe in Moskau mit 121 Kopeken pro Dukat einen besonders hohen Kurs. Der Bruttoerlös betrug 248 Rub. 5 K. Er reduzierte sich, gekürzt um Kochs Provision (3 R. 72 K.) und Gorskijs Entlohnung (2 R., 55 K.), schließlich auf 241 Rub. 78 Kop. Gemessen an der oben erwähnten Kurslage des Dukaten in Novgorod (Febr. 1669) enthielt diese Summe einen beachtlichen Gewinn von 16 Rubeln, den Rodde für seinen Bruder nahezu mühelos hereinholen konnte.<sup>58</sup> – Ein zweites Währungsgeschäft, das Rodde 1669 in Moskau abwickelte, bezog sich auf 400 Dukaten. Diese große Summe übergab er dem Fuhrmann Naum Iwanow von Torok, der sich dafür von Koch 462 Rubel auszahlen ließ. Offenbar zog der Kurs des Dukaten während des Wechselvorgangs an, denn Koch tauschte das Geld in zwei Raten zu je 200 Rubeln bei Kursen von 115 und 116 Kopeken. Kostenfaktoren wie Provision oder Fracht erscheinen in der Abrechnung vom 27. Oktober 1669 nicht.

Hierzu ist insgesamt betrachtet folgendes zu sagen. In der dominierenden Transaktionsform „Ware gegen Bargeld“ gewährte der Lübecker seinen russischen Partnern bei zwölf von insgesamt 47 Geschäftsabschlüssen, also bei gut 25 Prozent der getätigten Umsätze, Zahlungsaufschub („Ziel“). Diese Form des Kredits hat Rodde in jedem der Fälle mit exakter Terminierung verbucht. Nur dreimal beschränkte sich die Frist dabei auf ein bis zwei Wochen. Am häufigsten erstreckte sie sich über drei bis acht Wochen (6 Fälle), dreimal überschritt sie die Spanne von zwei Monaten. Im Rahmen der Geschäftsform „Ware gegen Ware“ (Tab. 2) spielten Vorschüsse oder dergleichen so gut wie keine Rolle. In dem hier untersuchten Ausschnitt kommt der Ausdruck „Ziel“, wie wir sahen, in dieser Kategorie, wo er realiter „auf Lieferung“ bedeutet, nur ein einziges mal ins Spiel. Entsprechend ließe sich bei den Assignationen des Johan Rodde in Narva, die sein Bruder in Novgorod von russischen Partnern entgegennahm, von Lieferantenkrediten reden, welche die Russen dem Johan Rodde in Narva zunächst gewährt hatten. – Bei reinen Geldgeschäften jedoch, das heißt beim Kauf von Rubeln mit Dukaten, fehlt jeglicher Hinweis auf Varianten von Kredit.

<sup>58</sup> Ein gewisses Erstaunen angesichts dieser Arbitragepraxis äußert OLECHNOWITZ, *Rußlandhandel* (wie Anm. 12), S. 172. – *Herr Christoff Koch*, für den der Faktor Rodde 1670 ein Kommissionskonto führte (wie Anm. 54, fol. 10), hatte in Moskau die Rolle eines *langjährigen Handelsfaktors und Residenten* der schwedischen Regierung inne. Hierzu Klaus ZERNACK, *Studien zu den schwedisch-russischen Beziehungen in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. Teil I: Die diplomatischen Beziehungen zwischen Schweden und Moskau von 1675 bis 1689* (Gießener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des europäischen Ostens 7), Gießen 1958, hier: S. 14 (vgl. zudem Register, ebenda, S. 180). – Am Ende des 17. Jhs. versah Koch (geadelt: Christoffer von Kochen) das Amt des Burggrafen von Narva. Hierzu KÜNG, *Rootsi* (wie Anm. 30), S. 177–186.

Unsere Recherche erfaßt 17 Transaktionen, die ein Legalist als Verstoß gegen das „Kreditverbot“ der Kontorordnung von 1603 bezeichnen könnte. Es ist deshalb bei einer Gesamtheit von 107 Geschäftsabschlüssen (Tab. 2) zulässig, von einer „Kreditquote“ zu sprechen, die gut 15 Prozent aller Umsätze erfaßte, die Rodde 1668/1669 beim Verkauf westlicher Waren in Novgorod gebucht hat. Wir bewegen uns damit in einer Handelspraxis, deren Alltag durch kredittechnische Orientierung geprägt ist. Auf Anzeichen einer konstitutiven Vorschußwirtschaft jedoch, von der die Beschaffung der russischen Warenpotentiale weitgehend abhing, stoßen wir nicht.

### Fernhandel im System familiärer Kooperation: die Lübecker Roddes

Im vorangehenden Abschnitt wird angedeutet, daß es sich bei dem Autor, der als „Ich-Person“ des in Schwerin archivierten Handelsbuchs aus „Novogorodt“ auftritt, um das Mitglied einer Lübecker Familie handelt, für die er als Faktor Handels- und Speditionsgeschäfte abgeschlossen hat. An keiner Stelle des Buches allerdings tritt sein Name in Erscheinung. Aus den Aufzeichnungen geht hervor, daß unter seinen Auftraggebern der in Narva ansässige Bruder Johan Rodde eine Schlüsselstellung innehatte. Dieser 1641 in Lübeck geborene Bruder hatte sich in den 1660er Jahren als Kaufmann und Kommissionär in Narva niedergelassen. Seinen gleichnamigen Vater Johan Rodde in Lübeck belieferte er von dort aus mit Handelsgütern, die durch den Bruder in Novgorod beschafft und spedierte oder von russischen Kaufleuten direkt nach Narva gebracht wurden. Ein beachtliches Gewicht als Auftraggeber in Narva hatte laut Handelsbuch neben dem jüngeren Johan Rodde ein Gotthart (Gödert) Haartmann (geb. 1644). Bei diesem, ebenfalls aus Lübeck stammenden, im Text der Konten als „Cousin“ eingeführten Geschäftsfreund handelte es sich um einen Sohn von Katharina Haartmann, geb. Rodde, der Schwester des in Lübeck residierenden Vaters.

Auf diesen Johan Rodde (1609–1677) stoßen wir in dem erwähnten Verzeichnis *Namen der Naugardtsfahrer Eltesten & Brüder 1667*<sup>59</sup> neben einem Adolph Rodde, der zu einem anderen Lübecker Stamm der Familie gehört. Die Lübecker Handlung des älteren Johan Rodde arbeitete im Rußlandgeschäft seit den dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts mit verwandtschaftlich besetzten Stützpunkten in Narva. Auf die Lübecker Kaufleute Kasper und Hans Rodde, Halbbrüder des Johan Rodde,

<sup>59</sup> Siehe Anm. 6



stoßen wir dort zuerst 1637 und 1638.<sup>60</sup> Nach Erpenbeck hat sich Kasper um 1644 im schwedischen Narva auf eigene Füße gestellt.<sup>61</sup>

Der ältere Johan Rodde, Lübecker Bürger, Mitglied und seit 1674 federführender Ältester der Novgorodfahrer-Kompagnie, hatte drei Söhne, die von verschiedenen Standorten aus mit dem auf Lübeck gerichteten Rußlandhandel befaßt waren. – Gödert (Gotthard) Rodde (1640–1707), der älteste Sohn, hat sich hauptsächlich oder weitgehend in Riga aufgehalten. Laut Schnobel<sup>62</sup> ist er dort unverheiratet gestorben. Als Importeur von Format läßt sich Gödert in Riga ab 1680 nachweisen. Die für 1680/81 im Lettischen Staatsarchiv erhaltenen Lizenzt-Bücher verzeichnen ihn häufig, und zwar als Bezieher großer Sendungen, die auf Schiffen aus Lübeck eintrafen. Dabei geht es lastenweise um Bier (Lübsches, Wismarsches); um Blei und Messingprodukte; um Zucker; Fisch (Dorsch), aber auch um unterschiedliche Manufakturwaren wie Glas in Kisten, *gemeine Hüte* und weißes Stärkemehl (Amidam).<sup>63</sup> Es überrascht nicht festzustellen, daß der gleiche Gödert Rodde im gleichen Jahr 1680 auch in den Lübecker Kontorgeld-Rechnungen als Empfänger von 1.200 Pfund Juchtenleder aus Riga hervortritt. Mit dem zweiten Sohn, Johan Rodde jr. (1641–1705), haben wir uns schon am Anfang dieses Abschnitts auf der Grundlage des Novgoroder Handelsbuches befaßt. Wir wissen, daß sich dieser Rodde, ebenso wie sein drei Jahre jüngerer Vetter Gödert Haartmann, in Narva befand, um die von russischen Geschäftspartnern oder von dem buchführenden dritten Sohn des älteren Johan Rodde angelieferten Handelsgüter nach Lübeck zu verschiffen.

Inzwischen ist es möglich, das anonym überlieferte Handlungsbuch, das Speditions- und Handelsgeschäfte von 1668 bis 1672 festhält, diesem dritten Sohn, dem damaligen Kaufgesellen Caspar Rodde (1646–1698) zuzuschreiben. Alles spricht dafür, daß es sich in keinem Fall um Gödert

<sup>60</sup> Arnold SOOM, Die Politik Schwedens bezüglich des russischen Transithandels über die estnischen Städte in den Jahren 1636–1656 (Commentationes Litterarum Societatis Esthonicae XXXII), Tartu 1940, S. 90. – Herrn Kollegen Enn KÜNG PhD, Tartu, danke ich vielmals für konkrete Hinweise auf Unterlagen zu lübeckischen Migranten in Narva, insbesondere zu Caspar (Kasper) Rodde (1616–1685), aus dem Ajalooarhiiv (Estn. Histor. Archiv), Tartu, zur zweiten Hälfte des 17. Jhs. (ab 1646).

<sup>61</sup> Dirk-Gerd ERPENBECK, Kaufleute und Unternehmer in Narva. Deutsche Migration an die Ostgrenze des schwedischen Reiches und ihre Kontinuität in russischer Zeit, in: Der Finnische Meerbusen als Brennpunkt. Wandern und Wirken deutschsprachiger Menschen im europäischen Nordosten, hg. R. SCHWEITZER u. W. BASTMAN-BÜHNER, Helsinki 1998, S. 129–144, hier: S. 134.

<sup>62</sup> AHL SCHNOBEL, Lübeckische Geschlechter: Hs 817.

<sup>63</sup> STAATSARCHIV Lettland (Latvijas Valsts Vēstures Arhivs), Fonds 1744, 1, Nr. 589 (1680/81).

handeln konnte, wie es K.-F. Olechnowitz und A.v. Brandt zu Beginn der 1960er Jahre angesichts der Quellenlage vermutet haben.<sup>64</sup> Während Caspars Biographie eindeutig und eng mit der Geschichte der Lübecker Korporation der Novgorodfahrer verknüpft ist, gibt es für seinen ältesten Bruder Gödert keine entsprechenden Unterlagen.

Zwar taucht der Name Gödert Rodde sowohl im Roddeschen Handlungsbuch wie in vereinzeltten Papieren im Archiv der Novgorodfahrer in Lübeck auf. Das besagt aber nichts. Wir können davon ausgehen, daß hier ein Vertreter des Revaler Zweiges der Namensträger im Spiel gewesen ist. Dieser Gödert hatte als Rußlandkaufmann der älteren Generation in Reval bereits 1659 das Bürgerrecht erworben.<sup>65</sup> Zur Revaler Linie der Roddes gehörte auch der spätere Ratsherr (1687) Dierich Rodde, der in Caspars Handelsbuch als Verkäufer schlesischer Leinwand auftritt.<sup>66</sup> Bei Dierich handelte es sich um den Bruder des Berndt Rodde, der zur gleichen Zeit eine herausragende Position im Ost-West-Handel innehatte. Da das Exportgeschäft dieses Revalers auch die Stützpunkte Narva, Pleskau und Novgorod einbezog, kommen wir auf Berndt Rodde in einem anderen Zusammenhang noch einmal zurück.

Gerade weil das Auftreten des Namens „Gödert“ im Roddeschen Handelsbuch die Existenz und Aktivität eines gleichnamigen Verfassers nicht ausschließt, ist zu beachten, daß gleichzeitig andere Indizien nahezu zwingend auf Caspar Rodde verweisen. Der Name selbst tritt zwar, wie gesagt, an keiner Stelle des Textes auf. Beim intensiveren Studium der über 73 Seiten sich erstreckenden Eintragungen fällt schließlich aber ins Auge, daß unter den am Rande der Textkolumnen in größerer Anzahl jeweils reproduzierten Kaufmannszeichen selten, wenn auch wahrnehmbar, das Zeichen *C.R.* angebracht worden ist. Unter insgesamt etwa zehn Dutzend Randangaben dieser Art findet sich *C.R.*, als Hinweis auf einen Eigenhandel des Faktors, lediglich vier mal.<sup>67</sup>

Als 1677 der Lübecker Johan Rodde, Wortführender Ältester der Novgorodfahrer-Kompagnie und Vater von drei Söhnen, starb, war Caspar

<sup>64</sup> Vgl. OLECHNOWITZ, Rußlandhandel (wie Anm. 12), S. 160–162.

<sup>65</sup> Heinz VON ZUR MÜHLEN, Die Revaler Munster-Rolle Anno 1688. Ein Verzeichnis der Bürger und Einwohner (Schriften der Baltischen Historischen Kommission 4), Lüneburg 1992, S. 51, 78 u. 153.

<sup>66</sup> Ebenda, S. 2 u. 37. – Vgl. zu Dierich Rodde auch SOOM, Handel Revals (wie Anm. 32), S. 8.

<sup>67</sup> Der so gekennzeichnete „Eigenhandel“ des Caspar Rodde umfaßte dem Kaufmannsbuch (wie Anm. 54) zufolge: 1. 92 Töpfe mit Zucker, die in 2 Bierfässern untergebracht waren (07.09.1668, fol. 254). 2. ein Kramfaß mit 490 Stangen Englisch Zinn u. weiteren 74 Stangen Zinn (22.03.1669, fol. 262). 3. einen versiegelten Beutel mit 50 Stk. neue wichtige Ducaten (26.01.1670, fol. 280) und 4. in einem Brief ... 200 Stk. wichtige Ducaten unter nebenstehendem Signo (04.06.1670, fol. 282).

Rodde unverheiratet und 31 Jahre alt. Aus den lübeckischen Zollbüchern geht hervor, daß er fortan dem Handelshaus namentlich vorstand. Zu Beginn seiner Selbständigkeit, in den Jahren 1679–1682, erreichten seine Außenumsätze der Zulage zufolge Beträge von mehr als 30.000 Mark lüb. pro Jahr. Gemessen an einer Klassifizierung der Lübecker Kaufmannschaft, die Cornelia Meyer-Stoll aufgrund der personenbezogenen Exportkapazitäten vorgeschlagen hat,<sup>68</sup> gehörte Caspar Rodde damit nicht unbedingt zur Spitze der Lübecker Großhändlerschicht. Mit über 30.000 Mark lüb. rangierte er gerade noch in der drittobersten Umsatzgruppe der am Seeverkehr Beteiligten. Sein Handel hielt sich jedoch im Rahmen einer Größenordnung, in die zu jener Zeit nur 3,5 Prozent der Lübecker Kaufmannschaft vordringen konnten. Hier versammelten sich die Großkaufleute, die nach Meyer-Stoll fast die Hälfte (45,5%) der Lübecker Außenumsätze in der Hand hatten.

Gödert Rodde, auf den wir in Lübeck zu dieser Zeit bereits gestoßen sind, war dort auch als Importeur bisweilen präsent. Die Zulage registriert unter seinem Namen Einfuhren im Wert von 11.600,- (1680/81) und 8.300,- Mark lüb. (1681/82), wie Meyer-Stoll mitteilt. Gödert liegt damit oberhalb der beiden untersten Gruppen, er wäre dem Bereich der mittleren und kleineren Händlerschaft zuzurechnen. Nehmen wir an, daß er Waren ausschließlich auf Schiffen bezog, die in Riga abgefertigt wurden, so ist es interessant zu erfahren, daß auch Caspar Rodde, zugleich mit anderen Novgorodfahrern, als Bezieher von russischen Waren auf rigaischen Schiffen aufgetreten ist.<sup>69</sup> Nicht zuletzt aus diesem Grunde liegt es nahe anzunehmen, daß ein Kooperationsverhältnis im Rigahandel zwischen Caspar und Gödert Rodde mindestens zeitweise bestanden hat.

Aufgrund der Quellenlage ließe sich der kommerzielle Status der Brüder mit Hilfe der Zollbücher in Lübeck und in Riga bis zum Ende des 17. Jahrhunderts rekonstruieren. Auf positive Tendenzen ihrer Vermögensverhältnisse jedoch könnte man bereits angesichts der äußerst günstigen Konjunkturen des Rußlandhandels schließen, die damals zum Durchbruch kamen. Zu dieser Optik paßt, daß Caspar Rodde in den 1690er Jahren das Amt des Wortführenden Ältesten der Novgorodfahrer innehatte. Das belegen verschiedene Quittungen und Attestate und zudem Notizen zu einer Sitzung der Bruderschaft, die Caspar Rodde am 17. Juni 1697 geleitet hat. Unter der Überschrift *Verschiedene Präpositiones so den Nowgorodfahrern vorgestellt worden*<sup>70</sup> verweist die über-

---

<sup>68</sup> MEYER-STOLL, Kaufmannschaft (wie Anm. 5), vgl. S. 46 (wo Caspar Rodde namentlich auftritt), sowie S. 22, 24 u. 26.

<sup>69</sup> SIEWERT, Rigafahrer (wie Anm. 4), S. 72.

<sup>70</sup> AHL (wie Anm. 6), NoF 33.

lieferte Tagesordnung überraschend auf eine ex post betrachtet „welt-historische“ Konstellation. Die anwesenden Brüder nämlich mußten entscheiden, wie sich der Rat der Stadt Lübeck im Einvernehmen mit der Korporation der Novgorodfahrer angesichts der herannahenden Großen Gesandtschaft des Zaren Peter Alekseevič Romanov verhalten sollte. Peter hatte sich seit März 1697 mit Gefolge und Troß von Moskau aus über Riga und Kurland nach Preußen bewegt, und die Frage, ob er auf dem Weg in die Niederlande auch die Hansestädte Lübeck und Hamburg ansteuern würde, war noch offen.

Aus den Notizen des Ältesten geht hervor, daß sich das Gespräch auf zwei Punkte bezog. Erstens auf die Absicht, zu gegebener Zeit unter der Ägide des Lübecker Rates eine Gesandtschaft nach Den Haag abzufertigen, um den Zaren dort eine Aufwartung zu machen, das heißt, *umb unser Interesse wahrzunehmen*. Für dieses Vorhaben, hieß es, spreche auch, daß Hamburg und Bremen ähnliche Pläne verfolgten. – An zweiter Stelle erörterten die Brüder angesichts der Möglichkeit, daß die Gesandtschaft den Weg über Lübeck wählen könnte, die Frage, wie *dem Zar Peter, wann er hier ankommt, sollte zu begegnen (sein) und ob ein Haus zu seiner Logis ihm anzuweisen* wäre.

Kontakte, wie man sie damals im Visier hatte, kamen jedoch während der ersten Westreise des Zaren nicht zustande. Erstmals im Jahr 1716 stattete Peter der Reichsstadt Lübeck einen kurzen Besuch ab. Caspar Roddes Notizen vom Juni 1697 aber erweisen sich als erste archivalisch überlieferte Reaktion der Lübecker Novgorodfahrer auf das anbrechende „petrinische Zeitalter“ in Rußland und Europa.

Der Kaufgeselle Caspar Rodde, den wir 1668 als Faktor seiner Familie im Einzugsbereich des Lübischen Hofes zu Novgorod kennenlernten, starb dreißig Jahre später, am 26. Mai 1698, als Ältester der Novgorodfahrer in Lübeck. Er hatte 1677 die Handlung seines Vaters Johan Rodde übernommen und war in die Position eines Importeurs russischer Handelsgüter, die seine Brüder aus Narva und Riga nach Lübeck spedierte, aufgerückt. – Daß sich Caspars Handel auch auf Waren bezog, die über Pleskau liefen, belegt ein Schreiben, das nach seinem Tod zustande kam. Herman Petersen, sein Nachfolger im Amt des Ältesten der Lübecker Kompagnie, fragte bei dem Vorsteher des Hofes in Pleskau unter dem 11. Juni 1698 an, ob sich dort noch Handelsgut befände, das *sowohl verkauft als unverkauft* als Hinterlassenschaft des Caspar Rodde anzusehen sei.<sup>71</sup>

Das überschaubare System familiärer Kooperation erstreckte sich in östlicher Richtung mit den in der Überlieferung faßbaren Stützpunkten

<sup>71</sup> Ebenda, NoF 162.

Lübeck, Narva, Riga, Pleskau und Novgorod bis nach Moskau und hatte in dieser Ausdehnung über mindestens zwei Generationen Bestand.

### Novgorod und Pleskau: Ordnung und Funktion der Höfe

Welche Rolle aber spielten bei derartiger Verknüpfung der Standorte die 1603 von Lübeck erworbenen Niederlassungen in Novgorod und Pleskau im Verhältnis zum russischen Markt? Wir haben eingangs erfahren, daß die Novgorod- und Rigafahrer dem Recht, auf dem Boden des Moskauer Reiches eigenständige Kontore zu unterhalten, eine herausragende Bedeutung sogar in einer Zeit zugesprochen haben, in der ein regulärer Handelsverkehr ausgeschlossen erschien. Bis zum faktischen Verlust der lübeckischen Höfe (1713) war dieser Grundsatz für die Politik des Rates und der Kompagnie konstitutiv.

Andererseits finden sich im Bereich der Handelspraxis keine Indizien, die für eine starke Anziehungskraft der Niederlassungen auf Lübecker Kaufleute sprechen. Während das Novgoroder Kontor im 14. Jahrhundert, der Blütezeit des Hansehandels, wiederholt von 150 bis 200 deutschen Kaufleuten gleichzeitig besucht gewesen sein soll, erscheint die Anzahl der Besucher in beiden Höfen dreihundert Jahre später auf ein Minimum reduziert.<sup>72</sup>

Nicht einmal im Fall des Caspar Rodde, der sich von 1668 bis 1671 in Novgorod aufhielt, läßt sich belegen, daß er selbst im lübeckischen Hof logierte. Eindeutig geht aus seinen Buchungen aber hervor, daß der *Lübische Hoff*, von ihm auch als *Contor* oder *Cunthor* bezeichnet, durchgehend Lagerfunktionen innehatte und wahrscheinlich auch zur Unterbringung russischer und finnischer Fuhrleute bereitstand.<sup>73</sup>

Den Warentransport zwischen der Novgoroder Waage und dem Ufer des Volchov, dem *strand*, oder den anliegenden Flußbooten, den *löddien*, registrieren häufig Eintragungen, die den Hof in beiden Richtungen als Station erwähnen. Hier verbucht Rodde Fuhrlohne, die er gezahlt hatte, um zum Beispiel die Juchten ... *von der Wage zum Lüb. Hoffe* und sodann *ditto vom Hoffe nach der Löddien zu führen* oder um westliche

<sup>72</sup> Norbert ANGERMANN, Novgorod und seine Beziehungen zur Hanse, in: Europas Städte zwischen Zwang und Freiheit. Die europäische Stadt um die Mitte des 13. Jahrhunderts, hg. W. HARTMANN, Regensburg 1995, S. 189–202, hier: S. 202. – Vgl. hierzu auch die in Anm. 13 zitierten Arbeiten von ANGERMANN zu den frühneuzeitlichen Höfen in Novgorod und Pleskau.

<sup>73</sup> Der häufig wiederkehrende Kostenfaktor *wegen die Fuhrleute auffm Contor zu verschlagen* (sic) könnte sich hierauf beziehen. Vgl. z.B. (wie Anm. 54), fol. 28/29.

Handelsgüter, die aus Narva eintrafen, *vom strande nach dem Lübb. Hoffe* und *vom Hoffe nach der Wage* zu befördern. Vereinzelt finden sich auch Hinweise auf Lagerräume wie *Keller* oder *Ambahr*. Für den Verdacht allerdings, daß die Lübecker Kaufleute und vielleicht auch Caspar Rodde die per Privileg für sie bereitgestellten Höfe in Novgorod und Pleskau mieden und stattdessen bei russischen Vermietern oder, wofür Verschiedenes spricht, im „Schwedischen Hof“ bei der Konkurrenz aus Reval und Narva abgestiegen sind, gibt es Anhaltspunkte.

Zu einem aktenkundigen Skandal hatte sich ein Trend dieser Art um 1640 ausgewachsen, als der Lübecker Lübbert von Börger die Position des Hofvorstehers in Pleskau innehatte. Er meldete in einem Brief an die Ältesten der Novgorodfahrer, *daß die jungen lübecker Bürger beschlossen hätten nicht mehr in dem lübecker Hof, sondern in dem allgemeinen Gasthof zu logieren.*<sup>74</sup> Um eine Umsiedlung der Kaufleute in den Lübecker Hof zu erzwingen, wandte sich der Rat im Herbst des Jahres gegen die Aufsässigen mit einem Mandat, das an Schärfe nichts zu wünschen übrig ließ. Der Text beschwor die uneingeschränkte Rechtskraft der 1603 vom Rat verabschiedeten Hofordnung („Schra“). Er steigerte den Konflikt durch die Drohung, im Falle fortgesetzter Insubordination mit Entzug oder Verweigerung der Bürgerrechte zu reagieren.<sup>75</sup>

Auf das Verdikt der Schra, niemand solle sich *außerhalb hoffes...zur herberge begeben* (Art. II, 7)<sup>76</sup>, sahen sich in Novgorod trotz ihrer Vorbildfunktion (II, 15) offenbar nicht einmal die Hofältesten festgelegt. Aus einem Brief des Vorstehers Philip Vinhagen vom 18. März 1683 an den Ältesten der Kompagnie Franc Lefever in Lübeck geht nämlich unverhüllt hervor, daß sich Vinhagen am Volchov im Schwedischen Hof untergebracht hatte und sich erst jetzt, da dort ein Umbau bevorstand, anschickte, *auf unserem (eigenen) Hof...zu wohnen.*<sup>77</sup> Hier, wie auf vielen anderen Ebenen erwies sich die Kontorordnung, ursprünglich auf *eine grosse gemeinde am hoff* (I, 21) zugeschnitten, als ein Regelwerk, dem sich die Wirklichkeit entzog.

Demgegenüber hat sich die provisorische, bereits vor 1620 in Novgorod eingeführte Struktur der Hofverwaltung bis zum Ende des Jahrhunderts erhalten. Sie beruhte auf dem Einsatz eines kaufmännisch kompetenten

<sup>74</sup> AHL (wie Anm. 6), NoF 161, Schr. v. 4. Aug. 1640.

<sup>75</sup> AHL Archiv der Bürgerschaft I (NoF), D 86, S. 906f.: Mandat vom 27. Sept. 1640. – Vgl. hierzu auch MELANDER, Beziehungen (wie Anm. 25), S. 132–136, und GRASSMANN, Lübecker Hof (wie Anm. 15), S. 273.

<sup>76</sup> Siehe SCHLÜTER, Schra (wie Anm. 9).

<sup>77</sup> AHL NoF 162. – Zu den Plänen eines derartigen Umbaus vgl. RYBINA, Dvory (wie Anm. 2), S. 136.

Hofvorstehers, der von den Ältesten der Kompagnie bestimmt und durch den Rat der Stadt bestätigt sein mußte. Auf beiden Höfen war, wie gesagt, zudem ein Russe angestellt, der als *dvornik* („Türhüter“; „Hofknecht“; „Wirt“) ein Salarium von sechs, später sechseinhalb Rubeln pro Halbjahr erhielt. Er hatte die Arbeiten eines Hausmeisters zu verrichten, beschäftigte bisweilen Jungen und versorgte die Hofhunde.

Die Verantwortung des Hofvorstehers oder Hofältesten dagegen erstreckte sich auf fünf Bereiche: die Instandhaltung der Gebäude und Anlagen des Hofes; die Aufrechterhaltung der Kontakte zu den Behörden, insbesondere zum obersten Beamten der Stadt, dem *voevoden* („Statthalter“); die Kontrolle der Bewohner und Besucher der Niederlassung; die Beobachtung der Preise und Märkte vor Ort; und schließlich die Berichterstattung, speziell die genannten Aspekte betreffend, an die Ältesten der Novgorodfahrer in Lübeck.

Die im Archiv der Korporation überlieferten Berichte der in Novgorod und Pleskau amtierenden Hofvorsteher sind durchgehend in Briefform abgefaßt. Sie richten sich nicht an die *Frachtherren* des Kontors als Gremium, sondern persönlich und namentlich an den in Lübeck jeweils *worthabenden* Ältesten. Weit mehr als die Hälfte der Vorsteher-Berichte, die aus dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts erhalten sind, stammen von dem soeben erwähnten Philip Vinhagen. 1671 initiierte und beaufsichtigte er als Vorsteher in Pleskau aktuelle Renovierungsarbeiten und den Bau eines Kellers.<sup>78</sup> Aus diesem Jahr stammen vier der fünf Briefe, die Vinhagens Aktivitäten in Pleskau erläutern. Das Engagement, das er auf die Höfe verwandte, bezog sich jedoch in der Hauptsache auf Novgorod. Aus den Jahren 1672 bis 1675 sowie 1680 bis 1685 und 1690 haben sich insgesamt 23 Berichte erhalten, in denen er die Verhältnisse des Hofes am Volchov kommentiert und Vorschläge für seine Erhaltung unterbreitet.

Zur langfristigen Versorgung des Hofes gehörte vor allem, daß sich Vinhagen erfolgreich bemüht hat, für Novgorod einen neuen Hofvorsteher zu gewinnen. Man kann von Abwerbung sprechen, denn er lernte seinen Nachfolger Jacob Meyer auf dem Schwedischen Hof in Novgorod kennen, wo dieser *als ein Schwedischer* mit der Vertretung des vorübergehend abwesenden Vorstehers, des *Faktors* Hiesing, beauftragt war.<sup>79</sup>

<sup>78</sup> Hierzu GRASSMANN, Lübecker Hof (wie Anm. 15), S. 276.

<sup>79</sup> AHL NoF 162 (Postskriptum zu einem Brief der vermutlich vom 13. Juli 1684 stammt). – Die Namen Philip Vinhagen (1665, 1675) und Jacob Meyer (1696) nennt Andrej V. DEMKIN in einem Verzeichnis von 61 Lübecker Kaufleuten, die er in gedruckten und archivalischen Quellen zur russischen Geschichte des 17. Jhs. ausfindig gemacht hat. Vgl. DERS. Zapadnoevropejskoe kupečestvo v Rossii v XVII v. (Westeuropäische Kaufleute in Rußland im 17. Jh.), 2 Bde., Moskau 1994, hier: Bd. II, S. 97f.

Über diesen Jacob Meyer wissen wir aus einer anderen Quelle,<sup>80</sup> daß er sich in Novgorod spätestens seit 1688 in großem Maßstab als Faktor des Revaler Überseehändlers Berendt Rodde betätigt hat. In diesem Zusammenhang erfahren wir überdies, daß auch der hier wiederholt erwähnte, in Narva ansässige und zwei Jahrzehnte zuvor durch seinen Vetter Caspar Rodde reichlich mit Novgoroder Exporten versorgte Goedert Haartmann an diesen Geschäften beteiligt war. Haartmann lieferte an Meyer im Auftrag des Berendt Rodde Eisen- und Kupferplatten, sowie Seidenstoffe aus Lübeck und Hamburg. Meyers wichtigste Funktion im Verkehr mit Berendt Rodde aber bestand darin, in hervorragenden Mengen Hanf und Flachs einzukaufen. Er versandte das im Westen begehrte Material nach Narva, wo sein Revaler Auftraggeber ganze Schiffe, insbesondere mit Zielrichtung London, chartern und beladen ließ.

Da die im ökonomischen Eigeninteresse getätigten Unternehmungen der Hofvorsteher nicht in den Briefen an die Ältesten in Lübeck erwähnt sind, hat der Zufall, der uns die hier zitierten Informationen zum Aktionsbereich des Jacob Meyer zuspielte, besonderes Gewicht.

Das Amt als Vorsteher des Lübisches Hofes in Novgorod hat Jacob Meyer wahrscheinlich Ende 1687 angetreten.<sup>81</sup> Er wirkte dort bis zur Vernichtung der gesamten Anlage durch den Brand am 20. Mai 1709. Von den Berichten, die Meyer an die Ältesten der Korporation sandte, haben sich nur wenige erhalten. Aus den Jahren 1690 bis 1693 und 1709 sind lediglich ein „Extrakt“ und sieben Briefe überliefert. Außerdem existieren zwei Wiedergaben von Schreiben, die der Lübecker Älteste Adolph Brüning jr. 1691 und 1692 an Meyer gerichtet hat. – Unter den Bereichen, auf die sich die Zuständigkeit der Hofvorsteher hauptsächlich erstreckte, rangierte, wie gesagt, ihr Einsatz für die Instandhaltung und Komplettierung der Gebäude des Anwesens ganz oben. Dank der hier mehrfach zitierten Untersuchung von Antjekathrin Graßmann sind wir im Falle Pleskaus über Baumaßnahmen der Vorsteher und Verwalter im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts gut unterrichtet. Philip Vinhagens Einsatz im Dienst des Hofes an der Velikaja ist dort für die Zeit vor und nach 1670 entsprechend dokumentiert.

Die von Vinhagen überlieferten Briefe erwecken den Eindruck, als habe er sich seit etwa 1671, sozusagen alternierend, sowohl in Pleskau wie in

<sup>80</sup> SOOM, Handel Revels (wie Anm. 32) stützt seine Ausführungen über die „Handelstätigkeit der Revaler Kaufleute auf dem russischen Markt“, S. 85–124, im Hinblick auf Jacob Meyer wesentlich auf das im Stadtarchiv Tallinn/Reval überlieferte Konzeptbuch des Berendt (Berndt) Rodde.

<sup>81</sup> In einem Schreiben an den Ältesten A. Brüning jr. vom 13. Mai 1693 heißt es bei Meyer, er habe *nun bey 5 1/2 Jahr den Hoff vorgestanden* (AHL NoF 162).



Novgorod aufgehalten. Im Hinblick auf Novgorod beklagt er von Anfang an die Verkommenheit des Hofes, dabei insbesondere den Mangel an Aufsicht: *Hier in Naugeroth ist fast keiner, der sich des Lübschen Hofes recht annehmen will!* Der russische Hofwirt sei ein *elender Kerl*, geschlagen mit *zwei gottlosen Söhnen*. Er trage das Seinige zum Verfall der Niederlassung bei.<sup>82</sup> – Im Gegensatz hierzu stoßen wir knapp 20 Jahre später auf eine optimistische, sogar euphorisch anmutende Kommentierung der Novgoroder Verhältnisse durch Jacob Meyer. Mit der Restaurierung, Befestigung und Erweiterung des Haupthauses längs der Straße, schreibt er 1691, sei ein haltbares Gebäude mit zwanzig Räumen und insgesamt mehr als 50 Fenstern entstanden. Die Baukosten zwar hätten sich auf 170 Rubel erhöht, doch könne das Haus, *wenn Gott es vor Unglück bewahret... 70 bis 80 Jahre und mehr stehen*. Es erzeuge bereits jetzt Aufmerksamkeit in der Umgebung, denn: *... solange der hiesige Hoff den Namen von Lübeck führet, habe ein solches Haus nicht darauf gestanden*. Darüber wunderten *sich auch theils hiesige alte Reußen ... weil sie solches nicht an dem Ort gewohnt*. Offenbar steigerte das Klima günstiger Konjunkturen die Stimmung und die Ansprüche. Der Pferdestall! Darin hätten, schreibt Meyer, *zur Noht* zwölf Pferde Platz. Angemessen aber wäre ein Stall für mindestens 40 Pferde.<sup>83</sup> – Bereits im Jahr 1696 vernichtete ein Großbrand, der Novgorod heimsuchte, die Gebäude des Lübschen Hofes. Daß die Ältesten der Korporation Meyer daraufhin befahlen, umgehend alles wieder aufzubauen, verweist auf das anhaltend gute Geschäftsklima.

Neben den Bau- und Reparaturkosten für die Gebäude und Zäune der Niederlassungen schlug im Budget der Hofvorsteher der Umgang mit den jeweils zuständigen Verwaltungsbeamten besonders zu Buch. Diese seit Michail Fedorovič (1613–1645) durchgehend unter der Bezeichnung „Voevode“ eingesetzten Repräsentanten der Moskauer Zentrale bezogen kein festes Gehalt. Soweit sie nicht über persönliche Einkünfte verfügten, war die Bevölkerung des Kreises für ihren Unterhalt zuständig und latent stets angewiesen, Deputate durch „Geschenke“ aufzustocken.

Im August 1671 charakterisiert Vinhagen den neuen Pleskauer Amtsinhaber Fürst Konstantin Ossipovič Čerbatov, Sohn eines Voevoden in Archangel'sk, als einen *hitzigen Kopf*, der den Stadtbewohnern viel zu schaffen mache, den Deutschen aber *ziemlich gewogen* sei. Er habe ihm *ein Ohm Wein verehrt*, um zu erreichen, daß einige Buden, die ein russischer Nachbar am Zaun des Lübecker Hofes hochgezogen hatte, abge-

<sup>82</sup> AHL NoF 162, Schr. v. 1. Jan. 1674.

<sup>83</sup> AHL NoF 162, Schr. v. 15. Dez. 1691.

rissen würden.<sup>84</sup> – Auch in Novgorod hatte Jacob Meyer 1689 *nahe beym Hoff stehende Buden* in einer ähnlichen Situation *durch Spendasien abreißen lassen*. Er hatte damit verhindert, daß bei einem größeren Brand am 26. November 1692, der von dem Hof eines russischen Großkaufmanns, des Gosten Semen Gavrilov ausgegangen war, auch der Lübecker Hof zerstört wurde. Neben zahlreichen Häusern und 580 Marktbuden hatten die Flammen damals auch das Zollamt und die allgemeine Herberge der Stadt dahingerafft. Als der Voevode daraufhin verfügte, diese Einrichtungen zunächst einmal auf dem Lübecker Anwesen unterzubringen, protestierte Meyer, wie er am 7. Dezember 1692 den Ältesten schrieb, scharf, aber erfolglos. So habe er *weill denn bey jetzigem woiewoden ohne Spendasien das geringste auch in der gerechtesten Sache nicht zu verrichten sei*, demselben durch dessen *Taufsohn* 10 Dukaten zukommen lassen. Da keine Reaktion erfolgte, habe er den Betrag auf 20 Dukaten erhöht und den Taufsohn für seine Dienste mit zehn Dukaten belohnt. Der Voevode wiederum habe sich *nach Empfang des geldes mit einer zimblischen Suite*, die verköstigt werden mußte, bei ihm eingefunden und dem Zoll danach schriftlich befohlen, den Hof zu räumen.<sup>85</sup> – Gefälligkeitsgeschenke hingegen, wie *12 Canarienvögel, die wohl singen können, ein schöner Vogelbauer oder ein Paar guter Wasserhunde, die wohl abgerichtet sind*, schlugen nicht so gravierend zu Buch. Sie wurden für den Voevoden von Vinhagen in Lübeck bestellt.

Werfen wir noch einen Blick auf die Informationen zur Marktlage, die zum Pensum der Hofvorsteherberichte gehörten, so fällt auf, daß sowohl das Angebot russischer Handelsgüter wie die Nachfrage nach westlicher Importware modo grosso den Sortimenten entspricht, die wir aus dem Geschäftsbuch des Caspar Rodde kennen.<sup>86</sup> Die Preisangaben beziehen sich in der Regel auf die Standardwaren Hanf, Flachs, Juchten, Rindleder und Talg. Auf der Einfuhrseite erscheint neben *franz. Salz* bisweilen auch *franz. Rotwein*. Nur ausnahmsweise finden sich Angaben zu Luxus- und Manufakturwaren *teutscher* und westeuropäischer Provenienz<sup>87</sup>, wie sie bei Caspar Rodde in großer Vielfalt, wenn auch ohne Preise, verzeichnet sind. – Mehrfach wiederum meldet Jacob Meyer in den 1690er

<sup>84</sup> AHL NoF 162, Schr. v. 19. Aug. 1671. – Ein „Ohm“ entspricht etwa 150 Liter.

<sup>85</sup> AHL NoF 162, Schr. v. 7. u. 14. Dez. 1692. – Zur Position und zu den Kompetenzen der jeweiligen Voevoden im Verhältnis zu den städtischen Zolleinrichtungen im 17. Jh., vgl. Viktor N. ZACHAROV, *Tamožennoe upravlenie v Rossii v XVII v.* (Zollverwaltung im Rußland des 17. Jahrhunderts), in: *Gosudarstvennye učreždenija Rossii XVI–XVIII vv.*, hg. N.V. Golikova, Moskau 1991, S. 49–76, hier: S. 64–71.

<sup>86</sup> Vgl. die Angaben zu C. Roddes Sortimenten oben, S. 116f. und S. 119.

<sup>87</sup> So in dem Brief J. Meyers an den Ältesten A. Brüning jr. vom 15. Dez. 1691, AHL NoF 162.

Jahren den Stand der Rubelkurse im Verhältnis zum Dukaten. Dieser Kurs bewegte sich zwischen 110 und 115 Kopeken. Eine Untersuchung der keineswegs heftigen Schwankungen von Preisen und Kursen, die sich mit unserem Material über das gesamte 17. Jahrhundert hinweg verfolgen ließen, soll hier nicht erbracht werden. Sie wäre im Bezug auf einen größeren Rahmen, wie ihn jüngst der Historiker Richard Hellie für den gleichen Zeitabschnitt erstellt hat,<sup>88</sup> durchaus am Platz.

Da alle Hofältesten aktiv am Handel im Einzugsbereich der Niederlassungen beteiligt waren, gehörte „Marktbeobachtung“ zu ihrem persönlichen Alltag. Sie hatten zudem ebenso wie die Adressaten ihrer Berichte vor Augen, daß sowohl die Angaben wie ihre Prognosen zur westrus-sischen Preisentwicklung (etwa im Vergleich zu Archangel'sk) nur ephemere Anhaltspunkte lieferten. Dies nicht zuletzt, weil sie Lübeck häufig erst vier oder zwanzig Wochen nach der Niederschrift erreichten. Speziell als Kaufleute waren die Vorsteher auch gefragt, sobald es um die Finanzierung der Ausgaben ging, die sich im Zuge der Kontorverwaltung ergaben. Sie hatten als Kreditgeber der Korporation einzuspringen, wenn es um die erheblichen Kosten der Bauarbeiten, um die Bezahlung der Dienste des Dvorniks und nicht zuletzt um die Summen von „Spendasien“ ging, welche zum Ritual des Umgangs mit dem Voevoden gehörten. Daß es sowohl für Vinhagen wie für Meyer oft mit Schwierigkeiten verbunden war, die in Novgorod *bahr verschossenen gelder* in Lübeck hereinzuholen, wird in der Korrespondenz deutlich. Vinhagen mahnte die Ältesten in Lübeck im März 1683 von Novgorod aus, ihm die in das Pleskauer „Bauwesen“ investierten Beträge zu erstatten.<sup>89</sup> Im Mai 1693 reklamierte Jacob Meyer einen noch offenen Saldo *an Costischer Courante müntze*, das heißt in Mark lübisch, von 1.051 Mk., 12 ß.<sup>90</sup> Ein entsprechender Wechsel, den er mit gleicher Post spedierte, wurde von einem Gewährsmann in Lübeck präsentiert und, wie sich belegen läßt, am 30. Juni des Jahres durch den *P.T. Herrn Eltesten des Nowogrodtschen Contors Herrn Frans Bernhardt Rodde* beglichen.<sup>91</sup>

Die ehrenamtlich beschäftigten Hofvorsteher verfochten ihren Anspruch auf Erstattung der von ihnen vorgestreckten Gelder jeweils beharrlich und im Endeffekt auch mit Erfolg. Daß sich die Ältesten der Bruderschaft andernfalls nach einem anderen Verwalter umzusehen hätten,

<sup>88</sup> Richard HELLIE, *The Economy and Material Culture of Russia, 1600–1725*, Chicago u. London 1999. – H. präsentiert eine preis- und kulturgeschichtliche Untersuchung für den Gesamttraum des Moskauer Reiches, die sich auf 107.000 dokumentarisch ermittelte Preisangaben stützt.

<sup>89</sup> AHL NoF 162, Schr. vom 18. März 1683.

<sup>90</sup> Ebenda, Schr. vom 13. Mai 1693.

<sup>91</sup> Vgl. Abrechnungen der Höfe in Novgorod und Pleskau 1635–1708, AHL NoF 63.

ließen sie gelegentlich durchblicken. Vinhagen wie Meyer formulierten außerdem den Anspruch, als Anerkennung für *Vorschuß und Mühe... eine Discretion (zu) bekommen.*<sup>92</sup> *Daß ich nun bey 5 1/2 Jahr den Hoff vorgestanden,* schrieb Jacob Meyer, wie erwähnt 1693,<sup>93</sup> *dafür wird man mir hoffentlich auch was beilegen, so in der Herrn discretion stelle.*

Nachrichten, die zur Rubrik „Politische Zeitungen aus Moskau“ gehörten, kamen, wenn, dann am Ende der Briefftexte ins Spiel. Das gilt vor allem für die Berichte, die Vinhagen in Novgorod zu Papier gebracht hat. Weitgehend wohl folgte er damit dem Impetus, durch Hinweise auf inner-russische Vorkommnisse Kolorit in die Korrespondenz zu bringen. Da Durchreisende im Verkehr zwischen Moskau und dem Westen in der Grenzstadt Novgorod häufig Station machten, sammelten sich hier Gesprächsstoffe und Gerüchte aus dem russischen Hinterland. Vinhagens „Zeitungen“ bezogen sich auf kriegerische Unruhen, die als Kosakenkämpfe oder im Kontext der Türkengefahr Aufsehen erregten. Diplomaten, Würdenträger und Geschäftsleute, die Novgorod in beiden Richtungen passierten, erwähnte er namentlich. Beim Blick auf die Metropole des Zarenreichs hielt er sich mit politischen Kommentaren zurück. Ohne Vorbehalt jedoch interessierten ihn Hinweise auf gesellschaftliche Ereignisse am Hof Aleksej Michajlovičs, die er bisweilen durchaus im Stil einer Kolportage einbrachte. Das aber gilt nur bedingt für eine Mitteilung, die Vinhagen als Postskriptum zu einem Brief, den er am 29. Mai 1672 von Novgorod nach Lübeck versandte, zum Besten gab. Deutsche Kaufleute am Hof des Zaren Aleksej Michajlovič als Ballettänzer!

Diese Passage lautet:

*Den 18 dießes (Monats) haben in Mosco einige teutsche Kaufleute Ihr. Zaars. Mayst. ein Ballet getantzet, worüber Ihr Zaars. Mayst. sich sehr Ergetzet sollen haben. Die Zarinne soll auch mit zugesehen haben. Wie berichtet wird, so soll sie unverdeckt geseßen haben, welcheß was seltzames zu hören ist, weilen vordem ... nicht solches geschehen ist. Man vermeinet, die dentzers wehrden Ein gut recompars dafohr bekommen.*<sup>94</sup>

Wer mit der traditionellen Einschätzung der weltlichen Kunst des Westens durch die altrussische Geistlichkeit vertraut ist, wird Vinhagens Verwunderung teilen. Tatsächlich erlebte das Moskauer Kulturgeschehen im Jahr 1672 eine zeitlich begrenzte Zwischenära der Liberalisierung, die mit dem Tod des Zaren 1676 ein vorläufiges Ende fand.

<sup>92</sup> Schr. Vinhagens vom 18. März 1683 (NoF 162).

<sup>93</sup> AHL (wie Anm. 81).

<sup>94</sup> AHL NoF 162, Schr. Vinhagens aus Novgorod vom 29. Mai 1672.

Einen Durchbruch bewirkte Aleksej Michajlovič am 17. Oktober 1672 mit der Eröffnung des ersten russischen Hoftheaters in der zarischen Residenz Preobraženskoe bei Moskau. Die Aufführung der Komödie „Esther oder das Spiel von Artaxerxes“ hatte mit großem Erfolg Johann Gottfried Gregorii, Prediger an der lutherischen Offizierskirche in der Moskauer Vorstadt, inszeniert. Gregorii und seine Truppe verfaßten und produzierten weitere Theaterstücke, die ebenfalls ins Russische (Kirchenslawische) übersetzt wurden. – Die Schauspieler der ersten Inszenierung, ausnahmslos Dilettanten, identifizierte Erik Amburger aufgrund eines überlieferten Theaterzettels als jüngere Mitglieder der Offiziersgemeinde. Kaufleute waren hiernach nur vereinzelt vertreten.<sup>95</sup>

Vinhagens Bericht über eine Moskauer Ballettvorführung am 18. Mai 1672 deutet an, daß es sich bei „Artaxerxes“ nicht, wie die Forschung bislang unterstellte, um einen Anfang, sondern um einen ersten Höhepunkt in der russischen Bühnengeschichte gehandelt haben könnte. Es ist möglich, daß das Ballett, über das der Vorsteher des Lübischen Hofes in Novgorod seine Auftraggeber in Lübeck unterrichtete, im Palais des Kanzlers und späteren Bojaren Artamon Sergeevič Matveev (1625–1682) aufgeführt wurde.<sup>96</sup> Diese Vermutung liegt nahe, weil Vinhagen in dem zitierten Postskriptum seines Briefes vom 29. Mai 1672 unmittelbar auf einen weiteren Eklat zu sprechen kommt, der sich direkt auf die Person des Artamon Sergeevič bezog. Es ging, so Vinhagens Bericht, um die vierte Ehe, die Matveev, durchaus im Gegensatz zur kirchlichen Rechtsprechung, jedoch mit Rückendeckung durch den Zaren und letztlich sogar *mit Consensus der Geistlichkeit*, habe eingehen dürfen.

Vinhagen unterstreicht, daß er diese Auffälligkeiten nicht als milieuwidrige Entgleisungen, sondern als Indizien für einen Wandel der gesellschaftlichen Verhältnisse verstanden wissen will. Als *Summa* seiner

---

<sup>95</sup> Erik AMBURGER, Die Mitwirkenden bei der Moskauer Aufführung des „Artaxerxes“ am 17. Oktober 1672, in: Zeitschrift für slavische Philologie XXV, 2, 1956, S. 304–309. – Vgl. hierzu auch Alexis WESSELOFSKY, Deutsche Einflüsse auf das alte Russische Theater von 1672–1756, Prag 1876. – Ernst KOCH, Die Sachsenkirche in Moskau und das erste Theater in Rußland, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde 32, 1911, S. 270–316. – Yvette LOURIA, Das erste russische Schauspiel und sein deutscher Autor, in: Canadian Slavic Studies 4, 1970, S. 229–237. – In diesen Kontext gehört auch ein durch Pfarrer Gregorii im Herbst 1667 für ein Gästebuch in Stuttgart verfaßtes Gedicht, das sich, unbefangen Paul Fleming (1637) plagierend, als Preislied auf Rußland und die Russen versteht. Vgl. TROEBST, Schwellenjahr (wie Anm. 8), S. 151f.

<sup>96</sup> Hierzu Lindsey HUGHES, Russia in the Age of Peter the Great, New Haven und London, 1998, S. 240f., sowie Claudia R. JENSEN, A Preliminary Study of the Music of the Moscowite Court Theatre, in: Musical Quarterly 79, 2, 1995, S. 368–401, hier: 372.

Eindrücke gab er zu Protokoll: *Sie endern Mancheyß in allen Ihren Wercken. Es scheint sie lernen es fon den Außländern.*<sup>97</sup>

### Hochkonjunktur, Nordischer Krieg und das Ende der Kontore

In den späteren Berichten der Hofvorsteher an die Ältesten der Kompagnie fehlen Hinweise auf lübeckische oder gar auswärtige Besucher des Gehöftes fast völlig. Entsprechend werden Ordnungsverstöße oder Aufsässigkeiten, wie sie Lübbert von Börger um 1640 aus Pleskau nach Lübeck melden mußte, in den Briefen, die Vinhagen und Meyer verfaßt haben, nicht erwähnt. Eine „Hofordnung“, die in Lübeck von den maßgebenden Kräften der Kompagnie noch 1685 beschworen wurde, trat in der Berichterstattung der Hofverwalter nicht auf.

Hiernach ergaben sich interne Probleme höchstens als Folge mißlicher Verhaltensweisen, die sich ein russischer Hofwirt, der Dvornik, bisweilen leistete. Im Oktober 1683 sah sich Vinhagen veranlaßt, in Novgorod einen neuen Dvornik einzusetzen, *weil der vorige ... den hiesigen Lübschen Hof zum CabackKrug machen wollte ...* Die ganze Stadt sei Zeuge dieses Skandals, durch den man leicht *des Hofes Freyheit hätte verlieren können.*<sup>98</sup>

Da die Überlieferung keine quantitativen Anhaltspunkte für die kaufmännische Inanspruchnahme der Höfe im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts bietet, läßt sich deren „Funktion“ im Verlauf der günstigen Konjunkturen, die Lübecks Rußlandhandel vor 1700 auszeichneten, nur andeutungsweise erfassen. Wir haben erwähnt, daß der Novgoroder Hof zu Beginn der 1690er Jahre dank Jacob Meyers Baumaßnahmen eine erhebliche Vergrößerung erfuhr.<sup>99</sup>

Nach den Einbußen, die der Lübecker Seehandel anlässlich des Russisch-schwedischen Krieges (1656–1661) hinzunehmen hatte,<sup>100</sup> kam es zu einer langanhaltenden Regenerierung der Verhältnisse. Dank der überlieferten Registrierung des Aufkommens an „Contoürgeldern“, welche die Novgorodfahrer weiterhin kassierten, können wir berechnen, daß eine über drei Jahrzehnte sich erstreckende Periode der Stabilisierung auf den Frieden von Kardis (1661) folgte. Im Ergebnis bietet sich auf dieser

<sup>97</sup> Schreiben Vinhagens vom 29. Mai 1672 (wie Anm. 94).

<sup>98</sup> AHL NoF 162, Schr. Vinhagens vom 20. Okt. 1684.

<sup>99</sup> Der für 12 Pferde zuständige Stall des Novgoroder Hofes, bereits doppelt so groß wie der des Hofes in Pleskau, galt nicht nur in Meyers Augen als bei weitem zu klein (vgl. Text vor Anm. 83).

<sup>100</sup> Siehe oben, Tab. I, sowie S. 111–112.

Grundlage folgendes Bild (Tabelle 3, Jahresdurchschnitte, in Mark lübisch).<sup>101</sup>

Tabelle 3:

	Einfuhr	Ausfuhr	Schiffseingänge
1661–1665	412.980	240.830	28
1666–1670	359.905	217.980	24
1671–1675	428.630	219.895	22
1676–1680	377.160	179.475	16
1681–1685	440.715	172.755	24
1686–1690	415.260	177.900	24
1691–1695	782.165	287.350	31
1696–1700	1.070.970	302.400	27

In Tabelle 3 dokumentieren die Fünf-Jahres-Durchschnitte einen Trend, der sich zwischen 1661 und 1690 auf einem beachtlichen Niveau nahezu gleichmäßig behauptet hat.

Die Tabelle verbirgt allerdings, daß die kurzfristigen Schwankungen der Warenwerte, die Lübeck über Reval, Narva und Nyen erreichten, ein jeweils erhebliches Ausmaß hatten.<sup>102</sup> Konjunkturelle Schwankungen dieser Art steigerten die Importwerte des Lübecker Handelszweiges in Einzeljahren auf eine halbe Million Mark lübisch und mehr.

Dabei handelte es sich in mindestens drei Fällen um exogen verursachte Sonderkonjunkturen mit punktuellm Charakter. Der Boom des Jahres 1661 läßt sich als eine typische „Nachkriegskonjunktur“ erklären, eine schlagartige Mobilisierung von Lagerbeständen, die sich im Krieg angesammelt hatten. Angesichts der starken Steigerungen des russischen Einfuhrvolumens in den Jahren 1665 und 1672 stoßen wir auf ein bekanntes Muster: Der zweite und der dritte Englisch-niederländische Seekrieg (1664–1667; 1672–1674) fesselten wie der erste die Konkurrenz der westlichen Handelsmächte und begünstigten im Ostseeraum Lübeck. – Für eine weitere, sogar über zwei Jahre (1680/81) sich hinziehende Hausse der Einfuhren aus den ostbaltischen Häfen dagegen findet sich zunächst keine Erklärung.

Im Vergleich jedoch zu der herausragenden Expansion, die wir zwischen 1646 und 1655 beobachtet haben (Tab. 1), wirken die kurzfristigen konjunkturellen Ausschläge zwischen 1661 und 1690 durchaus gemäßigt.

<sup>101</sup> HARDER, Seehandel (wie Anm. 14), Bd. 41, Tabelle VII, S. 113. Der Jahrgang 1698 ist nicht erhalten, der Durchschnitt 1696–1700 also für vier Jahre berechnet.

<sup>102</sup> Vgl. ebenda, Tab. I (Schiffsverkehr), S. 103–107.

Anders in dem Jahrzehnt zwischen 1691 und 1700. Der bereits 1690 mit ziemlicher Wucht einsetzende Aufschwung des Lübecker Osthandels stellte alle konjunkturellen Erscheinungen des 17. Jahrhunderts in den Schatten (Tab. 3). Das Wachstum der russisch-ostbaltischen Ausfuhren nach Lübeck vollzog sich in Steigerungsraten von zehn Prozent und mehr. In dem Jahrfünft vor 1700 erfaßten die Zollbücher der Novgorodfahrer Importwerte, die in drei, wenn nicht vier Jahrgängen eine Million lübisch überschritten (vgl. Tab. 3). – In welchem Maße die Lübecker Höfe in Novgorod und Pleskau an den Umsätzen beteiligt waren, die sich zu derartigen Güterströmen summierten, läßt sich nicht einmal schätzen. Die Masse der gesamten „russischen“ Einfuhr beruhte womöglich auf Geschäften mit der Kaufmannschaft in den baltischen Häfen, vor allem in Narva, aber auch in Reval und Nyen.

Das Potential der Handelswaren, die Lübeck aus den baltischen Häfen nunmehr erreichten, wies eine im Vergleich zur ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts grundsätzlich veränderte Struktur auf. Damit ist auch gesagt, daß wir es nicht mit einer durch äußere Ereignisse ausgelösten, sondern mit einer wirtschaftlich bedingten Konjunktur zu tun haben, mit einem Aufschwung also, der auf endogenen Kräften des moskowitzischen Hinterlandes beruhte. Ausschlaggebend bestimmte jetzt ein spezifisch russisches Großgewerbe, die manufaktuell betriebene Juchtenlederfabrikation, die Exportpalette: Zunächst in Archangel'sk, seit den 1660er Jahren jedoch in steigendem Maße auch in Westrußland.<sup>103</sup>

1690 jedenfalls rangierten in Lübeck Juchtenimporte im Wert von fast 250.000 Mark lüb. bereits mit großem Abstand auf dem ersten Platz. Sie bestritten damals schon mehr als ein Drittel (36%) der Gesamteinfuhr aus den ostbaltischen Häfen. In den Jahren 1696 bis 1700 belief sich der Juchtenanteil auf mehr als die Hälfte, mit Werten von rund 600.000 Mark lüb. schließlich sogar auf gut 70 Prozent der gesamten vom Zoll registrierten Zufuhr aus dem Osten.

<sup>103</sup> Zu den Anfängen und zur Ausbreitung des Gewerbes vgl. u.a. M. Ja. VOLKOV, *Remeslennoe i melkotovarnoe proizvodstvo jufti v Rossii vo vtoroj polovine XVI – pervoj polovine XVII v.* (Handwerkliche und kleine Waren-Produktion von Juchtenleder in Rußland in der zweiten Hälfte des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jhs.), in: *Istoričeskie zapiski* 92, 1973, S. 215–253. – Hierzu Elisabeth HARDER-GERSDORFF, *Lübeck und Hamburg im internationalen Handel mit russischem Juchtenleder der Frühen Neuzeit (1650–1710)*, in: *ZVLGA* 67, 1987, S. 91–146, hier: S. 113–129, sowie DIES., *Avoiding Sound traffic and Sound toll: Russian Leather and Tallow going West via Archangel and Narva-Lübeck (1650–1710)*, in: *From Dunkirk to Danzig. Essays in honour of J.A. FABER*. Amsterdamse Historische Reeks, Grote Serie V, Hilversum 1988, S. 237–261. – Es paßt in diesen Rahmen, daß Juchten in den Einkäufen des Caspar Rodde in den Jahren 1668–1671 mit 32,8% zu Buche schlug und damit nach Hanf (37,8%) unter allen von ihm bezogenen Handelsgütern an zweiter Stelle stand. Vgl. OLECHNOWITZ, *Rußlandhandel* (wie Anm. 12), S. 167f.



Im Ostseeraum profitierte außer Lübeck in erster Linie Narva von dieser Hochkonjunktur der russischen Exporte. Nach den Berechnungen, die Helmut Piirimäe aufgrund der überlieferten Portoriumszollbücher angestellt hat, steigerte sich im Rahmen der westwärts gerichteten Außenumsätze der Posten „Juchtenleder“ in Narva zwischen 1666 und 1696 mengenmäßig auf das Sechsfache. Nach Hanf und Flachs errang Juchtenleder in Narvas Ausfuhr den zweiten Platz. Während die Faserprodukte in wachsendem Maße nach England exportiert wurden, gelangten neun Zehntel der Narvaer Juchtenausfuhr nach Lübeck.<sup>104</sup>

Als Transithäfen im Dienst des russischen Exportpotentials entsprachen sich Narva und Lübeck in funktionaler Effizienz. Dieser Erfolg beruhte wesentlich auf der immigrationsgestützten Kooperation der Handelshäuser, die sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wie wir am Beispiel der Familie des Johan Rodde beobachten konnten, herausgebildet hatte.

Aus Narva bezog Lübeck, diesem Muster entsprechend, zwei Drittel seiner Juchtenimporte. Erhebliche Mengen erreichten die Travestadt zudem über Reval und sogar über Riga.<sup>105</sup> Dagegen spielte Nyens Juchtenausfuhr für Lübeck fast gar keine Rolle. Auf den Booten russischer Kaufleute gelangte die begehrte Handelsware im direkten Verkehr von Nyen aus in der Regel nach Stockholm.<sup>106</sup>

Vor 1700 ergab sich für Narva neben seiner gesteigerten Aktivität als Exporthafen für russisches Juchtenleder eine weitere Funktion im Rahmen des internationalen Verkehrs. Schwedens Absicht, den durch das Moskauer Reich über Archangel'sk nach Amsterdam gerichteten Handel armenischer Kaufleute mit persischer Rohseide über Novgorod in den Ostseeraum zu ziehen, führte um 1690 zu einem Erfolg. 1687 gewährte König Karl XI. der Armenischen Kompagnie aus Isfahan neben anderen Privilegien das Recht, in Narva einen Stapel zu unterhalten. Hier residierten anfangs 20 bis 30, 1696 aber bereits mehr als 50 armenische Kaufleute mitsamt ihrem Troß.<sup>107</sup> Unter solchen Umständen wurde Narva vor

<sup>104</sup> Ch. A. PIJRMJAE, *Sostav* (wie Anm. 31), hier: Tab. 8, S. 57.

<sup>105</sup> Vgl. HARDER, *Seehandel* (wie Anm. 14), Bd. 41, Tab. III (1690), S. 109.

<sup>106</sup> Vgl. *Utdrag ur Stockholms tullregister för år 1675 över ryssarnas införsel jämte en sammanfattning av ryska införseln enligt 1673 års tullregister, gjorda av köpmannen i Stockholm* Georg Leman, in: *Ekonomiska förbindelser mellan Sverige och Ryssland under 1600-talet. Dokument ur svenska arkiv*, Red. A. ATTMAN, W.M. CALGREN u.a., Stockholm 1978, S. 209–231 (Dok. Nr. 40).

<sup>107</sup> Vgl. dazu Stefan TROEBST, *Narva und der Außenhandel Persiens im 17. Jahrhundert. Zum merkantilen Hintergrund schwedischer Großmachtspolitik*, in: *Die schwedischen Ostseeprovinzen Estland und Livland im 16.–18. Jahrhundert*, hg. A. LOIT u. H. PIIRIMÄE, Uppsala 1993 (*Acta Universitatis Stockholmiensis. Studia Baltica Stockholmiensia*, Band 11), S. 161–178, hier: S. 166–169.

dem Ausbruch des Nordischen Krieges, der diesem Arrangement ein Ende setzte, kurzfristig „zum Dreh- und Angelpunkt der neuen Fernhandelsroute“.<sup>108</sup>

Lübeck fungierte bei diesem Projekt einer Umlenkung der persischen Seidenausfuhr von der Weißmeer- an die Ostseeküste als Zwischenstation auf dem Weg von Narva nach Amsterdam. Ob Lübeck dabei lediglich als Umschlagplatz diente, um die armenischen Handelsgüter auf dem Landweg in die Niederlande zu bringen, oder ob es darüberhinaus selbst als „Absatzmarkt“ für Rohseide in Frage kam,<sup>109</sup> ist noch nicht hinreichend erforscht. – In den Unterlagen, die anlässlich der hier bearbeiteten Studie zum Zuge gekommen sind, finden sich vorläufig nur zwei Hinweise auf Lübeck als Transithafen für persische Seide vor 1700: in den Zollbüchern der Novgorodfahrer und in der Korrespondenz der Hofvorsteher an die Ältesten der Novgorodfahrer-Kompagnie.

Es verblüfft zunächst, anlässlich einer Analyse der Zolleingänge zu erfahren, daß „Seide“ im Jahr 1690 unter den russisch-ostbaltischen Einfuhren Lübecks nach Juchten und Roggen – mit Abstand allerdings! – an dritter Stelle stand. Drei beachtliche Sendungen von je 69<sup>1</sup>/<sub>2</sub>, 33 und 16<sup>1</sup>/<sub>3</sub> Ballen Rohseide, deren Empfänger ohne namentliche Spezifizierung als *Armenianer* figurierten, beliefen sich auf einen Gesamtwert von 47.525,- Mark lübisch. Als hauptsächlichen Herkunftshafen registrierte der Zoll allerdings nicht, wie anzunehmen, Narva, sondern Reval.<sup>110</sup> Vorerst jedoch finden sich in den Zollbüchern keine Spuren, die Rückschlüsse auf eine persönliche Beteiligung der Lübecker Novgorodfahrer am *persianischen* Verkehr zulassen, den sie ja in der Grenzstadt am Volchov vor Augen hatten. *Die beyden Armeners mit 40 Ballen Rohseide*, schreibt Philip Vinhagen am 2. Juni 1690 aus Novgorod an den Ältesten Hans Crohn in Lübeck, *werden in 8 Tage hier sein, (sie) werden über Narffe auff Lübeck gehen*.<sup>111</sup> In den für die 1690er Jahre überlieferten Briefen des Jacob Meyer indes kommt persische Seide nicht vor.

<sup>108</sup> Ebenda, S. 161f.

<sup>109</sup> So Stefan TROEBST, *Isfahan-Moskau-Amsterdam. Zur Entstehungsgeschichte des moskauischen Transitprivilegs für die Armenische Handelskompagnie in Persien (1666–1676)*, in: *JbbGOE* 41, 1993, S. 179–209, hier: S. 208.

<sup>110</sup> Vgl. HARDER, *Seehandel* (wie Anm. 14), Bd. 1, Tab. III (1690), S. 109, sowie 93ff. Es ist durchaus möglich, daß dieser Teil der Lieferung von Novgorod aus direkt nach Reval und nicht nach Narva gebracht wurde. Denkbar ist aber auch, daß in Narva bereits mit Rohseide befrachtete Schiffe eine Zwischenlandung in Reval vorgenommen und den Zielhafen Lübeck von dort aus angesteuert haben.

<sup>111</sup> AHL NoF 162, Schr. Vinhagens vom 2. Juni 1690.

In anderem Zusammenhang aber<sup>112</sup> begegnet uns der Fall des Lübecker Kaufmanns Adam Brand, der in dänischen Diensten stand und internationale Projekte, den persischen Seidenhandel betreffend, verfolgte. Noch im Kriegsjahr 1700 bezog Brand über Kopenhagen 112 Ballen Rohseide in Lübeck. Daß er auch dort seine Dienste angeboten hat, belegt der im Alten Senatsarchiv überlieferte, vom 8. Januar 1707 datierte Entwurf eines Schreibens an Peter I., das Adam Brand dem Zaren als Abgesandter des Rates vortragen sollte. Der Text beklagt den kriegsbedingten Zusammenbruch des Handels und apostrophiert zwei Anliegen: erstens die zarische Protektion bei der Wiederaufnahme der Spedierung persischer Seide *über Narva an diese Stadt*, zweitens die Bestätigung der lübekischen Privilegien *zu GroßNovgorod und Pleskau (sowie) auch in der Moskau*.<sup>113</sup>

Aus einem Schreiben des seit 1687 in Novgorod amtierenden Hofvorstehers Jacob Meyer vom 1. Juni 1709 (Postskriptum vom 9. VI.) geht hervor, daß armenische Kaufleute, *drunter einer nahmens Sawelij Banduhra*, im Herbst des vorhergehenden Jahres versucht hatten, per Schiff nach Lübeck zu gelangen. Die Fahrt kam jedoch erst im Frühjahr 1709 zustande. Entsprechend verspätete sich die Post mit den Abrechnungen vom August 1708, die Meyer den Kaufleuten für die Ältesten der Novgorodfahrer in Lübeck mitgegeben hatte. – Eine dokumentarische Bedeutung jedoch kommt dem zitierten Brief vom Juni 1709 deshalb zu, weil er als der letzte Bericht über den Lübecker Hof in Novgorod und der einzige, der auf das Schicksal des Anwesens im Nordischen Krieg eingeht, überliefert ist.<sup>114</sup>

Meyer berichtete am 1. Juni 1709 den Ältesten in Lübeck von *einer heftigen Feuersbrunst*, welche die Stadt am Volchov am 20. Mai des Jahres heimgesucht hatte. Das Feuer habe *bey 300 Häußer, alle markten, gasthoff etc consumiret*, wobei auch *alle gebeuden auff so genanntem Lübischen Hoff ... im Rauch aufgegangen*. Meyer ging davon aus, daß das verbliebene Grundstück durch die Moskauer Regierung beschlagnahmt werde. Er bat die Ältesten um Direktiven und beklagte das Ausbleiben jeglicher Post *von Costij* (aus Lübeck). Er verwies auf die Strapazen der Besatzungszeit, da er *um nun mehr beinahe 9 Jahr im Hoffe inquartierung gehabt, die noch dazu Spesen erfordert, daß (ich) nicht bin vom*

<sup>112</sup> Siehe hierzu Michael HUNDT, „Woraus nichts geworden“ – Brandenburg-Preußens Handel mit Persien 1668–1720 (Übersee – Kleine Beiträge zur europäischen Übersee-geschichte 32), Hamburg 1997.

<sup>113</sup> AHL ASA Externa Ruthenica Nr. 40. – Vgl. auch HARDER-GERSDORFF, Lübeck und Rußland (wie Anm. 10), S. 306.

<sup>114</sup> AHL NoF 163, Schr. Meyers vom 1. Juni 1709.

*Hoff gejaget*. Der vergangene Winter sei ihm dabei *am allerbeschwerlichsten gefallen*, weil ihm *ein deutscher ObristLeutnant mit ziemlichem Anhang*, zudem *ein Liebhaber vom Sauffen*, fast keinen Tag Ruhe oder Frieden gegönnt habe.<sup>115</sup>

Es gibt keinen Beleg dafür, daß Meyer, der für den Hof in der heißen Phase des Krieges geradestehen mußte, das Jahr 1710 überlebt hat. Aus Abrechnungen zu den Kontoren geht hervor, daß die Nachricht von der Vernichtung des Hofes in Lübeck richtig angekommen ist und daß die Kompagnie beschloß, *nicht wieder zu bauen*.<sup>116</sup>

Wie Meyer für den Hof in Novgorod war der Lübecker Bernard Warnecke zu Kriegsbeginn als Vorsteher für den Hof in Pleskau zuständig. Von ihm gelangten nach Lübeck, was die Erhaltung des Anwesens betraf, zunächst recht hoffnungsvolle Berichte. Für die Jahre 1707/08 jedoch liegen Informationen vor, die auf Krankheit und Tod dieses Hofvorstehers an der Velikaja schließen lassen. Ende August 1708 meldete sich wegen der Hinterlassenschaft ein Neffe, Jochim Warnecke, aus Archangel'sk.<sup>117</sup> – Weder in Novgorod noch in Pleskau ist es danach zu einer Wiederherstellung der Lübecker Niederlassungen gekommen.

Die Nachrichten vom Untergang der Kontore besiegeln eine Epoche des lübeckisch-hansischen Verkehrs, die sich, seit dem Mittelalter in Novgorod verankert, über fünf Jahrhunderte erstreckt hat. Am Ende des 17. Jahrhunderts kulminierten die Lübecker Umsätze russischer Produkte in ungekanntem Maß. Zwar unterbrach der Nordische Krieg diese Konjunktur in aller Schärfe. Die von Peter dem Großen durchgesetzte Konzentration des russischen Ost-West-Handels auf die neu gegründete Metropole St. Petersburg jedoch eröffnete nach dem Frieden von Nystad (1721) eindeutig günstige Perspektiven für Lübeck.

### Schlußbetrachtung

Das lübeckisch-russische Handelsverhältnis läßt sich im 17. Jahrhundert als eine beiderseits traditionsbestimmte Beziehung charakterisieren. Während jedoch in der Wirtschaft und in der Wirtschaftspolitik des Moskauer Reiches zu dieser Zeit Veränderungen stattfanden, die „modernisierende“ Akzente setzten, orientierte sich Lübeck strikt am Sachverhalt der Privilegien, die Boris Godunov 1603 der Reichsstadt erteilt hatte.

<sup>115</sup> Ebenda.

<sup>116</sup> AHL NoF 63 (Abrechnungen der Höfe in Novgorod und Pleskau, 1635–1708).

<sup>117</sup> AHL ebenda. – Vgl. weiteres hierzu bei GRASSMANN, Lübecker Hof (wie Anm. 15), S. 278–280.

Im Hinblick auf die Kontorordnung („Schra“), die der Lübecker Rat im gleichen Jahr für Novgorod und Pleskau verabschiedet hatte, erhoben sich in den 1630er Jahren zwar Stimmen, die auf eine Revision verschiedener Artikel drängten. Eindeutig aber setzte sich seitens der Novgorodfahrer eine Fraktion durch, die derartige Bestrebungen unterband. Der 1603 festgelegte Text der Schra erhielt sich bis in die Petersburger Zeit.

Zu den herausragend strittigen Punkten der Hofordnung gehörte das dort kodifizierte „Kredithandelsverbot“ (Artikel III, 3), auf das wir in der vorliegenden Untersuchung ausführlicher eingegangen sind.<sup>118</sup> Es hat sich zudem gezeigt, daß die interne Diskussion der Novgorodfahrer zur Realisierbarkeit dieser und anderer Vorschriften der Schra in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nicht abgerissen ist. Ein scharfes, an den Rat gerichtetes Schreiben der Ältesten des Kollegiums belegt 1685 die fortgesetzte Existenz konträrer Positionen. Der Vorstand wandte sich gegen eine Reihe von „Mißständen“, an oberster Stelle gegen den gängigen Einsatz von Vorschüssen, die das Kreditverbot im Rußlandhandel ad absurdum führten. Als besonders bedrohlich galt für die Älterleute außerdem die Tendenz, das in der Hofordnung verankerte Gebot der strikten Beschränkung auf Lübecker Eigenhandel (Artikel II, 1) außer acht zu lassen.<sup>119</sup>

Im Verein mit dem Kreditverbot richtete sich dieses Postulat gegen ein Eindringen der international gängigen, durch Fernhandel finanzierten Kommissionsgeschäfte in den Lübeckischen Kontorhandel am Volchov und an der Velikaja zumindest theoretisch. Es richtete sich dabei vor allem gegen die Gefahr einer kommerziellen Überfremdung durch Hamburger Häuser, falls diese sich von lübeckischen Kommissionären vor Ort vertreten ließen. Indirekt schützte das Gebot des Eigenhandels das Russengeschäft in Novgorod und Pleskau auch vor der holländischen Konkurrenz und insofern vor dem durch Amsterdam inszenierten System des „capitalisme Européen“, das sich im 17. Jahrhundert, wie Pierre Jeannin nachvollziehbar darlegen konnte, im Ostseeraum ebenso

<sup>118</sup> Vgl. oben S. 113–116, sowie Anm. 49.

<sup>119</sup> Den Wortlaut des Artikels vgl. bei SCHLÜTER, Schra (wie Anm. 9), S. 205. – Das Schreiben der Ältesten vom 15. Sept. 1685 an den Rat (wie Anm. 52), das sich auf diesen Artikel bezieht, spricht von *betrieglichen Unrichtigkeiten*, da zum Schaden der Stadt ...*von ettlichen Factoren, welche dieser Stadt mit Eyden verwandt, viel frembder Nationen guetter unterm Lübischen Nahmen nach Reußland durchgeschleiffet werden.*

wie in Archangel'sk durchgesetzt hatte.<sup>120</sup> Trotz oder wegen dieser Konstellation hatten kritische Stellungnahmen gegen die Rigidität des Artikel II, die bereits in den 1630er Jahren aktenkundig sind, kein Gehör gefunden.

Im Hinblick freilich auf das durch Privileg durchgehend fundierte Verfügungsrecht der Stadt und der Kompagnie über die seit 1603 als „lübisch“ und nicht mehr als „hansisch“ ausgewiesenen Höfe herrschte unter den Novgorodfahrern Einigkeit. „Das Contor muß erhalten werden“, dieser von den Ältesten der Novgorod- und der Rigafahrer 1612, also noch während der russischen Wirren, gegenüber Bürgermeister und Rat einhellig beschworene Grundsatz, galt unangefochten bis zum Ende des Jahrhunderts.

Dieser positiven Option jedoch entsprechen in den zeitgenössischen Akten keine Hinweise, die auf eine ansehnliche Frequentierung der Höfe durch Lübecker Kaufleute schließen lassen. In der Berichterstattung der Hofvorsteher ist die Belegung der Höfe kein Thema. Die einzige uns überlieferte Angabe stammt aus den 1630er Jahren. Sie konstatiert ein starkes Schrumpfen der Besucherzahl seit dem Beginn des Jahrhunderts. Während sich damals, heißt es, fünfzig bis sechzig Lübecker auf den Höfen versammelt hätten, fänden sich inzwischen nur sechs bis sieben und bisweilen lediglich zwei bis drei Kaufleute dort ein.<sup>121</sup> – Es gibt keinen Grund anzunehmen, daß es in den folgenden Jahrzehnten oder zumindest in den Phasen der Hochkonjunktur vor 1700 zu einer spürbar gesteigerten Besucherzahl gekommen ist. In dem Maße wie auf dem Hof logierende Lübecker gleichzeitig als Kommissionäre ihrer Mitbürger den Handel betrieben, ließen sich die Umsätze jedoch beliebig vergrößern, ohne das Verbot des Fremdhandels sichtbar zu verletzen.

Die Frage allerdings nach einer Begründung für die langfristige Fixierung Lübecks auf das Verfügungsrecht über die Kontore in Novgorod

---

<sup>120</sup> Pierre JEANNIN, *Mer Baltique, économies du Nord et capitalisme Européen depuis la fin du Moyen Age*, in: *Atti e memorie*, N.S. 32/33, 1996/1997, Società Savonese di Storia Patria, S. 149–187. – Als nahezu idealtypisch konstituierte Vertreter dieses Zusammenhangs begegnen uns in der vorstehenden Studie de facto nur der Revaler Großkaufmann Berendt Rodde und sein in Novgorod auf dem schwedischen Hof residierender Faktor Jacob Meyer. Beide jedoch standen gänzlich außerhalb des Systems der Lübecker Bruderschaft der Novgorodfahrer und der für sie geltenden Hofordnung. Wenn Meyer zur gleichen Zeit als Ältester des Lübischen Hofes amtierte, so stand das auf einem anderen Blatt. – Selbstredend gehörte zur Mitgliedschaft des uns 1667 namentlich bekannten Kollegiums (vgl. Anm. 6) eine Vielzahl von Großkaufleuten, die sich als international agierende merchant bankers einen Namen gemacht und sich, wie Johan von Gohren oder Hugo Schuckmann, auch politisch profiliert hatten.

<sup>121</sup> Diese Angaben treten in der oben (vgl. Anm. 49) zitierten Auflistung („Auffzeigung“) von Revisionsvorschlägen für eine Neuauflage der Hofordnung unter Punkt 2 auf. Mit der niedrigen Besucherzahl begründet der Antrag, daß die in Art. II, 13 der Schra vorgeschriebene, ständisch gegliederte Tischordnung realiter gegenstandslos geworden sei.

und Pleskau wird hierdurch nicht beantwortet. Das im 17. Jahrhundert ohne Rücksicht auf Arbeit und Kosten verfolgte Interesse an den Höfen hing, wie gesagt, nicht unmittelbar am kommerziellen Erfolg. Schließlich hatten sich die Niederlassungen anlässlich der Konfrontation mit den baltischen Städten, vor allem mit Reval, schon im 16. Jahrhundert als ein politischer Faktor erwiesen. Der Anspruch der Revaler Kaufmannschaft auf ein durch Gasthandelsverbote gestütztes Stapelrecht und damit de facto auf ein Monopol im Russenhandel, wandte sich bereits vor dem Livländischen Krieg (1558–1582) in erster Linie gegen Lübeck.

Daß sich das von Lübeck auf den Hansetagen damals propagierte Projekt einer Gesandtschaft nach Moskau seit den 1530er Jahren vorrangig auf eine Bestätigung der Rechte an St. Peter, der Niederlassung in Novgorod, bezog, hat unlängst Erik Tiberger herausgestellt.<sup>122</sup> Er zeigt, in welchem Maß Lübeck im Verein mit anderen Hansestädten den Verkehr in der Exklave mehrfach reaktivierte, wenn der direkte Umgang mit den Russen in Reval und Narva bedroht schien. Das Kontor fungierte insofern als Faustpfand gegen handelspolitische Schikanen der ostbaltischen Konkurrenz.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts hatte sich die Lage zugespitzt. Narva und Reval gehörten jetzt zu Schweden. Der Friedensvertrag von Tewsinn (1595) band den Handel „fremder“, das heißt nicht-schwedischer Untertanen ausschließlich an Reval und Wiborg, die somit als Stapelplätze den Rußlandverkehr kontrollierten. In diesem System galt für alle auswärtigen Handelspartner ein völliges Verbot der Narvafahrt. Das Revaler Monopol war damit perfekt.<sup>123</sup> – Im Verlauf der Verhandlungen zum Vertrag von Stolbovo (1617) scheiterte jedoch der Versuch, diese Stellung zu behaupten. Zwar hatte Stockholm den Ausschluß aller nicht-schwedischen Nationen vom nordwestrussischen Markt, das heißt vor allem den Ausschluß Lübecks, ausdrücklich gefordert. Moskau aber, effizient unterstützt von britischen und niederländischen Vermittlern, lehnte eine derartige Privilegierung der schwedisch-baltischen Untertanen ab.<sup>124</sup> Das Recht dieser Kaufleute dagegen, ihrerseits in Novgorod, Pleskau und Moskau eigene Niederlassungen zu errichten, wurde durch den Vertrag von Stolbovo bestätigt.

---

<sup>122</sup> Erik TIBERGER, *Moscow, Livonia and the Hanseatic League 1487–1550* (Acta universitatis Stockholmiensis. Studia Baltica Stockholmiensia 15), Stockholm 1995, S. 211–228.

<sup>123</sup> Hierzu Artur ATTMAN, *The Struggle for Baltic Markets. Powers in Conflict 1558–1618* (Acta Regiae Societatis Scientiarum et Litterarum Gothoburgensis. Humaniora 14), Göteborg 1979, S. 142–145. – Vgl. auch BLÜMCKE, *Berichte* (wie Anm. 17), S. XX–XXIII.

<sup>124</sup> TROEBST, *Handelskontrolle* (wie Anm. 29), S. 57–61

Im Prinzip bedrohten die maximale Machtstellung Schwedens und der potentielle Einfluß der ostbaltischen Handelsstädte auf Stockholms Politik den Lübecker Rußlandhandel im 17. Jahrhundert auch dann noch, als eine Liberalisierung der schwedischen Politik in den 1640er Jahren eine für Lübeck günstige Wende herbeigeführt hatte. Immerhin stand in Narva seit 1643 der zuvor durch den Revaler Stapel behinderte unmittelbare Zugang zum russischen Markt den westlichen Handelspartnern wieder offen. Darüberhinaus führte im Jahr 1648 die Revision des schwedischen Zollsystems zu einer beachtlichen Senkung der Zölle in Reval, Narva und Nyen. Eine hierauf folgende, signifikante Steigerung der Außenumsätze entfaltete sich besonders in Narva.

Nach dem Frieden von Kardis (1661), also spätestens im letzten Drittel des Jahrhunderts, verzeichneten Narvas Exporte, in denen neben Hanf und Flachs nunmehr auch Juchtenleder kräftig zu Buch schlug, fortgesetzte Expansionsschübe.<sup>125</sup> Wie in Archangel'sk beruhte dieses Wachstum auf dem Zusammenspiel eines flexiblen, durch russische Großkaufleute finanzierten Exportpotentials mit der anhaltenden Nachfrage des Westens nach einem preisgünstigen Massenerzeugnis der Lederbranche. Auf das Produkt „Rohte Novgorodter Jufften“ stießen wir in Caspar Roddes Geschäftsbuch. Auf eine „Große Juchtenmanufaktur“ in Novgorod wiederum verweist eine schwedische Karte von 1673/74.<sup>126</sup>

Es wäre allerdings verfehlt anzunehmen, daß die Kontore in Novgorod und Pleskau eine maßgebende Rolle beim Wachstum des Lübecker Rußlandhandels gespielt haben. Eindeutig hingegen erklärt sich, wie wir gesehen haben, die auffällige Expansion mit einer veränderten Importstruktur, also damit, daß nun auch Juchten die Trave in bedeutenden Mengen erreichten. Es liegt auf der Hand, daß Narvas Juchtenausfuhr, die sich zu rund 90 Prozent auf Lübeck richtete, dabei den Ausschlag gegeben hat. Die Anziehungskraft aber, die im Ostseeraum ausgerechnet Lübeck auf das herausragende Erzeugnis der Moskauer Lederwirtschaft ausübte, hatte Tradition. Wenn sich im Mittelalter höchst wertvolle Handelsgüter wie Pelzwerk und Wachs für den westwärts gerichteten Landtransport über Lübeck empfohlen, so galt Entsprechendes für russisches Juchtenleder in der Neuzeit. Nun verband sich der attraktive Transitverkehr durch Lübeck mit dem Vorteil, daß die zur See für höherwertiges Handelsgut fällige Belastung des Sundzolls entfiel.

Die für Lübeck günstige Konstellation stand jedoch, während sie sich über Jahrzehnte bewährte, in politischer Hinsicht auf schwachem Fun-

---

<sup>125</sup> PIJRIMJAE, Sostav (wie Anm. 31), S. 56f u. S. 92–94. – Vgl. auch HARDER-GERSDORFF, *Avoiding Sound traffic* (wie Anm. 109), S. 246–248.

<sup>126</sup> Wiedergabe bei ANGERMANN, *Lübecker Hof* (wie Anm. 13), S. 84.



dament. Daß nämlich die Machtbalance zwischen Moskau und Schweden mit den Friedensschlüssen von Stolbovo und Kardis nicht endgültig hergestellt war, galt als offenes Geheimnis. Darüberhinaus war anzunehmen, daß Kriegshandlungen sich im Ernstfall zwangsläufig im östlichen Bereich der Ostsee abspielen mußten. Der Ausbruch des Nordischen Krieges mit dem schwedischen Sieg bei Narva am Ende des Jahres 1700 entsprach diesem Bild. – Da alles weitere offen blieb, ließen sich die handelspolitischen Folgen für Lübeck nicht einschätzen. Deshalb war es konsequent, daß sich die Novgorodfahrer-Kompagnie für die Besetzung und den Erhalt der Höfe am Volchov und an der Velikaja solange stark machte, bis die Würfel im Sommer 1709 anlässlich der Schlacht bei Poltava endgültig zugunsten der russischen Seite gefallen waren.

Zwar beriefen sich die Vertreter der Stadt Lübeck und der Kompagnie der Novgorodfahrer bei politisch-diplomatischen Kontakten mit St. Petersburg gelegentlich auch danach noch auf ihren historischen Anspruch in Novgorod und Pleskau. Ein energischer Vorstoß zur Restituierung der alten Verhältnisse aber, etwa nach dem Muster der Hansischen Gesandtschaft im Jahr 1603, stand definitiv nicht mehr auf dem Programm.



# ANFÄNGE VON STADT UND HAFEN SANKT PETERSBURG

(Zum 300. Jahrestag der Stadtgründung)

von Peter Hoffmann

Vor 300 Jahren wurde an der Mündung der Neva in den Finnischen Meerbusen eine Stadt gegründet, die nicht nur die Geschichte Rußlands sondern des gesamten Ostseeraums maßgeblich beeinflussen sollte, die Stadt Sankt Petersburg.

Diese Stadtgründung hatte ihre weit zurückreichende Vorgeschichte. Seit dem frühen Mittelalter war das Gebiet, in dem diese Stadt entstehen sollte, immer Bindeglied und zugleich Zankapfel baltisch-russischer Beziehungen gewesen.

Der altrussische Staat wird nach dem Sitz des Großfürsten als Kiever Rus' bezeichnet. Ein wichtiges, weitgehend selbständiges Fürstentum innerhalb dieses Kiever Staates bildete im Nordwesten des großen altrussischen Staatsterritoriums seit dem 10. Jahrhundert die Bojarenrepublik Novgorod, die rasch überregionale Bedeutung erlangen konnte. Ihr Machtbereich erstreckte sich vom Peipussee im Westen bis in die nördlichen Ausläufer des Urals, erfaßte damit auch die „Ižorskaja zemlja“, wie das Gebiet entlang dem Finnischen Meerbusen vom heutigen Estland bis über die Neva-Mündung hinaus nach Südfinnland seinerzeit genannt wurde. Hier lebten sowohl Angehörige baltischer und finnischer als auch ostslawischer Völkerschaften.

Erstmals geriet diese Region in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts stärker ins internationale Blickfeld. Es war die Zeit des Einfalls der Mongolen-Tataren von Osten her in das Reich der Rus' – 1240 wurde von ihnen Kiev erobert und zerstört. Zur gleichen Zeit griffen Ordensritter aus dem baltischen Raum das Novgoroder und Pskover Gebiet an, während schwedische Ritter an der Neva landeten, um dieses Gebiet ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Im Juli 1240 schlug Fürst Aleksandr Jaroslavič mit einem Novgoroder Aufgebot dieses Ritterheer; der Sieg brachte ihm den Beinamen Nevskij.<sup>1</sup> Hier ist auf dieses Ereignis zu verweisen, weil noch

---

<sup>1</sup> И. П. Шаскольский Борьба Руси против крестоносной агрессии на берегах Балтики в XII–XIII вв., Leningrad 1978, S. 157ff. (unter Ausnutzung u.a. auch deutscher, schwedischer, finnischer, estnischer Literatur – vgl. Literatur- und Quellenübersicht S. 7ff.).



St.-Petersburg. Anonymer Stadtplan von 1716 (aus: «Петербург-Ленинград», Т. 1, Ленинград 1957)

während des Nordischen Krieges im Jahre 1710 in Erinnerung an diesen Sieg auf direkte Weisung des Zaren Peters I. in der entstehenden Stadt Sankt-Petersburg eine Kirche zu Ehren des bereits 1380 zu einem der bedeutendsten Heiligen der russisch-orthodoxen Kirche erhobenen Aleksandr Nevskij errichtet worden ist. Man nahm damals an, daß an

dieser Stelle Aleksandr Nevskij seinen für die Geschichte Rußlands so wichtigen Sieg errungen habe, spätere Forschungen weisen auf einen anderen Ort etwa vierzig Kilometer flußaufwärts hin. Der Bau dieser ersten, 1713 geweihten hölzernen Kirche, bei der bald darauf ein Kloster entstanden ist, war in seiner Zeit eine politische Demonstration: Der Zar wollte damit unterstreichen, daß die neue Stadt an der Neva an einem für die russische Geschichte bedeutsamen, historischen Ort entstanden ist, der dem alten Moskau in nichts nachsteht. Das Aleksandr-Nevskij-Kloster betrieb mit eigenen Arbeitskräften eine Sägemühle, eine Ziegelei sowie ein Hospital, 1720 wurden hier eine Schule und eine Druckerei eingerichtet. Damit erhielt es in der Aufbauphase der Stadt eine besondere Bedeutung. Nachdem unter ständiger Aufsicht des Zaren die ersten steinernen Gebäude für das neue Kloster errichtet worden waren, wurde 1724 die steinerne Kirche geweiht und in ihr die aus Jaroslavl' an der Kljaz'ma nach Petersburg verbrachten sterblichen Überreste Aleksandr Nevskijs beigesetzt. 1796 erhielt das zum Bischofssitz erhobene Kloster den heutigen Namen Александрo-Невская лавра (Alexander-Nevskij-Kloster – im Russischen wird zwischen einem einfachen Kloster [монастырь] und einem Kloster als Bischofssitz [лавра] unterschieden).<sup>2</sup>

Nach dem Scheitern der schwedischen Aggression im 13. Jahrhundert blieb dieses Gebiet eine wichtige Kontaktzone zwischen Ost und West, blieben die Traditionen eines entwickelten Handels mit den Nachbarn im Westen bedeutsam.<sup>3</sup> Bis 1494, bis zum Anschluß an den Moskauer Staat, bestand in Novgorod ein selbständiges Hansekontor mit vielfältigen Privilegien;<sup>4</sup> für die Hansestadt Reval galt auch noch im 16. und 17. Jahrhundert der Rußlandhandel, also der Handel vor allem mit den nordwestrussischen Städten Novgorod und Pskov und deren Hinterland, als „eine Grundlage ihrer Existenz“.<sup>5</sup>

Schon unter Novgoroder und dann unter Moskauer Herrschaft war die strategische Bedeutung des Gebietes an der Neva-Mündung durchaus erkannt worden. In dieser frühen Zeit wurde deshalb auf einer Insel im

---

<sup>2</sup> Vgl. А. И. Кудрявцев / Г. Н. Шкода: Александрo-Невская лавра. Архитектурный ансамбль и памятники некрополи. Leningrad 1986.

<sup>3</sup> Vgl. А. Л. Хорошкевич: Торговля Великого Новгорода с Прибалтики и Западной Европы в XIV–XV веках, Moskau 1963; Н. А. Казакова: Русско-ливонские и русско-ганзейские отношения XVI в., Leningrad 1975.

<sup>4</sup> Vgl. Е. Ф. Рыбина: Археологические очерки истории новгородской торговли X–XIV вв. Moskau 1978.

<sup>5</sup> Vgl. А. Flöttmann: Der Revaler Russlandhandel von 1509 bis 1558, in: N. Angermann (Hrsg.): Deutschland – Livland – Russland. Ihre Beziehungen vom 15. bis zum 17. Jahrhundert, Lüneburg 1988, S. 111.

Ausfluß der Neva aus dem Ladogasee eine Festung errichtet – Orešek.<sup>6</sup> Als zweite dieses Gebiet sichernde Bastion galt an der Grenze zum estnischen Territorium die gegenüber der Stadt Narva in der Nähe der Mündung in den Finnischen Meerbusen am östlichen Ufer des Flusses Narva gelegene 1492 gegründete Festung Ivangorod.<sup>7</sup>

Der im 15. und 16. Jahrhundert entstandene Moskauer Staat dehnte sich im 17. Jahrhundert rasch nach Süden (ukrainische Gebiete), nach Mittelasien und besonders nach Osten aus, 1648 war mit der Gründung von Ochotsk der Pazifische Ozean erreicht worden. Weniger glücklich war in der gleichen Zeit seine nach Westen gerichtete Politik. Nach schweren Niederlagen hatte er im Frieden von Stolbovo 1617 das Gebiet an der Neva-Mündung an Schweden abtreten müssen. Unter schwedischer Herrschaft erhielt es den Namen Ingermanland.<sup>8</sup> Mit dem Verlust Ingermanlands verlor der Moskauer Staat seinen Zugang zum Finnischen Meerbusen und damit zur Ostsee. Für den russischen Ostseehandel bedeutete das den Verlust der Selbständigkeit, denn die durch schwedisches Gebiet verlaufenden Handelsstraßen wurden natürlich vom schwedischen Zoll kontrolliert und konnten jederzeit willkürlich unterbrochen werden.<sup>9</sup>

Für den schwedischen Staat bedeutete der Erwerb Ingermanlands eine Abrundung seines jenseits der Ostsee gelegenen Besitzstandes. Seit dem 16. Jahrhundert hatte Schweden systematisch sein Territorium erweitert, inzwischen gehörten Pommern mit Stettin, dann die baltischen Länder Livland und Estland sowie Finnland zum Schwedischen Reich. Faktisch war damit die östliche Ostsee zu einem schwedischen Binnenmeer geworden. Nur die unter polnischer Lehnhoheit stehenden Herzogtümer Preußen mit Königsberg, weiterhin Kurland sowie das zum polnischen Staat gehörende Gebiet an der Weichselmündung waren der schwedischen Botmäßigkeit entzogen.<sup>10</sup>

<sup>6</sup> Vgl. А. Н. Кирпичников / В. М. Сивков: Крепость „Орешек“, Leningrad 1972; А. Н. Кирпичников: Древний Орешек. Историко-археологические очерки о городе-крепости в истоке Невы. Leningrad 1980.

<sup>7</sup> Vgl. Крепость Ивангород. Новые открытия. S. Petersburg 1997.

<sup>8</sup> Vgl. E. AMBURGER: Ingermanland. Eine junge Provinz Russlands im Wirkungsbereich der Residenz und Weltstadt St. Petersburg – Leningrad (Beiträge zur Geschichte Osteuropas 13), Köln–Wien 1980, Bd. I, S. 1.

<sup>9</sup> Vgl. И. П. Шаскольский: Столбовский мир 1617 г. и торговые отношения России со шведским государством. Moskau-Leningrad 1964; AMBURGER: Ingermanland, Bd. I, S. 37ff. (Kapitel: Die schwedische Zeit 1610–1703).

<sup>10</sup> Vgl. zur schwedischen Politik gegenüber Rußland S. TROEBST: Handelskontrolle – „Derivation“ – Eindämmung. Schwedische Moskaupolitik 1617–1661 (Veröffentlichungen des Osteuropa-Instituts München. Reihe Forschungen zum Ostseeraum 2), München 1997.

Nachdem das Gebiet Ingermanland von Schweden in Besitz genommen worden war, wurde dieses neuerworbene Gebiet entsprechend gesichert, sowohl Ivangorod und Narva, die zu einer Anlage vereinigt wurden, als auch Orešek, das in Nöteborg umbenannt worden war, wurden weiter ausgebaut und ihre Befestigungsanlagen verstärkt.

Für Zar Peter I. war die Eroberung des Zugangs zur Ostsee das wesentliche Ziel des von ihm gemeinsam mit seinen Verbündeten Dänemark und Sachsen/Polen ausgelösten Nordischen Krieges 1700–1721. Seinen ersten Angriff hatte er im Spätherbst 1700 gegen Narva gerichtet,<sup>11</sup> aber im Dezember des Jahres wurden dort die die Stadt belagernden russischen Truppen von den hier unerwartet auftauchenden Truppen des schwedischen Königs Karl XII. vernichtend geschlagen. Da Karl XII. glaubte, die Russen für mehrere Jahre ausgeschaltet zu haben, wandte er sich gegen seine anderen Gegner, vor allem gegen August II., Kurfürst von Sachsen (zugleich auch König von Polen), der zu dieser Zeit Riga belagerte. Zar Peter benutzte die ihm damit gebotene „Ruhepause“, um mit neu aufgestellten Truppen bereits 1702 die schwedische Festung Nöteborg anzugreifen, die nach längeren, für beide Seiten verlustreichen Kämpfen am 12./23. Oktober 1702 kapitulierte. Peter meinte, damit den Zugang zur Ostsee errungen zu haben, weshalb er diese Festung in „Schlüsselburg“ (Шлиссельбург) umbenannte.

Bei den zahlenmäßig schwachen schwedischen Truppen der Region löste dieser russische Sieg Panik aus, schwedische Einwohner verließen fluchtartig die aus Holzhäusern bestehende Stadt Nyen<sup>12</sup> an der Mündung der Ohta in die Neva; die übrigen Einwohner wurden gezwungen, ihre Häuser zu verlassen. Dann wurde die Stadt selbst verbrannt. Damit erklärt sich die bisher unbeantwortete Frage, was aus dieser für den schwedischen Handel doch bedeutsamen Stadt geworden ist.<sup>13</sup> Die schwedische Garnison verschanzte sich in der gegenüber der Stadt am östlichen Ufer der Ohta gelegenen Bastion Nyenschanz, aber ihre Moral war bereits gebrochen; die schwedischen Soldaten waren nicht mehr bereit, wie in Schlüsselburg energischen Widerstand zu leisten. Aber im Herbst 1702 blieb der von ihnen erwartete weitere Vormarsch der russischen Truppen noch aus.

---

<sup>11</sup> Vgl. hierzu J.-P. FINDEISEN: Karl XII. von Schweden. Ein König, der zum Mythos wurde, Berlin 1992, S. 50ff.; X. ПАЛЛИ: Между двумя боями за Нарву. Эстония в первые годы Северной войны 1701–1704, Tallin 1966, S. 113ff.

<sup>12</sup> AMBURGER: Ingermanland, Band I, S. 44.

<sup>13</sup> И. П. Шаскольский: Ижорская земля (Ингермандия) в последние месяцы Шведской власти (1702–1703 гг.). In: Древнейшие государства на территории СССР. Материалы и исследования. 1987 год. Moskau 1989, S. 147f.; Amburger ist die Selbstzerstörung der Stadt durch die Schweden vor dem Anmarsch russischer Truppen offensichtlich unbekannt geblieben (Vgl. AMBURGER: Ingermanland, Band I, S. 44)

Erst im Frühjahr 1703 marschierte Zar Peter mit seinen Truppen entlang der Neva zum Finnischen Meerbusen. Und jetzt mußte er erkennen, daß Schlüsselburg doch recht weit im Hinterland gelegen ist. Die Bastion Nyenschanz im Mündungsgebiet der Neva leistete keinen ernsthaften Widerstand. Die jetzt weit im Hinterland liegende Festung Schlüsselburg blieb für eine Verteidigung des Zugangs zur Ostsee von untergeordneter Bedeutung. In der russischen Geschichte gewann sie jedoch schon bald als Staatsgefängnis einen besonderen Ruf, hier war unter anderen in den fünfziger und sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts der unglückliche Zar Ivan VI. Antonovič eingekerkert.<sup>14</sup>

Auch Nyenschanz, auf dem nördlichen Ufer der Neva hinter der Mündung der Ohta in die Neva gelegen, war für eine Verteidigung der Neva-Mündung zur Seeseite hin ungeeignet. Deshalb begann der Zar bereits am 16. Mai 1703 (a. St.) auf einer Insel in der Neva-Mündung mit dem Bau einer neuen Befestigungsanlage, der Peter-Pauls-Festung. Dieses Datum gilt als Gründungsdatum der bald darauf gegenüber der Festung im Sumpfgebiet auf beiden Seiten des Flusses entstehenden neuen Siedlungen, die rasch zur Stadt Sankt-Petersburg, anfangs Sankt Pieterburch (Санкт-Питербурх) geschrieben, zusammenwuchsen. Mit der schnellen Ausdehnung dieser Stadt sowohl auf beiden Neva-Ufern als auch auf der der Peter-Pauls-Festung vorgelagerten Vasil'ev-Insel lag die ursprünglich zur Verteidigung der Neva-Mündung errichtete Festung mitten in der Stadt.

In vielen Darstellungen zur Vor- und Frühgeschichte Petersburgs findet sich die Behauptung, daß Petersburg in einer unwirtlichen, unbewohnbaren, sumpfigen Region erbaut worden sei. Aber das stimmt in dieser absoluten Form nicht. Ingermanland war durchaus nicht unbewohnbar und unbewohnt. Im Gebiet der späteren Stadt Sankt Petersburg gab es in schwedischer Zeit 46 Dörfer und Einzelgehöfte, alleine im Bereich der Innenstadt auf den zentralgelegenen größeren Inseln 16 Dörfer.<sup>15</sup> Und noch am Ende des 18. Jahrhunderts gab es in der Nordwest-Ecke von Vasil'ev-ostrov ein außerhalb der eigentlichen Stadt liegendes finnisches Dorf.<sup>16</sup> Aber die klimatischen Bedingungen und die Bonität des Bodens

<sup>14</sup> М. В. ГЕРНЕТ История царской тюрьмы. Bd, 1, Moskau 1951; Г. П. ДАНИЛЕВСКИЙ: Мирович (dieser auf Quellen und mündlichen Überlieferungen beruhende Roman ist vielfach nachgedruckt worden); М.А. Корф: Брауншвейгское семейство. Moskau 1993.

<sup>15</sup> Vgl. О. Г. АГЕЕВА: «Величайший и славнейший более всех градов в свете...» – град святого Петра. Петербург в русском общественном сознании начала XVIII века. S. Petersburg 1999, S. 76ff.; В. В. МАВРОДИН: Основание Петербурга. Leningrad 1978, S. 67f. zählt verschiedene heute im Stadtgebiet liegenden Dörfer auf.

<sup>16</sup> И. Г. ГЕОРГИ: Основание российско-императорского столичного города Санкт-Петербурга и достопамятностей в окрестностях онаго. Teil 1–3, S. Petersburg 1794; Nachdruck S. Petersburg 1996, S. 130 (§ 232).



begrenzten die Ernteerträge, eine Versorgung der ständig wachsenden Stadt aus der Region heraus war deshalb nicht möglich.

Die fast hundertjährige Zeit der schwedischen Besatzung hatte in Ingermanland die Bevölkerungsstruktur nicht verändert. Neben baltisch-finnischen Bewohnern lebten hier auch weiterhin viele Russen. Die ostslawisch-russischen Traditionen waren in dieser Zeit zurückgedrängt worden, aber nach wie vor sprach ein großer Teil der Bevölkerung russisch als Muttersprache und gehörte zur russisch-orthodoxen Kirche. An diese in Ingermanland vorhandenen Traditionen hat Zar Peter I. bei der Eroberung dieses Gebietes angeknüpft, als er hier seine neue Hauptstadt errichten ließ.

Mit der schnellen Ausdehnung der in die Stadt einbezogenen Flächen sowohl auf beiden Neva-Ufern als auch auf der der Peter-Pauls-Festung vorgelagerten Vasil'ev-Insel (Васильевский остров) lag die zur Verteidigung der Neva-Mündung errichtete Festung mitten in der Stadt. Es ist immerhin bezeichnend, daß im 18. und 19. Jahrhundert von keiner der im Petersburger Stadtgebiet errichteten Festungen auch nur ein einziger Schuß gegen den Feind abgefeuert worden ist. Und doch war die Wahl gerade dieser Insel für die Anlage der Festung aus der Situation heraus gut überlegt: Vor der Spitze der Vasil'ev-Insel gabelt sich die Neva in zwei Arme, an dieser Stelle konnte das Fahrwasser des Flusses von einer Befestigungsanlage in der Mitte des Stromes kontrolliert werden, durch hier eingesetzte Artillerie war ein weiteres Vordringen feindlicher Schiffe erfolgreich zu verhindern. Das war für die russischen Truppen zu jener Zeit, da sie noch nicht über Seestreitkräfte verfügten, von entscheidender Bedeutung.<sup>17</sup> So zeugt die Wahl des Standortes dieser Festungsanlage, die für den heutigen Besucher der Stadt unverständlich erscheinen mag, vom strategischen Denken des Zaren.

In der russischen Geschichte des 17. und 18. Jahrhundert war die Errichtung einer Stadt „auf der grünen Wiese“ nichts Besonderes. Mit der Ausweitung des russischen Staatsterritoriums nach Osten und Süden wurde in den neuerworbenen Gebieten die Errichtung von Verwaltungszentren, an den Grenzen der Bau von Verteidigungsanlagen notwendig. In beiden Fällen konnten solche Gründungen zum Ausgangspunkt neuer Städte werden. So sind in der Zeit von 1690 bis 1710 unter anderen die Städte Taganrog, Omsk, Semipalatinsk entstanden.<sup>18</sup> Eine andere Möglichkeit der Entstehung neuer Städte war mit dem Aufbau größerer Betriebe vor allem des Eisenhüttenwesens oder dem Erschließen von Berg-

---

<sup>17</sup> Vgl. М. В. ИОГАНСЕН: К вопросу об авторе генерального плана Петербуга петровского времени. In: От средневековия к новому времени. Материалы и исследования по русскому искусству XVIII-первой половины XIX века, Moskau 1984, S. 53.

<sup>18</sup> Vgl. АГЕЕВА: Величайший и славнейший более всех градов..., S. 5.

werken verbunden. Bei diesen Werken waren Siedlungen für die Arbeiter notwendig, die sich zu Städten entwickeln konnten. Auf diese Weise sind beispielsweise 1703 Petrozavodsk am Onegasee<sup>19</sup> und 1723 Ekaterinburg (in der Sowjetzeit: Sverdlovsk) im südlichen Uralgebiet<sup>20</sup> entstanden. Die Entwicklung der Stadt an der Neva-Mündung unterschied sich jedoch grundlegend von der Geschichte aller dieser anderen neugegründeten Städte.

Wenden wir uns zuerst dem Aufbau der Stadt selbst zu: Anfangs hatten Festungsbauten eindeutigen Vorrang. Schon im Sommer 1703 ankeren die ersten sieben am Ladogasee gebauten russischen Schiffe vor der neuen, noch im Bau befindlichen Festung. Gegenüber der Peter-Pauls-Festung begann am 5. November 1704 auf der südlich der Neva gelegenen Admiralitätsinsel der Aufbau der durch Graben und Wall befestigten „Admiralität,“ so wurde die hier errichtete Werft zum Bau großer Kriegsschiffe offiziell genannt. Die vorläufigen Erdwälle der Peter-Pauls-Festung wurden seit 1706 nach und nach durch steinerne, bis zu 12 m hohe Bastionen ersetzt. Diese Arbeiten zogen sich über viele Jahre hin, denn zu allen Zeiten mußte die Gefechtsbereitschaft der Anlagen gewährleistet sein.

Nach der Vernichtung der schwedischen Armee Karls XII. in der Schlacht bei Poltava 1709 trat der planmäßige Ausbau der Stadt an der Neva in eine neue Phase. Bezeichnend ist Peters Kommentar zu diesem Sieg: „Erst jetzt ist der Grundstein Petersburgs mit Gottes Hilfe endgültig gelegt.“<sup>21</sup> Und auf einen weiteren, nicht weniger bedeutsamen Grund für die rasche Entwicklung der Stadt im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts ist zu verweisen: Die befestigten baltischen Städte Riga, Dünamünde, Pernau und Reval hatten 1710 kapituliert, und im gleichen Jahr konnten auch Vyborg<sup>22</sup> und Kexholm erobert werden. Damit waren Estland und Livland sowie Südfinnland in russischer Hand, von der Landseite her entfiel die unmittelbare Bedrohung der Stadt an der Neva-Mündung. Jetzt erst konnte die Phase eines raschen intensiven Ausbaus der neuen Stadt beginnen.

In der Geschichte des Aufbaus der Stadt Sankt Petersburg werden für die ersten beiden Jahrzehnte drei Phasen unterschieden – in der ersten

<sup>19</sup> Vgl. А. П. ГЛАГОЛЕВА: Олонецкие заводы в первой четверти XVIII века, Москва 1957; Г. М. КОВАЛЕНКО: Первые металлургические заводы в Карелии (1670–1703), Leningrad 1979.

<sup>20</sup> Vgl. C. GRAU: Der Wirtschaftsorganisator, Staatsmann und Wissenschaftler Vasilij N. Tatisščev (1686–1750) (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas XIII). Berlin 1963, S. 32ff.; И. М. ШАКИНКО: Васильев Татищев, Sverdlovsk 1986, S. 70ff.

<sup>21</sup> „Ныне уже совершенной камень во основание Санктъ-Петербурху положен с помощью божнею“. Письма и бумаги императора Петра Великого. Band IX/1, Moskau-Leningrad 1950, S. 231 (Nr. 3259).

<sup>22</sup> Vgl. М. ВАСИЛЬЕВ: Осала и взятие Выборга русскими войсками и флотом в 1710 г., Moskau 1953.

Zeit wurden fast ausschließlich Holzbauten errichtet, nach dem Sieg bei Poltava (1709) ging man verstärkt zur Fachwerkbauweise über, seit etwa 1715 dominierten dann im zentralen Teil der Stadt Steinbauten. In den ersten Jahrzehnten des Bestehens der Stadt wurden alle wichtigen Bauten von staatlichen Behörden errichtet.

Anfangs stand bei der Planung der Bauten in der Stadt das Prinzip der Nützlichkeit eindeutig im Vordergrund, erst im zweiten Jahrzehnt trat als ein weiterer Aspekt das Bestreben in den Vordergrund, der neuen Stadt eine besondere Funktion zu geben, nämlich die Macht des Staates zu repräsentieren. Es sollte eine vorbildliche, in ihrer Art einmalige Stadtanlage geschaffen werden. In diesem Sinne griff Zar Peter immer wieder direkt in die Planung und Bebauung der Stadt ein.<sup>23</sup> Um seine hochgesteckten Ziele zu erreichen, scheute der Zar keine Mühen.

Den Idealvorstellungen seiner Zeit entsprechend, ging Zar Peter beim Aufbau seiner Stadt und seines Staates von Grundsätzen einer strengen Regulierung aus: Seine neue Hauptstadt sollte diese Bestrebungen zum Ausdruck bringen. Dementsprechend wurde ein Grundriß mit klaren geometrischen Formen angestrebt. Die für den Aufbau Sankt Petersburgs in seiner frühen Phase gültigen Grundprinzipien, wie sie sich aus den unterschiedlichen, sich im Laufe der Zeit verändernden und nicht immer konsequenten Maßnahmen des Zaren Peter ableiten lassen, wurden von Sergej Pavlovič Luppov in vier Punkten zusammengefaßt:

Ziel des Zaren war es,

1. eine wohlgestaltete Stadt mit breiten geraden Straßen und vielen Kanälen zu schaffen;
2. die Wasserwege (Neva, Nebenarme und Nebenflüsse sowie die verschiedenen Kanäle) sollten zu Hauptverkehrswegen der Stadt werden, die Stadt sollte sich vor allem in Richtung auf das Meer hin ausdehnen;
3. alle Bauvorhaben in der Stadt waren streng zu reglementieren;
4. die verschiedenen sozialen Gruppen der Stadtbevölkerung sollten regional getrennt in unterschiedlichen Stadtgebieten wohnen.<sup>24</sup>

Diese Forderungen bestimmten – in unterschiedlicher Weise – das Baugehen in der Stadt weit über die petrinische Zeit hinaus, wenn auch zwischen Ideal und Wirklichkeit unüberbrückbare Gegensätze bestanden.

<sup>23</sup> Vgl. ИОГАНСЕН: К вопросу об авторе, S. 50ff.; vgl. zur Architekturgeschichte der Stadt A. W. BUNIN: Geschichte des russischen Städtebaus, Berlin 1961, S. 129ff. sowie И. А. ЕВСИНА: Архитектурная теория в России XVIII в., Moskau 1975, vor allem S. 25ff.

<sup>24</sup> С. П. ЛУПPOB: История строительства Петербурга в первой четверти XVIII века, Moskau–Leningrad 1957, S. 24.

Ein „Grundzug“ der petrinischen Planung wurde von seinen Nachfolgern aufgegriffen und bestimmt auch heute das Bild der Innenstadt: Die Architektur Petersburgs zeigt vor allem in der offiziellen Bebauung einen Hang zur Repräsentation und zur Monumentalität.<sup>25</sup> In Darstellungen zur Stadtgeschichte und besonders zur Architektur der Stadt wird diese Tendenz – bewußt oder unbewußt – zwar einbezogen, aber meist nicht direkt angesprochen.

Anfangs wurden zum Aufbau der neuen Stadt im Sumpfgebiet der Neva aus dem ganzen Land Arbeitskräfte zusammengetrieben, die zwei, später drei Monate dort arbeiten sollten. Eingesetzt werden konnten diese Menschen nur für wenig qualifizierte Arbeiten, etwa Erd- und Transportarbeiten, Einrammen von Pfählen, Ausheben von Kanälen und dergleichen. In den ersten beiden Jahrzehnten wurden jährlich bis zu 40 000 Mann teilweise sogar aus Sibirien nach Petersburg geholt. In den weit entfernt liegenden Gebieten wurden diese Arbeitsleistungen aber schon bald durch Geldforderungen ersetzt; nach 1721 mußten keine Arbeiter mehr zur Saisonarbeit zwangsweise in die Stadt kommen.<sup>26</sup> Die Arbeitsverpflichtung wurde durch eine Geldforderung ersetzt.

Berichtenswert sind Details, die Luppov über die Prozedur des Eintreibens dieser Abgabe und ihrer Weitersendung nach Petersburg gibt. Von der Bevölkerung wurde die Zahlung in Kupfermünze gefordert. In Moskau wurden diese Gelder gesammelt und von vereidigten Geldzählern in Säcke verpackt. Diese Säcke waren mit dem Zeichen des Geldzählers und dem Staatssiegel verplombt.<sup>27</sup> Die weiteren Angaben von Luppov sind jedoch in Zweifel zu ziehen. Er behauptet, dass jeweils 2 500 Rubel in einer besonderen Kiste zum Transport zusammengestellt worden seien. Da ein Rubel Kupfermünze damals rund 1 Kg wog,<sup>28</sup> würden solche Kisten ein Gewicht von etwa 2 1/2 Tonnen haben, was bei den damaligen technischen Gegebenheiten als unmöglich anzusehen ist. Entweder wurden keine Kupfermünzen verpackt oder aber der Betrag kann nicht stimmen. Weiterhin weist Luppov darauf hin, dass der Zar die Übersendung der jährlichen Geldmittel von Moskau nach Petersburg im Februar-März forderte, damit – wie Luppov betont – das Geld vor Beginn der Bausaison in Petersburg sein solle. Hier ist jedoch zu ergänzen, daß zugleich offensichtlich auch die für den Transport günstigere Schlitzenbahn ausgenutzt werden sollte.

<sup>25</sup> Vgl. BUNIN: Geschichte des russischen Städtebaus, S. 138.

<sup>26</sup> Vgl. ЛУПPOB: История строительства Петербурга, S. 79ff., 85.

<sup>27</sup> Ebenda, S. 169.

<sup>28</sup> Vgl. В. В. УЗДЕННИКОВ: Монеты России 1700–1917, Moskau 1985 S. 417 (Eine Den'ga der Prägungen 1700–1718 wog beispielsweise zwischen 4,1 und 6,4 g).

Zu den Bauarbeiten in Petersburg wurden auch Soldaten – beispielsweise beim Bau der Peter-Pauls-Festung und der Admiralität – eingesetzt. Weiterhin arbeiteten auf den Baustellen in der neuen Stadt viele Sträflinge und auch schwedische Kriegsgefangene, wobei der Einsatz von Fachkräften, die es unter den Gefangenen gab, besonders gefördert wurde.<sup>29</sup> Viele dieser Gefangenen arbeiteten „auf Versprechen“ (на пароле), das heißt, sie konnten sich ohne Aufsicht frei bewegen. Von diesen Kriegsgefangenen wurde 1718 die Spitze der Peterpauls-Kirche in der gleichnamigen Festung errichtet.<sup>30</sup> Die schwedischen Gefangenen wurden für ihre Arbeit entlohnt – der einfache Arbeiter erhielt 10 Altyn (30 Kopeken) im Monat, ein Facharbeiter konnte bis zu 30 Altyn im Monat erhalten.<sup>31</sup>

Die schwere Arbeit unter anfangs unzulänglichen Bedingungen forderte viele Opfer. Wie viele Menschen dabei zugrunde gegangen sind, läßt sich nicht mehr feststellen. Von Ausländern werden offensichtlich überhöhte Zahlen angeführt, Christian Friedrich Weber spricht von 100 000 Toten,<sup>32</sup> Johann Gotthilf Vockerodt sogar von 200 000 Toten.<sup>33</sup> Die Sterblichkeit war in Petersburg jedenfalls höher als bei dem Aufbau anderer neuer russischer Städte. Statistiken sind aus dieser Zeit nicht bekannt, offensichtlich wurden zu damaligen Zeiten keine entsprechenden Aufzeichnungen gemacht.<sup>34</sup> Zur Vorsicht mahnt ein Bericht aus dem Jahre 1716: Von den 3 632 eingesetzten Arbeitern waren 738 geflohen und 27 verstorben.<sup>35</sup> Eine geradlinige Hochrechnung solcher Angaben, wie sie Ol'ga Genievna Ageeva vornimmt, erscheint jedoch nicht ausreichend begründet, denn der von ihr genutzte Bericht gehört nicht in die Anfangszeit des Aufbaus der Neva-Stadt, in der die Belastungen für die ein-

<sup>29</sup> Vgl. Л. Н. СЕМЕНОВА: Участие шведских мастеровых в строительстве Петербурга (первая четверть XVIII в.). In: Исторические связи Скандинавии и России. IX–XX вв. Сборник статей. Leningrad 1970, S. 272ff.; СЕМЕНОВА: Быт и население Санкт-Петербурга (XVIII век), S. Petersburg 1998, S. 79ff.

<sup>30</sup> СЕМЕНОВА: Участие шведских мастеровых, S. 274.

<sup>31</sup> Ebenda, S. 275.

<sup>32</sup> CHR. FR. WEBER: Das veränderte Rußland, Teil I, Frankfurt-Leipzig 1738 (Reprint Hildesheim-Zürich-New York 1992), S. 447, vgl. Ю. Н. БЕСПЯТЫХ: Петербург Петра I в иностранных описаниях, Leningrad 1991, S. 175. Diese Angabe übernahm Peter Heinrich Bruce, vgl. БЕСПЯТЫХ: Петербург Петра I, S. 175; АГЕЕВА: Величайший и славнейший более всех градов..., S. 78 (dort ohne Beleg).

<sup>33</sup> Vgl.: Неистовый реформатор. Иоганн Готтгильф Фоккеродт. Фридрих Вильгелм Берхгольц (История России и дома Романовых в мемуарах современников XVII–XVIII вв.), Moskau 2000, S. 79.

<sup>34</sup> МАВРОДИИ: Основание Петербурга, S. 95; vgl. die Zahlenangaben für einzelne Jahre und einzelne Kommandos bei Ю. М. ОВСЯННИКОВ: Доменико Трезини, Leningrad 1987 S. 34.

<sup>35</sup> АГЕЕВА: Величайший и славнейший более всех градов..., S. 79.

gesetzten Arbeitskräfte drückender gewesen waren, als in den späteren Jahren, als es bereits – wenn auch nicht immer zulängliche – Quartiere für die eingesetzten Arbeitskräfte gab und in denen die Versorgung mit Lebensmitteln bereits besser organisiert war. Und doch wird mit dem zitierten Bericht aus dem Jahre 1716 eine Relation gegeben, die zu beachten ist.

Mit dem Abbau der Zwangsmaßnahmen gingen die verantwortlichen Stellen – verstärkt seit 1717 – dazu über, Verträge mit Unternehmern abzuschließen, die sich verpflichteten, in einer vereinbarten Frist und für eine bestimmte Summe die geforderten Leistungen – Graben eines Kanals, Anlegen einer Straße, Bau oder Reparatur eines Gebäudes, einer Brücke, Lieferung bestimmter Materialien usw. – durch eigene oder von ihnen gedungene Arbeitskräfte auszuführen. Als Unternehmer traten dabei – neben staatlichen Institutionen – sowohl Adlige und Klöster auf, die eigene erbuntertänige Arbeitskräfte einsetzen konnten, als auch Nichtadlige, die die benötigten Arbeitskräfte als Lohnarbeiter mieteten, oft von Adelsbesitzungen in der näheren oder weiteren Umgebung der Stadt.

Der Aufbau der Stadt, die Werften und anderen staatlichen und privaten Betriebe, die Versorgung der Bevölkerung erforderte eine große Zahl von Arbeitskräften, die in vertretbarer Nähe des Arbeitsplatzes untergebracht werden mußten. Für sie wurden in entsprechender Entfernung vom Stadtkern besondere Siedlungen – *slobody* – errichtet, in denen in der Regel Arbeiter eines Betriebes oder einer Berufsgruppe angesiedelt wurden.<sup>36</sup>

Solche „Werkssiedlungen“ entstanden unmittelbar neben der Admiralität aber auch bei der Gießerei (литейный пушечный двор) und an anderen Orten rund um die sich ständig ausdehnende Stadt. Während die Siedlung der Gießerei-Arbeiter doch außerhalb des eigentlichen Stadtkerns lagen, war die Siedlung der Werftarbeiter bald im Zentrum der Stadt. Als 1736 und 1737 bei großen Feuersbrünsten diese Siedlung weitgehend abbrannte, wurde ihr Wiederaufbau verboten, einige zufällig erhaltene Gebäude wurden nachträglich abgetragen. Das Gelände zwischen Admiralität und Moika wurde erst jetzt in die großzügige allgemeine Stadtplanung mit einbezogen, erst jetzt entstanden – als Ergänzung zum Nevskij Prospekt – die beiden anderen strahlenförmig auf die Admiralität zuführenden Straßenzüge.<sup>37</sup>

Die Erfahrungen bei der „Rekonstruktion“ des Admiraltätsviertels dienten zum Anlaß, in der Folgezeit allgemein an Hauptstraßen unan-

---

<sup>36</sup> Л. Н. СЕМЕНОВА: Правительство и рабочий люд Петербурга в первой половине XVIII века. In: Внутренняя политика царизма (Середина XVI – начало XX века). Leningrad 1967, S. 129.

<sup>37</sup> Ebenda, S. 131.

sehnliche Bauwerke zu entfernen, Handwerkern war es verboten, an Hauptstraßen ihr Gewerbe auszuüben.

Und eine weitere Maßnahme ist hier zu erwähnen, die für den Ausbau der Stadt bedeutungsvoll war: Durch Ukas vom 24. September 1714<sup>38</sup> wurde angewiesen, daß jedes nach Petersburg kommende Fuhrwerk 3 Steine im Gewicht von mindestens 5 Pfund mitzubringen hatte; Lastkähne hatten – je nach ihrer Größe – bis zu 30 Steinen mit einem Gewicht von mindestens 10 Pfund mitzubringen. Diese Weisung wurde erst 1779 aufgehoben.<sup>39</sup> Mit diesen Steinen wurden die Wege befestigt, zugleich wurde damit aber auch das Niveau des Baugrundes gehoben.

Den Aufbau seiner Stadt hat Zar Peter mit Zwangsmaßnahmen vorangetrieben. Adlige hatten entsprechend der Größe ihrer Besitzungen und der Zahl ihrer leibeigenen Bauern in Petersburg nach vorgeschriebenen Plänen Häuser von bestimmter Größe zu errichten.<sup>40</sup> Bezeichnend für die Verhältnisse in Rußland war, daß in diese Bestimmung auch der Hochadel einbezogen war, so finden sich unter den namentlich genannten zum Hausbau Verpflichteten die Namen von Senatoren, Bojaren und anderen Vertretern der Aristokratie.<sup>41</sup> Für den Adel wurden die entsprechenden Bestimmungen über die zwangsweise Errichtung von Wohnbauten in Petersburg offiziell erst 1760 aufgehoben.<sup>42</sup>

Die neuen Besitzer erhielten in Petersburg großzügig bemessene Grundstücke zugewiesen, auf dem Hof war reichlich Platz für Wirtschaftsbauten unterschiedlicher Art. Die Wohnhäuser sollten mit der Hauptfassade zur Straße in geraden „Linien“ errichtet werden – in verschiedenen Stadtteilen Petersburgs hat sich die Bezeichnung „Linie“ für Straße bis heute erhalten. Während nach der russischen Bautradition in den Städten – das gilt auch für das Moskau jener Zeit – das meist in Blockbauweise aus Holz errichtete Wohngebäude in der Mitte des Hofes stand, der zur Straße hin von einem Zaun abgegrenzt war,<sup>43</sup> forderte Zar Peter Steinbauten, die ausgerichtet direkt an der Straße zu errichten waren. Vorgeschrieben wurde die Straßenansicht, Innenaufteilung der Räume und Hoffront konnte der Bauherr nach eigenen Vorstellungen

<sup>38</sup> Полное собрание законов Российской империи (weiterhin: PSZ), 1. Serie, S. Petersburg 1830; Bd. V, S. 125 (Nr. 2845).

<sup>39</sup> Е. В. Тумилов / С. Е. Альтунин: Мосты и набережные Ленинграда. Альбом, Moskau 1963, S. 9.

<sup>40</sup> Vgl. Abbildungen und Grundrißskizzen für diese Gebäude in: Истрия русской архитектуры, Moskau 1952, S. 282; vgl. auch С. С. Ожегов: Типовые и повторное строительство в России в XVIII–XIX веках, Moskau 1984.

<sup>41</sup> Vgl. АГЕЕВА: Величайший и славнейший более всех градов..., S. 103.

<sup>42</sup> Vgl. PSZ, Bd. XV, Nr. 11137, S. 36ff.; Hinweis bei ЛУППОВ: История строительства Петербурга, S. 60.

<sup>43</sup> Vgl. АГЕЕВА: Величайший и славнейший более всех градов..., S. 171f.

verändern. Die amtlichen Vorgaben galten als Mindestanforderungen, es wurde niemandem verwehrt, großzügiger zu bauen; die dazu erforderliche Zustimmung der Baubehörden war leicht zu bekommen.<sup>44</sup> Aber diese Mindestanforderungen wurden von den meisten zur Ansiedlung in Petersburg gezwungenen Menschen bereits als eine übermäßige Belastung empfunden, so daß sich die meisten Bauherren doch an diese vorgegebenen Forderungen hielten, weit häufiger versuchten sie jedoch, sich den strengen Anforderungen des Zaren zu entziehen. Die vom Zaren geforderten Bauten widersprachen zu sehr der russischen Bautradition. Ol'ga Genievna Ageeva hat gerade diesem Aspekt der frühen Stadtgeschichte in ihrer Monographie große Aufmerksamkeit gewidmet, unter anderem weist sie darauf hin, daß nach den Angaben des leitenden Architekten Domenico Trezzini von 1716 bis 1721 von den 703 zur Bebauung vorgesehenen Grundstücken nur 151 angefordert worden waren, aber selbst auf diesen Grundstücken hatte oft der Bau des geplanten Hauses noch nicht begonnen.<sup>45</sup> Und doch wird eine Veränderung der allgemeinen Haltung gegenüber der neuen Stadt erkennbar. Davon zeugen Zahlen aus den Jahren 1719 bis 1721 über die Bebauung der Vasil'ev-Insel – danach wurden in diesen Jahren dort 174 Häuser „auf Ukas“ errichtet, weitere 127 Häuser entstanden aufgrund freiwilliger Vereinbarungen.<sup>46</sup>

Die nachhaltige Förderung durch den Zaren hat vor allem in der Anfangsphase die rasche Entwicklung der Stadt gefördert. Aber die Stadt gewann auch dann weiter an Bedeutung, als diese Förderung weggefallen war.

Peter Heinrich Bruce, ein Großneffe des petrinischen Generalfeldzeugmeisters Jakob Bruce, der 1710 in russische Dienste getreten war, hatte zuerst Moskau kennengelernt. Über seine ersten Eindrücke von der jungen Stadt Petersburg schreibt er: „Der Adel, die vornehmen und reichen Personen, die sich mit ihren Familien von Moskau hierher begeben hatten, fanden hier einen traurigen Tausch ihrer Umstände. Anstatt ihrer geraumen Palläste und hohen Häuser in Moskau und ihrer Landhäuser und Güter in deren Nachbarschaft, wo sie alles im Ueberfluß hatten, fanden sie hier allen Vorrath selten, und die meisten Bequemlichkeiten fehlten. Allein da dieser Ort sowohl den Absichten als auch der Gemüthsbeschaffenheit des Czars gemäß war, so achtete er die Klagen derjenigen wenig, die mehr auf ihre Ruhe und Schwelgerey als auf den Nutzen ihres

<sup>44</sup> Луппов: История строительства Петербурга, S. 47f.; vgl. auch Ожегов: Типовые и повторное строительство.

<sup>45</sup> АГЕЕВА: Величайший и славнейший более всех градов..., S. 119ff.

<sup>46</sup> Ebenda, S. 119.



Landes sahen.“ Und Bruce fügt hinzu: „Die Kaufleute machten ihr Glück in dieser neuen Stadt, wo alles außerordentlich theuer war.“<sup>47</sup>

Aber dieses Urteil von Bruce ist zu relativieren. Kaufleute und Handwerker wurden ebenfalls gegen ihren Willen zwangsweise aus Archangel'sk und aus anderen russischen Städten in die neue Stadt an der Neva umgesiedelt, sie erhielten in Petersburg Grundstücke und Baumaterial zugewiesen, um sich nach vorgegebenen Plänen Wohnhäuser zu errichten. Da in der Stadt jedoch überall gebaut wurde, fehlte es sowohl an Material als auch an Arbeitskräften, so daß die meisten Ankömmlinge oft für längere Zeit in provisorischen Unterkünften leben mußten. Bei weitem nicht allen Kaufleuten und Handwerkern gelang es, ihr Gewerbe unter den neuen Bedingungen in der neuen Stadt erfolgreich weiterzuführen. Überliefert ist der Ukas vom 18. August 1710, mit dem für 4720 Handwerker und deren Familien die Umsiedlung befohlen wurde. In diesem Fall ist auch die Spezialisierung bekannt: 1900 Maurer, 1741 Zimmerleute, 226 Schmiede, 200 Ziegelbrenner, 50 Kupferschmiede, 48 Holzsäger, 41 Böttcher, 10 Schlosser; weiterhin sollten 274 jüngere Leute „zur Ausbildung in verschiedenen Handwerken“ nach Petersburg übersiedeln.<sup>48</sup> 1714 erfolgte ein Ukas, der 350 Adligen, 300 Kaufleuten und 300 Handwerkern die Übersiedlung in die Neva-Stadt befahl.<sup>49</sup> Diese Zwangsmaßnahmen wurden durch den im März 1719 erlassenen Ukas gemildert, daß alle jene Kaufleute und Handwerker die Stadt wieder verlassen dürfen, die verarmt waren, denen es nicht gelungen war, ihren „Handel“ oder ihren „Betrieb“ einzurichten.<sup>50</sup> Der Zar hatte erkennen müssen, daß Kaufleute und Handwerker, denen es an Kapital und an Unternehmungsgeist mangelte, für die Entwicklung der Stadt eher schädlich sein mußten.

Auch mit der Praxis der erzwungenen Umsiedlung hat Zar Peter durchaus an russische Traditionen angeknüpft. Besonders beim Aufbau von befestigten Städten an den Grenzen des Staates und bei der Errichtung von Verwaltungszentren war es seit Ivan Groznyj durchaus üblich, die benötigten Fachleute mit ihren Familien „per Ukas“ in die neuerrichteten Städte zu schicken. So wurde im 17. Jahrhundert die Grenze am Jaik mit Kosaken besiedelt, so wurden Strelitzen in Asov angesiedelt.<sup>51</sup>

<sup>47</sup> P. H. BRUCE: [...] Nachrichten von seinen Reisen in Deutschland, Rußland, die Tartarey, Turkey, Westindien u. s. f. nebst geheimen Nachrichten von Peter dem Ersten, Czar von Rußland, Leipzig 1784, S. 134; vgl. БЕСПЯТЫХ: Петербурга Петра I, S. 26ff.; S. 162.

<sup>48</sup> Очерки истории Ленинграда, Band I, S. 96f.

<sup>49</sup> СЕМЕНОВА: Быт и население, S. 5.

<sup>50</sup> PSZ, Bd. 5, S. 680f., Nr. 3332 (19.03.1719) und S. 686f., Nr. 3339 (23.03.1719); vgl. АГЕЕВА: Величайший и славнейший более всех градов..., S. 104.

<sup>51</sup> Vgl. АГЕЕВА: Величайший и славнейший более всех градов..., S. 96f.; В. П. ПЕРХАВКО: «Выводы» и «своды» купцов в феодальной России. In: Купечество в России XV – первая половина XIX века. Сборник в честь профессора А. А. Преображенского, Moskau 1997, S. 112ff.

Die Entwicklung seiner Stadt hat Zar Peter aufmerksam verfolgt und mehrfach in die Planung unmittelbar eingegriffen. Und wenn er Veränderungen für notwendig hielt, was in den ersten beiden Jahrzehnten des Bestehens der Stadt mehrfach der Fall gewesen war, dann mußten auch bereits bestehende Häuser abgerissen oder versetzt werden. Die Kosten wurden rücksichtslos auf die Hausbesitzer abgewälzt, selbst wenn es sich um hochstehende Würdenträger oder ausländische Gesandte handelte und die bestehenden Gebäude mit Genehmigung errichtet worden waren. Dabei ist natürlich zu beachten, daß es sich hierbei noch um Holzhäuser handelte, die leicht auseinander zu nehmen und an anderem Ort wieder aufzubauen waren. Als aber – vor allem nach dem Sieg bei Poltava – die Häuser als Fachwerkbau oder in Stein errichtet wurden, mußte die Kontrolle über den Bauablauf verstärkt werden, da ein Versetzen bestehender Bauten unweigerlich zum Verlust des ohnehin knappen Baumaterials führte.<sup>52</sup> 1710 wurde deshalb eine spezielle Baukanzlei geschaffen, die für Planung und Aufbau der Stadt verantwortlich zeichnete.

Das Ergebnis des energischen Wirkens Peters und seiner Mitarbeiter konnte sich sehen lassen: Schon im zweiten Jahrzehnt des Bestehens der Stadt waren Anlagen entstanden, die durch ihre Großzügigkeit und Pracht – aber auch durch die Widersprüchlichkeit des Bildes und den Gegensatz zur Moskauer Architektur – den Besucher beeindruckten.<sup>53</sup>

Die Entwicklung der Stadt Petersburg ist entscheidend vom Flußsystem der Neva, ihrer Seitenarme und Nebenflüsse sowie den im Laufe der Zeit entstandenen Kanälen bestimmt. Im Bereich der Stadt ist die Neva zwischen 300 und 600 m, an der Peter-Pauls-Festung stellenweise sogar 1,2 km breit, sie hat eine Tiefe zwischen 10 und 18 m. Innerhalb der Stadt verzweigt sie sich in mehrere Arme zu einem Delta mit mehreren Inseln, von denen die Vasil'ev-Insel, die Admiralitätsinsel und die Petrograder Seite (Petrogradskaja storona) die größten und für die Stadtentwicklung wichtigsten sind. In der Mitte des 20. Jahrhunderts gab es im Stadtgebiet 65 größere Wasserstraßen mit einer Gesamtlänge von 165 km, die von insgesamt 366 Brücken überspannt werden; 20 davon sind große Brücken mit einem Mittelteil, das für den Durchlaß großer Schiffe zu öffnen ist.<sup>54</sup>

Die starke Strömung in der Neva reißt ständig größere Mengen Material mit sich, das sich vor der Mündung im Finnischen Meerbusen als Sandbank ablagert. Diese Strömung ist auch der Grund dafür, daß die Neva im Herbst erst recht spät zufriert, in der Regel blieb sie im 18. und

<sup>52</sup> ИОГАНСЕН: К вопросу об авторе, S. 58.

<sup>53</sup> Vgl. hierzu: ЛУППОВ: История строительства Петербурга, S. 15ff. Als Beilage bietet Luppov verschiedene Pläne, die die Absicht des Zaren verdeutlichen; außerdem БЕСПЯТЫХ: Петербург Петра I, S. 102f., S. 163 u.a.

<sup>54</sup> ТУМИЛОВ / АЛТУНИН: Мосты и набережные Ленинграда, S. 9.

19. Jahrhundert über 200 Tage im Jahr eisfrei. In Archangel'sk – das ist zum Vergleich nicht uninteressant – beträgt im Sommer die Schifffahrtszeit nur etwa drei Monate.

Das Land rund um die Neva-Mündung war Sumpfboden, der entwässert werden mußte, wenn man dort Häuser und Straßen errichten wollte. Dem dienten die vielen Kanäle und Gräben, die schon in der petrinischen Zeit im Bereich der Stadt gegraben wurden, in zweifacher Weise – einerseits wurde dadurch der Grundwasserspiegel abgesenkt, andererseits wurde mit dem Aushub das Niveau der Stadt angehoben.<sup>55</sup> Viele dieser Kanäle sind bis heute erhalten, andere, die im Laufe der Zeit ihre Funktion verloren hatten, wurden zugeschüttet, teilweise auch in unterirdische Röhren verlegt und überbaut.<sup>56</sup> In der petrinischen Zeit wurden die Uferzonen dieser Kanäle durch Pfahlwerk und Faschinen befestigt. Diese Befestigungen verfaulten relativ rasch, so daß innerhalb der Stadt Flußläufe und größere Kanäle bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch Steinmauern dauerhaft ausgebaut werden mußten.

Die kleineren Flüsse und Kanäle im Bereich der Stadt wurden schon bald durch hölzerne Brücken überquert, 1738 gab es innerhalb der Stadt bereits 40 solche Holzbrücken,<sup>57</sup> die in der Regel nach zehn bis zwanzig Jahren ersetzt werden mußten. Bei größeren Überschwemmungen wurden diese Holzbrücken oft zerstört. In der petrinischen Zeit waren zwar gelegentlich für kurze Zeit schon Schiffsbrücken über die Neva errichtet worden, aber Zar Peter war an der freien Schifffahrt interessiert und war deshalb gegen eine ständige Brücke. Erst nach seinem Tode wurde im Sommer 1727 von der Admiralitätsinsel zur Vasil'ev-Insel über die Neva eine Schiffsbrücke errichtet. Nachdem der Hof mit der Regierung die Stadt verlassen hatte, fehlte die unmittelbare Notwendigkeit für diese schnelle Verbindung. 1732 kehrte der Hof in die Neva-Stadt zurück, und sofort wurde die regelmäßige Verbindung zwischen dem Hof und den Regierungsbehörden auf der Vasil'ev-Insel eine Notwendigkeit. Im gleichen Jahr wurde also die Schiffsbrücke erneut aufgebaut, die seitdem in jedem Jahr vom Eisgang im Frühjahr bis zum Zufrieren der Neva im Herbst diese beiden wichtigen Gebiete der Stadt miteinander verband. Die Brücke mußte ständig gewartet werden; wenn Schiffe passieren wollten, wurde ein Mittelteil ausgefahren. Die Brückenpassage mußte bezahlt werden – für den Fußgänger kostete sie eine Kopeke, für ein Fuhrwerk fünf Kopeken; ein Schiff, das die Brücke passieren wollte, hatte einen Rubel zu zahlen.<sup>58</sup> Rund um die Uhr waren dafür drei Offiziere und auf

---

<sup>55</sup> Луппов: История строительства Петербурга, S. 127.

<sup>56</sup> М. С. Бунин: Мосты Ленинграда, Leningrad 1986, S. 18–21.

<sup>57</sup> Очерки истории Ленинграда, Bd. I, S. 174.

<sup>58</sup> Ebenda, Bd. I, S. 175.

jedem zweiten Ponton 3 Arbeiter eingesetzt.<sup>59</sup> Diese Brückengelder wurden in Petersburg nach der allgemeinen Aufhebung der Binnenzölle und Wegeabgaben im Herbst 1755 abgeschafft.<sup>60</sup> Weitere Schiffsbrücken über Seitenarme der Neva wurden 1759 von der Vasil'ev-Insel zur Petrograder Seite und von der Petrograder Seite zur Vyborger Seite errichtet. Anfang des 19. Jahrhunderts bestanden im Stadtgebiet mehr als zehn solcher Schiffsbrücken über die Neva und über verschiedene größere Seitenarme. Die letzte dieser Schiffsbrücken ist 1916 durch Funkenflug in Brand geraten; sie verbrannte und wurde nicht wieder hergestellt.<sup>61</sup>

Da die Brücken vor allem über die Neva selbst und die größeren Nebenarme nicht ausreichten, um die erforderlichen Verbindungen zu gewährleisten, gab es im 18. Jahrhundert von der „Partikuljar“-Werft betriebene Bootsverbindungen, für die Mitte des 18. Jahrhunderts lassen sich 11 solcher Fährverbindungen nachweisen. Die Passage kostete im einfachen Boot eine Den'ga (=1/2 Kopeke), für reichere Leute gab es entsprechend ausgestattete größere Boote, die Überfahrt mit ihnen kostete eine Kopeke.<sup>62</sup> Die Kosten für die Passage war für die Stadtbevölkerung eine starke Belastung, erhielt doch ein ausgebildeter Maurer einen Lohn von 10 Kopeken pro Tag.<sup>63</sup> Arbeitsleute in staatlichen Betrieben und auch Soldaten konnten mit entsprechenden Ausweisen diese Bootsverbindungen kostenlos nutzen. Die wohlhabenderen Hausbesitzer hatten ihre eigenen Boote, waren also auf den „öffentlichen“ Verkehr nicht angewiesen. Aber es war ihnen verboten, fremde Personen mitzunehmen.

Die Entwicklung Petersburgs als Handelsstadt wurde durch die schiffbaren Verbindungen mit dem Hinterland begünstigt. Schon bald nach Gründung der Stadt wurden diese Verbindungen durch verschiedene Kanäle weiter ausgebaut. Umfangreiche Transporte waren im 18. Jahrhundert mit vertretbarem Aufwand nur auf dem Wasserweg oder im Winter mit Schlittenbahn möglich. Die Bedeutung eines schiffbaren Flusses für die Entwicklung einer Hafenstadt hat Wilhelm Christian Friebe an der Wende zum 19. Jahrhundert hervorgehoben, wenn er beispielsweise über Reval schreibt, dieser geräumige und sichere Hafen sei zwar der beste „an der ganzen östlichen Küste der Ostsee russischen Anteils, aber in Rücksicht des Handels ist diese Stadt mehreren untergeordnet, [...] weil ihr ein schiffbarer Fluß mangelt.“<sup>64</sup>

<sup>59</sup> Vgl. БУНИН: Мосты Ленинграда, S. 28, S. 44ff.

<sup>60</sup> Vgl. PSZ, Bd. XIV, S. 2ff., 423f. (Nr. 10170, 10463); Bd. XV, S. 667f. (Nr. 11221).

<sup>61</sup> БУНИН: Мосты Ленинграда, S. 51, 49.

<sup>62</sup> ЛУППОВ: История строительства Петербурга, S. 136.

<sup>63</sup> Очерки истории Ленинграда, Bd. I, S. 175.

<sup>64</sup> FRIEBE: Ueber Rußlands Handel, landwirtschaftliche Kultur, Industrie und Produkte, 2. Teil, Gotha-St.Petersburg 1798, S. 189.

Für die junge, rasch wachsende Stadt brachte die Lage an der Neva-Mündung eine anfangs vom Zaren nicht erkannte Gefährdung: In unregelmäßigen Abständen – zuweilen über viele Jahre hinweg gar nicht, dann wieder mehrmals in einem Jahr – kommt es zu kurzzeitigem Hochwasser, das unter ungünstigen Bedingungen weite Teile der nur wenig (1 bis 2 m) über dem Niveau der Ostsee gelegenen Innenstadt überschwemmen kann. Wenn über der Ostsee mehrere Tage lang ein starker Sturm aus westlicher Richtung tobt, dann führt das zu einem Aufschaukeln der Wassermassen der Ostsee. Die dabei entstehenden sogenannten „langen Wellen“ können im Bereich der Neva-Mündung kurzzeitig erhebliche Überschwemmungen hervorrufen. Seit Gründung der Stadt werden diese Hochwasser registriert; in einer speziellen Publikation sind diejenigen zusammengefaßt, die bis 1980 einen Höchststand von mehr als 150 cm erreichten. Das war schon im 18. Jahrhundert mehr als 70 mal der Fall.<sup>65</sup> Die extremen Höchststände bei den Überschwemmungen von 1824 (4,10 m) und 1924 (3,69 m) sind an verschiedenen Häusern im Uferbereich der großen Neva und an der Peter-Pauls-Festung markiert. Außer diesen beiden extremen Hochwassern haben im 18. Jahrhundert noch 1777 eine Überschwemmung die Dreimetermarke und fünf Überschwemmungen die Marke von 2,50 m übertroffen.

Für die Entwicklung der Stadt blieb diese Gefahr letztlich ohne Einfluß, obwohl natürlich bei der weiteren Planung des Ausbaus – besonders seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts – dieses Wirken der Naturgewalten stärker berücksichtigt wurde. Schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts begann man damit, zum Schutz gegen die „normalen“ Hochwasser die Ufer der Neva durch Granitmauern zu befestigen und zugleich die niedrig gelegenen Regionen durch Aufschüttung anzuheben. Das ist an den Uferstraßen der Neva auch heute noch an älteren Gebäuden – so beispielsweise am Menšikov-Palais auf der Vasil'ev-Insel (wo bei der Rekonstruktion an einem Teil des Gebäudes durch Abtragung der Aufschüttungen das frühere Niveau erkennbar wird)<sup>66</sup> und an der Ermitage (Winterpalast) auf der Admiralitäts-Insel deutlich zu erkennen: Die Sockel der Säulen und Pilaster liegen weit unter dem heutigen Straßenniveau.

Seit 1714 durften nur in Petersburg steinerne Häuser errichtet werden, im übrigen Rußland wurde durch einen speziellen Ukas die Errichtung von Steinbauten verboten, eine Bestimmung, die erst 1741 offiziell aufgehoben worden ist. Alle Maurer, Steinmetze, Ziegelbrenner und sonsti-

---

<sup>65</sup> Vgl. P. A. НЕЖИХОВСКИЙ: Река нева и Невская губа, Leningrad 1981, S. 105f.

<sup>66</sup> Vgl. Н. В. КАЛЯЗИНА / Л. П. ДОРОФЕЕВА / Г. В. МИХАЙЛОВ: Дворец Меншикова. Художественная культура эпохи. История и люди. Архитектурная хроника памятника. Moskau 1986.

gen Bauhandwerker wurden zur Arbeit in Petersburg verpflichtet. Daß dadurch außerhalb der Petersburger Region diese Handwerke weitgehend in Vergessenheit gerieten und danach auf neuer Grundlage erst allmählich neu entstehen konnten, sei hier zumindest am Rande erwähnt.<sup>67</sup>

Einen Ukas, mit dem die neue Stadt an der Neva offiziell zur Hauptstadt erklärt worden wäre, hat Zar Peter niemals erlassen, aber seine Absichten in dieser Richtung wurden schon sehr früh erkennbar. Bereits in seinem Brief an Mensikov vom 28. September 1704 bezeichnet der Zar Petersburg als seine „Hauptstadt“ (столица),<sup>68</sup> aber damit hatte er der Zeit weit vorausgegriffen. Wenn der Zar im Lande war, was in der Zeit des Nordischen Krieges doch recht selten der Fall war, hielt er sich überwiegend in seinem „Paradies“ auf, wie er in Briefen seine Stadt wiederholt bezeichnete. Dann waren die Leiter der zentralen Behörden des Staates, der „Prikaze“, gezwungen, ebenfalls in diese Stadt zu kommen, um vom Zaren die notwendigen Weisungen zu erhalten. Der Hinweis ist angebracht, daß es durchaus als ein Wagnis zu bezeichnen war, daß Peter noch vor Abschluß des Friedens mit Schweden seine Residenz de facto in eine gerade erst in erobertem Gebiet gegründete neue Stadt verlegt hatte,<sup>69</sup> auch wenn nach dem Sieg bei Poltava dieses Risiko kalkulierbar erschien. Jedenfalls hatte der 1711 gegründete Senat seinen Sitz anfangs noch in Moskau und wurde erst 1713 nach Petersburg verlegt, aber 1711 begann die Übersiedlung des Hofes und der kaiserlichen Familie in die neue Stadt an der Neva. 1714 begann auf der Petersburger Seite der Bau eines eigenen Gebäudes für den Senat und für die wichtigsten Kanzleien, das anfangs vier, später dann sechs gleiche Gebäudeteile für jeweils eine Behörde besaß. Dieses in Fachwerkbauweise errichtete Gebäude – im Russischen als „мазанковый“ oder als „фахверховый“ bezeichnet – wurde bis 1723 als Behördenzentrum (anfangs auch für die neugeschaffenen Kollegien) genutzt, dann als Werkstätten. 1732 wurde dieses Gebäude, das Vorläufer des Kollegiengebäudes auf der Vasil’ev-Insel war, abgerissen.<sup>70</sup>

<sup>67</sup> Vgl. Я. Н. ЧЕРНЯК: Очерки по истории кирпичного производства в России X – начала XX века, Moskau 1957, S. 32

<sup>68</sup> Письма и бумаги императора Петра Великого, Bd. III, S. Petersburg 1893, S. 161f.

<sup>69</sup> Vgl. С. GRAU: Zur Hauptstadtentwicklung in Rußland: Kiev – Moskau – Petersburg. In: Historiker-Gesellschaft der DDR/Wissenschaftliche Mitteilungen, 1988, Heft II–III, S. 47f.

<sup>70</sup> Vgl. М. В. ИОГАНСЕН: Здание «мазанковых коллегии» на Троицкой площади Петербурга. In: От средневековья к новому времени. Материалы и исследования по русскому искусству XVIII – первой половины XIX века, Moskau 1984, S. 73ff.

Für die Kollegien als neue Verwaltungsinstitutionen, die gegen Ende des zweiten Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts gegründet wurden,<sup>71</sup> war festgelegt, daß die Leitung in Sankt-Petersburg ihren Sitz nehmen sollten, in Moskau waren Kontore zu errichten. Damit war Petersburg endgültig zur Hauptstadt geworden. Die in diesen Jahren entstehenden ständigen Vertretungen ausländischer Mächte am russischen Hof siedelten sich in der Nähe des Zaren an – und das war ebenfalls in Petersburg. Es steht doch auf einem anderen Blatt, daß daneben Moskau immer den Charakter einer zweiten Hauptstadt behalten sollte, in der sämtliche Krönungszeremonien stattfanden.

Von Anfang an war Peterburg auch als Hafenstadt konzipiert. Es verwundert daher, daß in der stadthistorischen Literatur der Hafen deutlich gegenüber den anderen städtischen Bereichen zurücktritt, nur gelegentlich finden sich spezielle, dem Hafen gewidmete Ausführungen. Bezeichnenderweise ist im topographischen Register der „Očerki“ zur Stadtgeschichte nur der „Galcerenhafen“ an der Südwest-Ecke der Vasil’ev-Insel als Stichwort angeführt, der Begriff „Hafen“ (гавань, порт) fehlt jedoch. Eine derartige letztlich doch paradoxe Haltung zu diesem Aspekt der Stadtgeschichte hat sicherlich unterschiedliche Gründe. Zum einen waren die zum Hafen gehörenden Anlagen über die ganze Stadt verstreut,<sup>72</sup> sie waren nicht, wie in anderen Hafenstädten auf einen klar umgrenzten Raum konzentriert. Die Hafenanlagen erstreckten sich an den Ufern der Neva, ihrer Seitenarme und der Kanäle entlang; allein am Ufer der großen Neva reichten sie von der Mündung bis über 15 km stromaufwärts. Und ein anderer Grund ist sicherlich, daß diese Hafenanlagen nie der Stadt gehört haben, sondern immer durch übergeordnete Behörden verwaltet wurden, damit organisatorisch aus der eigentlichen Stadt herausgelöst waren. Und dann war Petersburg Hauptstadt, hatte zentrale Funktionen, war Sitz des Kaiserhofes. Hofleben und Regierung wurden damit weit stärker als der Hafen zu Mittelpunkten städtischen Lebens, zu Bezugspunkte, mit denen sich die Stadtbewohner mehr verbunden fühlten als mit dem Hafen. Es ist deshalb nie zu einer ähnlichen Identifizierung der Stadtbewohner mit dem Hafen gekommen, wie sie etwa für die Hansestädte im Bereich der Nordsee und der Ostsee üblich

---

<sup>71</sup> Vgl. C. PETERSON: Peter the Great's Administrative and Judicial Reforms. Swedish Antecedents and the Process of Reception, Stockholm 1979 (Bibliographie S. 418–437); M. SCHIPPAN: Die Einrichtung der Kollegien in Rußland zur Zeit Peters I. (Forschungen zur osteuropäischen Geschichte 51), Wiesbaden 1996 (Quellen- und Literaturverzeichnis S. 335–361); E. В. АНИСИМОВ: Государственные преобразования и самодержавие Петра Великого в первой четверти XVIII века, S. Petersburg 1997 (Literaturverzeichnis S. 308–317).

<sup>72</sup> Vgl. М. Е. СОНКИН / И. Г. МАКСИМОВ: Морские востора Ленинграда, Leningrad 1957, S. 11.

war. In Petersburg unterstanden im 18. Jahrhundert Hafenanlagen und Hafenbetrieb der Admiralität, in Handelsfragen war anfangs das Kommerzkollegium zuständig. Mit der Errichtung der Gouvernementsverwaltung 1780 wurde der Hafenzoll der „kazennaja palata“ (der Finanzabteilung) des Petersburger Gouvernements unterstellt – damit also auch weiterhin dem Einfluß der Stadtverwaltung entzogen.

Wenn von Petersburg als Hafenstadt die Rede ist, dann muß Kronstadt mit genannt werden. Unter militärischem Aspekt war Kronstadt als Bastion zur Sicherung der Einfahrt in die Neva gegründet worden. Neben der Festung entstand schon in der petrinischen Zeit eine Stadt, die sich rasch zu einem wesentlichen Bestandteil des Petersburger Hafensystems entwickeln sollte. Das Fahrwasser an der Mündung der wasserreichen und schnell fließenden Neva veränderte sich sehr rasch, zugleich war für tiefgehende Schiffe die Einfahrt in die Neva-Mündung durch Sandbänke stark behindert. Als Kriegshafen hat Petersburg deshalb nie größere Bedeutung erlangen können. Auf Grund der gegebenen Bedingungen in der Neva-Mündung war hier unter militärischem Aspekt nur die Galeerenflotte von eigenständiger Bedeutung.

Die Geschichte des Petersburger Hafens kann daher nicht geschrieben werden, ohne den eigentlichen Hafen mit einzubeziehen, der vor der Stadt im Finnischen Meerbusen auf der Insel Kotlin entstanden ist: Kronstadt.

Im Winter 1703/1704 ließ Zar Peter am linken Rand der hier an der südlichen Küste des Finnischen Meerbusens verlaufenden Fahrrinne auf dem Eis ein Balkengeviert mit Steinen anfüllen, das im Frühjahr mit der Eisschmelze auf den Grund versank. Auf dem so geschaffenen Fundament wurde dann ein zweistöckiges Fort errichtet, das er „Cronslott“ nannte.<sup>73</sup> Diese hölzerne Bastion, die mehrere Meter aus dem Wasser ragte und mit Geschützen in zwei Etagen bestückt war, konnte die Einfahrt in die Neva-Mündung sperren. Bereits am 12. Juni 1704 kam es hier zu einem ersten Gefecht. Mehrere schwedischen Schiffe versuchten vergeblich, das noch im Bau befindliche Fort zu beschießen und die weiteren Bauarbeiten zu verhindern, mußten sich aber nach zwei Tagen vergeblichen Bemühens zurückziehen. Die Erfahrungen bei der Abwehr dieses schwedischen Angriffs hatten zur Folge, daß die auf der nördlich der Fahrrinne gelegenen flachen und sumpfigen Insel Retusari bzw. Kotlin errichteten provisorischen Feldbefestigungen weiter ausgebaut wurden. 1705 faßte der Zar dann den Beschluß, die Insel zu befestigen und dort eine Bastion zu errichten, die den Namen „Hl. Alexander“ erhielt. 1708

---

<sup>73</sup> Vgl. Г. Ф. ПЕТРОВ: Кронштадт. Очерк истории города, Leningrad 1985, S. 10ff; А. А. РАЗДОЛГИН / Ю. А. СКОРИКОВ: Кронштадтская крепость, Leningrad 1988, S. 20ff.



folgte der Befehl, 3000 Arbeiter aus verschiedenen Gouvernements zum weiteren Ausbau der Befestigungen auf der Insel Kotlin einzusetzen, aber von den ausgesandten kamen nur 1840 Arbeiter an, die anderen waren rechtzeitig geflohen.<sup>74</sup>

1709 begannen Vorarbeiten für den Ausbau eines Hafens hinter dem höher gelegenen Ostteil der Insel. 1712 befahl der Zar tausend Adligen und je fünfhundert Kaufleuten und Handwerkern, sich auf dem Ostteil von Kotlin Häuser zu bauen und dorthin überzusiedeln. Das war der Anfang der Stadt, die 1723 den Namen Kronstadt erhielt.

Bezeichnend sind die Ausführungen über diese Anlagen, die noch 1752 in Hübners „Realem Staats-, Zeitungs- und Conversationslexicon“ zu finden sind. Dort lesen wir: „Retusari, kleine, unfruchtbare Insel im Finnländischen Meer-Busen, nahe an Ingermanland, 6 Meilen vor Petersburg, nach Rußland gehörig. Vor diesem wohnten nur einige arme Fischer darauf, anietzo aber hat sie einen Flecken von hölzernen Häusern, und nicht weit davon südwärts auf einer Sand-Banck ein festes Castell und Hafen, Cronschlott genannt, welches die Vormauer von Petersburg ist, wodurch nebst den Batterien auf der Insel, der Nieva-Fluß und die Einfahrt nach Petersburg bedeckt wird.“<sup>75</sup>

Die Lebensbedingungen in dieser neuen Stadt waren noch schwieriger als in Petersburg selbst. Weber kennt Kronstadt bereits als einen „volkreichen Ort“, aber er weist doch auch auf die besonderen Schwierigkeiten hin: „Und ob man gleich die Victualien unbarmhertzig theuer bezahlen muß, indem auf der Insul weder gesäet noch geerndtet wird, auch weder Kuh noch Kalb vorhanden, sondern alles von Petersburg gehohlet werden muß, welches öfftters schahle Bissen giebt, so ziehen doch von Tage zu Tage mehr Leute dahin, und suchen sich zu etabliren.“<sup>76</sup>

Nach dem Nystader Frieden führte Zar Peter den Ausbau von Festung, Hafen und Stadt auf der Insel Kotlin forciert weiter, außer neuen Festungsanlagen im Westen der Insel entstanden Kanäle mit Schleusen, Werften und Docks. Schon bald wurde beim Hafen Kronstadt die russische Kriegsflotte konzentriert, die hier einerseits tiefes Fahrwasser und damit notwendige Bewegungsfreiheit im Finnischen Meerbusen, zugleich auch geeignete Winterliegeplätze fand.

Zur gleichen Zeit wurde Kronstadt ein wichtiger Anlaufpunkt für die nach Petersburg bestimmten Handelsschiffe. Vor allem die englischen und holländischen Schiffe hatten in der Regel einen so großen Tiefgang, daß sie erst nach Petersburg einlaufen konnten, nachdem sie auf der Reede vor Kronstadt geleichtert worden waren.

<sup>74</sup> Vgl. РАЗДОЛГИН / СКОРИКОВ: Кронштадтская крепость, S. 34.

<sup>75</sup> J. HÜBNER: Reales Staats-Zeitungs- und Conversations-Lexicon, Leipzig 1752, Sp. 1746.

<sup>76</sup> WEBER: Das Veränderte Rußland, Band I, S. 486; БЕСПЯТЫХ: Петербург Петра I, S. 129.

Amburger gibt in seiner Ingermanland-Studie eine Zusammenfassung der Bedeutung Kronstadts für die Entwicklung Petersburgs als Hafenstadt: „Da die größeren Seeschiffe die Neva nicht erreichten, sondern nur bis Kronstadt gelangen konnten, wuchs die Bedeutung des Handelshafens als Außenhafen und Umladeplatz für den Überseehandel Petersburgs. Aber diese Rolle Kronstadts mußte immer hinter der militärischen zurücktreten. Die Obrigkeit repräsentierten der Oberkommandierende des Kriegshafens, ein Admiral, und der Kommandant der Festung, ein Oberst, Brigadier oder höchstens Generalmajor.“<sup>77</sup> Es bestanden also in Kronstadt ähnlich wie in Petersburg zwei getrennte Kommandostrukturen.

Die Kronstadt südlich vorgelagerte hölzerne Bastion Cronslott war schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts so stark angefault, daß die notwendigen Reparaturen faktisch einem Neubau gleichgekommen wären. Letztlich erwies sich das als nicht mehr nötig, da in der Zwischenzeit nördlich der Fahrrinne auf der Insel Kotlin weitere Bastionen entstanden waren, die mit ihren Geschützen, die jetzt eine größere Reichweite hatten als noch in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts, die Fahrrinne gegen feindliche Angriffe sicher schützen konnten.

Die Bedeutung Kronstadts hat für das 18. Jahrhundert (und auch für das 19. Jahrhundert bis zur Eröffnung des Morskoj kanal 1885) Wilhelm Christian Friebe herausgearbeitet. Er schreibt: „Cronstadt ist der [...] Vorhafen von St. Petersburg, wo die großen Schiffe gelöscht und beladen werden. Als wirklicher Handlungsort kann daher Cronstadt nicht in Anschlag kommen. [...] Ohngeachtet der scheinbaren Tätigkeit, die im Sommer in dieser von 30 000 Menschen bewohnten Stadt herrscht, findet doch daselbst wenig Verkehr statt. Alles Gewühl daselbst ist Folge von dem großen Theile der daselbst liegenden russischen Kriegsflotte und von den fremden, hier vor Anker liegenden Kauffartheyschiffen. Cronstadt ist allein durch die kostbaren Werke, welche zum Behuf der eigenen Flotte und auch zur Sicherheit der fremden Schiffe angelegt sind, merkwürdig.“<sup>78</sup>

Amburger gibt heute eine im wesentlichen gleichartige Einschätzung: „Der Handelshafen entsprach im 18. und 19. Jahrhundert nie der Wichtigkeit dieses Haupthafens für den Außenhandel Rußlands, sondern litt infolge Einengung durch die Kriegsmarine unter Raumangel. Für die Entladung, die fast immer ein Umladen auf Leichter bedeutete, ebenso wie für das Beladen der abgehenden Schiffe benötigte man weit längere Kai- und größere Wasserflächen in geschützten Becken. Statt dessen warteten in der Schifffahrtssaison ständig zahlreiche Schiffe oft tagelang auf die Entladung, die Waren erreichten Petersburg und die Besteller oft

<sup>77</sup> AMBURGER: Ingermanland, Bd. I, S. 69.

<sup>78</sup> FRIEBE: Ueber Rußlands Handel, 2. Teil, S. 185f.

erst nach 14 Tagen. Tausende von Leichter waren unterwegs, jedoch wegen der Untiefen nur tags, und bei bewegter See mußten sie im Hafen bleiben.“<sup>79</sup>

Mit ihrer Gründung erhielt die Stadt Petersburg eine Schlüsselstellung im Flottenprogramm des Zaren. Die ersten Hafenanlagen waren offensichtlich von der Seeseite gesehen hinter der Peter-Pauls-Festung, aber schon in den zwanziger Jahren wurde die Spitze der Vasil'ev-Insel, die Gabelung der Großen und der Kleinen Neva, zum wichtigsten Liegeplatz der Hochseeschiffe in Petersburg, wobei streng darauf geachtet wurde, daß Handelsschiffe nicht zu nahe der Festung ankerten.

Während über den eigentlichen Hafen in der stadtgeschichtlichen Literatur kaum berichtet wird, finden die Werften als Arbeitsplatz vieler Tausender in Petersburg lebender Familien eine breite Darstellung. In der Stadt war der Schiffbau an verschiedenen Stellen konzentriert. Mitten in der Stadt gegenüber der Peter-Pauls-Festung lag die Admiralitätswerft, auf der große Kriegsschiffe gebaut wurden; hier gab es entsprechende Hellinge sowie die erforderlichen Nebenbetriebe wie Seilerei, Schmiede, Schnitzwerkstatt usw. Die Lage dieser Werft mitten in der Stadt in unmittelbarer Nähe des Winterpalastes des Zaren wird mit dem besonderen Interesse Peters am Schiffbau erklärt; offensichtlich wollte er jederzeit die Möglichkeit nutzen können, seinem geliebten Handwerk nachzugehen. Bereits 1705 liefen hier die ersten Schiffe vom Stapel. Der ganze Komplex der Admiralität wurde durch Gräben und Erdbefestigungen besonders geschützt, bildete anfangs zusammen mit der Peter-Pauls-Festung als deren Ergänzung auf dem Südufer der Neva einen wichtigen Eckpunkt für die Verteidigung des gerade eroberten Gebietes. Wie die Peter-Pauls-Festung, verloren auch die Befestigungsanlagen der Admiralität rasch jegliche militärische Bedeutung, die Gräben wurden zugeschüttet, im 19. Jahrhundert wurden dort Parkanlagen, Plätze und Straßen angelegt.

Nach dem Sieg bei Poltava wurden auf der Admiralitätswerft nur noch große Linienschiffe gebaut.<sup>80</sup> Für den Bau von Galeeren, die in den Schären der Ostsee von besonderer Bedeutung waren, entstand 1712 eine eigene, weiter flußabwärts an der Neva errichtete neue Werft. Diese Galeerenwerft wurde 1740 auf die Vasil'ev-Insel verlagert.<sup>81</sup>

Die dritte bedeutende Werft war die 1711 an der Fontanka errichtete „Partikuljarnaja verf“, so genannt, weil hier keine Kriegsschiffe, sondern überwiegend kleinere Schiffe für den Warentransport, vor allem für die

---

<sup>79</sup> AMBURGER: Ingermanland, Bd. I, S. 71.

<sup>80</sup> Vgl. P. HOFFMANN: „Kamele“ in Amsterdam und in Sankt Petersburg, in: HGBl. 118, 2000, S. 119ff.

<sup>81</sup> Vgl. Очерки истории Ленинграда, Bd. I, S. 55f., 257.

Verbindung nach Kronstadt, gebaut wurden. Am Ende der zwanziger Jahre arbeiteten hier rund 500 Menschen, zum größten Teil zwangsweise nach Petersburg umgesiedelte Zimmerleute. 1786 wurde diese Werft geschlossen, die in der nachpetrinischen Zeit nur noch für den Zarenhof kleinere Schiffe gebaut und repariert hatte.<sup>82</sup>

Eine andere Thematik ist die Entwicklung von Bevölkerung und Wirtschaft in dieser neuen Stadt. Da es exakte Zahlenangaben für die frühen Zeiten nicht gibt – bei den Volkszählungen wurden in den Häusern des Adels lebende Bedienstete, aber auch Soldaten (mit ihren Familienangehörigen) der meist nur zeitweilig in der Hauptstadt Dienst leistenden Regimenter nicht oder nur unvollständig erfaßt – müssen andere Charakteristika herangezogen werden. So läßt die wachsende Ausdehnung des städtischen Territoriums auf eine rasche Zunahme der Bevölkerung schließen. Die überlieferten, offensichtlich ungenauen Zahlen lassen jedoch den Trend erkennen. Für 1710 läßt sich eine Bevölkerung von rund 8 000 Einwohnern errechnen;<sup>83</sup> 1725 zählte man rund 40 000 Einwohner, in der Jahrhundertmitte etwa 95 000 und am Ende des Jahrhunderts über 220 000 Bewohner. Nachdem die Anfangsschwierigkeiten überwunden waren, entwickelte sich also diese Stadt auch ohne die in der petrinischen Zeit so charakteristischen Zwangsmaßnahmen rasch weiter.

Die Besiedlung der Stadt konzentrierte sich im 18. Jahrhundert vor allem auf die südlich der Neva gelegenen Gebiete, die weniger von den periodischen Überschwemmungen bedroht waren. Zugleich vollzog sich eine regional-soziale Trennung innerhalb der Stadt: Der Adel lebte vor allem im Gebiet der Admiralität und der dort entstandenen Paläste von Angehörigen der Zarenfamilie, die in der Verwaltung beschäftigten Mitarbeiter siedelten sich in der Nähe ihrer Dienststellen auf der Vasil'ev-Insel sowie am Rande des Admiraltätsviertels an; für die Armee-Einheiten entstanden in verschiedenen Teilen der Stadt spezielle Siedlungen.

Es kann nicht nachdrücklich genug betont werden, daß die Entwicklung der Neva-Stadt in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens durch oft gewaltsame Eingriffe und Forderungen der absolutistischen Machtor-gane treibhausartig gefördert worden ist. So wurden die Transportverbindungen ins Binnenland reglementiert, zugleich auch durch den Ausbau der Wasserwege, besonders des Ladogakanals, aber auch der anderen Kanäle, die Petersburg mit dem Oberlauf der Wolga verbinden, deutlich gefördert;<sup>84</sup> im Außenhandel wurden für den Petersburger Hafen Vor-

---

<sup>82</sup> Vgl. Ebenda, Bd. I, S. 56, 258.

<sup>83</sup> Vgl. ЛУПНОВ: История строительства Петербурга, S. 23.

<sup>84</sup> Vgl. В. А. ГОРЕЛОВ: Речные каналы в России и история русских каналов XVIII века, Moskau-Leningrad 1953.

zugszölle festgelegt.<sup>85</sup> Die gewaltsame Umsiedlung von Kaufleuten aus Archangel'sk und aus anderen Städten des russischen Reiches hatte zur Folge, daß manches alte Handelshaus dabei bankrott ging. Aber als in der Mitte des 18. Jahrhunderts eine neue Generation herangewachsen war, hatte sich das wirtschaftliche und politische Leben in Petersburg konsolidiert. Förderungsmaßnahmen wurden überflüssig, sie wurden aufgehoben oder stillschweigend liquidiert. Die handelspolitisch günstige Lage an der Mündung der Neva führte zu einem schnellen Aufschwung der Stadt, der auch dadurch nicht mehr aufgehalten werden konnte, daß unter Peter II. 1728 der Hof nochmals nach Moskau übersiedelte, wo er auch nach der Thronbesteigung Anna Ivanovnas noch bis 1732 verblieb. Aber dann sollte Sankt-Petersburg die ständige Residenz der russischen Herrscher bleiben. Die folgenden Monarchen verließen – außer zur Krönung in Moskau – meist nur im Sommer für einige Wochen die Stadt und siedelten auf ihre Sommersitze in der Nähe, in Carskoe selo (heute Puškin) oder Peterhof über. Katharina II. hat beispielsweise in den über dreißig Jahren ihrer Regierung nur dreimal für einige Monate Moskau aufgesucht, und dann hat sie 1787 ihre fast einjährige Reise in die Südpervenzen unternommen. Von kürzeren, meist nur wenige Tage dauernden Ausfahrten abgesehen, hat sie die übrige Zeit ihrer Herrschaft in Petersburg oder der unmittelbaren Umgebung der Stadt verbracht. Ihr Lieblingsaufenthalt war Carskoe selo.

Sehr rasch entwickelte sich rund um die neue Stadt an der Neva-Mündung eine entsprechende Infrastruktur. Die am Rande des Russischen Reiches gelegene Stadt wuchs mit ihrem Hinterland zusammen, von ihr gingen Impulse für die Entwicklung des Landes aus, die – wie gesagt – vielfach von Zwangsmaßnahmen der Regierung bestimmt waren. Zugleich erteilte der Zar jenen Adligen und Kaufleuten, die freiwillig in diese Stadt übersiedelten, teilweise recht weitgehende Privilegien.

In der neuen Stadt an der Neva konnten sich viele soziale Prozesse in einer weniger von den in Rußland bestehenden feudalen Fesseln behinderten Form entwickeln. So spielte die in Rußland bis 1861 noch bestehende Erbuntertätigkeit (Leibeigenschaft) eines großen Teiles der Bevölkerung doch in der Stadt selbst und auch im Umland eine weit geringere Rolle als in anderen Landesteilen. Und in der Anfangszeit war es für Leibeigene sogar möglich, sich durch die Verpflichtung zu Arbeiten in Petersburg aus der Abhängigkeit von ihrem Gutsherrn zu befreien.<sup>86</sup> Andererseits entstanden mit der wirtschaftlichen Entwicklung der Region rings um die neue Hauptstadt neue große Besitzungen des Adels und der

---

<sup>85</sup> Vgl. P. HOFFMANN: Der russische Westhandel vom Handelsstatut 1653 bis zum Zolltarif 1724. In HGBll. 112, 1994, S. 237ff.

<sup>86</sup> Vgl. В. А. АНИСНМОВ: Податная реформа Петра I, Leningrad 1982, S. 130.

Kirche, die von erbuntertägigen Bauern bewirtschaftet wurden. Daß diese Erbuntertätigkeit vielfach nur noch formal war, mit Leibeigenschaft also kaum noch etwas gemeinsames hatte, zeigen unter anderem Verträge, die mit „Bauern“ über verschiedene Arbeitsleistungen und Lieferungen abgeschlossen wurden (eine Zustimmung des Herrn ist aus den Akten meist nicht ersichtlich und war wohl auch in der Regel nicht gefordert!).

Etwa seit 1717 wurde die Vergabe von Bauaufträgen an einen Unternehmer zur Regel. Als Auftragnehmer sind aus den Akten sowohl Kaufleute und Handwerker als auch Mitarbeiter verschiedener Behörden, aber auch Bauern unterschiedlicher juristischer Stellung nachzuweisen. Luppov zitiert in seiner Untersuchung über die Anfangsjahre der Stadt Petersburg verschiedene derartige Verträge über das Ausheben von Kanälen, über den Bau bestimmter Gebäude, über die Lieferung von Baumaterial, die Reparatur von Kasernen, die Anfertigung von Fensterrahmen usw., dabei reichte der Wert der vereinbarten Leistungen und Lieferungen von wenigen Rubeln bis hin zu doch beachtlichen Summen von mehreren tausend Rubeln. Bei großen Aufträgen forderte und erhielt der Auftragnehmer eine Vorauszahlung.<sup>87</sup> In einzelnen Fällen ist ersichtlich, daß „Bauern“ aus teilweise recht weit entfernten Gebieten mit Genehmigung ihres Herren, sie hatten von ihm spezielle „Pässe“ erhalten, in der Stadt an der Neva sich ihren Lebensunterhalt (und den an den Herrn zu zahlenden Obrok) verdienten. Bei Vertragsabschluß mußten Bürgen gestellt werden, und aus den Akten sind verschiedene Fälle bekannt, daß der Kaufmann für den Bauern bürgte und umgekehrt. Diese Bürgen mußten einspringen, wenn der Auftragnehmer die geforderten Leistungen nicht erbrachte. Es war durchaus nichts Außergewöhnliches, wenn sich in solchen Fällen der Auftragnehmer – zuweilen gemeinsam mit seinen Mitarbeitern und auch den Bürgen – durch Flucht den übernommenen Verpflichtungen entzog.

Die Region, in der Petersburg entstand, war auf Grund der klimatischen Verhältnisse und der landschaftlichen Gegebenheiten für den Ackerbau wenig geeignet. Eine Versorgung der Stadt aus der Region heraus war deshalb nicht möglich. Mit dem raschen Anwachsen der Stadt war die Versorgung der zunehmenden Bevölkerung immer stärker auf Zufuhr aus dem Binnenland angewiesen. Das führte verständlicherweise dazu, daß die Lebensmittel hier erheblich teurer waren als in anderen Regionen des Russischen Reiches.

In der näheren und auch weiteren Umgebung von Petersburg wurden die dort lebenden Bauern mit der Vergabe des Bodens an kirchliche Institutionen und an adlige Besitzer durch einfache Verwaltungsakte zu Erb-

---

<sup>87</sup> ЛУППОВ: История строительства Петербурга, S. 72f.

untertanen der neuernannten Grundherren. Diese neuen Herren hatten in der Regel auch Besitzungen im Innern des Russischen Reiches, von denen sie häufig Bauernfamilien in ihre neuen Besitzungen umsiedelten. Damit wirkte die Stadt in einer sehr spezifischen Art auf die innere Kolonisation dieses Gebietes ein, sie bestimmte die Form der Exploitation der Bauern und den Charakter der agrarischen Produktion, ihre Spezialisierung.

Petersburg wurde im 18. Jahrhundert nicht nur zu einem Knotenpunkt für den Binnen- und Außenhandel, sondern zugleich auch zu einem wichtigen Zentrum der kulturell-wissenschaftlichen Entwicklung. Schon 1715 wurde die Moskauer Navigationsschule nach Petersburg verlegt, wo sie zum Grundstock für den Aufbau der Marineakademie wurde. 1725 wurde die Akademie der Wissenschaften<sup>88</sup> gegründet, bei der nach den Vorgaben Peters I. auch eine Universität und ein Gymnasium bestehen sollten, die sich aber – von einigen kurzen erfolgreichen Perioden abgesehen – nicht entwickeln konnten. In den achtziger Jahren hatten beide Anstalten faktisch zu bestehen aufgehört. 1731 entstand als eine spezielle Ausbildungsstätte sowohl für den Militär- als auch den Zivildienst das adlige Landkadettenkorps.<sup>89</sup> 1752 folgte die Gründung des Marinekadettenkorps, 1759 des Pagenkorps als weitere Ausbildungsstätten des Adels. 1757 wurde in Petersburg die Akademie der Künste gegründet. Damit sind für das 18. Jahrhundert die wichtigsten höheren Lehranstalten und wissenschaftlichen Zentren in dieser Stadt genannt.

Die Entwicklung der Stadt wurde auch dadurch mitbestimmend, daß hier Beamte, Kaufleute, Handwerker, Arbeiter aus verschiedenen sozialen Schichten und verschiedenen Nationalitäten auf engstem Raum zusammen lebten. Schon bald entwickelten sich hier deutsche evangelisch-lutherische und reformierte Gemeinden mit ihren eigenen Schulen; die englische „Russian Compagny“ unterhielt ihren eigenen Prediger in dieser Stadt. Am Nevskij Prospekt sind noch heute Kirchen verschiedener Glaubensrichtungen erhalten – neben russisch-orthodoxen Kirchen gibt es dort dicht beieinander eine deutsche evangelisch-lutherische, eine katholische, eine armenische Kirche. Im Bildungswesen der Stadt erlangten die Schulen der fremden Gemeinden eine besondere Bedeutung. Die bei der evange-

---

<sup>88</sup> Ю. Х. КОПЕЛЕВИЧ: Основание Петербургской Академии наук, Leningrad 1977; G. D. КОМКОВ / В. В. ЛЕВСИН / Л. К. СЕМЕНОВ: Geschichte der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, Hg. von C. Grau, Berlin 1981.

<sup>89</sup> Vgl. P. HOFFMANN: Reformen im russischen Bildungswesen unter Peter I. Militärpolitische Aspekte. In: Berliner Jahrbuch für osteuropäische Geschichte 1995/2, S. 89; DERS.: Militärische Ausbildungsstätten in Rußland als Zentren der Aufklärung. In: G. LEHMANN-CARLI u.a. (Hrsg.): Russische Aufklärungsrezeption im Kontext offizieller Bildungskonzepte (1700–1825), Berlin 2001, S. 249ff.

lisch-lutherischen Peterskirche entstandene von Anton Friedrich Büsching 1761–1765 grundlegend reformierte Petersschule (seit dem 19. Jahrhundert Petrischule genannt), die bis 1928 bestanden hatte und 1991 wieder gegründet worden ist, erhielt 1783 den Charakter einer deutschen „Normal-Hauptschule“, damit wurde ihr die Aufsicht über sämtliche deutschsprachigen Schulen im Russischen Reich übertragen.<sup>90</sup> Zur Petersgemeinde gehörten neben Vertretern des am Zarenhofe dienenden baltischen Adels auch viele in Petersburg stadtbekanntere deutsche Kaufleute, die Gemeinde hatte sich im 18. Jahrhundert am Nevskij Prospekt auf dem ihr noch von Zar Peter I. übergebenen Grundstück eine steinerne Kirche gebaut, die im 19. Jahrhundert dem von Alexander Brüllow gebauten, heute noch bestehenden repräsentativen Bau weichen mußte.

Peter Heinrich Bruce, der 1724 Petersburg verlassen hatte, schrieb über die frühe Zeit der Stadt: „Jedermann sahe nun den Fortgang und den Wachsthum dieser Stadt in einer so kurzen Zeit mit Verwunderung und Erstaunen, indem bereits viele tausend Häuser gebauet waren.“<sup>91</sup> Auch Christian Friedrich Weber war von der raschen Entwicklung der Stadt beeindruckt: „Um die Festung herum, sowohl auf den Insuln als auch auf einem Theil des festen Landes [...] lieget die Stadt, und zwar in so einer weitlaufftigen Etendue, daß sie mehr einer Landschaft von vielen Flecken als einer Stadt zu vergleichen ist.“<sup>92</sup> Weber konstatierte 1720, „daß dieser Ort nunmehr und in Ansehen der auf seinen Bau verwandten wenigen Jahre vor ein Wunder der Welt passi[e]ren kan[n].“<sup>93</sup>

Und auf eine weitere Besonderheit beim Aufbau Petersburgs ist zu verweisen, die von Ausländern oft nicht erkannt wurde. Es war in Rußland üblich, zur Verringerung der Brandgefahr Holz- und Fachwerkbauten zu verputzen – diese Bauten, im Russischen als „мазанковые“ bezeichnet (im Lexikon findet sich dafür der Begriff „Lehmbauten“, der die tatsächliche Bauweise nicht richtig wiedergibt), wurden von Ausländern häufig für Steinbauten gehalten.

Auch unter den Nachfolgern des Reformzaren konnte sich die Stadt weiter entwickeln, wobei die mehrfach verkündete „Rückkehr zu den Bestrebungen Peters des Großen“ für den weiteren Ausbau der Stadt neue Impulse vermittelte. So war es zu Beginn der Regierungszeit Annas, dann wieder in den ersten Jahren der Regierung Elisabeths und auch unter Katharina II. Es kann hier nicht die Aufgabe sein, die Architektur der

<sup>90</sup> Vgl. P. HOFFMANN: Anton Friedrich Büsching. Ein Leben im Zeitalter der Aufklärung, Berlin 2000, S. 9, 80ff.

<sup>91</sup> BRUCE: Nachrichten von seinen Reisen, S. 135; БЕСПЯТЫХ: Петербург Петра I, S. 163.

<sup>92</sup> WEBER: Das veränderte Rußland, Teil I, S. 451; БЕСПЯТЫХ: Петербург Петра I, S. 106.

<sup>93</sup> WEBER: Das veränderte Rußland, Teil I, S. 445; БЕСПЯТЫХ: Петербург Петра I, S. 102.



Stadt in ihrer Entwicklung und Ausprägung wiederzugeben, aber der Hinweis erscheint angebracht, daß mit Veränderungen der Verwaltungsstruktur meist auch eine sich im äußeren Stadtbild widerspiegelnde Bautätigkeit eingesetzt hat.<sup>94</sup>

Auf einen weiteren Faktor sei noch verwiesen: Die Gründung der Stadt Petersburg in dem gerade erst eroberten Gebiet war eine politische Demonstration, die für die Entwicklung der Stadt und des Landes nicht ohne Folgen bleiben sollte. Petersburg wurde zur Hauptstadt eines Imperiums mit einer neuen, zentralisierten Verwaltung, mit einer mächtigen Armee. Die Lage als Hauptstadt am westlichen Rand des großen Reiches blieb nicht ohne Einfluß auf die russischen Außenpolitik: Der Blick nach Westen erhielt jetzt eine besondere Bedeutung, auch wenn natürlich andere Richtungen wie die „orientalische Frage“, der Kaukasus und Mittelasien auch weiterhin nicht vernachlässigt werden durften. Während von Moskau aus eine letztlich auf unterschiedliche Richtungen orientierte Außenpolitik geführt wurde, war jetzt schon im Interesse der Sicherung der Hauptstadt eine verstärkt auf Europa konzentrierte Sicht der politischen Verhältnisse gefordert. Von Petersburg aus war dementsprechend immer die aktive Außenpolitik gegenüber den westlichen Nachbarmächten eine wesentliche Komponente der russischen Diplomatie.

Vielfältige Aspekte lassen die Gründung der Stadt Sankt Peterburg vor dreihundert Jahren zu einem außergewöhnlichen Ereignis werden. Da sind einmal die topographischen Gegebenheiten, die einer Stadtgründung in dieser Region zu widersprechen scheinen, da sind die Kriegsergebnisse, die zur Zeit der Stadtgründung die von Zar Peter ergriffenen Maßnahmen als übereilt erscheinen lassen, aber da ist andererseits die handelspolitisch günstige Lage, die der Stadt schon rasch eine allseitige Entwicklung auch ohne die anfängliche intensive Förderung des Zaren sicherte. Und dann ist als weiterer Aspekt die Randlage der neuen Hauptstadt im Russischen Staat zu beachten, die bis in das 20. Jahrhundert hinein ein spezieller Faktor der internationalen Politik Rußlands bleiben sollte.

---

<sup>94</sup> Ю. М. Овсянников: Три века Санкт-Петербурга. История – Культура – Быт, Moskau 1997.



TEER UND PECH IM SEEHANDEL  
DER OSTSEELÄNDER  
IM LETZTEN JAHRHUNDERT  
DER HANSE (1550–1650)

von Rolf Gelius

Im 16. und 17. Jahrhundert verlor die hansische Schifffahrt ihre marktbeherrschende Stellung im Ostseeraum an die Niederlande. Dennoch nahm, abgesehen von vorübergehenden Einschränkungen durch kriegerische Konflikte und Handelssperren, der Umfang der Warentransporte im West/Ost/West-Verkehr laufend zu. Das war die Folge nicht nur einer steigenden Zahl von Schiffspassagen durch den Öresund, sondern auch der größeren Ladekapazität niederländischer Schiffe.<sup>1</sup>

Wichtige Massengüter des damaligen Seehandels waren Getreide und Bauholz auf der Ost-West- und Salz (Meer- und Siedesalz) auf der West-Ost-Route. Weniger bekannt ist aber die Tatsache, dass auch Chemieprodukte in beachtlichen Mengen zwischen den Wirtschaftsräumen Ost- und Westeuropas ausgetauscht wurden. Dazu zählten besonders Holzchemikalien (Holzteer, Holzpech, Waid- und Pottasche) sowie metallurgische Halbfabrikate (Eisen und Buntmetalle, vor allem Kupfer). Zwar nicht mengenmäßig, aber nach ihrem Wertumfang müssen wir in diesem Zusammenhang auch chemisch interessante Kolonialwaren (Farbstoffe, Farbhölzer) aufführen.

Im Rahmen einer Untersuchungsreihe über den Chemiehandel des Ostseeraumes in der Frühneuzeit wird hier über die Produktion und den Ex-/Import von Holzteer und Holzpech in den Ostseeländern und Norwegen berichtet. Dabei gilt der Warenkunde dieser Produkte sowie ihren absoluten Handelsmengen in metrischen Maßeinheiten besondere Aufmerksamkeit. Mit dieser Zielstellung hatte ich bereits den Aschehandel

---

<sup>1</sup> Stellvertretend für die umfangreiche Forschungsliteratur seien hier genannt: Aksel E. CHRISTENSEN, *Dutch Trade to the Baltic about 1600. Studies in the Sound Toll Register and Dutch Shipping Records*, Copenhagen 1941; Karl-Friedrich OLECHNOWITZ, *Handel und Seeschifffahrt der späten Hanse (Abhandlungen zur Handels- u. Sozialgeschichte, VI)*, Weimar 1965; Jonathan I. ISRAEL, *Dutch Primacy in World Trade 1585–1740*, Oxford 1999 (Reprint der Ausgabe 1989).

der Ostseeländer im 16./17. Jahrhundert untersucht.<sup>2, 3, 4</sup> Eine abschließende Studie zum Handel mit Farbwaren und Färbereichemikalien ist in Arbeit.

### 1. Herstellung von Holzteer und Holzpech<sup>5</sup>

Die Herstellung von Teer und seines Folgeproduktes Pech erforderte große Mengen harzreicher Nadelhölzer, besonders von Kiefernholz. Daher kamen als Lieferländer vor allem die waldreichen Länder Ost- und Nordeuropas in Frage, also Preußen und Polen, die baltischen Länder, Russland und Skandinavien. Die größeren Versandhäfen für diese Massengüter, wie Stettin, Danzig, Königsberg, Riga und Reval, liegen an der Mündung schiffbarer Flüsse. Sie erhielten die Teer- und Pechlieferungen aus dem preußischen, polnischen und russischen Hinterland vorwiegend auf dem Flusswege, oder, wie Stockholm, aus der Region Österbotten mit kleiner Küstenschiffahrt.

In Mittel- und Westdeutschland wurden Teer und Pech vorwiegend für den Eigenbedarf erzeugt; Fehlmengen – vor allem in den Küstenregionen – mussten auch hier auf dem Land- oder Seewege eingeführt werden. Die meisten westeuropäischen Länder (Niederlande, Frankreich, England, Schottland) waren generell auf den Import dieser Produkte angewiesen.

Holzteer gewinnt man seit der Antike durch Schwelung (trockene Destillation unter Luftausschluss) von Kiefern- und Fichtenholz (*Pinus silvestris*, *Picea abies*), bevorzugt aus alten, harzreichen Kiefernstubben.<sup>6</sup> In Europa wurden die Teeröfen entweder im bäuerlichen Nebengewerbe

<sup>2</sup> ROLF GELIUS, Rola nadbałtyckiego handlu wajażdem i potażem w Europejskim przemiśle chemicznym w XVI i XVII wieku (Die Rolle des Ostseehandels mit Waidasche und Pottasche im europäischen chemischen Gewerbe des 16. und 17. Jahrhunderts), in: Roczn. 44, 1984(1), S. 29–53;

<sup>3</sup> DERS., Der europäische Seehandel mit Waidasche und Pottasche von 1500 bis 1650, in: JbWG 1985(3), S. 59–72;

<sup>4</sup> DERS., Waidasche und Pottasche als Universalalkalien für die chemischen Gewerbe des Ostseeraums im 16./17. Jahrhundert, in: Der Ost- und Nordseeraum. Politik – Ideologie – Kultur vom 12. bis zum 17. Jahrhundert, hg. v. K. Fritze, E. Müller-Mertens u. J. Schildhauer (Hansische Studien VII), Weimar 1986, S. 91–107.

<sup>5</sup> Diese Produkte sind immer gemeint, wenn im Folgenden vereinfacht von „Teer“ und „Pech“ gesprochen wird. Die Verwendung von Steinkohlenteer und -pech in der Schifffahrt kam erst gegen Ende des 18. Jh.s in Gebrauch.

<sup>6</sup> ANDREAS KURZWEIL, DIETER TODTENHAUPT, Technologie der Holzteergewinnung, in: Acta Praehistorica et Archaeologica 23, 1991, S. 63–91. Dort auch Hinweise auf ältere Literatur.

oder – besonders in Regionen mit ausgedehnten Waldflächen – von gewerblichen Teerbrennern betrieben, die sie mit der zugehörigen Waldnutzung vom Grundherren pachteten.<sup>7,8,9</sup>

Während es sich bei den mittelalterlichen Bauernöfen meist um einfache tönernerne Töpfe oder in die Erde eingelassene Doppeltöpfe<sup>10</sup> handelte, baute man im 16./17. Jahrhundert die Teeröfen schon als größere Einheiten, zunächst mit Direktfeuerung unter Verbrennen eines Schwelholzanteils (Abb. 1), auch als gemauerte Einkammeröfen (Bienenkorböfen). In ihrer fortgeschrittensten Form wurden sie als Doppelkammeröfen mit indirekter Außenwandheizung konstruiert (Abb. 2). Erreichte das Schwelholz in ihnen eine Temperatur von 300–350 °C, setzte die Reaktion der Teerbildung ein, die durch weiteres Heizen unterstützt wurde. Alle flüssigen Produkte flossen durch eine Rohrleitung in eine Sammelgrube oder direkt in Fässer. Als Ofenrückstand verblieb Holzkohle, die als Schmiedekohle oder zur Herstellung von Kienruß diente. Gebildete brennbare Schwelgase (Kohlenmonoxid, Methan) entwichen in die Luft.

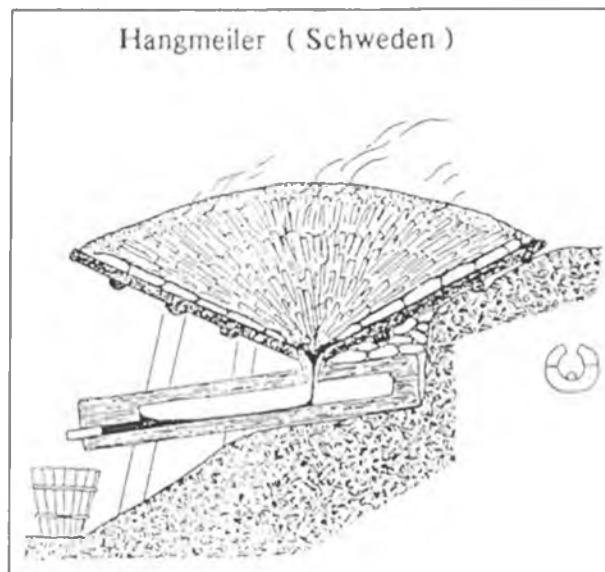


Abb. 1: Querschnitt eines schwedischen Hangmeilers, Durchmesser 3–5 m. (Historiska Museet, Göteborg; nach Kurzweil/Todtenhaupt, Holzteergewinnung (wie Anm. 6), S. 66.

<sup>7</sup> Walerian SOBISIAK, Dorfhandwerk in Pommern um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts, in: Die Bauerngesellschaft im Ostseeraum und im Norden um 1600. Visby-symposiet för historiska vetenskaper 1965, Acta Visbyensia II, Visby 1965 (gedruckt Uppsala 1966), S. 182–198.

<sup>8</sup> Henryk SAMSONOWICZ, Rzemisto wiejskie w Polsce XIV–XVI wieku (Das Dorfhandwerk in Polen des 14.–16. Jahrhunderts). Warszawa 1954, S. 170f.

<sup>9</sup> Friedrich MAGER, Der Wald in Altpreußen als Wirtschaftsraum, Bd. 2, Köln 1960, S. 55–62, berichtet von Klagen über Raubbau und Verwendung guten Stammholzes bzw. seine Verderbung durch „Schmecken“ (Anbohren 2–3 Fuß über der Erde durch ein Loch von 2–3 Zoll Durchmesser) zur Feststellung des Kiengehaltes im frischen Holz, v.a. in Westpreußen.

<sup>10</sup> KURZWEIL/TODTENHAUPT, Holzteergewinnung (wie Anm. 6), S. 72f.

Eine Schwelperiode in Hangmeilern oder gemauerten Kammeröfen dauerte 3–7 Tage und lieferte, abhängig vom Harzgehalt des Holzes und der Ofenfahrweise, 10–30 Liter Teer je Raummeter Holz.<sup>11, 12, 13</sup> Beim Schwelvorgang floss zunächst saures Wasser mit Gehalt an Essigsäure (Holzessig) und Methanol ab, dann leichtes und schweres Teeröl (Rohterpentin, Kienöl) und schließlich das Hauptprodukt, ein charakteristisch riechender, dünn- bis dickflüssiger brauner bis schwarzer Sirup der Dichte 1,03–1,07 kg/Liter (Dünn- bis Normalteer). Insgesamt hat man im Holzteer

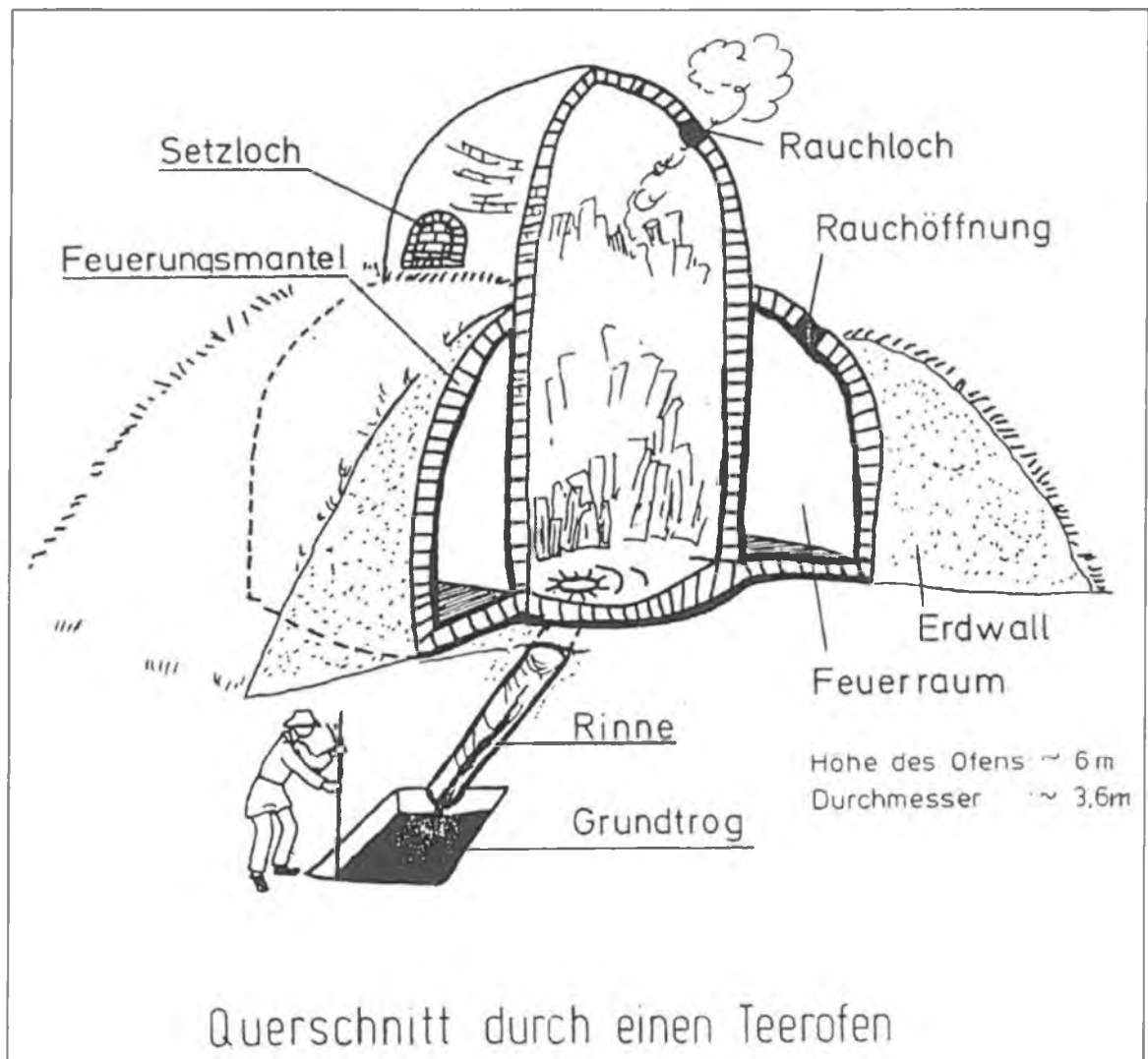


Abb. 2: Schnittbild eines Zweikammer-Teerofens, aufgebaut im Museumsdorf Düppel bei Berlin (Zeichnung Nora Torlop; nach Kurzweil/Todtenhaupt, Holzteergewinnung (wie Anm. 6), S.78).

<sup>11</sup> W. PFEIL, Forstbenutzung und Forsttechnologie, 4. Abtheilung, Berlin 1845, S. 327–337.

<sup>12</sup> Ferdinand SCHUBERT, Handbuch der Forstchemie. Leipzig 1848, S. 643–645.

<sup>13</sup> Inger Marie EGENBERG, Kiln-produced tar, in: Proceedings of the 1<sup>st</sup> International Symposium on Wood Tar and Pitch, Biskupin, Poland, July 1<sup>st</sup>–4<sup>th</sup> 1993 (ed. by W. BRZEZINSKI and W. PIOTROWSKI), Warsaw 1997, S. 141–147.

mehr als 1000 flüchtige chemische Verbindungen nachgewiesen, zum Teil mit fäulnishemmender und antibakterieller Wirkung.

Spezialprodukte der Holzverschwelung, wie z.B. Birkenrindenteer (*Dagget*), der in Nordrussland, Finnland und den baltischen Ländern nach dem Doppeltopfverfahren gewonnen wurde, spielten im Seehandel keine Rolle.<sup>14</sup>

Holzpech entsteht aus Holzteer beim Eindampfen in offenen Kesseln, oder, wenn man auf die Gewinnung des Teeröls Wert legt, unter Kondensation der Dämpfe. Der Rückstand erstarrt beim Erkalten zu einer halbfesten bis festen schwarzen Masse, die in der Wärme erweicht und schmilzt. Die Dichte beträgt 1,12–1,18 kg/Liter. Zur Herstellung von 100 kg Pech sind ca. 200–400 kg Teer erforderlich, je nachdem, ob man von Dick- oder Dünnteer ausgeht. Manchmal (besonders in Mittel- und Süddeutschland) wurden die Teeröfen („Salb-, Schmeröfen“) auch so betrieben, dass als Hauptprodukt (unter Verzicht auf die Kienölgewinnung) Dickteer (Dichte bis 1,10 kg/Liter) entstand.

Pech (Harzpech) gewinnt man auch beim Erhitzen von rohem Kiefernharz (ca. 35 kg aus 100 kg Harz).

## 2. Verwendung von Teer und Pech

Holzteer und Holzpech waren in der frühneuzeitlichen Wirtschaft als Konservierungs-, Schmier- und Dichtungsstoffe unentbehrlich.

Teer war das universelle Konservierungsmittel für Holz und Tauwerk, z.T. auch für Grobtextilien. Sein Haupteinsatz erfolgte im Schiffbau und in der Schiffsinstandhaltung, daher waren die Hafenstädte Zentren des Teerverbrauchs. Durch Imprägnierung mit Teer wurden nicht nur sämtliche hölzernen Schiffsteile (zumindest aber im Unterwasserbereich, siehe unten!) konserviert, sondern auch das Tauwerk, teilweise wohl auch (in der Küstenschiffahrt) die Segel und die Wetterkleidung der Matrosen („Teerjacken“). Leider finden sich in der Literatur kaum Hinweise auf den Teerbedarf für diesen Korrosionsschutz. Lediglich Olechnowitz<sup>15</sup> berichtet, dass man 1561 für einen Schiffsneubau von 300 Last Ladekapazität hierzu 2 Last gotländischen Teers (ca. 2900 kg, siehe Abschnitt 4) kalkuliert habe. Da der Teeranstrich im Salzwasser rasch ausgewaschen

---

<sup>14</sup> Janusz SURMIŃSKI, Ancient methods of wood tar and birch tar production, in: BRZEZIŃSKI/ PIOTROWSKI (Ed.), Symposium (wie Anm. 13), S. 117–121.

<sup>15</sup> Karl-Friedrich OLECHNOWITZ, Der Schiffbau der hansischen Spätzeit (Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte, VI), Weimar 1960, S. 199. – Es bleibt offen, ob aus einem Teil des angegebenen Teerbedarfs auch das Pech für die Kalfaterung des Schiffsbodens gesotten werden sollte.

wurde, musste er in regelmäßigen Abständen erneuert werden, mindestens wohl alle 3 Jahre<sup>16</sup>, wahrscheinlich aber öfter.

In diesem Zusammenhang ergeben sich viele Fragen, für die nach dem gegenwärtigen Stand der historischen Forschung eine Antwort noch aussteht, nämlich: Wie hoch war der Teerbedarf für die Erst- und Wiederholungskonservierung in Abhängigkeit von der Schiffsgröße? In welchen Abständen wurde der Teeranstrich erneuert? Wo erfolgten die Konservierungsarbeiten (Lastadien, besondere Teerdocks) und wer führte sie aus (Schiffsknechte, Teerhofarbeiter)?

Für das Tauwerk der Schiffe war eine Teer-Heißimprägnierung erforderlich. Da offene Feuer auf den Schiffen und Schiffswerften streng verboten waren, errichtete man in einem feuersicheren Bereich, meist im Hafenbezirk vor den Stadttoren oder auf den Reiferbahnen, besondere Teerkochhäuser. Sie standen in der Regel unter Aufsicht der Reeper (Seilschläger), die auch für die Qualität der Teerung verantwortlich waren. Nicht selten kam es allerdings vor, dass die Teerung des Tauwerks an nicht völlig durchgetrocknetem Material vorgenommen wurde. Dann konnten die Taue von innen faulen und reißen, was bei schwerem Wetter Takelageschäden und sogar Schiffshavarien zur Folge hatte.<sup>17</sup>

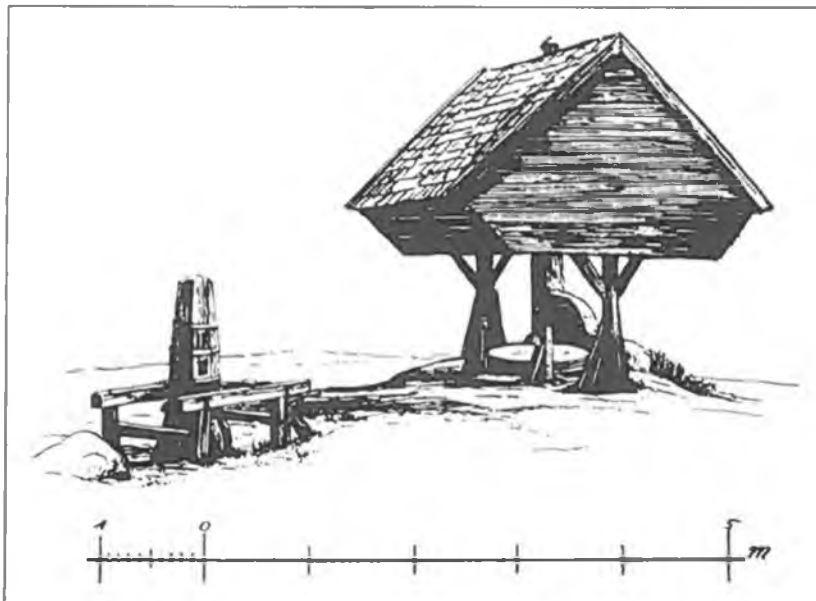


Abb. 3:  
Alter Teerkochhofen  
auf der Rostocker  
Reiferbahn  
(Zustand von 1913).  
Sichtbar ist der  
Deckel des  
mächtigen Kessels;  
das Feuerloch ist  
nur unterirdisch  
zugänglich  
(nach Lorenz,  
Teerkochhäuser  
(wie Anm. 18), S. 105).

<sup>16</sup> EGENBERG, Kiln-produced tar (wie Anm. 13), S. 141, gibt an, dass man die hölzernen Stabkirchen Norwegens schon im Mittelalter nach Landesgesetz jeden dritten Winter mit einem Holzteeranstrich konservierte.

<sup>17</sup> Aus diesem Grunde bildete die Lübecker Kaufmannschaft, gegliedert in die städtischen Kaufleutekompanien, 1594 einen eigenen Genossenschaftsbetrieb, die (neue) „Dröge“, in der man das Tauwerk zunächst mehrere Tage mit Heißluft trocknete und anschließend unter Feuchtigkeitsausschluss mit Teer imprägnierte. Siehe Johannes KLÖCKING, Die Dröge, ein Werkbetrieb der Lübecker Kaufmannschaft, in: Der Wagen. Ein Lübeckisches Jahrbuch 1939, S. 99–109.



Abb. 3 zeigt die Reste eines Teerkochofens auf der Rostocker Reiferbahn. Die Schiffstau wurden hier in Teer gekocht, dann mittels Göpelwerk aus dem Kessel gezogen und aufgewickelt.<sup>18</sup>

Auf dem Lande wurde Holzteer außer für Holzimprägnierung (Holzdächer und -schuppen, Zäune) vor allem zur Bereitung von Wagenschmiere verwendet, mit der die hölzernen Achsen der Kutschen, Acker- und Lastwagen regelmäßig geschmiert werden mussten. Der Teer enthielt dazu noch Zusätze wie Wachs, pflanzliche Öle oder tierische Fette (Unschlitt, Tran). Reiner Holzteer hat nur unzureichende Schmierwirkung.<sup>19</sup>

Schwarzes Holzpech (Schiffspech) diente, aufgeschmolzen oder mit Dickteer vermischt, zusammen mit Werg oder Moos zum Kalfatern der hölzernen Schiffe und Boote. Auch für das „Auspichen“ (Fugendichtung) hölzerner Fässer wurde es gebraucht. Auf weitere gewerbliche Verwendungen (z.B. als „Schusterpech“, für Pechfackeln u.a.) sei hier nur hingewiesen. Wie beim Teer gibt es bezüglich des Pechverbrauchs in der Schifffahrt offene Fragen.

An dieser Stelle ist noch ein weiteres holzchemisches Produkt zu nennen, das Harpois (*Harpeus, Harposs, Harpix*). Es handelt sich um ein zusammengeschmolzenes Gemisch aus Baumharz und Holzpech, manchmal auch nur um einfaches Harzpech, und kam in größeren Mengen als Importware aus Westeuropa, in kleinen Anteilen aus Liv- und Estland. Aufgelöst in Kien- oder Leinöl diente es als eine Art Firnis zum Anstrich der hölzernen Überwasser-Schiffsteile, zumindest aber des Deckbereichs. Sein Preis lag deutlich über dem des Holzpechs.<sup>20</sup>

### 3. Die Teerhöfe der Ostseestädte

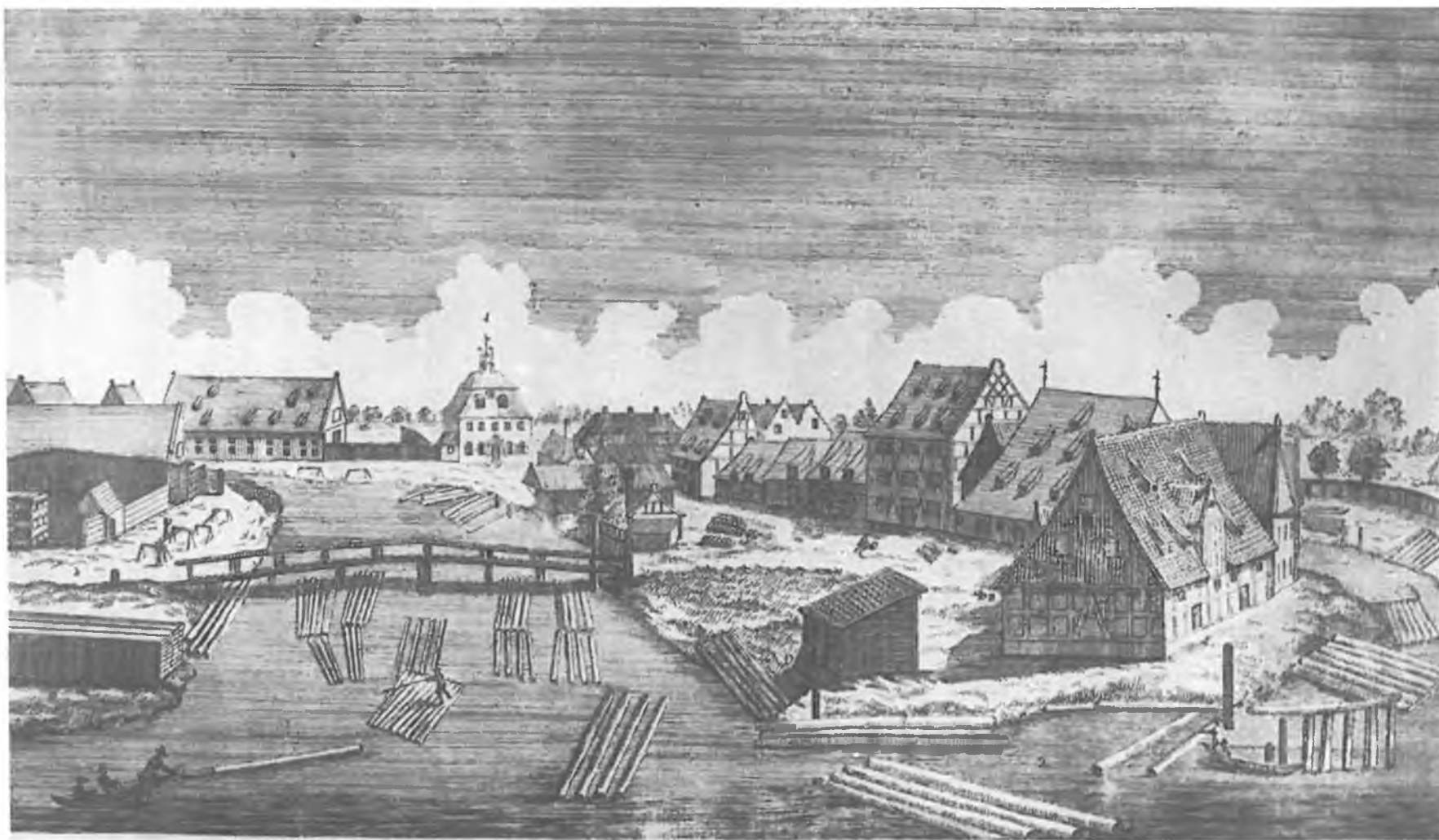
Alle in den großen See-Handelszentren angelandeten oder von Land zugeführten Teer- und Pechtonnen mussten in die städtischen Teerhöfe gebracht und dort bis zum Verkauf oder Weiterversand gelagert werden. Das geschah aus mehreren Gründen. Erstens wurden sie dort einer Qualitätsprüfung, der sog. Wrake (Brake) unterzogen, zum anderen waren sie auf den Lagerplätzen unter Aufsicht städtischer Beamter (Unterbindung des Gasthandels und des Vorkaufs), und schließlich diente diese Maß-

---

<sup>18</sup> LORENZ, Teerkochhäuser in Rostock, in: Mecklenburg (Zs. des Heimatbundes Mecklenburg) 28, 1933, S. 104–106.

<sup>19</sup> Dieter TODTENHAUPT, Andreas KURZWEIL, Holzteer in der Tribologie, in: Tribologie + Schmierungstechnik 40, 1993(2), S. 108–111.

<sup>20</sup> Paul HEINSIUS, Das Schiff der hansischen Frühzeit (Quellen u. Darstellungen zur hansischen Geschichte, N.F. XII), Weimar 1956, S. 141.



1 Das blanke Haus  
 1 Donku u nitore imbricum nominata

Der Teerhoff  
 Area in qua pix liquida asservatur  
 2 Die Mottlau 2 Mottlau

3 Plate wo dielen geknitten werden  
 3 Locus ubi trahes secuntur in ostes

Abb. 4: Der Danziger Teerhof auf der Speicherinsel (Kupferstich von Matthias Deisch 1765).

nahme dem Feuerschutz. Denn die Lagerung dieser brennbaren Materialien in den überwiegend hölzernen Stadthäusern und -buden war, außer in Kleinstmengen, strikt verboten, ebenso das Pechsieden im Innenstadtbereich.

Teerhöfe wurden in einem feuersicheren Arcal angelegt, meist im Hafenbereich, und umfassten eine Landepier, den Freilagerplatz sowie das eigentliche Teerhaus, in dem die Teerwaage stand. Sie sind aus Bremen, Hamburg und allen größeren Ostseestädten bekannt. Abb. 4 zeigt den „neuen“ Danziger Teerhof am Rande der Speicherinsel auf der Mottlau (der alte war 1454 abgebrannt).

Die Teerhof-Ordnungen einiger ausgewählter Hansestädte wurden vor allem in Hinsicht auf die Teer- und Pechwrake ausgewertet. Erstaunlicherweise machen sie zur eigentlichen Wrake nur wenig Aussagen, dafür werden die Organisation dieser städtischen (meist verpachteten) Einrichtungen, Stapel- und Wrakgebühren, Transport- und Lagerbedingungen sowie die Verwendung von Abfallteer (Wrak-, Leckteer) minutiös geregelt. Das gilt besonders für die Ordnungen der Teerhöfe in Lübeck<sup>21</sup> und Hamburg<sup>22</sup>. Klöcking<sup>23</sup> hat diese Verhältnisse in seiner Geschichte des Lübecker Teerhofs beschrieben.

Die Wrake erfolgte durch einen vereidigten Wraker und erstreckte sich auf die Füllmenge der Teer- und Pechtonnen, die durch Wägung ermittelt wurde, auf Verunreinigung der Waren mit Wasser und Erde, aber auch auf zu dicke Tonnendauben.

In der Lübecker Teerhof-Ordnung wird eine Teerwaage überhaupt nicht erwähnt. Das mag damit zusammenhängen, dass die meisten der hier eingehenden Teerlieferungen in *grote Tonnen gestörtet* (gestürzt, umgefüllt) wurden, und zwar in Eichenbandtonnen mit zwei Kerben am Spund als Kennzeichen der Lübecker Wrake; zusätzlich erhielten die Tonnen noch besondere Markierungen für die Teerqualität. Es waren besonders finnische, kurländische und schwedische Kleinbandtonnen, die Anlass zu Klagen boten: *...also dat de Tonnen sehr dick vom holt und wenig ther, ok fast vele waters und dreck darin isß...*<sup>24</sup> Wurden die Teertonnen nicht umgestürzt, mussten sie zur Wrake – gegen Sondergebühr – aufgespundet und danach wieder verschlossen werden.

---

<sup>21</sup> „Ordnung up eines Erbarh Radts Therhave“ von 1583 mit Supplement vom 25. Sept. des gleichen Jahres. AHL: Altes Senatsarchiv, Interna, Teerhof 1/1.

<sup>22</sup> „Theerhoffs Ordnung“ von 1612. Staatsarchiv Hamburg: Bestand Senat Cl. VII Lit. Ca Nr. 11a Vol 1.

<sup>23</sup> Johannes KLÖCKING, Zur Geschichte des Lübecker Teerhofs, in: ZVLGA 31, 1949, S. 53–77.

<sup>24</sup> Lübecker Teerhof-Ordnung von 1583 (wie Anm. 21), Art. 7.

Wichtiges Gütekriterium des Teers war zweifellos seine Konsistenz. Eine bekannte, wegen ihrer Düninflüssigkeit gut streichbare und zur Kienöl-Gewinnung brauchbare Teersorte kam aus Gotland; sie galt als besonders hochwertig. Dunkle, körnige Teere nicht genannter Viskosität eigneten sich als Schmiermittel, dicke Teere für Schiffsbodenanstriche. Deshalb heißt es in der Stralsunder Teerhof-Ordnung:<sup>25</sup>

*Der Ther Wracker soll mit seinen Volcke [d.h. mit den Teerknechten; R.G.] fleisige aufsicht haben, und guten Unterscheid machen, von dünnen und dicken Tehr, das ein jeglich Art für sich bleibe ....*

Diese Einteilung der Teer-Handelssorten hielt sich sehr lange. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts unterschied die Ökonomisch-technologische Encyclopädie von J. G. Krünitz<sup>26</sup>

1. dünnen Teer, ganz klar und rein wie Öl (d.h. reich an Terpentin und Kienöl),
2. körnigen Teer (Wagenteer, Radteer), und
3. geschmeidig dicken und ganz dicken Teer (mit erhöhtem bzw. hohem Pechanteil).

Wagenteer wird in den Hafen-Exportregistern des Berichtszeitraums nicht als besondere Handelssorte ausgewiesen.

Besonders ausführlich ist mit 26 Artikeln die Danziger Teerhof-Ordnung von 1639,<sup>27</sup> der Bedeutung dieser Stadt als eines Haupthandelszentrums für Holzchemikalien angemessen. Aus ihr wird deutlich, wie umfangreich das Personal des dortigen Teerhofes war. Es umfasste Wraker, Träger, Teerbinder, Wächter (die z.T. von den Kaufleuten entlohnt wurden) und [Lehr]Jungen unter Leitung des Teerhofschreibers (in Lübeck auch Hauptmann, *Hövetmann*, genannt). Die Aufsicht führte ein Rats Herr, der *Hofesherr*. Wiederholt stößt man auf Ermahnungen zum Gehorsam und züchtigen Lebenswandel der Bediensteten. Für Verstoß gegen die Teerhof-Ordnung, besonders bei Unterschleif, werden harte Strafen angedroht, von Streichung des Lohns, Entlassung bzw. Verlust des Lehens (der Pacht) bis zu Gefängnishaft.

<sup>25</sup> „Ther-Hauses Ordnung“ vom 14. März 1618. StA Stralsund: HS XIV/6.35, Miscellanea VI, Art. 2.

<sup>26</sup> Johann Georg Krünitz' Ökonomisch-technologische Encyclopädie, 183. Theil, Berlin 1844, S. 54–86; 108. Theil, ebd. 1808; S. 192–205, 143. Theil, ebd. 1826, S. 417.

<sup>27</sup> „Ordnung eines Ehrenv: Rahts, wie sich der gemeine, Handtierende Kauffman, sowohl Einwohner als Frembde, auch die verordnete Lehensleütte und arbeitere auffm Theerhofe allenthalben verhalten sollen“ vom 14. Dez. 1639. Wojewódzkie Archiwum Państwowe w Gdańsku (WAP Danzig): 300, 93/51, S. 233–246. Sie ist eine etwas modifizierte, um zwei Artikel erweiterte Fassung der Teerhof-Ordnung vom 13. März 1615 (gleicher Bestand, S. 221–232).

Probleme mit schwedischen Teertonnen gab es auch in Danzig:<sup>28</sup>

*Belangende das schwedische Teer, so in fichtenen Banden anhero kommt, wan es der Kauffman begehrende sein wird, soll auf dem Theerhofe in eichenen Tonnen, alß Rostocker, Kolbergschen oder Sundischen Bandt und drogliche Tonnen von gröÙe hinforder gestürzet, gefüllet, undt mit einem Lateinischen S. auf beyde Bodene gebrandt und gezeichnet werden.*

Ein besonderes Problem war das „Lecken“ aus undichten Teertonnen, besonders in der warmen Jahreszeit. So heißt es im Meder'schen Handelsbuch von 1558:<sup>29</sup>

*Peckh teer ist kein behaltige wahr, sonderlich in somers zeyten, lauft der teer auß der tonnen, d[a]z einer von einem last etwan 8 volle tonnen hat, muß einer hüten, dass er es nit in die hitz oder sonnen lege ..., allein der abgang nimpt den gewin hinweg.*

Eine solch hohe Verlustquote mag beim Landtransport aufgetreten sein; für den Seehandel scheint sie wohl übertrieben.

Ungenügende Tonnenfüllungen, auf der Teerwaage oder beim Aufspunden erkannt, mussten auf Forderung des Kaufmanns ergänzt werden. Dafür wurden häufig besondere „Fülltonnen“ (die 13. Tonne auf die Last) hafenzollfrei gestellt.<sup>30</sup> Die Nachfüllung hatte in Gegenwart des Brakers (Danzig), zumindest aber des Eigentümers (Stralsund) zu erfolgen. Hierbei scheinen nicht selten Betrügereien vorgekommen zu sein, wenn man nämlich die Auffüllung mit Abfallteer („Bracksbrack“) vornahm.<sup>31</sup>

Bei der Pechbrake wurde eine Pechtonne, wenn Verdacht auf Verunreinigungen (Steine, Erde, Mist) bestand, *in den Mund* [wohl eine Abfallgrube; R.G.] *gehauen*. War die Ware mangelhaft, musste sie *auf den Bürtelplatz gesetzt, und hernach am verordneten Ort und stelle außgeführt, und als falsch gutt öffentlich verbrand werden*.<sup>32</sup> Es wurde also mit ihr ähnlich rigoros verfahren wie mit verdorbener oder verfälschter Asche.<sup>33</sup>

<sup>28</sup> Danziger Teerhof-Ordnung von 1639 (wie vorstehend), S. 244/45.

<sup>29</sup> Hermann KELLENBENZ (Hg.), Das Meder'sche Handelsbuch und die Welser'schen Nachträge (Deutsche Handelsakten des Mittelalters u. der Neuzeit, XV), Wiesbaden 1974, S. 238.

<sup>30</sup> Z.B. gibt die Rostocker Strandakzise-Taxe von 1620 bei den Akzisesätzen für schwedischen und pommerschen Teer an: *Des sollen sie uff jeder Last eine Tonne Füllung haben*. Siehe H. H. KLÜVER, Beschreibung des Herzogthums Mecklenburg und dazu gehöriger Länder und Oerter, 2. Theil, Hamburg 1738, S. 486.

<sup>31</sup> Danziger Teerhof-Ordnung von 1639 (wie Anm. 27), Art. 18, S. 242.

<sup>32</sup> Wie vorstehend, Art. 20, S. 243.

<sup>33</sup> GELIUS, Seehandel (wie Anm. 3), S. 62: Die „Ordnung des Aschhoves“ der Stadt Danzig vom 16. Mai 1591 legte fest, verdorbene oder verfälschte Asche solle *auff den Hoff wie von alters gebrechlichen, gehawen werden*.

Die Teerhöfe brachten den städtischen Kämmereien mehr oder weniger große Erträge, abhängig von der Höhe der Teer-/Pech-Durchfuhren sowie der Lager- und Wrakgebühren. In Stralsund machten sie in den Jahren 1577–1603 jährlich durchschnittlich 121 Mark sundisch aus (Maximum 1578 mit 254 Mark 11 ß sund.).<sup>34</sup> Demgegenüber warf der Danziger Teerhof keine regelmäßigen Überschüsse ab. Zwar wurden hier in den Jahren 1605, 1611, 1613, 1622 und 1650 zwischen 121 und 209 Mark preußisch eingenommen, aber in den dazwischen liegenden Zeiträumen blieb er meist ein Zuschussbetrieb.<sup>35</sup>

#### 4. Teer- und Pech-Emballagen im Seehandel

Wie schon aus den Lübecker und Danziger Teerhof-Ordnungen deutlich wurde, hatte es der damalige Ostseehandel mit verschiedenen Teer- und Pech-Emballagen zu tun. Ihnen kommt wegen der Zielstellung dieser Arbeit – der Angabe absoluter Transportmengen – besondere Bedeutung zu.

Wichtigster Teer-Container in den skandinavischen Ländern war offensichtlich die norwegische Teertonne mit einem Rauminhalt von 115,9 Liter.<sup>36, 37</sup> Sie entspricht in ihren Abmessungen genau der Schmalband-Biertonne nach Rostocker, Lübecker und Hamburger Maß mit 115,84 oder 115,9 Liter Füllvolumen. Somit liegt die Vermutung nahe, dass generell die ältesten Flüssigkeitsemballagen im Seehandel, die Biertonnen (und nicht die Heringstonnen), „maßgebend“ für die Größe der Teertonnen waren. Es erscheint daher sinnvoll, auch größere Biertonnen, so die Hamburger oder Lübecker Tonne mit 140,0 Liter und die Buckband-Tonne mit 174,2 Liter Inhalt, mit den entsprechenden Teergebinden in Beziehung zu setzen.<sup>38</sup>

In Preußen und Polen (Königsberg, Danzig, Elbing), vielleicht auch in Riga, waren die Tonnengrößen des Bierhandels abweichend auf das Kul-

<sup>34</sup> StA Stralsund: Kämmereiregister 1577–1592, Rep. 24, Nr. 536; Kämmereiregister 1593–1602, Rep. 24, Nr. 538.

<sup>35</sup> Max FOLTZ, Geschichte des Danziger Stadthaushalts (Quellen u. Darstellungen zur Geschichte Westpreußens, 8), Danzig 1912, S. 74 u. 77/78.

<sup>36</sup> Astrid FRIIS; Kristof GLAMANN, A History of Prices and Wages in Denmark, Vol. I, London 1958, S. 138.

<sup>37</sup> Heinz ZIEGLER, Flüssigkeitsmaße, Fässer und Tonnen in Norddeutschland vom 14. bis 19. Jahrhundert, in: BDLG 113, 1997, S. 276–337; DERS., Die Kölner Mark in neuem Licht, in: HGBll. 98, 1980, S. 39–60.

<sup>38</sup> Thomas WOLF, Tragfähigkeiten, Ladungen und Maße im Schiffsverkehr der Hanse, vornehmlich im Spiegel Revaler Quellen (Quellen u. Darstellungen zur Hansischen Geschichte, N.F. 31), Köln 1968, S. 49.

mer Maß bezogen. Danach hatte die Danziger Biertonne (Mittelband) vor 1650 ein Füllvolumen von 96 Kulmer Stof zu je 1,44 Liter, also 138,2 Liter, danach von 100 Stof (144 Liter).<sup>39</sup> Sie ist also vergleichbar mit dem Volumen der oben genannten Hamburger/Lübecker Mittelband-Biertonne sowie mit der Stockholmer Biertonne von 144,3 Liter. Von ähnlicher Größe wie letztere dürfte auch eine 1584 genannte gotländische Teertonne von 139,3 oder 145,8 Liter Inhalt gewesen sein.<sup>40</sup>

Tabelle 1 informiert über hieraus abgeleitete Füllgewichte der verschiedenen im Ostseehandel eingesetzten Teer- und Pechtonnen (Volumen-Verhältnis von 1:1,25:1,5).

Tab. 1: Wahrscheinliche Füllgewichte der Teer- und Pechtonnen, bezogen auf eine mittlere Dichte von 1,05 kg/Liter Teer bzw. 1,15 kg/Liter Pech, und 97–99 %ige Füllung

Teer-/Pechtonne		Abgerundetes Füllgewicht (kg) von	
		Teer	Pech
Kleinband (Schmalband)	(115,9 Liter)	120	130
Mittelband (Doppelband?, Gemein-Bierband?)	(144 Liter)	150	160
Buckband (Großband?, Großbierband?)	(174 Liter)	180	195

Leider finden sich Angaben über die Maße verschiedener Teer- und Pech-Emballagen nur gelegentlich in Hafenzoll-Taxen und Verzeichnissen von Teerhofgebühren. Eindeutige Größenverhältnisse können aber auch aus ihnen nicht abgeleitet werden, und es tauchen überdies neue Tonnenbezeichnungen auf. So gibt die Pfahlkammertaxe von Danzig (1640) für Teertonnen Kleinband : Großband : Bierband eine Preisabstufung von 1:1,6:1,8 an,<sup>41</sup> während die Danziger Teerhofgebühren für diese Tonnengrößen ein Verhältnis von 1:1,5:2,4 ausweisen.<sup>42</sup> Insgesamt gewinnt man den Eindruck, dass in erster Linie für die Preisdifferenzen nicht die Füllmengen der Gebinde ausschlaggebend waren, sondern andere Faktoren (Bevorzugung regionaler Tonnenmaße, Transportaufwand u.a.).

<sup>39</sup> Michael Christoph HANOW, Vergleichung der Dantziger Maasse und Gewichte mit denen, die zu Paris und London von den Gesellschaften der Wissenschaften gebraucht werden, in: Versuche u. Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft Dantzig, Erster Theil, Dantzig 1747, S. 90–106.

<sup>40</sup> Harald WITTHÖFT, Umriss einer historischen Metrologie zum Nutzen der wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Forschung, Bd. 1., Göttingen 1979, S. 391/92. – Die Angaben von Witthöft für Teertonnen wurden auf eine mittlere Teerdichte von 1,05 kg/Liter umgerechnet.

<sup>41</sup> WAAP Danzig: Komora palowa (Pfahlkammer) 300, 19/45<sup>15</sup>.

<sup>42</sup> Danziger Teerhof-Ordnung von 1639 (wie Anm. 27), Art. 9, S. 238.

Da der genaue Anteil größerer Gebinde am Teer-/Pechhandel der Ostseeländer nicht mehr zu ermitteln ist, wird im Folgenden die Füllmenge der Kleinband(Schmalband)-Tonnen (120 kg Teer bzw. 130 kg Pech) als einheitliche Berechnungsgröße allen statistischen Aussagen zugrunde gelegt. Der so gemachte Fehler lässt sich abschätzen. Er müsste bei einem Emballage-Anteil von 40 % Mittelband- und 10 % Buckband-Tonnen 18 kg Teer bzw. 18,5 kg Pech je Container-Einheit, entsprechend 15 % Teer bzw. 14,2 % Pech, nicht erfasster Handelsmengen ausmachen.

### 5. Teer- und Pechexport durch den Öresund 1562–1660

Für die Teer- und Pechausfuhren auf der Ost-West-Route steht uns eine wertvolle statistische Quelle zur Verfügung, die Sundzollregister (SZR), herausgegeben von Nina ELLINGER-BANG.<sup>43</sup> Ihr Aussagewert wurde 1557 mit der Einführung des Lastzolls auf alle Waren und 1617 durch eine effektivere Zollerhebung bedeutend erhöht.<sup>44, 45</sup> Sie geben uns die Mindestmengen der durch den Öresund geführten Teer- und Pechmengen einigermaßen zuverlässig an. Als größere Fehlerquellen (nicht erfasste Exportquoten)<sup>46</sup> kommen bei Holzchemikalien in Betracht:

- Die Benutzung anderer, zeitweise verbotener Schifffahrtswege (Großer Belt), die vorwiegend der kleinen Küstenschifffahrt zu dänischen und norwegischen Häfen diente;
- die zollfreie Öresund-Passage dänisch-norwegischer, schwedischer und Waren aus privilegierten Hansestädten, besonders aus Lübeck;
- Mischverzollung, d.h. der gemeinsame Ausweis von Teer und Pech, meist sogar von Teer, Pech und [Waid]Asche, in den Warenlisten. Das gilt besonders für die Jahrzehnte bis 1600;

<sup>43</sup> Nina ELLINGER-BANG, Tabeller over Skibsfart og Varetransport gennem Øresund 1497–1660. T. 2. Tabeller over Varetransporten A, København 1922.

<sup>44</sup> Aksel E. CHRISTENSEN, Der handelsgeschichtliche Wert der Sundzollregister, in: HGBll. 59, 1934, S. 28–142.

<sup>45</sup> DERS., Sundzollregister und Ostseehandel, in: Conventus primus historicum Balti-corum, Rigae 16.–20. VIII. 1937, Acta et relata, Riga 1938, S. 391–400.

<sup>46</sup> Kleinere Fehlerquellen ergeben sich z.B. aus der sog. Schiffsführung (*voringhe, föringhe*), d. i. der Warenanteil, der vom Schiffer und der Besatzung zollfrei transportiert werden konnte. Nach der Hansischen Schiffsordnung vom Mai/Juni 1530 (HR III, 9, 593, § 6 u. 7) betrug die Freiladung in der Westfahrt (nach Holland, Seeland, England oder Schottland) für Schiffer und Steuermann je eine Last, für den Hauptbootsmann, Schiffszimmermann und Koch je eine halbe Last und für die Bootsleute je vier Tonnen. Die Angaben beziehen sich offenbar auf Massengüter (Tonnenware). Gegenseitiger Verkauf der Schiffsführung ohne Wissen und Genehmigung des Schiffers war verboten und führte zu ihrem Verlust.



- Schmuggel durch Unterschlagung. Teer und Pech als Massengüter werden davon jedoch kaum berührt.<sup>47</sup>

Während die Beltspassage meist nur von Lübecker und Rostocker Schiffen (bevorzugt auf der Bergenfahrt) benutzt wurde und deren Teer-/Pechfrachten, soweit bekannt, nicht sehr umfangreich waren (siehe Abschnitt 6), gingen norwegische Teerausfahrten vor allem in die Nordseeregionen.<sup>48</sup>

Lieferungen von Holzchemikalien aus dem russischen Archangel (Archangel'sk) über die Nordmeerroute können für den besprochenen Zeitraum außer Betracht bleiben,<sup>49</sup> ebenso Teerimporte aus den nordamerikanischen Kolonien Englands.<sup>50</sup>

Im Falle von Mischverzollung wurde wenigstens der kombinierte Teer-/Pechanteil aus den gemeinsam verzollten Holzchemikalien-Quoten herausgerechnet und im Verhältnis der einzeln verzollten Warenmengen diesen zugeschlagen. Die so ermittelten möglichen Bruttoexporte sind, stark abgerundet, zur Information in Tabelle 2 ausgewiesen.

Tabelle 2 gibt einen Überblick über die Teer- und Pechausfahrten aus dem Ostseeraum an Hand der Sundzollregister. Die Aufstellung basiert auf den Warenlisten nach Schiffsladungen, getrennt nach den Abgangshäfen der Schiffe. Erfassungsfehler infolge von Mischverzollung und zollfreiem Transport lassen sich dabei nicht ausschließen. Man kann aber abschätzen, dass diese in den ersten beiden Jahrzehnten des Berichtszeitraums 10–20 % der Exportsummen nicht überschritten und später unter 10 % sanken.

Getrennt ausgewiesen sind Lieferungen aus den Hauptexportzentren Danzig (mit Westpreußen: Elbing, Braunsberg), Riga (mit Kurland: Libau, Windau), Schweden (Stockholm, Nyköping, Söderköping, Västerвик, Kalmar, Göteborg; ab 1647 auch Visby auf Gotland) mit Finnland (Helsingfors, Viborg) und übrigen Liv-/Estland (Reval, Pernau, Ösel).

<sup>47</sup> Im Gegenteil muss man annehmen, dass in den ersten Jahrzehnten der Lastzollerhebung nicht selten wertvolle Güter (wie Wachs, Schießpulver, Kupfer u.a.) falsch als Holzchemikalien deklariert wurden, um Warencoll zu sparen. Siehe hierzu CHRISTENSEN, Wert der Sundzollregister (wie Anm. 44), S. 101ff.

<sup>48</sup> Die gesamte Teerausfuhr Norwegens (aus Bergen, Drontheim und Stavanger) dürfte im Berichtszeitraum nicht mehr als 200–300 Last/Jahr ausgemacht haben. Pechexporte sind überhaupt nicht erwähnt. Siehe Ewald BOSSE, Norwegens Volkswirtschaft vom Ausgang der Hansaperiode bis zur Gegenwart (Schriften des Königlichen Instituts für Seeverkehr u. Weltwirtschaft, Univ. Kiel, 22.I), Jena 1916, S. 68/69.

<sup>49</sup> Arne ÖHBERG, Russia and the world market in the seventeenth century, in: SEHR 3, 1955(2), S. 123–162.

<sup>50</sup> J. Merriam PETERSON, History of the naval stores industry in America. Part I, in: J. chem. Education 16, 1939, S. 203–212.

Tab. 2: Jährlicher Teer- und Pechexport durch den Öresund (Westfahrt) im Zeitraum 1562–1660 (Durchschnittswerte aus Zehnjahre-Perioden)

Zeitraum**	Teer-/Pechexporte in Last*/Jahr nach Schiffs-Abgangshäfen				
	Gesamtmenge		Davon aus Danzig/ Westpreußen	Davon aus Riga/ Kurland	Davon aus Schweden/ Finnland/ Liv-/Estland
	Teer + Pech+	Teer/Pech	Teer/Pech	Teer/Pech	Teer/Pech
1562–1569	5690 (8760)	4295/1395	1925/1281	2204/8	17/–
1574–1579	5720 (7140)	3879/1841	1797/1481	1189/11	273/2
1580–1589	5061 (6500)	2775/2286	1099/2140	867/–	539/2
1590–1599	6051 (6250)	2693/3358	699/3132	1180/8	612/15
1600–1609	5629	2653/2976	622/2641	435/12	1193/5
1610–1619	5090	2827/2263	662/1938	168/4	1338/6
1620–1629	5972	4723/1249	369/876	112/1	3445/9
1630–1639	6673	5792/881	155/408	106/9	5275/275
1640–1649	6380	5636/744	125/257	88/7	5356/387
1650–1657	3336	3003/333	63/126	92/4	2589/254

\*\* Last = 12 Tonnen, unabhängig von der Tonnengröße.

\*\* Warenlisten 1570–1573, 1632, 1634 u. 1658/59 fehlen. 1645 nur teilweise Erfassung der Warenmenge (erzwungene freie Sunddurchfahrt für niederländische Schiffe).

+ In Klammern Bruttoexporte mit den errechneten Zuschlägen für Mischverzollung. Auf ihre Angabe wurde verzichtet, wenn die Erfassungsfehler unter 3 % abgesunken waren. Berechnung der Zuschläge nach der Formel  $M = (T+P)/(A+T+P)$ , wobei  $M$  = mischverzollte Menge von Holzchemikalien,  $A$  = [Waid]Asche-,  $T$  = Teer- und  $P$  = Pech-Mengen in einzeln verzollten Ladungen.

Bei Teer- und Pechausfuhren aus Hansestädten des wendischen Quartiers (Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, (teilweise) Stettin<sup>51</sup> und Kolberg) dürfte es sich überwiegend um Durchfuhrgut gehandelt haben, das im Falle Hamburgs z.T. auf dem Landwege aus Lübeck kam.<sup>52</sup>

<sup>51</sup> Stettins Teerausfuhren waren nur im Zeitraum 1610–1630 von größerem Umfang (durchschnittlich jährlich etwa 190 Last), in den übrigen Jahren des Berichtszeitraums aber unerheblich. Die Ursachen liegen in Handelsstreitigkeiten mit Brandenburg, dessen Kurfürst die Teerzufuhr auf der Oder blockierte (seit 1571 „Stapelkrieg“ mit Frankfurt/Oder). Siehe hierzu Wilhelm BRAUN, Zur Stettiner Seehandlungsgeschichte 1572–1813, Teil I, in: BaltStud. N.F. 51, 1965, S.47–68.

<sup>52</sup> Zur Problematik der „Lübecker Durchfuhr“ und ihrer Erschwerung besonders ab 1606/07 s. Ernst BAASCH, Die Durchfuhr in Lübeck. Ein Beitrag zur Geschichte der Handelspolitik im 17. und 18. Jahrhundert, in: HGBll. 13, 1907, S.109–152.

An den Tabellenwerten überrascht, dass die Gesamt-Exportmengen Teer und Pech im Zeitraum 1580–1650 relativ konstant blieben, mit Schwankungen von maximal 25 % um den Mittelwert. Wie die jährlichen Warenstatistiken zeigen, erreichten die Exportquoten während der zahlreichen Regionalkriege im Ostseeraum (vom Siebenjährigen Nordischen Krieg 1563–1570 bis zum Schwedisch-Polnischen Krieg 1655–1660) nach anfänglichen Ausfuhrminderungen rasch wieder Normal- oder sogar Spitzenwerte. Ganz offensichtlich war der Bedarf an diesen Holzchemikalien in Kriegs- wie in Friedenszeiten unverändert hoch. Allerdings fiel das Exportmaximum von 9838 Last Teer und Pech in ein relatives „Friedensjahr“ (1641).

Aus der Entwicklung der Teer-/Pechausfuhren lassen sich deutliche Trends ableiten:

- Allmählicher Rückgang der Exportmengen aus den klassischen Lieferregionen Danzig/Westpreußen, Königsberg und Riga/Kurland, besonders deutlich seit den 20er und 30er Jahren des 17. Jahrhunderts. Wahrscheinliche Ursachen: Erschöpfung der nutzbaren Schwelholz-Ressourcen, hohe Seezölle (Licenten) in vielen schwedisch okkupierten Ausfuhrhäfen.
- Starker Anstieg der Teer- und Pechexporte aus dem Lieferraum Schweden/Finnland/Liv-/Estland, die im Zeitraum 1640–1649 (1648 Gründung der staatlichen schwedischen Teerhandelskompanie<sup>53</sup>) fast 75 % der gesamten Ostseeausfuhren erreichten. Exportanteile von Riga (seit 1629 unter schwedischem Zollzwang) und Kurland finden sich wohl in den schwedischen Ausfuhrbilanzen wieder.
- Signifikante Zunahme der Pechanteile an den Teer-/Pechexporten zunächst im Zeitraum 1575–1615, dann kräftige Schrumpfung seit etwa 1620. In der ersten Phase gehen die Veränderungen auf die Region Danzig/Westpreußen zurück, wo man offensichtlich einen Großteil des zugelieferten Teers örtlich auf Holzpech verarbeitete.<sup>54</sup> Im zweiten Zeitabschnitt ist auch die absolute Pechausfuhr rückläufig, entweder wegen eines unzureichenden Pechaufkommens in den großschwedi-

<sup>53</sup> Annagreta HALLBERG, Tjärexport och tjärhandelskompanier under stormakstiden (Teerexport und Teerhandelsgesellschaften während der Großmachtzeit), in: *Historiska och litteraturhistoriska studier* (Helsingfors) 34, 1959, S. 86–190.

<sup>54</sup> Diese Tendenz war auch schon Roman RYBARSKI (*Handel i polityka handlowa Polski w XVI stuleciu, T. I* (Handel und Handelspolitik Polens im 16. Jahrhundert, Bd. I), Warszawa 1958 (Reprint der Ausgabe von 1928), S 51ff.) aufgefallen. Er erklärte sie aber mit einer Falschverzollung in der Sundzollkammer oder mit dem Umstand, dass Durchfuhrware aus weiter östlich gelegenen Häfen als Danziger Gut ausgewiesen wurde.

schen Lieferprovinzen<sup>55</sup> oder/und, weil die Importländer zunehmend die Eigenerzeugung von Pech (unter Gewinnung der wertvollen Terpentinen-/Kienöl-Fractionen des Teers) aufnahmen. Die Klärung dieser Frage bleibt ein Desideratum gewerbehistorischer Forschung.

Der kräftige Einbruch in der Teer-/Pech-Exportbilanz seit 1651 (1652 Abfall auf 764 Last Teer u. Pech) hängt zweifellos mit der englischen Navigationsakte von 1651 und dem Beginn des Niederländisch-englischen Seekrieges (1651–1654) zusammen. Überzeugender kann die Bedeutung der niederländischen Schifffahrt für den Ostseehandel wohl nicht demonstriert werden. Nach Beendigung des Krieges wurden die hohen Ausfuhrmengen früherer Jahrzehnte annähernd wieder erreicht.<sup>56</sup>

## 6. Seehandel mit Teer und Pech im Ostseebereich

„Unser Ziel ist es, den vollständigen, absoluten, Ostseehandel zu rekonstruieren“, forderte CHRISTENSEN im Jahre 1937.<sup>57</sup> Um dieser anspruchsvollen Zielstellung gerecht zu werden, müsste man außer den Exporten nach Westeuropa auch die Teer- und Pechmengen erfassen, die den Städten und ihrem Umfeld auf dem See- und Landwege zugeführt wurden – ein Vorhaben, das wegen fehlender Landhandels-Statistiken sehr erschwert ist.

Leider ist die Quellenlage auch bei den Hafenzollregistern schlecht,<sup>58</sup> und die vorhandenen Bestände sind lückenhaft. Besonders große Lücken gibt es bei den Hauptlieferanten Danzig und Riga; hier sind nur einzelne Jahre mit den Sundzoll-Registern vergleichbar (bei Danzig die Pfahlkammerbücher für die Jahre 1583,<sup>59</sup> 1641 und 1649,<sup>60</sup> bei Riga die Portorium-Register für 1595 und 1596<sup>61</sup>). Die Vergleichbarkeit mit den SZR-

<sup>55</sup> Nach HALLBERG, Tjärexport (wie Anmerkung 53), S. 96, wurde Qualitätspech in Schweden vorwiegend in größeren Pechhütten mit komplizierter Technologie im Besitz von Stadtbürgern produziert, während das „Bauernpech“ minderwertiger war.

<sup>56</sup> Im Zeitraum 1661–1670 wurden jährlich schon wieder 4635 Last Teer und 369 Last Pech (zusammen 5004 Last) durch den Öresund geführt. Siehe Nina ELLINGER-BANG, Knud KORST, Tabeller over Skibsfart og Varetransport gennem Öresund 1661–1783, Anden Del, Tabeller over Varetransporten, Første Halvbind 1661–1720. København 1939.

<sup>57</sup> CHRISTENSEN, Sundzollregister (wie Anm. 45), S. 398.

<sup>58</sup> Johannes SCHILDHAUER, Hafenzollregister des Ostseebereiches als Quellen zur hansischen Geschichte, in: HGBll. 86, 1968, S. 63–76.

<sup>59</sup> WAP Danzig: Księga palowa (Pfahlkammerbuch) 300, 19/14.

<sup>60</sup> Maria BOGUĆKA, Handel zagraniczny Gdańska w pierwszej połowie XVII wieku (Der Danziger Außenhandel in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts), Wrocław 1970, S. 41.

<sup>61</sup> Wasilij W. DOROSZENKO, Export Rigi na zachód w okresie przynależności do Rzeczypospolitej (Der Export Rigas nach dem Westen in der Periode der Zugehörigkeit zur Republik), in: ZapHist. 31, 1966 (1), S. 7–44, hier S. 37.

Angaben wird zusätzlich durch Mischverzollung beeinträchtigt. Wie begrenzt überdies der Aussagewert solcher Vergleiche ist, wird am Beispiel der mittelgroßen Exportstädte Königsberg und Reval deutlich.

Die Königsberger Teer- und Pechausfuhren in 29 Jahren des Zeitraums 1563–1645, ermittelt aus den Pfundzollregistern,<sup>62</sup> waren teils (etwa in der Hälfte aller Jahre) höher, teils niedriger als die Sundzollraten. Regelmäßigkeiten ließen sich nicht erkennen. Die Tonnengrößen differierten stark (beim Teerversand drei, beim Pechversand sogar vier verschiedene Tonnenmaße!). Auch für die Teerausfuhren aus Reval (hier liegen für 23 Jahre des Zeitraums 1605–1650 Angaben des Portorium-Zolls<sup>63</sup> vor), brachte die Gegenüberstellung zu den SZR keine auswertbaren Ergebnisse.

Wo bei Hauptlieferzentren die Quellenlage günstiger ist (Schweden und Finnland), gibt es Interpretationsschwierigkeiten wegen des zollfreien Exports. Vergleicht man die SZR- mit den Angaben schwedischer Exportregister, so zeigt sich, dass im Zeitraum 1585–1615 ca. 51 % der schwedischen und 45 % der finnischen Teer-/Pechausfuhren vom Sundzoll nicht erfasst wurden,<sup>64</sup> im Zeitraum 1637–1642 waren es 35 % bzw. 20 %.<sup>65</sup> Als Erklärung bleibt nur, dass etwa in diesem Umfang Waren im Besitz schwedisch-finnischer Kaufleute ausgeführt wurden. Allerdings ist die Möglichkeit von Manipulationen (zollpflichtige Waren falsch als schwedische Kommissionsgüter deklariert) in Betracht zu ziehen.<sup>66</sup>

Zuverlässiger lässt sich der Ostseehandel mit Teer und Pech eigentlich nur bewerten, wenn man auf spezielle Exportverzeichnisse mit Zielort-Angabe<sup>67</sup> oder auf Akziseregister (Seeinfuhr) der Importhäfen zurückgreifen kann. Beispiele hierfür sind die Register des Stockholmer Großen Seezolls sowie die Akziseverzeichnisse von Ostseehäfen des wendischen Quartiers, also Städten ohne nennenswertem eigenen Teer-/Pechaufkommen.

Nach den Registern und Zulage-Listen des Stockholmer Großen Seezolls, der Gesamtverzeichnisse für über Stockholm verschifft schwedi-

<sup>62</sup> Horst KEMPAS, *Seeverkehr und Pfundzoll im Herzogtum Preußen. Ein Beitrag zur Geschichte des Seehandels im 16. und 17. Jahrhundert*, Dissertation Rhein. Friedrich-Wilhelms-Univ. Bonn 1964, S. 367/68.

<sup>63</sup> Arnold SOOM, *Der Handel Revals im 17. Jahrhundert* (Marburger Ostforschungen, Bd. 29), Wiesbaden 1969, S. 33ff.

<sup>64</sup> HALLBERG, *Tjärexport* (wie Anm. 53), S. 172.

<sup>65</sup> Bertil BOETHIUS; Eli F. HEKSCHER, *Svensk Handelsstatistik 1637–1717*, Stockholm 1938, S. LVII.

<sup>66</sup> James DOW, *A comparative note on the Sound Toll Registers, Stockholm Custom Accounts, and Dundee Shipping Lists, 1589, 1613–1622*, in: SEHR 12, 1964(1), S. 79–85.

<sup>67</sup> Eine Übersicht auf z. T. noch unausgewertete litauische, lettische und estnische Stadt- und Staatsarchive gibt J. T. KOTILAINEN, in: *Journal of Baltic Studies* 28, 1997(4), S. 357–368.

sche und finnische Güter, gingen aus dieser Stadt im Zeitraum 1585–1600 etwa 16–18 % des Teer-/Pechexports in den Ostseeraum.<sup>68</sup> In den Jahren 1610–1616 betrug der Anteil der Ostsee-Zielländer an den Stockholmer Teer-Lieferungen 40 % (davon Lübeck 18 %), in den Jahren 1646–1650 aber nur noch 20 % (davon Lübeck allein 15 %, wohl zum Teil Hamburger Durchfuhrgut). Die gesamten Teerexporte überschritten 1619 die Grenze von 1000 Last (Maximum 1641 mit 4530 Last). Ein nennenswerter Pechexport über Stockholm begann erst 1638 mit 228 Last.<sup>69</sup>

Der durchschnittliche jährliche Teerverbrauch von Rostock (einer mittelgroßen Hafenstadt; Einwohnerzahl 1594 ca. 14 800 Personen<sup>70</sup>) betrug nach den Rostocker Strandakzise-Büchern im Zeitraum 1569–1580 durchschnittlich 189 Last/Jahr; dazu kamen 5 Last/Jahr Pech. Von den Teerlieferungen stammten 19 % aus Gotland, knapp 17 % aus Riga und je etwa 2 % aus Finnland und Norwegen. In den Jahren 1581–1603 wurden jährlich 135 Last Teer eingeführt; der Pechimport machte weniger als eine Last jährlich aus.<sup>71</sup> In den Jahren 1635–1640 schließlich, als zwar nicht der Seehandel, wohl aber Rostocker Schifffahrt und städtische Gewerbe durch wiederholte schwedische und kaiserliche Besetzungen schwere Schäden erlitten,<sup>72</sup> sank der Teerimport auf 62 Last/Jahr und kam überdies zu 80 % aus Schweden. Die Pechzufuhr war ganz zum Erliegen gekommen.<sup>73</sup> Der Re-Export von Durchfuhrgut war unerheblich; er überschritt im Zeitraum 1586–1604 durchschnittlich nicht zwei Last Teer/Jahr und ging meist in dänische Häfen oder nach Hamburg. Nur einmal (1586) wird die Ausfuhr von 8,5 Last Teer nach Spanien angezeigt.<sup>74</sup>

Von besonderem Interesse wären die damaligen Teer- und Pechimporte Lübecks und Hamburgs, zweier großer und reicher Handelszentren. Leider ist auch hier die Quellenlage dürftig. Die Lübecker Pfundzoll-

<sup>68</sup> HALLBERG, Tjärexport (wie Anm. 53), S. 173.

<sup>69</sup> Åke SANDSTRÖM, Mellan Torneå och Amsterdam. En undersökning av Stockholms roll som förmedlare av varor i regional och utrikeshandel 1600–1650 (Zwischen Torneå und Amsterdam. Eine Untersuchung über Stockholms Rolle als Vermittler von Waren im regionalen und Auslandshandel 1600–1650), Stockholm 1990, S. 349–353 u. 400/01.

<sup>70</sup> E. KEYSER (Hg.), Deutsches Städtebuch, Bd. I, Stuttgart 1939, S. 419.

<sup>71</sup> StA Rostock: Akzise-Diarien 1,15 IV, Nr. 1780–1801.

<sup>72</sup> Karl-Friedrich OLECHNOWITZ, Rostock von der Stadtrechtsbestätigung im Jahre 1218 bis zur bürgerlich-demokratischen Revolution von 1848/49, Rostock 1968, S. 181ff.

<sup>73</sup> Mecklenburgisches Landeshauptarchiv Schwerin: Journall der Fürstl. Meckl. Licent Cammer Warnamünde, Anno 1635–1637, 1638 (Fragment), 1639/40.

<sup>74</sup> Rostocker Seebriefregister 1585–1605. StA Rostock: Gewett. Hafen- und Schifffahrtswesen, Nr. 210 u. 211. – Wie unsicher damals die christliche Seefahrt war, beweist folgende Eintragung im Seebriefregister vom 17. Mai 1586 (Nr. 210, fol. 18r): *Johannes Wegener ... 4 1/2 Last Teer (Rostocker Gut) in Hispanien in Frankreich oder Engellandt oder wohin ihn Gott Wetter und Windt leiten wird.*

Register (Import) sind nur aus den Jahren 1492–1496 erhalten.<sup>75</sup> Sie weisen in diesem Zeitraum eine Einfuhr von jährlich durchschnittlich 247 Last Teer und 54 Last Pech aus. Mindestens in dieser Größenordnung darf man wohl auch einen Umsatz (Verbrauch und Re-Export) im uns interessierenden Zeitabschnitt annehmen. Wahrscheinlich lag er sogar noch höher, wenn man bedenkt, dass sich der Lübeckhandel im Berichtszeitraum in einer Rezessionsphase befand und die Umsätze bis 1640 kräftig anstiegen.<sup>76</sup>

Die Hamburger Schifferbücher, umfassend ausgewertet von Baasch,<sup>77</sup> informieren ebenfalls nur sporadisch über den städtischen Holzchemikalien-Handel. Danach führte die Stadt 1632 insgesamt 78,5 Last Teer ein, davon 22 Last aus Amsterdam (wohl Re-Export). 1633 war der Import bedeutend höher, nämlich 382 Last Teer (davon 61,5 % aus Finnland, 21 % aus Schweden und 17,5 % aus Norwegen) sowie 7,5 Last schwedisches Pech. Baasch vermutet, dass diese Angaben nicht vollständig sind, denn Einfuhren aus den preußischen und polnischen Ostseeprovinzen sind nicht genannt. Beachtenswert sind größere Importe von Harpois aus Spanien und England (in drei Jahren, umgerechnet auf metrische Maßeinheiten, insgesamt ca. 28 000 kg).

Wir werden keinen großen Fehler begehen, wenn wir den jährlichen Teer- und Pechumsatz aller Ostsee-„Importstädte“ (dazu zählen außer den Häfen des wendischen Hansequartiers auch noch die dänischen und schleswig-holsteinischen Häfen) auf 700–900 Last veranschlagen.

## 7. Bilanz des Ostseehandels mit Teer und Pech

Die Sundzollregister geben in Zehnjahre-Abständen, jeweils 1565, 1575 ... 1646 (statt 1645), Preise für die in Helsingör verzollten Teer- und Pech-Durchfuhren an. Nach Maćzak<sup>78</sup> handelt es sich dabei um Groß-

<sup>75</sup> Friedrich BRUNS, Die Lübeckischen Pfundzollregister von 1492–1496, Teil IV, in: HGBll. 14, 1908, S. 357–407. – Die Neubearbeitung der Pfundzollbücher durch Hans-Jürgen VOGTHERR (Quellen u. Darstellungen zur hansischen Geschichte N.F. XLI, Teil 1–4, Köln 1996, hier Teil 1, S. 14) bringt in warenkundlicher Hinsicht keine weiterführenden Erkenntnisse.

<sup>76</sup> Rolf HAMMEL-KIESOW, Hansischer Seehandel und wirtschaftliche Wechsellagen. Der Umsatz im Lübecker Hafen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, 1492–6 und 1680–2, in: Der Hansische Sonderweg? Beiträge zur Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte der Hanse, hg. v. St. Jenks u. M. North, Köln 1993, S. 77–93.

<sup>77</sup> Ernst BAASCH, Hamburgs Seeschiffahrt und Waarenhandel vom Ende des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, in: ZVHG 9, 1894, S. 295–400.

<sup>78</sup> Antoni MAĆZAK, Die Sundzollregister als eine preisgeschichtliche Quelle 1557 bis 1647, in: JbWG 1970 III, S. 179–220.

handelspreise, die alle angefallenen Nebengebühren (wie Pfahlgeld, Zulage und andere Hafengelder) einschließen. Waren in schwedischem Besitz sind naturgemäß nicht berücksichtigt.

Eine Differenzierung nach Tonnengrößen erfolgt erst für die Jahre 1605, 1615 und 1625, danach nicht mehr.

Die Teerpreise, errechnet als gewichtete Mittelwerte aus 2–3 Einzelangaben, lagen danach im Zeitabschnitt 1565–1595 im Schwankungsbereich 8,8 –17,4, in den Jahren 1605–1646 im Bereich 13,9–26,8 Riksdaler (Rd.)<sup>79</sup> /Last Kleinbandtonnen. Die Pechpreise schwankten im ersten Zeitabschnitt im Bereich 13,9–15,9 Rd./Last Kleinbandtonnen. 1635 betrug der Preis für eine Last Pech jedoch schon 42,2 Rd.<sup>80</sup> Ein Versuch, aus den Preisangaben der Jahre 1605, 1615 und 1625 Preis- und damit Füllmengen-Relationen zwischen verschiedenen Teer- und Pechtonnen abzuleiten, war erfolglos. Offensichtlich ist das dänische Tonnenmaß *grovbandt* (Schwerband) eine Pauschalgröße für alle Teer- und Pechcontainer, die größer sind als die skandinavische Teertonne, und nicht der Großbandtonne nach Tabelle 1 gleichzusetzen.

Was die Kleinhandelspreise von Teer und Pech in den Hafenstädten betrifft, sind zuverlässige Angaben wegen des schwankenden Tauscherts der örtlichen Scheidemünzen sehr schwierig. Sie dürften, je nach Absatzlage, um 30–100 % über den SZR-Preisen gelegen haben. Für einige vorpommersche Städte (Stralsund, Greifswald, Anklam, Demmin) hat Biederstedt<sup>81</sup> Daten zusammengestellt. Danach stieg der Kleinverkaufspreis einer Tonne Teer (keine Größenangabe!) im Zeitraum 1560–1625 von 6–8 Mark sund. auf 14–18 Mk. Im gleichen Zeitabschnitt sank aber der Kurswert der sundischen Mark von ca. 3 auf ca. 6 Mk./Reichstaler, so dass der Preis für eine Tonne Teer mit 2–3 Reichstaler, also bezogen auf

<sup>79</sup> Der *Riksdaler*, unter König Frederic II. (1559–1588) erstmalig als *Speciedaler* ausgemünzt, hatte nach der dänischen Münzordnung von 1544 einen Feinsilbergehalt von 26,05 g. (S. Kirsten BENDIXEN, *Danmarks mønt*, København 1967, S. 65f.). Er entsprach somit dem deutschen Reichstaler (vorwiegend Rechnungswährung) mit 25,98 g Feinsilber-Anteil nach dem Reichsmünzfuß von 1566.

<sup>80</sup> Antoni MAĆZAK, *Między Gdańskiem a Sundem. Studia na handlem bałtyckim od połowy XVI do połowy XVII w.* (Zwischen Danzig und dem Sund. Untersuchungen über den Ostseehandel von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts). Warszawa 1972, S. 65ff., Tab. 23. – Die vom Autor aufgestellte Preistabelle berücksichtigt nicht die differenzierten Preise für Klein- und „Schwerband“-Tonnen.

<sup>81</sup> Rudolf BIEDERSTÄDT, *Münzen, Maße und Gewichte in Vorpommern im 16. und frühen 17. Jahrhundert*, in: *BaltStud.* 80, 1994, S. 42–51; DERS., *Löhne und Preise in Vorpommern 1500–1627*, in: *StA Greifswald: Manuskript mit Tabellen, ohne Signatur.* – Rechnungsmünze in Vorpommern war damals die Mark sundisch; eine Mk. sund. galt 16 Schillinge (ß sund.) zu je 12 Pfennig und hatte im betrachteten Zeitabschnitt den Wert von 1/2 Mark lübisch.



den Silberpreis, relativ konstant blieb.<sup>82</sup> Rigischer Teer war durchgängig (um bis zur Hälfte) billiger als gotländischer.

Die Aussagen, die man aus der Preisentwicklung von Teer und Pech gewinnen kann, bestätigen und ergänzen die aus Tabelle 2 abgeleiteten Trends: Schwankung der Teerpreise nach dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage (Preisminimum 1585, dem Jahr eines hohen Exports mit 7917 Last, unter Anrechnung der Mischverzollung sogar 11 000 Last Teer u. Pech), und starker Anstieg der Pechpreise zum Ende des Berichtszeitraumes nicht nur als Folge der allgemeinen Teuerung („Kipper- und Wipper“-Zeit), sondern auch verminderter preußisch-polnischer Lieferungen.

Abschließend sollte es möglich sein, aus den bisher ermittelten Daten eine Mengenzahlung des Ostseehandels mit Teer und Pech in metrischen Maßeinheiten aufzustellen.

Im Zeitraum 1580–1649 betrug die durchschnittliche jährliche Teer- und Pechausfuhr nach Westeuropa 6070 Last (Tabelle 2, ohne Berücksichtigung der Mischverzollung). Rechnet man dazu einen Aufschlag von 25 % für größere Transportcontainer und zollfrei transportierte Waren sowie 800 Last/Jahr für den regionalen Ostseehandel, kommt man auf eine Handelsaktivität von etwa 8250 Last/Jahr Teer und Pech. Das entspricht, nach den Umrechnungsfaktoren von Tabelle 1, einer Gesamtmenge von 12 200 t/Jahr dieser wichtigen Holzchemikalien.

Wie viel Nadelholz musste nun für die Produktion einer solchen Teer- und Pechmenge eingesetzt werden? Wir gehen dazu von einem mittleren Ertrag von 10 Liter (10,5 kg) Teer aus einem Raummeter Schwelholz aus. Er liegt am unteren Ende der Ausbeutespanne, was wegen nicht optimalen Ofenbetriebes und vieler unrentabler Bauernöfen aber wohl den tatsächlichen Verhältnissen besser entspricht. Mit dieser Annahme kommt man auf einen jährlichen Bedarf von etwa 1,74 Mill. m<sup>3</sup> Holz.<sup>83</sup> Teerschwelerei und Pechgewinnung aus Nadelholz waren also, forstwirtschaftlich gesehen, um ein Vielfaches effektiver als die Verarbeitung von Laubholz auf Waid- und Pottasche.<sup>84</sup> Dabei ist der Ertrag an wertvollen Nebenprodukten des Schwelereigewerbes (Holzkohle, Kienöl) noch gar nicht berücksichtigt.

---

<sup>82</sup> Diese Annahme wird noch überzeugender, wenn man den Preisverfall des Silbers im 16. Jahrhundert (große Silberimporte aus Amerika, erhöhte Silberausbeuten bei der europäischen Kupferverhüttung nach Einführung des Saiger-Verfahrens) berücksichtigt.

<sup>83</sup> Hierin eingerechnet ist ein Mehrverbrauch von ca. 0,87 Mill. m<sup>3</sup> Schwelholz für die Herstellung von Holzpech aus Teer. Der Pechexport machte im Berichtszeitraum nach Tab. 2 ca. ein Viertel der Teer-/Pech-Gesamtmenge aus, und für die Herstellung von 1 Teil Pech waren 2–4 Teile, im Mittel 3 Teile Teer erforderlich.

<sup>84</sup> GELIUS, Seehandel (wie Anm. 3), S. 68f.



# ÜBER DIE WILLENSBILDUNG IN DER „MEGALOPOLIS“

Die Hanse in der Deutung von Ernst Pitz

von Thomas Behrmann

Was wäre die Hanse ohne die moderne Frage nach ihrem Wesen? Sie wäre wohl auch heute noch nur mehr ein Stück Buchgelehrsamkeit, Aktenvergangenheit, oder, wie es Georg Friedrich Sartorius vor zweihundert Jahren in einer vielzitierten Vokabel formulierte, eine „halbvergessene Antiquität“.<sup>1</sup> Erst die politischen Entwicklungen der Bismarckzeit – die Reichsgründung und eine vermehrte internationale Geltung Deutschlands – belebten das Interesse an der Geschichte der Hanse neu. Ihr vermeintlich städtebündisches Wesen und ihr zeitweise militärisches Auftreten schufen in einem Umfeld, in dem Einigkeit nach Innen und Stärke nach Außen zu den wichtigsten politischen Leitmotiven zählten, klare Identifikationsmuster.<sup>2</sup> In späterer Zeit, mit zunehmender Distanz zum Anfangsüberschwang der hansischen Forschung, veränderte sich freilich auch der Blick auf das Wesen der Hanse. Die ältere Sichtweise geradezu auf den Kopf stellte im Jahre 1962 Ahasver von Brandt. Aus einer Analyse der ‚hansischen‘ Skandinavienpolitik schloß er, daß „die Hanse“ als aktiv handelnder Faktor ... eine Fiktion“ sei und daß „der Begriff ‚Hanse‘ bei näherer Betrachtung ... bisweilen fast unter den Händen zu zerfließen“ scheine, ja, daß „nicht ganz selten geradezu Lübeck allein“ als Trägerin der hansischen Politik fungiere.<sup>3</sup> Als abgeschwächtes Gegensatzpaar („Die Hanse: Interessengemeinschaft oder Städtebund?“) fand die kontroverse Sicht dessen, was ‚die Hanse‘ eigentlich sei, noch einmal

---

<sup>1</sup> Zitiert nach Rainer POSTEL, Treuhänder und Erben: Das Nachleben der Hanse, in: Die Hanse. Lebenswirklichkeit und Mythos, hg. von Jürgen BRACKER – Volker HENN – Rainer POSTEL, 2. Auflage Lübeck 1998, S. 879–897, hier S. 880.

<sup>2</sup> Vgl. dazu Volker HENN, Wege und Irrwege der Hanseforschung und Hanserezeption in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert, in: Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande. Regionale Befunde und raumübergreifende Perspektiven. Georg Droege zum Gedenken, hg. von Marlene NIKOLAY-PANTER, Wilhelm JANSSEN, Wolfgang HERBORN, Köln u.a. 1994, S. 388–414, hier S. 399–405.

<sup>3</sup> Ahasver VON BRANDT, Die Hanse und die nordischen Mächte im Mittelalter, in: Lübeck, Hanse, Nordeuropa. Gedächtnisschrift für Ahasver von Brandt, hg. von Klaus FRIEDLAND, Rolf SPRANDEL, Köln u.a. 1979, S. 13–36 (zuerst erschienen 1962).

in die Besprechung eines Buches von Horst Wernicke durch Volker Henn im Jahre 1984 Eingang.<sup>4</sup> Seither ist es jedoch ruhig geworden in der Diskussion über das Wesen ‚der Hanse‘<sup>5</sup> – vermutlich vor allem deshalb, weil man sie stillschweigend als zwar wichtig, aber doch fruchtlos erachtet.

Um so anspruchsvoller erscheint nun die Absicht von Ernst Pitz, die Frage nach dem Wesen der Hanse neu anzugehen. Schon vor mehr als einem Jahrzehnt hat Pitz gefragt, „ob sich auf dem Wege der vergleichenden Verfassungsgeschichte Einsichten in das Wesen des hansischen Bundes gewinnen lassen, die geeignet sind, neben dem Besonderen auch diejenigen Charakterzüge zu bestimmen, die die Hanse auf Grund ihrer Zugehörigkeit zur europäischen Kultur des Spätmittelalters mit vergleichbaren Gebilden derselben Zeit gemein hat.“<sup>6</sup> Ging es ihm seinerzeit um die Willensbildung auf hansischen Tagfahrten, so holt er in seinem neuen Buch weiter aus und fragt nach Zusammenhängen der Willensbildung zwischen den einzelnen Stadtgemeinden und dem Gesamtverbund.<sup>7</sup>

Zum Ausgangspunkt seines Werkes macht Pitz einen 1449 in Lübeck ausgetragenen Streit zwischen lübisch-hansischen Ratsvertretern und englischen Gesandten über Art und Umfang der hansischen Verhandlungsvollmacht. In der Tat tritt im Verlauf dieses Konflikts eine unüberbrückbare Kluft zwischen den politischen Handlungsspielräumen von Engländern und Norddeutschen ans Tageslicht: Das Konglomerat von lübisch-wendisch-preußischen Vertretern, dessen genaue Zusammensetzung bis zum Verhandlungsbeginn nie festgestanden hatte, konnte den Engländern weder Vollmachten der Teilnehmerstädte noch gar eine im Namen der Hanse ausgestellte unbeschränkte Verhandlungsvollmacht präsentieren, wie es den zeitüblichen Gepflogenheiten im diplomatischen Verkehr entsprochen hätte.<sup>8</sup>

<sup>4</sup> Volker HENN, Die Hanse: Interessengemeinschaft oder Städtebund? Anmerkungen zu einem neuen Buch, in: HGBll. 102, 1984, S. 119–126 (über Horst WERNICKE, Die Städtehanse 1280–1418. Genesis – Strukturen – Funktionen (Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte 22), Weimar 1983).

<sup>5</sup> Jüngere Diskussionsbeiträge von Volker HENN, Was war die Hanse?, in: Die Hanse (wie Anm. 1), S. 14–23, und Albrecht CORDES, Die Rechtsnatur der Hanse. Politische, juristische und historische Diskurse, in: HGBll. 119, 2001, S. 49–62.

<sup>6</sup> Ernst PITZ, Einstimmigkeit oder Mehrheitsbeschluß? Ein heimlicher Verfassungsstreit um die Vollmachten der Ratssendeboten auf den Hansetag, in: Verwaltung und Politik in Städten Mitteleuropas. Beiträge zu Verfassungsnorm und Verfassungswirklichkeit in altständischer Zeit (Städteforschung A 34), hg. von Wilfried EHBRECHT, Köln u.a. 1994, S. 115–146, hier S. 116 (Druckfassung eines 1990 in Münster gehaltenen Vortrags).

<sup>7</sup> Ernst PITZ, Bürgereinung und Städteeinung. Studien zur Verfassungsgeschichte der Hansestädte und der deutschen Hanse (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte 52), Köln u.a. 2001.

<sup>8</sup> PITZ (wie Anm. 7), S. 1–13.

Das eklatante Mißverständnis zwischen beiden Seiten nimmt Pitz im ersten Kapitel zum Anlaß, den zentralen Gedanken seines Buches zu entwickeln: Im Gegensatz zur römisch-rechtlichen Unterscheidung zwischen willensunfähigen Körperschaften und ihren bevollmächtigten Willensträgern habe zwischen den norddeutschen Stadtgemeinden und ihren Räten in der Tradition alten deutschrechtlichen Denkens eine Identität des Willens bestanden: „So wenige Mitglieder eines Verbandes auch immer anwesend sein mochten, man setzte sie rechtlich gleich mit allen, auch den abwesenden Genossen.“<sup>9</sup> Und: „Die Identität aber setzte sich fort von den Gemeinden hinein in den Gemeinen Kaufmann aller [sic] deutschen Städte und von den gemeinen Städten hinein in die Gemeinde ihrer zur Tagfahrt versammelten Ratssendeboten. Überall war die Identität der zufällig Anwesenden mit der Gesamtheit aller an- und abwesenden Rechtsgenossen.“<sup>10</sup>

Im zweiten Kapitel – dem umfangreichsten des Buches – führt Pitz zunächst die These von der Willensidentität zwischen Gemeinde und Rat aus. Entgegen der älteren Forschung, die seit Otto von Gierke die Herrschaftsgewalt des Rates betont hat, hebt Pitz das Mitwirkungsrecht der Gemeinde in zentralen Fragen der innerstädtischen Politik hervor. Für die Zeit von 1340 bis 1458 analysiert er mit dieser Intention eine Reihe von bekannten Verfassungskonflikten in nord- und ostdeutschen Städten. Seine Ausführungen sind wichtig und nachvollziehbar, ja man mag sie durchaus ergänzen – etwa mit dem Hinweis auf die sich bahnbrechende Mitsprachefunktion der Gemeinde im Bereich der Finanzverwaltung.<sup>11</sup> Allerdings läßt sich die Stellung des Rates durch eine auf das Verfassungsrechtliche reduzierte Fragestellung kaum angemessen beschreiben, zumal nicht, wenn nur Extremsituationen in den Blick genommen werden. Der Rat ist vielmehr ein täglich sichtbarer und wirksamer Herrschaftsapparat, der sich durch religiöse Legitimierung,<sup>12</sup> soziale Distinktion<sup>13</sup> und bauliche Repräsentation weit aus der städtischen Gesellschaft heraushebt. Und daß er sich seit der Zeit um 1500 – freilich nicht vorher! –

---

<sup>9</sup> Ebenda, S. 29.

<sup>10</sup> Ebenda, S. 31.

<sup>11</sup> Claudia BECKER, Beiträge zur kommunalen Buchführung und Rechnungslegung, in: Kommunales Schriftgut in Oberitalien. Formen, Funktionen, Überlieferung, hg. von Hagen KELLER, Thomas BEHRMANN (Münstersche Mittelalter-Schriften 68), München 1995, S. 117–148 (nordalpine Beispiele S. 141–147).

<sup>12</sup> Vgl. Dietrich W. POECK, Zahl, Tag und Stuhl. Zur Semiotik der Ratswahl, in: Frühmittelalterliche Studien 33, 1999, S. 396–427.

<sup>13</sup> Thomas BEHRMANN, Zum Wandel der Fürstenanrede im Spätmittelalter, in: Formen und Funktionen öffentlicher Kommunikation im Mittelalter, hg. von Gerd ALTHOFF (Vorträge und Forschungen 51), Stuttgart 2001, S. 291–317 (S. 303–307 kurz über die Anredeformen in norddeutschen Städten).

als ‚Obrigkeit‘ versteht, ist Pitz sehr wohl bewußt.<sup>14</sup> Obwohl sich also die Stellung des Rates im Lauf des Spätmittelalters gewiß verändert, führt Pitz in seinen über ein gutes Jahrhundert gestreuten Beispielen immer wieder ein und denselben Ist-Zustand vor. Auch wenn die Beschränkung auf einen Einzelaspekt und der Verzicht auf einen diachronischen Blick zum Plan des Buches gehören sollten, so fällt Pitz, Kritik an Otto von Gierkes „zeitlose[n] Vorstellungen von einer hoheitlichen Magistratur“ unter umgekehrtem Vorzeichen auf den Verfasser zurück.<sup>15</sup>

Im dritten Kapitel versucht Pitz, seinen Gedanken der Willensidentität von Gemeinde und Rat auf den gesamten hansischen Städteverbund zu übertragen. Auch für die Kontore gelte die Willensübereinstimmung „der zufällig ... Anwesenden mit der abstrakten Gesamtheit des deutschen Kaufmannes“;<sup>16</sup> gerade wegen der unregelmäßigen Anwesenheit der Kaufleute habe man um so größere Sorgfalt bei der proportionalen Auswahl der Älterleute walten lassen. Und die Entscheidungsfindung an der Spitze des hansischen Verbundes sei vom selben Prinzip geleitet, als Wechselspiel von Gliedern und Haupt: „Was die Lübecker durch ihren beständigen Einsatz als dauerhafte Eigenschaft erlangten, das war lediglich Ansehen, Prestige, Autorität. Um immer wieder ihre sachlich und zeitlich beschränkten Vollmachten zu erlangen, mußten sich die Lübecker vorweg und freiwillig als Beschützer bewähren ...“<sup>17</sup> Im übrigen sei Lübeck nicht das einzige Haupt der Hanse gewesen, sondern diese habe eine „polykephale“ Verfassung besessen. Als weitere Häupter macht Pitz vor allem Dortmund, Danzig und Köln ausfindig;<sup>18</sup> namentlich die Kölner hätten seit der Lübecker Verfassungskrise von 1408–16 „ihren Rang als Haupt der Hanse kraftvoll zur Geltung“ gebracht.<sup>19</sup> Auch hier sind die knappen Bemerkungen, die Pitz für seine Behauptung anführt, zwar bedenkenswert, aber nicht überzeugend. Eine sorgfältige Untersuchung könnte leicht erweisen, daß Lübeck nicht passiv in seine dominierende Rolle gedrängt worden ist,<sup>20</sup> sondern diese Rolle von Anfang an aktiv gesucht, sämtliche Gemeinschaftsaktionen angeregt und geleitet und – jedenfalls bis ins 15. Jahrhundert hinein – unter gewöhnlichen Umständen als einziger Mittelpunkt von Kommunikation und Dokumentation des Städteverbundes fungiert hat.

<sup>14</sup> PITZ (wie Anm. 7), S. 230f.

<sup>15</sup> Ebenda, S. 231.

<sup>16</sup> Ebenda, S. 298.

<sup>17</sup> Ebenda, S. 350.

<sup>18</sup> Ebenda, S. 345ff., 355ff.

<sup>19</sup> Ebenda, S. 356.

<sup>20</sup> Vgl. ebenda, S. 345: „Die Lübecker sahen sich zum Haupte nicht nur des zentralen Partikularverbandes innerhalb des gemeinen Kaufmanns, sondern auch des Gesamtverbandes selber erkoren.“

Aus der Pitzschen Gedankenführung unmittelbar ableiten lassen sich seine Bemerkungen zur Willensbildung auf den hansischen Tagfahrten: sie sei im wesentlichen informell, in eingespielten Verfahren und ohne Zählmechanismus verlaufen: „Wenn die Ratssendeboten in der Diskussion Eintracht, Einmütigkeit, Einstimmigkeit erreicht hatten und die Debatte verstummte, dann war mit dem Reden auch die Sache beschlossen...“<sup>21</sup> Meinungsverschiedenheiten mündeten nicht in offene Gegensätze, sondern wurden durch sublimen Druck geglättet. Pitz bringt in diesem Zusammenhang das schöne Beispiel des Lüneburger Bürgermeisters Albert von der Molen, der in einer strittigen Angelegenheit drei widersprechende Ratsherren zunächst aus dem Raum weist, um sie später unter Hinweis auf die mittlerweile vorherrschende Meinung (nämlich seine eigene) wieder hineinzubitten und sie (mit Erfolg) um ihre Zustimmung zu ersuchen.<sup>22</sup> Wenngleich die Beispielhaftigkeit des Falls nicht zu bestreiten ist, gehört er strenggenommen nur in die Geschichte Lüneburgs.<sup>23</sup>

Im vierten und letzten Kapitel vergleicht Pitz die hansische Geschichte mit anderen Formen politischer Einungen im spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Europa, namentlich mit der Schweiz, den Niederlanden und Polen.<sup>24</sup> Dabei stellt er fest, daß den Hansestädten, „der hansischen, in die Diaspora gezwungenen Megalopolis“, eine „vollkommen[e] Staatsbildung“ wie die der Schweizer Eidgenossen versagt geblieben sei.<sup>25</sup> Hier gibt Ernst Pitz also den Blick frei auf die Bedeutung der hansischen Geschichte in seinem Denken und offenbart im selben Zusammenhang die Motivation, die ihn zum Schreiben des Buches veranlaßt hat: es sei „unmodern“ geworden – so Pitz in zutreffender Einschätzung seines Standpunktes –, in der Vergangenheit nach einem „deutschen Staatsgedanken“ zu suchen.<sup>26</sup> Die hansische „Megalopolis“ – ein Begriff, den Pitz mehrfach gebraucht<sup>27</sup>

<sup>21</sup> Ebenda, S. 401.

<sup>22</sup> Ebenda, S. 406.

<sup>23</sup> Für die hansischen Verhältnisse mag man auf die vom Münsteraner Delegierten Dr. Johannes Herde gezeichnete und kommentierte Sitzordnung des Hansetags von 1619 verweisen, die – wenngleich zeitlich entlegen – weit ältere Zustände und vielleicht auch ältere Verfahren spiegelt. Vgl. dazu Thomas BEHRMANN, Zeichen und Zeremoniell auf hansischen Versammlungen, in: Die hansischen Tagfahrten zwischen Anspruch und Wirklichkeit, hg. von Volker HENN, Trier 2001, S. 109–124, hier S. 115f.

<sup>24</sup> Vgl. den typologischen und systematischen Überblick über geistliche und weltliche Einungen bei Pierre MICHAUD-QUANTIN, *Universitas. Expressions du Mouvement communautaire dans le Moyen-Age latin (L’Eglise et l’Etat au Moyen Age 13)*, Paris 1970.

<sup>25</sup> PITZ (wie Anm. 7), S. 438.

<sup>26</sup> Ebenda.

<sup>27</sup> Vor allem im letzten Teil des Buches (zuerst S. 332; *μεγαλόπολις* – ‚Großstadt‘). Da Pitz kaum eine einzelne ‚Großstadt‘ im Auge hat (dies würde auch seiner These von der ‚Polykephalie‘ der Hanse widersprechen), dürfte der Begriff etwa im Sinne von ‚Großverband von Städten‘ zu verstehen sein.

und der offenbar die potentielle Staatsbildungsqualität des Städteverbundes anzeigen soll – als mögliche Keimzelle eines deutschen Staates: dies ist der gedankliche Hintergrund der Pitzschen Darstellung.

Schauen wir vor der Besprechung dieses Hansebildes zunächst auf die Kernthese des Buches, daß nämlich die „Identität der Willen und Willküren des gemeinen Kaufmanns mit denen der Sonderhansen, der Sonderhansen mit denen ihrer jeweiligen Stadtgemeinden, einer jeden Stadt mit denen der gemeinen Städte und somit wiederum des gemeinen Kaufmanns eine ursprüngliche Rechtstatsache“ gewesen sei.<sup>28</sup> Soweit Pitz hier das weitgehend schriftlos-informelle Procedere der Willensbildung auf den verschiedenen Stufen des hansischen Verbundes anspricht, wird man ihm zustimmen können. Es ist anregend, Begriffe wie ‚gemeiner Kaufmann‘ oder ‚gemeine Städte‘ als sprachlichen Niederschlag von Willensbildungsverfahren zu lesen. Auch die naheliegende Frage, warum der Willensbildungsprozeß auf den Tagfahrten in den hansischen Rezessen nur sporadisch und diffus angesprochen wird,<sup>29</sup> läßt sich aus den Pitzschen Darlegungen leicht beantworten: er sollte nicht und brauchte auch nicht expliziert zu werden, weil er in traditionellen geregelten Bahnen ablief – durch persönliche Autorität und sanften Druck sowie durch Unterordnung (oder Ausscheiden) der Minderheiten. Für den hansischen Raum hat in der Tat vor Ernst Pitz niemand diese Zusammenhänge erörtert. Ansonsten sind sie freilich für die mittelalterliche Welt wohlbekannt – ebenso wie die religiöse Fundierung von Entscheidungsfindungsprozessen, die Pitz spät, knapp und eindimensional erörtert.<sup>30</sup>

Betrachten wir nun etwas näher das Hansebild von Ernst Pitz. Wenn gleich es nicht dezidiert im Mittelpunkt des Buches steht, so hängen doch seine Ausführungen – wie spätestens im vierten Kapitel deutlich wird – aufs engste mit seiner spezifischen Sicht der Hanse zusammen. Die „Identität der Willen und Willküren“ sieht Pitz als Wesensmerkmal der hansischen „Megalopolis“. Diese Verknüpfung muß fundamentale Kritik auf sich ziehen. Daß Willensbildung innerstädtisch und auf hansischen Tagfahrten nach vergleichbaren Mustern ablief, reicht bei weitem nicht aus, um einen „Großverband der deutschen Hanse“<sup>31</sup> zu postulieren, von

<sup>28</sup> Ebenda, S. 314.

<sup>29</sup> Überblick über einschlägige Formulierungen bei PITZ (wie Anm. 6), S. 129.

<sup>30</sup> PITZ (wie Anm. 7), S. 436f. Pitz weiß um die religiöse Konnotation von Wahl- und Entscheidungshandlungen auch im weltlichen Bereich (ebd. S. 436: „Indessen auch die Ratmannen und die Ratssendeboten der gemeinen Städte begaben sich niemals an ihre Geschäfte, ohne zuvor die Messe gehört und... göttlichen Beistand erfleht zu haben...“), tut diesen festgefügtten Zusammenhang aber als „Überborden der theologischen Spekulation“ ab (ebd. S. 435). Mit Nachdruck sei demgegenüber verwiesen auf die gehaltvolle Studie von POECK (wie Anm. 12).

<sup>31</sup> Pitz (wie Anm. 7), S. 419.



dem Staatsbildungstendenzen hätten ausgehen können. Vor so weitreichenden Erwägungen gilt es vielmehr, die tatsächlichen Bindekräfte innerhalb des Städteverbundes zu untersuchen. Und wie gering diese waren, ist schon daran zu erkennen, daß ‚die Hanse‘ während des gesamten Mittelalters eine – wenn überhaupt – nur außerordentlich blasse Identität gewonnen hat;<sup>32</sup> Selbstgewißheit und Selbstdarstellung bilden aber die Voraussetzung für eine jede Institution, die Dauer in der Zeit beansprucht.

Der zweite Vorwurf richtet sich gegen das unveränderliche, statische Hansebild, das Pitz entwirft. Die massiven Veränderungen innerhalb der hansischen Kaufmanns- und Städtegruppen zwischen dem 13. und 15. Jahrhundert kommen in seiner Darstellung nicht vor. Vielmehr sieht er „die aus der Trave hinaus auf die Ostsee segelnde ... deutsche Hanse, die sich erst [sic] im Verlaufe des 13. Jahrhunderts in Teilverbände untergliederte“,<sup>33</sup> offenbar schon in dieser frühen Zeit für voll entwickelt an, als „Einheit aller Kaufleute und kaufmännischen Partikularverbände innerhalb einer einzigen, vom Könige beschützten deutschen Fahrtgemeinschaft“.<sup>34</sup> Für dieses idealisierende Bild von Kaufleuten, die in Wirklichkeit nicht nur unterschiedlicher Herkunft waren, sondern auch ganz unterschiedliche Ziele anstrebten, unterschiedliche Interessen verfolgten und im König eine allenfalls nominelle Unterstützung besaßen, fehlt in der Überlieferung jeder Anhaltspunkt.<sup>35</sup> Der hansische Kaufmanns- und Städte-

<sup>32</sup> Thomas BEHRMANN, ‚Hansekaufmann‘, ‚Hansestadt‘, ‚Deutsche Hanse‘? Über hansische Terminologie und hansisches Selbstverständnis im späten Mittelalter, in: Bene vivere in communitate. Beiträge zum italienischen und deutschen Mittelalter – Hagen Keller zum 60. Geburtstag überreicht von seinen Schülerinnen und Schülern, hg. von Thomas SCHARFF, Thomas BEHRMANN, Münster 1997, S. 155–176.

<sup>33</sup> Ebenda, S. 250; vgl. ebenda S. 343: „Aufgabe, die sich der deutschen Hanse seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stellte“.

<sup>34</sup> Ebenda, S. 251.

<sup>35</sup> So besitzen wir aus dem gesamten 13. Jahrhundert nur eine einzige Quelle, die von einer Versammlung der Vertreter sowohl wendischer wie auch westfälischer Städte berichtet (HR I.1 Nr. 80S. 40f.: Bericht des Dortmunders Hinrich Kale über eine Lübecker Versammlung, 1299). Gerade in diesem Fall wird jedoch eine solche regionsübergreifende Besprechung ausdrücklich hervorgehoben und damit als ungewöhnlich dargestellt: *Civitatibus extitit valde gratum, quod ad eas suos nuncios civitates Westfalie transmiserint ..., et ubi nos bene recepti fuimus et amabiliter pertractati. Quare eis multas gratiarum actiones merita reseretis* (ebd. S. 41). Genau aus diesem Grund ist es auch kein Zufall, daß die beiden Fälle von überregionaler Willensbildung aus dieser Zeit, die Verlegung des Stapels von Brügge nach Aardenburg und die Einrichtung von Lübeck als alleiniger Appellationsinstanz für Entscheide des Novgoroder St. Peterhofes nicht auf Tagfahrten behandelt, sondern per Korrespondenz geregelt wurden (HR I.1 Nr. 12–20, Nr. 66–72). Analyse der frühen hansischen Versammlungen und ihrer Rezeßüberlieferung jetzt bei Thomas BEHRMANN, Der lange Weg zum Rezeß. Das erste Jahrhundert hansischer Versammlungsschriftlichkeit, in: Frühmittelalterliche Studien 36, 2002, im Druck.

verbund besaß im 13. Jahrhundert nur eine informelle Organisation, die nicht zu vergleichen ist mit jener, welche sich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts entwickelt.

Es liegt freilich in der Konsequenz der statischen Hansedarstellung von Pitz, daß er die Bedeutung jener zentralen Ereignisse der 1350er und -60er Jahre, die überhaupt erst eine ‚hansische‘ Willensbildung konstituiert haben, mindert.<sup>36</sup> Schaut man sich freilich daraufhin einmal genauer die Quellengrundlagen an, aus denen Pitz sein Hansebild gewonnen hat, so ist die Überraschung groß: Mehr als 75% jener Anmerkungen des Buches, die den Hanserecessen entnommen sind, stammen aus nur zwei Rezeßbänden (HR 2.3–4). Das bedeutet: Pitz hat für die hansischen Passagen des Buches vorwiegend Material aus dem Zeitraum von 1443 bis 1460 herangezogen (darunter auch das breit ausgeführte Eingangsbeispiel). An keiner Stelle thematisiert Pitz diesen zeitlichen Schwerpunkt seiner Untersuchung. Vielmehr erhebt er durch seine vielfach weitausgehende Darstellung den Anspruch allgemeinerer Geltung.

Ziehen wir ein Fazit. Ernst Pitz hat mit seinem Buch eine wichtige Diskussion über die Willensbildung in innerstädtischen wie auch in hansischen Entscheidungsgremien angestoßen. Dort, wo er allgemeinhansische Verhältnisse anspricht, kann er freilich nicht überzeugen. Begriffe wie ‚Polykephalie‘ und ‚Megalopolis‘, Vorstellungen von Statik und politischem Potential des hansischen Städteverbundes lassen sich weder vor der Quellenüberlieferung noch als Gedankenfiguren rechtfertigen. Die angesichts der Tragweite der Aussagen zu knappe Materialgrundlage des Buches wirft freilich auch einen Schatten auf den gegenwärtigen Stand der hansischen Geschichtsforschung selbst. Solange nach bald zweihundert Jahren Hanseforschung noch immer keine einzige systematische Publikation über hansische Rezesse oder hansische Tagfahrten vorliegt,<sup>37</sup> ist die vierzig Jahre alte von Brandtsche Charakteristik der Hanse nach wie vor unübertroffen, und wir dürfen wiederholen: Was wäre die Hanse ohne die moderne Frage nach ihrem Wesen?

---

<sup>36</sup> PITZ (wie Anm. 7), S. 336ff. Vgl. demgegenüber BEHRMANN (wie Anm. 23), S. 118–124.

<sup>37</sup> Vgl. jeweils nur ansatzweise BEHRMANN (wie Anm. 35) und den von HENN (wie Anm. 23) herausgegebenen Sammelband.

## ZWEIMAL BRESLAU

### Zu einigen Ergebnissen des Deutschen und Polnischen Städteatlas

von Hugo Weczerka

Zu den von der Internationalen Kommission für Städtegeschichte angeregten Projekten gehört die Bearbeitung und Herausgabe eines Städteatlas. Auf deutscher Seite übernahm das von Heinz Stoob 1969 in Münster begründete Institut für vergleichende Städtegeschichte die Aufgabe, einen „Deutschen Städteatlas“ zu erstellen. In fünf Lieferungen sind in den Jahren 1973–1993 50 Städtedarstellungen erschienen; mit der Publikation der 51. Stadt (Weimar, 2000) ist die Herausgabe des Atlaswerkes von Lieferungen mit 5 bis 15 Städten je Lieferung auf Einzelstadtmappen umgestellt worden.<sup>1</sup>

Das internationale Projekt der Städteatlanten stellt die Wiedergabe kartographischer Quellen in den Vordergrund. Im Deutschen Städteatlas bietet die Hauptkarte den ältesten erhaltenen bzw. verfügbaren Katasterplan der Stadt (19. Jahrhundert) im Maßstab 1:2500, ergänzt durch Höhenlinien und Beschriftung (etwa Flurnamen). Eine „Umlandkarte“ ungefähr aus derselben Zeit zeigt die weitere Umgebung im Maßstab 1:25 000. Die gegenwärtige Situation ist der „Stadtkarte“ im Maßstab 1:5 000 ablesbar. Zu diesen Grundrißkarten – in den Maßstäben aufeinander abgestimmt – kommt eine Stadtansicht (manchmal auch zwei) als Aufrißdarstellung, ferner gehört ein Stadtsiegel zur Quellen-Grundausrüstung jeder Stadtbehandlung. Variabel sind je nach Bedarf und Angebot hinzugefügte „Beikarten“, die ebenfalls zu Quellenaussagen in Beziehung stehen: sie stellen entweder Wiedergaben kartographischer bzw. bildlicher Quellen oder die kartographische Umsetzung schriftlicher Quellen dar. Außerhalb der Quellenwiedergabe steht die „Wachstumsphasenkarte“ im Maßstab 1:5000, in die Rekonstruktionen und Interpretationen der Forschung einfließen, die in dem Text mit ausgiebigen Nachweisen erläutert werden.

---

<sup>1</sup> Deutscher Städteatlas, hrsg. von Heinz Stoob (Acta Collegii historiae urbanae Societatis historicorum internationalis, Series C). Lfg. I: Dortmund 1973, Lfg. II: Dortmund 1979, Lfg. III: Altenbeken 1984, Lfg. IV: Altenbeken 1989, Lfg. V.: Altenbeken 1993. – Die Lieferungen I–III sind vom Vf. dieses Beitrags in den HGBll. rezensiert worden: 93, 1975, S. 120f.; 99, 1981, S. 110f.; 104, 1986, S. 133–136.

Das Konzept des Deutschen Städteatlas ging anfangs von 70 nach entstehungszeitlichen, größenmäßigen, funktionalen und regionalen Gesichtspunkten ausgewählten Städten aus. Damit sollten alle Stadttypen vertreten sein. In geographischer Hinsicht gingen die Herausgeber von den Grenzen Deutschlands vor dem Zweiten Weltkrieg aus und nahmen demgemäß in die Lieferungen II bis IV auch acht Städte der historischen deutschen Ostgebiete auf, drei ostpreußische (Königsberg, Marienwerder und Memel), eine ostbrandenburgische (Küstrin) und vier schlesische (Breslau, Frankenstein, Goldberg und Oppeln).<sup>2</sup>

Nun erscheint seit 1993 unter der Leitung von Antoni Czacharowski auch ein „Historischer Atlas polnischer Städte“, gegliedert nach historischen Landschaften: Band I ist dem Königlichen Preußen (später Westpreußen) und dem Hochstift Ermland, Band II Kujawien, Band III Masuren und Band IV Schlesien gewidmet.<sup>3</sup> Die Initiatoren des polnischen Städteatlas in Thorn haben sich den Deutschen Städteatlas zum Vorbild genommen; Antoni Czacharowski und Roman Czaja vom Institut für Geschichte und Archivwissenschaft der Nicolaus-Copernicus-Universität in Thorn (Toruń) informierten sich in Münster im Institut für vergleichende Städtegeschichte über die Arbeit am Deutschen Städteatlas.

Als erste Lieferung des Historischen Atlas polnischer Städte erschien 1993 die Mappe „Elbing“ in der historischen Bearbeitung von Roman Czaja und der Kartographie von Zenon Koziel.<sup>4</sup> Es ist sehr zu begrüßen, daß die Herausgeber es für notwendig erachtet haben, die Kommentare und Erläuterungen „außer in der Landessprache in einer der Kongresssprachen abzufassen“, und daß sie sich für Deutsch entschieden haben – „wegen eines besonderen Interesses unseres Westnachbarn für die Geschichte dieser Städte“ (so Antoni Czacharowski im Geleitwort zur Elbing-Mappe). Die Mappe Elbing enthält elf Kartenblätter: die mehr-

<sup>2</sup> Königsberg: bearb. von Walther Hubatsch (Lfg. II, Nr. 7); Marienwerder: bearb. von Walther Hubatsch (Lfg. III, Nr. 7); Memel: bearb. von Kurt Forstreuter und Heinz Stoob (Lfg. II, Nr. 10); Küstrin: bearb. von Heinz-Karl Junk (Lfg. IV, Nr. 8); Breslau: bearb. von Hugo Weczerka (Lfg. IV, Nr. 5); Frankenstein: bearb. von Walter Kuhn (Lfg. III, Nr. 3); Goldberg: bearb. von Hugo Weczerka (Lfg. III, Nr. 4); Oppeln: bearb. von Walter Kuhn (Lfg. II, Nr. 11).

<sup>3</sup> Vgl. Hugo Weczerka, Die Geschichte Ostmitteleuropas im Kartenbild. Ein Beitrag zu Atlas-Neuerscheinungen, in: ZfO 50, 2001, S. 415-438, hier 434, Anm. 27.

<sup>4</sup> Atlas historyczny miast polskich. Tom I: Prusy Królewskie i Warmia. Historischer Atlas polnischer Städte. Bd. I: Königliches Preußen und Hochstift Ermland, hrsg. von Antoni Czacharowski. Zeszyt 1: Elbląg. Heft 1: Elbing. Historische Bearbeitung: Roman Czaja, kartographische Bearbeitung: Zenon Koziel. Uniwersytet Mikołaja Kopernika, Toruń 1993, 11 Ktn.-Bll., 16 S. Text.

farbige Hauptkarte 1:2500 nach dem Zustand 1839 (doppelseitig, mit rein deutscher, zeitgenössischer Beschriftung), einen räumlich etwas erweiterten Stadtplan 1:5000, ebenfalls von 1839, zwei „Umlandkarten“ von 1937 und 1796–1802 in den Maßstäben 1:25 000 bzw. 1:150 000, einen doppelseitigen Stadtplan von 1974 (1:12 500), eine mehrfarbige Wachstumsphasenkarte 1:5000 (mit polnischer Beschriftung, aber auch deutscher Auflösung), eine zweiteilige Darstellung der Berufstopographie der Altstadt Elbing 1417 und 1790 – eine „Beikarte“ im Sinne des Deutschen Städteatlas – , einen farbigen Prospekt von Elbing von Caspar Hennenberger aus dem Jahre 1554 sowie fünf Reproduktionen von (bis auf die ersten beiden farbigen) Stadtplänen von 1626 und 1635 (auf einem Blatt), ca. 1642, 1709 und 1785–1806. Die Aufzählung zeigt, daß die Grundausstattung etwa derjenigen im Deutschen Städteatlas entspricht, wenn auch teilweise in anderen Maßstäben (vielleicht technisch bedingt), die Beigabe von Stadtplanreproduktionen jedoch über das hinausgeht, was im Münsteraner Atlas üblich ist. Auch der Text ist – erfreulicherweise! – gegenüber den deutschen Vorgaben etwa doppelt so umfangreich.

Inzwischen sind zu Band I weitere drei Städtemappen erschienen (Thorn, Kulm und Graudenz), zu den Bänden II (Kujawien) und III (Masuren) je eine Mappe (Bromberg bzw. Lötzen).<sup>5</sup> Um die Zusammenschau der polnischen und deutschen Atlas-Beiträge zu Städten im heutigen Polen zu ermöglichen, verzeichnet die auf der Rückseite der Mappen abgedruckte Übersichtskarte neben den in Polen bereits erschienenen und in Vorbereitung befindlichen Städten auch die im Deutschen Städteatlas enthaltenen historisch-ostdeutschen Städte.

Im Jahre 2001 ist nun die erste Mappe des Schlesiens gewidmeten Bandes IV des Historischen Atlas polnischer Städte erschienen. Sie betrifft Breslau,<sup>6</sup> es geht hier also erstmalig um eine Stadt, die bereits im Deutschen Städteatlas behandelt worden ist – zweimal Breslau! Die bemerkenswerte neue Veröffentlichung soll vorgestellt werden. Es eröffnet sich jedoch zugleich die Gelegenheit, die in den HGBll. noch nicht angezeigte, vom Autor dieses Beitrags selbst gefertigte deutsche Bearbeitung von Breslau nachträglich zu beschreiben und mit dem polnischen Werk zu vergleichen.

---

<sup>5</sup> Vgl. Weczerka (wie Anm. 3), S. 434, Anm. 27. Anzeige der Mappe Thorn in HGBll. 114, 1996, S. 250.

<sup>6</sup> Atlas historyczny miast polskich. Tom IV: Śląsk, red. Marta Młynarska-Kaletynowa. Zeszyt 1: Wrocław, red. Marta Młynarska-Kaletynowa, współpraca Rafał Eysymontt. Historischer Atlas polnischer Städte, redigiert von Antoni Czacharowski. Band IV: Schlesien, redigiert von Marta Młynarska-Kaletynowa. Heft 1: Breslau, redigiert von Marta Młynarska-Kaletynowa unter Mitarbeit von Rafał Eysymontt. Wrocław 2001, Wydawnictwo Via Nova. Großformat 34 x 39 cm, 39 Tafeln, Textheft 36 S. mit 1 Abb., 6 Textktn. und 4 Tabellen.

Die Mappe „Breslau“ ist in Lieferung IV des Deutschen Städteatlas erschienen.<sup>7</sup> Die Hauptkarte im Maßstab 1:2500 ist ein Vierfachblatt, basierend auf Karten von 1912 (innerhalb der Stadtgräben) bzw. 1899 (außerhalb der Stadtgräben); die früheren vorliegenden Karten waren unzureichend. Leider sind in der dreifarbigigen Karte die Grünflächen nicht gesondert ausgewiesen, da sie trotz intensiver Bemühungen nicht in allen Stadtteilen lokalisiert werden konnten. Der Umlandkarte 1:25 000 von 1874/78 wurde eine frühere, den Zustand von 1757 wiedergebende im selben Maßstab gegenübergestellt, so daß die Veränderungen in der Landschaft um Breslau innerhalb von 120 Jahren nachvollzogen werden können. Die sechsfache „Stadtkarte“ 1:5000 ist aus Blättern der „Grundkarte des Deutschen Reiches“ 1:5000 der Zwischenkriegszeit zusammengestellt; sie reicht bis in die Außenbezirke der Stadt: im Westen über den Güterbahnhof Breslau-West hinaus bis zur Nord-Süd-Bahnverbindung, im Osten bis zur Fürstenbrücke über die Alte Oder, im Norden bis zur Alten Oder und zum Flutkanal und im Süden bis über den Hauptbahnhof hinaus.

Die Wachstumsphasenkarte 1:5000 hat die Katasterkarten von 1899/1912 zur Grundlage; sie konnte erfreulicherweise – als erste Wachstumsphasenkarte im Deutschen Städteatlas! – mehrfarbig gedruckt werden, so daß die komplizierten Entwicklungen und Veränderungen von Jahrhunderten klarer erkennbar sind. Es wurde versucht, alle sicheren Erkenntnisse, aber auch Vermutungen über die Stadtentwicklung von der Siedlungssituation vor der deutschrechtlichen Stadtgründung bis ins 19. Jahrhundert kartographisch darzustellen: die Veränderungen im Gewässernetz; den alten herzoglichen und bischöflichen Siedlungskern auf der Dominsel; die Lage der ersten deutschen Kaufmannsgemeinde und der ersten Stadtgründung vor dem Mongoleneinfall; die Plananlage von 1241/42 und ihre Erweiterung; die Gestaltung des herzoglichen Bereichs am linken Oderufer; Sondersiedlungen (Juden, Wallonen); die Neustadt; die kirchlichen und öffentlichen weltlichen Bauten, stets mit Jahreszahlen; die Stadtbefestigungen vom Mittelalter über die Modernisierungen des 16./17. Jahrhunderts bis hin zum preußischen Festungsausbau am Ende

---

<sup>7</sup> Deutscher Städteatlas, hrsg. von Heinz Stoob, Lfg. IV, Altenbeken 1989, GSV Städteatlas Verlag, Nr. 5: Breslau, bearb. von Hugo Weczerka, 4 S. (mit 1 Abb., 1 Siegelbild, 2 S. Text, 2 Ktn.), 4 Tafeln. – In derselben Lieferung sind noch folgende Städte enthalten: Aachen, bearb. von M. Schmitt; Bad Frankenhausen, bearb. von H. Stoob; Bautzen, bearb. von K. Blaschke; Breisach, bearb. von E. Reinhard; Essen, bearb. von H.-K. Junk; Kaiserslautern, bearb. von H. Stoob; Kulmbach, bearb. von F. B. Fahlbusch; Küstrin, bearb. von H.-K. Junk; Weixenburg/Bayern, bearb. von F. B. Fahlbusch. – Die Lieferung V des Deutschen Städteatlas, erschienen Altenbeken 1993, umfaßt fünf Städte: Altenburg/Thüringen, bearb. von H. K. Schulze; Brandenburg, bearb. von W. Schich; Lüneburg, bearb. von U. Reinhardt; Potsdam, bearb. von F. Werner; Xanten, bearb. von M. Schmitt.

des 18. Jahrhunderts; die ältesten überlieferten Straßennamen (lateinisch, deutsch); die Kirchspielgrenzen des Mittelalters und der Gegenreformation; die Vorstädte mit ihren (meist geistlichen) Jurisdiktionen, und vieles andere mehr. Mit Farben, Schriftarten, Signaturen war es – nach Meinung des Autors – möglich, eine Fülle von Daten in der Karte unterzubringen, ohne diese unübersichtlich oder unlesbar zu machen.

Für die Zusammenhänge bedarf es eines erläuternden Textes. Es ist bedauerlich, daß für diesen Text im Deutschen Städtatlas nur zwei Seiten (einschließlich Anmerkungsapparat) vorgesehen waren, unabhängig von Größe, Alter und Bedeutung der Stadt. Der schon kompakt konzipierte Text des Autors wurde so weit gekürzt, daß dessen Argumentationen nicht mehr deutlich nachvollziehbar waren. Besonderer Sorgfalt bedarf die Darstellung der Frühgeschichte von Breslau (vor 1241), da sie in weitem Maße von den Ergebnissen der archäologischen Forschung und deren Interpretationen abhängig ist; sie kann durch neue Funde rasch auch Korrekturen erforderlich machen. Der Autor des deutschen Beitrags zum Städteatlas war auf die gedruckten Quellen und die ihm zugängliche Literatur angewiesen.

Als Abbild der Stadt wurde eine – leider qualitativ unbefriedigende – schwarzweiße Wiedergabe des Weihner-Planes von 1562 gewählt. Zu den „Beikarten“ gehört eine Karte „Breslau als Rechtsvorort“ im Mittelalter und in der frühen Neuzeit (1:2 Mill., Entwurf: H. Weczerka), die einerseits die Verbreitung des Breslauer Stadtrechts und der Oberhofsfunktion der Stadt, andererseits die Reichweite des Breslauer Einflusses auf dem Gebiet des Gewerberechts (bis Magdeburg, Stettin und Thorn!) zeigt. Außerdem sind zwei Wiedergaben der Ringbebauung beigegeben: eine bildliche Darstellung von Friedrich Bernhard Werner (um 1740) und ein Plan der festen Bauten und der „Bauden“ auf dem Ring mit genauen Angaben ihrer gewerblichen Nutzung (Zustand nach 1745).

Diese Breslau-Mappe, die den Richtlinien der Internationalen Kommission für Stadtgeschichte entspricht, nimmt sich gegenüber dem „Breslau-Atlas“ im polnischen Städteatlas recht bescheiden aus. Dieser umfaßt insgesamt 39 Tafeln, davon elf Tafeln Grundelemente und thematische Bearbeitungen sowie 27 Reproduktionen von alten Ansichten und Plänen, dazu ein Luftbild von 1994 statt einer modernen „Stadtkarte“. Ein Team von neun Fachleuten unter der Leitung von Marta Młynarska-Kaletynowa (in Zusammenarbeit mit Rafał Eysymontt) hat dieses stattliche Werk erarbeitet: die Archäologen Cezary Buśko und Jerzy Piekalski, die Architektinnen Małgorzata Chorowska und Agnieszka Zabłocka-Kos, der Kunsthistoriker Rafał Eysymontt und die Historikerinnen und Historiker Mateusz Goliński, Marta Młynarska-Kaletynowa, Leszek Ziątkowski und Adam Żurek.

Die Hauptkarte 1:2500 beruht auf denselben Grundlagen wie das deutsche Pendant. Die Begrenzungen sind geringfügig enger gezogen. Die Grünflächen sind (anders als auf der deutschen Karte) entsprechend ausgewiesen, hingegen nicht die öffentlichen Gebäude farblich hervorgehoben. Den deutschen Straßennamen sind die heutigen polnischen in Klammern hinzugesetzt.

Auf den Tafeln 2 und 3 ist die Frühgeschichte Breslaus bis 1300 auf vier Karten dargestellt – Elemente, die in der deutschen Bearbeitung in die Wachstumsphasenkarte integriert worden sind. Die „Breslauer Burg um 1000“ (2a) bringt nichts Neues, die Karte „Breslau um 1200“ (2b) eigentlich auch nicht, aber es ist doch eine nützliche Zusammenstellung der aus schriftlichen und archäologischen Quellen erschlossenen Siedlungselemente und der Fernhandelswege. Die Karte der „Elemente der Besiedlungsstruktur der linksufrigen Stadt um die Mitte des 13. Jahrhunderts“, bearbeitet von Cezary Buśko (2c, ca. 1:8500, mit Kommentar), beeindruckt durch die erschlossene Höhengliederung des Geländes der Altstadt (vielleicht wäre es optisch und kartographisch günstiger gewesen, den größten Höhen den dunkelsten Farbton und den niedrigsten Flächen den hellsten zuzuweisen), das im Osten und auf der Höhe des Rings als Höhenrücken von 116–117 m über NN erscheint; nur im Nordwesten und Süden war das Gelände etwas niedriger. Die Karte unterscheidet farblich Funde, die nach dendrochronologischer Datierung aus der Zeit vor 1241 stammen, und solche jüngeren Datums: erstere gehören dem östlichen Bereich um St. Adalbert an, wo die civitas von 1226 angesetzt wird. Es scheint, als sollten Kirchen, Höfe und andere nachweisbare Einrichtungen in gleicher Weise unterschieden werden. Die jüdische Siedlung am Rande des herzoglichen Gebietes links der Oder wird um 1200 als Faktum eingetragen, um 1250 hingegen mit der Farbe „nach 1241“ und dem Zusatz „hypothetische Lage“ versehen – zumindest nach 1300 ist diese Lage doch bestätigt? Der jüdische Friedhof außerhalb der Altstadt bei St. Mauritius wird (nach der Farbe zu urteilen) vor 1241 angenommen. (Einen jüdischen Friedhof sollte man nicht mit dem christlichen Symbol des Kreuzes kennzeichnen!) – Das Problem der 1261 erwähnten und in den 1230er Jahren vermuteten „prima locacio“ von Breslau sprechen die Autoren im Text an. Auf Grund neuerer Holzfunde östlich vom Ring, die aus den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts stammen sollen, neigen sie zur Annahme, daß die erste Lokation in diesem Bereich, unweit der civitas von 1226, stattgefunden haben könnte, unter Weiterbenutzung des alten Marktes am Oderübergang. Die These ist durchaus einleuchtend. Doch hätten die Autoren auch auf die seit 1364 belegte Bezeichnung „Alte Stadt“ hart westlich der Altstadt von 1241/42 eingehen können, die der Bearbeiter des Breslau-Blattes im Deutschen Städteatlas in die Betrachtung des Problems einbezogen hat.



Die Karte „Breslau um 1300“ in der Bearbeitung von Małgorzata Chorowska (Tafel 3, 1:5000, Kommentar) zeigt die Plananlage der Altstadt, den Grundriß der jüngeren Neustadt, die räumliche Ausweitung der Altstadt nach Süden, Südosten und Westen sowie die Oderinseln im Zustand des 13./14. Jahrhunderts. Es ist nicht nur eine Rekonstruktion des Stadtplanes mit seinen Straßen und Plätzen (deutsche und lateinische Bezeichnungen des 14./15. Jahrhunderts!), den kirchlichen und öffentlichen weltlichen Bauten und anderen Einrichtungen wie Mühlen, sondern zugleich gewissermaßen eine Registrierung des Forschungsstandes mit Unterscheidung von gesichertem und hypothetischem Baugrundriß oder Mauerverlauf, mit Eintragung ergrabener Reste von Stein- und Holzbauten (diese mit Datierung). Beachtenswert sind die rekonstruierten Parzellengrenzen der Lokationszeit um den Ring, um den Neumarkt und in der Neustadt. Nützlich ist auch die Darstellung der grundherrschaftlichen Verhältnisse rund um die Stadt (Vorstädte).

Auf Tafel 4 führen Małgorzata Chorowska und andere Teamangehörige die – zum Teil noch unveröffentlichten – Ergebnisse archäologischer und baugeschichtlicher Forschungen zum mittelalterlichen Steinbau in Breslau vor (1:4000). Die „sakrale und wehrtechnische Monumentalarchitektur“ wird nach fünf Zeitabschnitten ihrer Entstehung bis 1530 registriert, der „profane Wohnungsbau“ bis ins erste Viertel des 16. Jahrhunderts ist nach vier Perioden aufgenommen. Die Erforschung des Wohnungsbaus wird natürlich nur eingeschränkt betrieben, bevorzugt werden etwa die Grundstücke auf dem Ring und um ihn herum; deren Bebauung, Aufteilung und Wiederausammenlegung werden beispielhaft auf Tafel 5 dargestellt.

Die Tafeln 6–8 stellen in großartiger Weise den „Funktions- und Raumwandel“ der mittelalterlichen Stadt (bis ca. 1530, bearb. von Rafał Eysymontt und Adam Żurek, Maßstab 1:4000), der (früh-) neuzeitlichen Stadt (von ca. 1530 bis ca. 1807/10, bearb. von Leszek Ziątkowski, 1:2500) und des „Stadtzentrums“ von Breslau in den Jahren 1807–1918 (bearb. von Agnieszka Zabłocka-Kos, 1:2500) dar. „Funktions- und Raumwandel“: dahinter verbergen sich die Nutzungs- und Bauveränderungen, vor allem jedoch alle öffentlichen Neubauten und viele private allgemeiner Nutzung oder öffentlichen Interesses; die Auswahl ist sehr weit gefaßt. Farblich voneinander getrennt sind die verschiedenen Sachbereiche, zu denen die Bauten und Einrichtungen gehörten: kirchliche Einrichtungen, öffentliche Verwaltung, Schulen, Kultur, Sozialeinrichtungen, Handel, Gasthöfe/Hotels, Befestigungsanlagen, besondere Wohnhäuser, Industriegebäude und Bauten der städtischen Infrastruktur wie Brücken und Straßen, Friedhöfe und Grünanlagen, Denkmäler und anderes mehr. Bauten, die der vorangehenden Periode angehören, werden in einem helleren Farbton wiedergegeben. Zahl und Buchstabe am

einzelnen Objekt verweisen auf ein Verzeichnis der einzelnen Bauten und Einrichtungen mit Entstehungsjahr. Tafel 8 ist abzulesen, welche Stadtviertel außerhalb der Altstadt im 19. Jahrhundert neu entstanden oder wesentlich erweitert worden sind. Der große Maßstab erlaubt einen genauen Vergleich der Bebauung vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Es ist eine große Leistung, dieses Prinzip der Darstellung trotz der regen Bautätigkeit im 19./20. Jahrhundert bis 1918 durchgezogen zu haben.

Ein in historischer Zeit bestimmendes Element des Stadtplanes wird gesondert dargestellt: die Befestigungsanlagen vom 13. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, unterteilt nach den beiden mittelalterlichen Mauerzügen, den Basteien, dem bastionären Ausbau in habsburgischer Zeit und den preußischen Festungsanlagen (Tafel 10, bearb. von Rafał Eysymontt und Adam Żurek, 1:7000). Das Gewässernetz des 18./19. Jahrhunderts – vor allem innerhalb der Befestigungssysteme – ist nebst Anlagen an den Wasserläufen wie Mühlen, Brücken und Fähren berücksichtigt. Um so weniger ist ersichtlich, warum als Grundlage eine Karte von ca. 1970 verwendet worden ist.

Tafel 11: „Die katholische Geistlichkeit in der Neuzeit – zahlenmäßige Stärke und seelsorgliche Einteilung“, bearbeitet von Adam Żurek, zeigt auf dem Hintergrund zweier alter Stadtpläne die katholische Pfarrgliederung in der Stadt und in den Vorstädten sowie die bestehenden Klöster und Stifte um 1750 und um 1807/10, ferner die Zahl der Geistlichen bzw. Mönche und Nonnen in den einzelnen Einrichtungen. Auch die Grenze zwischen den beiden evangelischen Pfarreien in Breslau ist eingetragen.

Die Ausstattung der Atlasmappe mit 30 meist farbigen Ansichten und Plänen der Stadt Breslau ist überwältigend, angefangen von Hartmann Schedels Holzschnitt von 1493, von dem Aquarell aus dem erst kürzlich richtig bekannt gewordenen Reisealbum des Pfalzgrafen Ottheinrich von 1536/37 (Würzburg) und von dem in hervorragender Wiedergabe gebotenen Weihner-Plan von 1562 über eine ganze Reihe von (Bild-) Plänen vom ausgehenden 16. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts bis hin zum Meßtischblatt von 1912, zum Stadtgebietsplan von 1939 und schließlich zum Luftbild von 1994. Diese Beilagen stammen – bis auf das Aquarell von 1536/37 – aus Archiven und Bibliotheken in Breslau, Wien und Berlin. Im Text sind zu den einzelnen Stücken Erläuterungen beigefügt.

Das Textheft im Großformat des Atlases umfaßt 36 Seiten, wobei allerdings die Zweisprachigkeit berücksichtigt werden muß. Immerhin füllt die deutsche Übersetzung der Darstellung „Breslau – Geschichte und räumlicher Wandel“ zwölf Seiten. Mehrere Autorinnen und Autoren, die nicht nur am Atlas mitgewirkt, sondern durch einschlägige Forschungsarbeiten sich einen Namen erworben haben, stellen die Entwick-

lung Breslaus von den Anfängen bis 1918 dar, natürlich immer – von der Atlasaufgabe abgeleitet – bezogen auf den von der Stadt eingenommenen Raum, ihre Bauten, ihre Institutionen, aber auch auf die dort wohnende und wirkende Bevölkerung. Die Darstellung erfolgt in präziser, objektiver Weise; der Anmerkungsapparat beschränkt sich meist auf den Nachweis von Zitaten, aber aus der Nennung von Forschernamen im Text kann man schließen, wessen Thesen die Autoren folgen oder auf wessen Arbeiten sie sich in einer bestimmten Sache insbesondere stützen; die genauen Titel der benutzten Literatur sind in der Bibliographie zu finden. Marta Młynarska-Kaletynowa behandelt die Geschichte Breslaus „Von den Anfängen bis zur Aussetzung der Stadt nach deutschem Recht“; eine Textkarte zeigt die Besiedlung der Gegend im 12./13. Jahrhundert nach schriftlichen und toponomastischen Quellen. Małgorzata Chorowska und Mateusz Goliński stellen die „Soziale und räumliche Entwicklung der Stadt nach der Aussetzung nach deutschem Recht“ dar, unter Berücksichtigung der verfassungsrechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Strukturen; eine Textkarte bringt die ungefähre Verteilung ausgewählter Textilhandwerke 1403 (Schwerpunkte in der Neustadt und am Westrand der Altstadt). Leszek Ziątkowski geht auf „Die räumliche und architektonische Entwicklung Breslaus vom 16. bis zum 18. Jahrhundert“ ein (dabei drei Skizzen zur geplanten Befestigung der Oderinseln im Dreißigjährigen Krieg), Agnieszka Zabłocka-Kos schildert „Die Entwicklung Breslaus in den Jahren 1807–1918“. Mit dem Ersten Weltkrieg endet der Text. In die Zeit danach weisen nur eine Textkarte zu den Zerstörungen im Jahre 1945 und der letzte Satz im Text: „Der allgemeine Zusammenbruch nach dem Ersten Weltkrieg bedeutete auch den Zusammenbruch der Stadt, die für lange Zeit nicht mehr eine solch dynamische Entwicklung nehmen und eine solch bedeutende Stellung auf der Karte Mitteleuropas haben sollte.“ Das ist vielleicht ein zu hartes Urteil, obwohl Breslau tatsächlich unter den Bedingungen der Zwischenkriegszeit sehr zu leiden hatte.

Das Gesamturteil über den polnischen Breslau-Atlas muß lauten, daß hier ein großartiges Werk vorliegt, hervorragend in der wissenschaftlichen, aber auch in der kartographischen Leistung. Auch die makellose Übersetzung der Texte ins Deutsche durch Waldemar Könighaus ist hervorzuheben. Im Blick auf das deutsche Pendant ist zu bemerken, 1. daß die außerordentliche Überschreitung des Programms der Internationalen Kommission für Städtegeschichte einen Vergleich mit dem deutschen Blatt „Breslau“ erschwert; 2. daß die Verwendung der umfangreichen Materialien vor Ort und die Auswertung der neuesten Forschungsergebnisse sowie der Einsatz eines Teams hochqualifizierter Sachkenner die Vergleichsmöglichkeiten ebenfalls verkleinern; 3. daß die Verteilung der Darstellung der Stadtentwicklung auf eine Reihe von Karten verständ-

licherweise ein viel deutlicheres Bild ergibt als eine einzige „Wachstumsphasenkarte“, obwohl auch die Konzentration auf eine Karte gewisse Vorteile beinhaltet. Zur Kartographie ist zu bemerken, daß die Maßstäbe vielleicht stärker aufeinander abgestimmt hätten sein können, also etwa 1:2500, 1:7500 und 1:10 000 unter Vermeidung von 1:4000, 1:7000 und anderen Maßstäben.

# WECHSELKURSE UND GEWICHTSRELATIONEN IM HANSISCHEN WIRTSCHAFTSRAUM

## Eine Datenbank zur hansischen Wirtschaftsgeschichte

Der Hansische Geschichtsverein richtet auf seiner Internetseite ([www.hansischergeschichtsverein.de](http://www.hansischergeschichtsverein.de)) unter der neuen Rubrik »Hilfsmittel zur hansischen Geschichte« eine Verbindung zu einer Datenbank am Historischen Seminar der Universität Kiel ein, in der die Überlieferung zu Wechselkursen und Gewichtsrelationen im hansischen Wirtschaftsraum ins Netz gestellt werden soll. Die Sammlung ist als dauernd zu erweiternde Datei geplant, in der sich jeder Interessierte informieren und zur weiteren Ergänzung beitragen kann.

Herr Carsten Jahnke, Universität Kiel, hat als erstes Wechselkurse aus Reval, Danzig und Lübeck eingegeben, auf die er im Zuge seiner Archivstudien gestoßen war. Wir bitten alle Interessierten, Wechselkurse und Gewichtsrelationen, die Sie bereits vorliegen haben bzw. in Zukunft erheben werden, mit genauer Angabe der Quelle an Herrn Carsten Jahnke zu senden, der sie in die Datenbank aufnehmen wird.

Adresse: [c.jahnke@histosem.uni-kiel.de](mailto:c.jahnke@histosem.uni-kiel.de)

Auf diese Weise wird im Laufe der Jahre ein immer dichteres und umfassenderes Hilfsmittel zu zwei zentralen Themengebieten der hansischen Wirtschaftsgeschichte entstehen.



# HANSISCHE UMSCHAU

in Verbindung mit *Norbert Angermann, Roman Czaja, Detlev Ellmers, Antjekathrin Graßmann, Rolf Hammel-Kiesow, Elisabeth Harder-Gersdorff, Jürgen Hartwig Ibs, Stuart Jenks, Ortwin Pelc, Herbert Schwarzwälder, Louis Sicking und Hugo Weczerka*

bearbeitet von *Volker Henn*

## ALLGEMEINES

Ernst Daenell, *Die Blütezeit der deutschen Hanse. Hansische Geschichte von der zweiten Hälfte des XIV. bis zum letzten Viertel des XV. Jahrhunderts*, 2 Bde., 3. Aufl. mit einem Vorwort von Horst Wernicke (Berlin 2001, Walter de Gruyter, zus. 1035 S.). – D.s nunmehr in dritter Auflage vorliegendes Werk verdankt seine Anregung einem 1896 von der Hist. Gesellschaft des Künstlervereins in Bremen erlassenen Preisausschreiben für eine Darstellung der Geschichte der deutschen Hanse vom Stralsunder Frieden 1370 bis zum Utrechter Frieden 1474. D. hatte nach eigener Einschätzung seine Betrachtung vor allem der hansischen Schifffahrt und Schifffahrtspolitik, dem Verhältnis der Hanse zum westlichen Europa und dem kommerziellen Aufschwung der Holländer gewidmet, weil er in diesen drei Faktoren die Weltgeltung der Hanse begründet sah. Die Neuauflage des 1905 in erster, 1973 in zweiter Aufl. erschienenen Werkes wird im Vorwort von H. Wernicke damit begründet, daß die „Deutung von Vorgängen und Sachverhalten“ (X) durch D. auch heute noch lesenswert sei, auch wenn im Detail manches überholt sei. D.s Blick für die weltgeschichtlichen Dimensionen habe eine deutschümelnde Betrachtungsweise verhindert, die ihn von jener eines Dietrich Schäfer unterschieden habe. Die Betonung der wirtschaftlichen Grundorientierung, die zwei Jahrzehnte später Fritz Rörig mit seinen Untersuchungen untermauern sollte, sei so bereits von D. formuliert worden. D. habe damit um die Jahrhundertwende zu den ausgesprochenen Außenseitern in der hansischen Geschichtsforschung gehört. Kritikwürdig sei in seinem Werk nur der letzte Teil, der in einem spannungsreichen Verhältnis zu den ersten beiden Büchern hinsichtlich der akribischen Behandlung der Einzelheiten stehe und dann auch die Rezeption des Hauptwerkes bestimmt habe. – Die vorliegende Publikation wird als „Das Standardwerk zur Geschichte der Hanse bei de Gruyter“ offeriert (vgl. Werbungstext in HGBll. 119, 2001), seine Neuauflage hätte für den wissenschaftlichen Gebrauch zweifellos eine weitgehendere Bereicherung erfahren, wäre sie – wie etwa die 5. Aufl. von Ph. Dollingers „Die Hanse“ (1998) – durch einen auf das Werk D.s bezogenen Bericht zur zwischenzeitlich geleisteten Hanseforschung, zumindest aber durch einen die wichtigsten neueren Forschungsarbeiten und Quelleneditionen enthaltenden bibliographischen Anhang ergänzt worden.

*H. Böcker*

Angelo Pichierrì, *Die Hanse – Staat der Städte. Ein ökonomisches und politisches Modell der Städtevernetzung* (Stadt, Raum und Gesellschaft, Bd. 10,

Opladen 2000, Leske und Buderich, 127 S.). – Der Turiner Soziologe befragt in seinem gedankenreichen Essay das historische Phänomen der Hanse danach, ob es ein soziologisches Modell für die Kooperation von Städten und Regionen in einer vernetzten und globalisierten Ökonomie sein kann. Vf zeigt sich fasziniert von der Hanse als „spezifische(r) politisch-organisatorische(r) Struktur, in der Kaufleute aus voneinander weit entfernten Städten in der Verfolgung ökonomischer Ziele vereint waren“ (11). Vf. will deshalb das Phänomen Hanse genauer untersuchen, um zu Schlussfolgerungen über die Funktionsvoraussetzungen übernationaler Städte- und Regionsnetzungen zu gelangen. Er beginnt seine Darstellung mit einem Überblick über die Fakten zur äußeren Geschichte der Hanse, die er im folgenden für seine Argumentation nutzen will. Er wendet dann in den Kapiteln „Kollektive Identität“, „Vielfältige Zugehörigkeiten“, „Aufstieg und Innovation“ sowie „Faktoren des Niedergangs“ seine soziologische Sichtweise an und sorgt damit für Interesse bei der Hanseforschung. So unterscheidet er z.B. bei seiner Diskussion, seit wann man vom Niedergang der Hanse sprechen sollte, zwischen dem relativen Niedergang, während dessen die Wirtschaftskraft der Hanse langsamer wächst als die ihrer Konkurrenten, und dem absoluten Niedergang, in dem die Wirtschaftskraft einzelner Hansestädte zwar noch wächst, dies aber, obwohl sie weiterhin Mitglieder der Hanse sind. Seiner Ansicht nach setzt der Niedergang der Hanse ein, „als diese aufhört, in den Bereichen Innovation zu betreiben, in denen sie führend war; als sie nicht mehr in der Lage ist, die besten Produkte dorthin zu liefern, wo diese nachgefragt werden, als ihre Transportmittel nicht mehr zur technologischen Avantgarde gehören, und als ihre Organisationsstrukturen so weit erstarren, dass sie nicht mehr in der Lage sind, sich an eine immer turbulenterere Umwelt anzupassen“ (99). Vf. analysiert die exogenen und endogenen Faktoren des Niedergangs. Erstere sieht er in der Macht der Feudalherren, dem wirtschaftlichen Aufstieg der Konkurrenten, dem Verlust der Konkurrenzfähigkeit im Schiffbau, der Entwicklung einer eigenen Bierproduktion durch die Holländer oder generell in der Unzulänglichkeit der hansischen Produktionsbasis, letztere in der zunehmenden Interessendivergenz zwischen den Hansestädten und in den intrastädtischen Verhältnissen (Bürgerausschüsse, Reformation). In einem letzten Kapitel zieht er „Schlussfolgerungen aus dem hanseatischen Modell“. Hier diskutiert er zunächst zusammenfassend seine Idee von der Hanse als ökonomischer Gesellschaftsformation. Diesen Status schreibt er der Hanse wegen der Totalität, der Funktionalität und der Kongruenz ihrer einzelnen Bestandteile zu, obwohl er anerkennt, dass sie keine „räumliche Einheit hat und sich bei ihr unterschiedliche Zugehörigkeiten und unterschiedliche politische Souveränitäten überschneiden“ (115). Die „Existenz eines Organisationsmodells, das aus ihnen ein System macht und sie dank einer kollektiven Entscheidungsprozedur zu gemeinsamen Politiken befähigt“ (117), ist für ihn höherrangig als die zuvor geäußerten Bedenken. Diese so definierte „Gesellschaftsformation“ trennt er jedoch klar von den Begriffen „Staat“ oder „Konföderation“. Vf bevorzugt stattdessen „Interessengemeinschaft“, „Netz“ oder „Kooperation unter Egoisten“. Die Identität der Hanse bezeichnet er als „zusammengesetzt oder gemischt“ und meint damit die gleichzeitige Präsenz der hansischen und städtischen Identität, die später in Konflikt zur nationalen deutschen Identität gerät. Als bemerkenswert empfindet er „die Präferenz der Akteure für Verhandlungen, Kompromisse und Kooperation gegenüber der ein-



fachen Niederlage des Gegners“ (119) und macht dafür die „opportunistische Verfolgung ökonomischer Interessen“ verantwortlich. Im Hinblick auf die Übertragbarkeit des hansischen Modells auf das heutige Europa sieht Vf. Anknüpfungspunkte in der Tatsache, dass einheitliches Handeln in Hinblick auf gemeinsame Ziele auch für souveräne, untereinander nur durch schwache rechtliche Verpflichtungen verbundene Akteure möglich ist, und nennt einige konkrete Punkte, in denen die EU seiner Ansicht nach von der Hanse lernen kann. In solchen Fällen schließt der politische und ökonomische Pluralismus die kulturelle Einheit nicht aus, sondern setzt sie voraus und produziert sie. – Von seiner Angst, die Fachhistoriker würden sich auf seine Darstellung stürzen und nach sachlichen Fehlern suchen, kann man P. wohl befreien. Eine solche Vorgehensweise wäre kontraproduktiv für jede interdisziplinäre Forschung und in diesem Falle auch nicht angebracht, da die Missverständnisse, die ihm unterlaufen, nicht sinnentstellend sind. Im Gegenteil muß man sagen, dass P. die relevante Literatur im wesentlichen kennt und nutzt. Da er in vielen Fragen den weiten Blick des Fachfremden hat, sieht er die großen Zusammenhänge vielleicht klarer als Spezialisten dies tun. Formell wäre dem Band eine größere verlegerische Sorgfalt zu wünschen gewesen: Namen werden häufig falsch wiedergegeben, die Grammatik ist oftmals katastrophal, die Zitierweise folgt nicht dem einmal eingeschlagenen Muster, Zitate finden sich nicht am angegebenen Ort. Nahezu durchgehend benutzt Vf. den Terminus „hanseatisch“, wenn er „hansisch“ meint, der Westfälische Frieden wird bei ihm zum Frieden von Westfalen. Solche vermeidbaren Monita ließen sich in erheblicher Zahl benennen. Ungeachtet dessen bleibt zu konstatieren, dass die erfrischende Sichtweise eines „Betriebsfremden“ der Darstellung gut tut und viele seiner Ideen bedenkenswert für unser Verständnis von der Hanse sein sollten, auch wenn sie sich im Falle der „Hanse als Gesellschaftsformation“ sicher nicht durchsetzen werden.

N. Jörn

*Hanse und Handel* (Praxis Geschichte 14/1, 2001, Westermann, 66 S., zahlreiche, zumeist farbige Abb.). – Selten befasst sich ein Lehramtsstudent intensiver mit dem Phänomen „Hanse“, obgleich es gerne benutzt wird, um im Examen den obligaten, aber ungeliebten Mittelalterbereich abzudecken. So ist der Geschichtslehrer zumeist darauf angewiesen, den wenigen Hanse-Seiten Glauben zu schenken, die die Lehrbücher ihm vorgeben. Kein Sek-I-Lehrwerk verzichtet auf den Gegenstand „Hanse“; in NRW ist er sogar zwingend der Behandlung vorgegebener Grundbegriff. Die Geschichtsschullehrbücher allerdings kolportieren unverdrossen, wenn auch in ihren neueren Generationen mit abnehmender Tendenz z.B. den Mythos vom Städtebund wie die Legende des bis in die „vierte Ordnung“ (L.v. Winterfeld) gestuften hierarchischen Organisationsaufbaus und verbinden nicht recht einsehbar in ihren „hansischen“ Materialteilen die Hanse nur zu gerne mit den Bürgerkämpfen des 14./15. Jhs. Gerade die Darstellung des Gegenstands „Hanse“ in Schulbüchern zeigt exemplarisch die signifikante Differenz zwischen Forschungsstand und Schulbuchkolportage – Ausdruck wohl des Umstands, dass die Verfasser von Schulbüchern weniger selber forschen, prüfen und verarbeiten, sondern mehr unbesehen sammeln und kompilieren. Dennoch zeigen die besseren Ergebnisse der neueren Schulbuchgenerationen zum Gegenstand „Hanse“ deutlich einen Trend, der von dem hier vorgelegten Heft wirksam unterstützt und weiterentwickelt wird. – Hanse und hansischer

Verband werden nicht mehr organisatorisch-statisch, sondern ökonomisch und prosopographisch erschlossen, der Kaufmann und die Organisation des Handels rücken in den Mittelpunkt. Dem vor allem dient der Basisartikel von Rolf Hammel-Kiesow über die Strukturelemente der Hanse ebenso wie der Beitrag über Hermann von Weinsberg (Jürgen Klöckner), das Portrait Hans Holbeins (Thomas Andratschke, der allerdings K. Friedlands jüngste Abhandlung über das Giszebild unberücksichtigt lässt), die Ausführungen über das Londoner (Nils Jörn) und das Bergener Kontor (Ulrich Bongertmann) als auch die Studie über die Störenfriede der Kommerzien (Matthias Puhle). Navigation und Schiffbautechnik rückt Armin Heuberger schülerorientiert in den Vordergrund. Horst Wernicke fasst kommunikations- und personenorientiert den Kenntnisstand über den Hansetag zusammen. Die Beiträge von Roman Czaja und Svend Aage Karup gehen den polnischen und dänischen Beziehungen zur Hanse nach, während Karlheinz Lau im Ansatz am Beispiel Frankfurts/O. die Frage nach dem „hansischen Geschichtsbewusstsein“ der heutigen Zeit (im Beitrag allerdings missverständlich „hanseatisch“ genannt) aufgreift. – Jeder Beitrag ist mit reichem, unterrichtlich gut einsetzbarem Bild- und Schriftquellenmaterial, oft auch Datenlisten, versehen, einschließlich didaktischer Überlegungen und unterrichtsgestaltender Vorschläge, welche jedoch überwiegend die nötige Problemorientierung als didaktisches Grundprinzip vermissen lassen. Einschränkend ist auf eine Reihe von Druckfehlern hinzuweisen, auch darauf, dass benutzte Bildquellen teilweise nur sehr bedingt nachgewiesen sind und das Problem „Hansekarte“ (7) wieder einmal weder inhaltlich noch kartographisch auch nur einigermaßen befriedigend gelöst worden ist (vgl. z.B. die Beschriftungen Osnabrück und Bremen). Über die kommentierte Schrifttumsauswahl (58f.), die Dollingers grundlegende Darstellung als „Roman“ apostrophiert, mag man streiten, sie ist dennoch weiterführend; noch wertvoller allerdings sind die Hinweise auf Filmbehandlungen und die Internet-Adressen zur Hanse (62f.), deren unterrichtliche Benutzung jedoch eher geeignet ist, die Grenzen, denn die Möglichkeiten dieses Mediums zu vermitteln. – Wird zwar die Kategorie „Mythen, Legendenbildung und Geschichtsbewusstsein“ in einzelnen Beiträgen zu Recht thematisiert, so fehlt doch (leider) ein Beitrag, der systematisch der fest im 19. Jh. verwurzelten und im 20. Jh. ungebrochen genährten Verklärung der Hanse und ihrer Nutzung für gegenwartsbestimmte Ziele nachgeht. Dennoch – ein Heft, dessen lehrerseitige Rezeption in hohem Maße zu wünschen ist.

*F.B. Fahllbusch*

*Die hansischen Tagfahrten zwischen Anspruch und Wirklichkeit*, hg. von Volker Henn (Hansische Studien XI, Trier 2001, Porta Alba Verlag, 162 S.). – Eingedenk der Kritik von Ernst Pitz an Katalog und Konzeption der Hamburger Hanseausstellung von 1989, in der er darauf hinwies, dass man das Wesen der Hanse nur durch das intensive Studium der Rezepte ihrer Tagfahrten verstehen könne, stellte die 114. Jahrestagung des HGV diese zentralen hansischen Quellen in den Mittelpunkt ihrer Untersuchungen. Nur auf den Hansetagen wurde die Hanse für die vereinigten Städte, deren Bürger und Außenstehende greifbar. Hier wurden alle zentralen hansischen Probleme beraten, Bündnisverträge initiiert oder aufgelöst, Städte verhanst, Gericht gehalten, künftige Strategien abgestimmt. In seinem sehr instruktiven Vorwort gibt Hg. die Stichworte vor, die von den anderen Vff. immer wieder aufgegriffen werden: Von wem ging die Initiative für die

Einberufung eines Hansetages aus, welche vorbereitenden Aktivitäten waren nötig, wen entsandte man, wo und wie tagte man, wie kontrollierte man die Einhaltung der Beschlüsse der Tagfahrten? Auch wenn wegen der Quellenungunst nicht alle Fragen zu jeder Tagfahrt beantwortet werden können, verschaffen die Thesen doch einen Einblick in die „unverfasste Ordnung“ der Hanse (VIII). Hg. eröffnet den Band mit dem Beitrag *Hansische Tagfahrten in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts* (1–21) und versucht zunächst zu klären, wann der erste Hansetag überhaupt stattfand, da dem sicher belegten Treffen 1356 andere vorausgegangen sein müssen, auf dem die 1356 evidenten Strukturen geschaffen worden waren. H. diskutiert dann die Frage, welche Tage überhaupt als Gesamttreffen anzusprechen sind und schlägt vor, diesen Terminus zu gebrauchen, wenn mindestens die Vertreter zweier Drittel sowie Lübeck oder eine von ihr beauftragte wendische Stadt anwesend gewesen waren. Dies ergibt für die Periode zwischen 1356 und 1407 68 sehr unterschiedlich besuchte Hansetage, die auf ein reges Bundesleben in einer „äußerst bewegten Zeit schließen lassen. H. untersucht diese Treffen in Hinblick auf Themen, Personen und Ergebnisse und stellt dann die Verhandlungen um die Flandernfahrt in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. H. zieht das Fazit, dass die Hansetage dieser Zeit handelspolitisch viel, bezüglich der inneren Verfasstheit der Gemeinschaft aber verhältnismäßig wenig erreicht hatten und fragt, ob letzteres überhaupt ihr Anliegen war. E r n s t P i t z nutzt in seinem inhaltsreichen Beitrag *Die Verfassung des hansischen Bundes in den Rezessen der Jahre 1435 bis 1460* (23–41) den erstmaligen Besuch englischer Gesandter in Lübeck im Jahre 1449 für eine Analyse der konträren Ausgangspunkte jeder englisch-hansischen Tagfahrt. Während die Engländer – mit klarer königlicher Vollmacht versehen – bindende Verträge abschließen wollten, zogen sich die hansischen Delegierten darauf zurück, die englischen Vorschläge an ihren Rat und die anderen Städte nur zu übermitteln und konnten die englische Verärgerung über dieses Vorgehen nicht verstehen. Der Beitrag erhält seinen besonderen Wert dadurch, dass Vf. nicht den Fakt als solchen beschreibt, sondern seinen Hintergrund, den Stillstand der Verfassungspolitik in Deutschland seit dem Interregnum und dessen Auswirkungen auf die Hanse, meisterhaft analysiert und damit bereits einen Vorgeschmack auf sein 2001 erschienenes Buch „Bürgereinung und Städteeinung. Studien zur Verfassungsgeschichte der Hansestädte und der deutschen Hanse“ liefert. Er deckt auf, „wie sehr sich die Führungsgruppe der Deutschen Hanse durch den diplomatischen Kontakt und Konflikt mit England zu Anpassung und Modernisierung der eigenen Verfassung genötigt sah, andererseits aber auch, wie gering der Spielraum war, den das hansisch-niederdeutsche Recht und Rechtsgefühl solcher Anpassung einräumte“ (30). T h o m a s H i l l untersucht in seinem Aufsatz „*Worden de van Bremen alles boeven geset.*“ *Bremen auf Hansetagen im 14. und frühen 15. Jahrhundert* (43–63) anhand von Rangstreitigkeiten zwischen Hamburg und Bremen auf Hansetagen die Stellung Bremens in der Hanse, die bisher stets als „eigenwillig“, „wankelmütig“ und „kapriziös“ gekennzeichnet wurde. Vf. klärt Bremens wirtschaftliche Motive, veranschaulicht in einer Karte die Ströme des Bremer und Hamburger Warenverkehrs und untersucht die Motive für die gelegentliche Teilnahme Bremens auf Hansetagen (5 von 40 Treffen zwischen 1370 und 1400; 6 von 16 Treffen zwischen 1400 und 1420). Dabei unterstreicht er für das beginnende 15. Jh. besonders die Rolle Bremens im Verhältnis der Hanse zu Ostfriesland und erklärt dies

damit, dass die Stadt „ein bedeutendes regionales Wirtschaftszentrum (war), dessen Einzugsbereich zum großen Teil abseits der wichtigen hansischen Ost-West-Verbindungen lag bzw. diese nur am Rand berührte“ (63). Er kommt zu dem Ergebnis, dass Bremen zwar ein Außenseiter in der Hanse gewesen sein mag, diese Rolle aber konsequent wahrnahm und deshalb keineswegs wankelmütig war, sondern bestenfalls „eigensinnig“, eine Eigenschaft, die sich wahrscheinlich jeder Hansestadt zuschreiben lässt. Matthias Puhle arbeitet das im Titel seines Beitrages genannte Thema *Hansische Ratssendeboten und ihr sozialer und politischer Hintergrund. Braunschweig und Magdeburg im Vergleich* (65–73), auf sehr unterschiedlicher Materialgrundlage konzentriert ab, stellt die Bedeutung beider Städte in der Hanse heraus und stellt fest, dass der hohe Organisationsgrad der sächsischen Städte durch die von seinen Vergleichsstädten gebildete Doppelspitze ermöglicht wurde. Dies führte dazu, dass der Sächsische Städtebund zu Beginn des 15. Jhs. bei Interessendivergenz mit der Resthanse drohte, eine eigene Hanse zu gründen. Auch wenn es dazu nicht kam, wurde innerhalb der Nachbarn die Beschickung der Hansetage und die dort vertretene Meinung abgestimmt. Bezüglich der Ratssendeboten stellt Vf. die klare patrizische Exklusivität fest, „die in den Ratsverfassungen vermutlich längst abgeschafft war“ (73). Stuart Jenks untersucht an sechs Beispielen in seinem Aufsatz *Die Einstellung der Hanse zu den Stadtaufständen im Spätmittelalter* (75–108) und setzt sich mit der geltenden Forschungsmeinung (K. Fritze, Ph. Dollinger) auseinander. Er stellt bei der Analyse der Ereignisse 1417/1422 in Stade, 1418 in Soest, 1419 in Stettin, 1421 und 1425 in Bremen sowie 1423/1425 in Halberstadt fest, dass es dem Hansetag nicht „um die Niederschlagung der städtischen Unruhen und schon gar nicht um die Festschreibung bestehender Verfassungsverhältnisse in den Hansestädten“ ging, sondern „um die Abwehr der für die Gesamthanse abträglichen Auswirkungen der mit diesen Aufständen vielfach verbundenen Verfassungsänderungen“ (106). Thomas Behrmann eröffnet seinen Beitrag *Über Zeichen, Zeremoniell und Hansebegriff auf hansischen Tagfahrten* (109–124) mit der Auswertung des Berichts des Bremer Bürgermeisters Johann Hemeling über die Feierlichkeiten des Hansetages von 1379. Dies ist die einzige mittelalterliche Quelle, die Aufschluß über das Zeremoniell bei Hansetagen gibt. Neben ihr ist nur der immer wiederkehrende Streit um die Sitzordnung auswertbar, bei dessen Untersuchung Vf. feststellt, dass sich über mehr als 200 Jahre keine Änderungen ergaben. Aufgrund dieser Quellenlage wertet Vf. im folgenden vor allem Treffen hansischer Gesandtschaften mit ausländischen Königen und Repräsentanten aus und schärft im konkreten Kontext das Bewusstsein des Lesers für verschiedene Verhandlungssituationen und Prozessionen in den Jahren 1457, 1473 oder 1484. Im zweiten Teil seines Beitrages geht Vf. dem zeremoniellen Gebrauch des Begriffes „Hanse“ nach und stellt anhand des Flandernboykotts der Jahre 1358–60 fest, dass mit Schreiben unter diesem Titel den Verhandlungspartnern „die nach innen benötigte und nach außen demonstrierte Solidarität unter norddeutschen Kaufleuten und Städten“ verdeutlicht werden sollte (122). Eine sehr genaue Analyse regionaler Verhältnisse liefert Friedrich Bernward Fahlbusch, *Der Hansetag 1576 und sein Niederschlag in Westfalen* (125–149), der zunächst die komplizierten äußeren Bedingungen des Treffens in allen Gastgeberländern der Hanse beschreibt und die thematischen Schwerpunkte in Fragen der Kontore, der Handelskonkurrenz und der verbandlichen Organisation einteilt. Vf. veran-

schaulich in einem Schema den komplizierten Geschäftsgang im Hochstift Münster, der für die routinierte Abwicklung der Meinungsbildung sorgte und stellt bei einer Analyse des die Zusammenkünfte besuchenden Personals fest, dass es sich bei ihm um „interkommunal versippte, regional oder sogar überregional politisch tätige Herren der Hanse“ (136) handelte, die ihre persönlichen und familiären Interessen auf den Tagfahrten durchsetzten. Eine mehrseitige Edition hansischer Quellen aus Archiven Münsters, Warendorfs und Soests rundet den interessanten Beitrag ab. Rainer Postel nutzt in seinem Beitrag *Von der Solidarität bedrängter Egoisten – Hansetage des frühen 17. Jahrhunderts* (151–162) ein Gedicht des hansischen Syndikus Dr. Dormann über den beklagenswerten Zustand der Hanse als Aufhänger und erkennt, dass die hansische Exekutive viel zu schwach war, um eine belastbare Konföderation zu schaffen und Pflichten der Mitglieder bindend festzulegen. P. beschreibt, wie die 1604 aufkommende Idee, die Einhaltung der hansischen Statuten und Verordnungen durch eine Veröffentlichung zu gewährleisten, am einzigen Mandatsträger der Hanse, dem Syndikus, scheiterte. Er charakterisiert die Konföderationsnotel als Dokument hansischer Wünsche und Besorgnisse, die nur zögerlich ratifiziert, 1614 aber problemlos verlängert wurde. – Nach der Lektüre der einzelnen, aus sehr verschiedenen Perspektiven kommenden Beiträge kann man den Vff. bescheinigen, dass sie sich der von Ernst Pitz angemahnten Fragestellung gewinnbringend für die Hanseforschung angenommen und unser Bild von der zentralen hansischen Institution entscheidend bereichert haben. Dass die vorgelegten Ergebnisse „in vielfältiger Weise der Ergänzung und weiteren Ausgestaltung“ (IX) bedürfen, liegt in der Natur der Dinge, dankenswerterweise wurden mit diesem Band aber zahlreiche interessante Anknüpfungspunkte geliefert, die die weitere Forschung inspirieren werden.

N. Jörn

*Ausklang und Nachklang der Hanse im 19. und 20. Jahrhundert*, hg. von Antjekathrin Graßmann (Hansische Studien XII, Trier 2001, Porta Alba Verlag, 142 S., 2 Ktn., mehrere Abb.). – Der schmale, sorgfältig edierte Band vereinigt die Ergebnisse der Pflingsttagung des HGV 1999 in Quedlinburg und darf als weiteres Beispiel dafür gelten, wie die späte Hanse, die jahrzehntelang nahezu unbeachtet blieb, langsam, aber beharrlich das Interesse der Forschung gewinnt. Nachdem auf der Pflingsttagung des Jahres 1996 bereits des 17., des letzten wirklich hansischen Jhs. gedacht wurde, wandte man sich nun der hanseatischen Epoche zu, in der es eigentlich nur noch galt, den Nachlaß des einst mächtigen Bundes zu verwalten bzw. den hansischen Gedanken zu bewahren. – Michael Hundt erinnert in seinem Beitrag *Von der halbvergessene(n) Antiquität zum modernen Staatenbund. Bedingungen, Ziele und Wirkungen hanseatischer Politik zwischen Altem Reich und Wiener Ordnung (1795–1815)* (1–30) an das Ende des Alten Reiches und die damit verbundenen Konsequenzen für die verbliebenen Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck. Er sieht am Ende des Alten Reiches eher eine rechtliche als eine wirtschaftliche Zweckgemeinschaft der drei Städte. Sie verwalteten gemeinsam das hansische Erbe und traten als völkerrechtliches Subjekt in Osnabrück, Nimwegen und Rijswijk auf, ihre Handelsbeziehungen dagegen gestalteten sie weitgehend unabhängig voneinander. Die Städte hatten ihre Nische als Makler zwischen den großen Mächten gefunden und prosperierten in dieser Rolle. 1795 traf man sich in Hamburg zur Koordinierung der „hansea-

tischen Desiderien“, die eine gemeinsame, wesentlich von Bremer Interessen geprägte Haltung gegenüber Reich und internationaler Staatengemeinschaft festlegten und die Bewahrung alter Privilegien forderten. Durch intensive diplomatische Aktivitäten und erhebliche Zahlungen an Frankreich gelang es, diese Forderungen 1803 im wesentlichen umzusetzen. Bis 1810 schloß sich eine Phase des Lavierens an, in der sich die drei Städte nach dem Zusammenbruch des Alten Reiches über Alternativen in der gemeinsamen Organisation des Staats- und Rechtswesens austauschten. Zum 1.1.1811 wurde diese Phase durch die Einverleibung in das französische Kaiserreich beendet. Die Hansestädte beteiligten sich mit einer „Hanseatischen Legion“ an den Befreiungskriegen und gründeten in Mecklenburg als gemeinsame Exilregierung ein „Interimistisches Direktorium der hanseatischen Angelegenheiten“. 1815 entschlossen sich die Senate, die Bundesakte zu ratifizieren, führten in der Bundesversammlung gemeinsam die 17. Stimme und gründeten 1820 gemeinsam mit Frankfurt/M. in Lübeck das Oberappellationsgericht der vier freien Städte. Ihre zwanzigjährige Suche nach „einer staatsrechtlichen Stellung innerhalb der deutschen und europäischen Staatenwelt“ (30) war damit beendet. Hans-Dieter Loose greift in seinem Beitrag *Nutzbares Erbe oder belastende Relikte einer glorreichen Vergangenheit? Der hanseatische Umgang mit dem Londoner Stalhof und dem Antwerpener Haus der Osterlinge in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts* (31–42) bis in das 16. Jh. zurück, als das Antwerpener Gebäude gebaut und der Stalhof renoviert worden waren, obwohl die Hanse ihren Zenit bereits weit überschritten hatte. Vf. schildert die Gründe für und die Verhandlungen um den Wiederaufbau des 1666 abgebrannten Stalhofes und die Bemühungen um eine Vermietung oder einen Verkauf der beiden nur defizitär zu betreibenden Immobilien in London und Antwerpen bis zur Mitte des 19. Jhs. Er widerspricht dabei älteren Auffassungen, die Kontore seien wegen einer besonderen „moralischen Verpflichtung“ nicht verkauft worden, und führt dies auf fehlende Kaufinteressenten und schlechte Immobilienpreise zurück. Erst 1852 konnte man für den Stalhof £72.000 bei einer englischen Immobilienfirma erzielen. Diese verkaufte den Komplex 1860 an die Eisenbahn, die an dieser Stelle den Bahnhof Cannon Street errichtete und alle Stalhofrelikte beseitigte. 1853 gelang auch der Verkauf des Antwerpener Kontors an die belgische Regierung, die das Haus für 1 Mio Franc abnahm. Vf. sieht diesen Umgang mit den Immobilien als Beweis dafür, dass „hansische Tradition unmittelbar bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts fortlebte“ (42). Antjekathrin Graßmann, *Hanse weltweit? Zu den Konsulaten Lübecks, Bremens und Hamburgs im 19. Jahrhundert* (43–65), untersucht, wie die Hansestädte die Außenhandels- und Schifffahrtsbeziehungen des Deutschen und später des Norddeutschen Bundes übernahmen. Getreu dem Savigny-Wort, dass der Norddeutsche Bund eine Großmacht durch Preußen, eine Weltmacht aber durch die Hanse werde, untersucht sie die Pflege der außenpolitischen Verbindungen und wie das seit dem späten 16. Jh. vorhandene konsularische Netz der Hanse für den Deutschen Bund nutzbar gemacht wurde. Vf.in verfolgt den rasanten Ausbau dieses Systems anhand der Vertragsabschlüsse mit 25 Staaten auf allen Kontinenten zwischen 1811 und 1866. Bereits 1846 lassen sich weltweit 227 hansestädtische Konsulate nachweisen. Vf.in differenziert dabei zwischen gemeinsamen hanseatischen Konsuln und Vertretern einzelner Städte und gelangt zu der Schlussfolgerung, dass die „gemeinsame diplomatisch-kaufmänni-

sche Aktivität der drei Hansestädte in den Konsulaten des 19. Jahrhunderts eine neue Form des Fortlebens gefunden hat“ (58). Thomas Hill sucht in seinem Beitrag *Vom öffentlichen Gebrauch der Hansegeschichte und Hanseforschung im 19. und 20. Jahrhundert* (67–88) nach der Idee der „neuen Hanse“. Er vergleicht das Bild, das dem Konzept der neuen Hanse zugrunde liegt, mit den Erkenntnissen der modernen Hanseforschung und konstatiert die teilweise falsche Auslegung von Forschungsergebnissen durch die Politik. So wurde die Monopolisierung des Handels einzelner Länder durch die Hanse durch deutsche „Visionäre“ nicht genügend beachtet, in Skandinavien aber erinnerte man sich sehr wohl der damit verbundenen negativen Folgen für die Wirtschaft. In einem hervorragenden Rückblick auf die Hanseforschung des 19. und 20. Jhs. stellt Vf. die seit mind. 1870 gehegten unterschiedlichen Gedanken zu einer „neuen Hanse“ vor und stellt fest, dass diese wesentlich den Argwohn unserer nichtdeutschen Zeitgenossen am Ende des 20. Jhs. prägten. H. mahnt deshalb, Geschichte nicht beliebig zur Herstellung historischer Kontinuität zu verwenden. An diese Erkenntnisse anschließend, entwickelt Jürgen Bohmbach seine Gedanken zum Thema *Die Neue Hanse – Mythos und Realität* (89–100) und fragt, was die Initiatoren der „Hansetage der Neuzeit“ von dem von ihnen 1980 wiederbelebten historischen Gebilde wissen. Er stellt dabei die sehr differenzierten Interessen der Teilnehmer vor, verdeutlicht aber auch, dass die Hanse fast durchgängig als Vorläuferin der heutigen EG angesehen wird und der Neuen Hanse vor allem Aufgaben bei Stadtsanierung, Jugendaustausch, Belebung der Wirtschaft und des Tourismus sowie Verkehrsplanung oder die Steigerung des Umweltbewusstseins zugeordnet werden. Impulse erhielt die Neue Hanse durch den Wegfall des Eisernen Vorhangs. Tagungsorte außerhalb Deutschlands verdeutlichen dies ebenso wie die Ausrichtung auf den „Wiederaufbau Europas“. Das einzige konkrete Großprojekt der Neuen Hanse, die Finanzierung des Wiederaufbaus der Nikolaikirche in Nowgorod, zeigt jedoch deutliche Parallelen zwischen alter und neuer Hanse – die mangelnde Zahlungsbereitschaft der Mitglieder. Auch die Finanzierung wichtiger Projekte für die Hanseforschung wie die Erarbeitung eines hansischen Archivführers scheiterte bisher. – *Die Hanse in der Dichtung* ist das Thema Hans-Jürgen Vogtherr (101–122). Er legt damit nach den Betrachtungen P.A. Merbachs (1934) die erste zusammenfassende Übersicht zu diesem Bereich vor und tut dies in einer Weise, die für die nächsten Jahrzehnte Bestand haben dürfte. Beginnend mit der ersten literarischen Gestaltung des Hansestoffs durch G.N. Bärmann (1817) über die Novellensammlung W. Jensens (1884) bis hin zu der reichhaltigen Widerspiegelung der historischen Gestalten Johann Wittenborg, Klaus Störtebeker und Jürgen Wullenwever, unternimmt Vf. einen sprachlich wie historisch gelungenen Rückblick auf die hansisch beeinflusste Literatur des 19. und 20. Jhs. Er untersucht die verschiedenen Aspekte, die Autoren und Kritiker wie Oelcker, Geibel, Neumann, Gutzkow, Buchheim, Calmberg, Fontane oder Kruse im Leben Wullenwevers hervorhoben und stellt sie in den Zusammenhang des jeweiligen Zeitgeistes. Für die Gestaltung des Wittenborg- und Störtebeker-Stoffs geht er analog vor und analysiert im ersten Fall die Werke Geibels, Mais, Bernhards und Klinggräffs, im zweiten die Bredels, Günthers, Fontanes, Welks und Piscators. Vf. kommt zu dem Fazit, dass auf die „herausragende Gestaltung hansischer Geschichte in der Dichtung“ weiter zu warten ist, „realistischer Weise aber mit beschränkter Hoffnung“ (121). Der letzte

Beitrag des Bandes stammt von D e t l e v E l l m e r s und behandelt *Die Hanse in der Geschichtsmalerei des 19. und 20. Jahrhunderts* (123–142). Vf. grenzt die Geschichtsmalerei des 19. Jhs. von der Historienmalerei durch die Adjektive „psychologisch und naturalistisch“ ab und konstatiert, dass die Hanse während ihres Bestehens keine Ereignisbilder hervorgebracht hat. Deshalb mußten Geschichtsmaler „das aus der schriftlichen Überlieferung gewonnene Wissen über solche Ereignisse in neu erfundene Bilder umsetzen.“ (124) Schauort solcher Bilder waren zumeist Rathäuser, Museen, Kasernen der Marine o.a. öffentliche Gebäude in ehemaligen Hansestädten. Vf. beobachtet, wie vor allem die Marinemaler wider besseres Wissen die Seemacht der Hanse durch imposante, aber ahistorische Schiffsaufbauten präsentierten und damit bis heute das Bild der Allgemeinheit von der Hansekogge verfälschten. Er entlarvt die falsche Traditionslinie zwischen hansischer, kurbrandenburgischer und kaiserlicher Flotte und sieht die Motivation dafür „in der Vergewisserung der eigenen Position aus der Geschichte heraus“ (131). – Bedenkt man, dass der HGV infolge der „Aufbruchstimmung der Reichsgründung und imperiale(r) Vorstellungen, in denen gerade die deutsche Seegelung auf den Weltmeeren eine Rolle spielte“ (VII), gegründet wurde, ist es umso erfreulicher, dass sich die 130 Jahre alte Gesellschaft zu dieser qualitativ hochwertigen Rückschau in der Lage sieht. In dem inhaltsreichen Bändchen wird die Zeit seit dem 17. Jh. so materialreich, kompetent und anregend behandelt, dass man sicher sein kann, dass dies nicht der letzte Ausflug in die hansische Spätzeit bzw. den Ausklang des Bundes gewesen sein wird. N. Jörn

Beiträge einer Rigaer Tagung erschienen in dem Band *Starptautiska konference Hanza vakar – Hanza rīt, Rīga, 1998 g. 8–13. jūnijs. International conference Hansa yesterday – Hansa tomorrow, Riga, June 8–13, 1998*, [hg. von O j ā r s S p ā r i t i s], ([Riga] 2001, Vārds, 433 S.). Fast alle Aufsätze sind deutschsprachig und fast alle behandeln uns direkt angehende Themen. Auf Kunstwerke aus Lettland konzentriert, spricht E l i t a G r o s m a n e über *Die Rolle der Hanse bei der Verbreitung der mittelalterlichen Plastik im baltischen Raum* (24–34). A n d r i s L e v ā n s überrascht mit der Frage *War Riga eine ‚heilige‘ Stadt im Mittelalter? Religiosität, Pilger und der urbane Raum: Riga in der Wahrnehmung des europäischen Stadtbürgertums* (53–81). Der reich belegte Aufsatz bietet die erwartete positive Antwort und schließt mit einem Verzeichnis von bürgerlichen Livland- bzw. Riga-Pilgern aus dem 13. und 14. Jh. U l r i c h M ü l l e r berichtet über *Handwerke des 12./13. Jhs. im südlichen Ostseeraum aus archäologischer Sicht* (98–133). Über *Rigas Stadtrecht im Laufe des 13. Jh.* spricht S a n i t a O s i p o v a (162–168). Von D i e t r i c h W. P o e c k stammen zwei Beiträge: *Klöster und Bürger: eine Fallstudie zu Lübeck (1225–1531)* (169–210) – hier geht es um die Versorgung der Klöster durch die Stadtbürger und die Motivation dafür – sowie *Zahl, Tag und Stuhl: Zum Ritual der Ratswahl* an den Beispielen von Göttingen und Hamburg (211–229). R a i n e r P o s t e l behandelt *Die Wiederentdeckung der Hanse im 19. Jahrhundert* (230–250). Anders als in der Fassung dieses Beitrages in der 2. Auflage des Textbandes zur Hamburger Hanse-Ausstellung („Treuhandler und Erben“) bietet Vf. hier Belege. O j ā r s S p ā r i t i s betrachtet *Die Rolle der Hanse in der Kultur Rigas* unter der Fragestellung, welchen Einfluß der Charakter Rigas als Hansestadt auf das Rigaer Kunstschaffen hatte (251–255). W a l t e r S t a r k liefert einen Beitrag über *Rigaer Kaufleute im Handel mit*



*Flandern im Spätmittelalter* (256–271). Gestützt vor allem auf das Veckinchusen-Material, werden feine Beobachtungen zur konkreten Praxis des Gesellschaftshandels, zur Warenstruktur des Rigaer Flandernverkehrs und zu den erzielten Gewinnen angestellt. Juris Urtais bietet eine Fallstudie: *Representation of a Medieval Ship on a Sandstone Rock Face along the River Gauja* (272–294, zahlr. Abb.). Diese Arbeit könnte den Weg zur Heranziehung der weiteren einschlägigen Steinritzungen Lettlands als historisches Quellenmaterial eröffnen. Darauf folgt ein Aufsatz von André Vandewalle, *The Bruges Hansa Office, Keystone for a Cosmopolitan City* (295–312). Harald Withöft untersucht erstmals eingehend *Das talentum Livonicum / Livesche punt als Gewichtseinheit im hansischen Handel seit der Zeit um 1200* (313–334). Der Rigaer Kulturhistoriker Ojārs Zanders skizziert Luthers Beziehungen zu Livland und die Organisation der evangelischen Kirche (346–354). Als ausgewiesener Fachmann spricht Rein Zobel über *Das mittelalterliche Tallinn (Reval) im Lichte der neuen städtebaulichen und topographischen Untersuchungen* (355–369). Er erörtert u.a. die Lage des ältesten Revaler Hafens, wichtiger Wege und des Alten Marktes, den Bau der Ordensburg und den Verlauf des 1265–1280 errichteten Befestigungswalls. Zusammenfassungen in lettischer und englischer Sprache schließen den anregenden Band ab.

J. Henning

Unter dem Titel *Kollektivität und Individualität. Der Mensch im östlichen Europa* haben Karsten Brüggemann, Thomas M. Bohn und Konrad Maier unter besonderer Mitwirkung von Margot Abshagen eine *Festschrift für Prof. Dr. Norbert Angermann zum 65. Geburtstag* herausgegeben (Studien zur Geschichtsforschung der Neuzeit, Bd. 23, Hamburg 2001, Verlag Dr. Kovač, VI, 458 S.). Die 22 Beiträge stammen vielfach von Schülerinnen und Schülern des Jubilars, aber auch von anderen Fachkollegen aus dem In- und Ausland, und in den Themen spiegeln sich das Arbeitsfeld und die Interessen Angermanns. Die Liste der *Absolventinnen und Absolventen des Magister- bzw. Lehramtsstudiums (mit Geschichte als Hauptfach) bei Prof. Dr. Norbert Angermann an der Universität Hamburg* (457f.) – zusammengestellt von Margot Abshagen – weist 78 Namen aus und bezeugt die Beliebtheit des Hochschullehrers und den Zuspruch, den er gefunden hat. Hier können nur die Beiträge angezeigt werden, die den Hanseraum berühren. – Andris Levāns, *Die lebendigen Toten. Memoria in der Kanzlei der Erzbischöfe von Riga im Spätmittelalter* (3–35), analysiert minutiös vier Schriftstücke aus den Jahren 1452–1454, die im Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen zwischen dem Erzbischof von Riga – damals Silvester Stodewescher – und dem Deutschen Orden um die Herrschaft in der Stadt Riga in der erzbischöflichen Kanzlei entstanden sind, unter historiographischen und stilistischen Aspekten, wobei die Darstellung der frühen Bischöfe von Riga Meinhard, Bertold und Albert eine wichtige Rolle spielt. – Die Zahl der Eintragungen über *Frauen in den Schuldbüchern der Königsberger Großschäfferei um 1400* (36–46) ist zwar gering, aber Jürgen Sarnowsky kann doch Frauen nachweisen, die zusammen mit ihren Ehemännern, als Witwen oder auch sonst selbständig tätig waren, meist im Handel, gelegentlich auch in anderen Gewerben (Metbrauerin!). Das Bild der Frau im wirtschaftlichen Leben wird durch die angeführten Beispiele in unterschiedlicher rechtlicher Situation beleuchtet. Insgesamt scheint die Stellung der Frau in Preußen

noch nicht so gefestigt gewesen zu sein wie in West- und Südeuropa. – **O r t w i n P e l c**, *Zacharias Meier und der hansische Rußlandhandel um 1600* (47–70), arbeitet aus dem reichhaltigen gedruckten und ungedruckten Material die Rolle des Lübeckers Zacharias Meier im diplomatischen Verkehr zwischen Lübeck bzw. der Hanse und Moskau heraus. Meier beherrschte die russische Sprache und verhandelte seit 1586 mehrmals wegen des lübeckisch-hansischen Handels in Rußland, Höhepunkt war die bekannte hansische Gesandtschaft in Moskau im Jahre 1603. – **A n n a L e o n i d o v n a C h o r o š k e v i č** hat *Deutsche Färsen und ein Eichhörnchenfell namens podpal' in den Dokumenten des Archivs des Großkaufmanns I. D. Pankrat'ev* erwähnt gefunden (71–74). Pankrat'ev war Salzproduzent im Norden Rußlands. Bei seinen Bauern sind im letzten Viertel des 17. Jhs. deutsches Vieh und deutsche Pferde belegt. Die Erwähnung der auch in hansischen Quellen vorkommenden Bezeichnung „podpal“ für eine Eichhörnchenfellsorte führt Ch. zu der Erkenntnis, daß der in diesem Zusammenhang genannte Terminus „delanaja“ nicht immer auf gefälschte Pelze deuten muß, sondern auch auf eine gewisse Bearbeitung hinweisen kann. – **S a b i n e D u m s c h a t**, *Ein Fall von Doppelspionage? Die „diplomatischen“ Einsätze des Arztes Wendelin Sybelist am Zarenhof des 17. Jahrhunderts* (71–103), beschäftigt sich intensiv auf der Grundlage ausgiebigen Materials aus verschiedenen Archiven mit dem aus Halle gebürtigen Arzt Wendelin Sybelist, der mit der berühmten holsteinischen Gesandtschaft 1634 nach Moskau kam und über ein Jahrzehnt als Arzt am Zarenhof tätig war, danach in Riga auch in schwedischen Diensten; er lebte zeitweise in Stockholm und schließlich in Hamburg. Sybelist entwickelte rege Aktivitäten und versorgte den Zarenhof zeitweise mit politischen Informationen aus west- und nordeuropäischen Ländern, später gab er auch schwedischen Stellen politische Ratschläge. Die Formulierung „Doppelspionage“ erscheint jedoch trotz des Fragezeichens als überzogen. – Umfangreiches Material in Moskauer Archiven, von **V e r a A l e k s a n d r o v n a K o v r i g i n a** ausgewertet, beleuchtet *Moskau im Schicksal der Hamburger Silberschmiedfamilie Köhler (letztes Drittel des 17. bis erstes Drittel des 18. Jahrhunderts)* (104–118). Es lebte damals in Moskau eine ganze Anzahl deutscher Gold- und Silberschmiede, darunter auch Hamburger. Hans Köhler kam 1687 dorthin und blieb in der Deutschen Vorstadt bis zu seinem Lebensende. Die Höhen und Tiefen seines Lebens, seine Verbindungen mit der alten Heimat, die Schicksale anderer Verwandter und Bekannter in Moskau werden in vielen Einzelheiten geschildert. – Ein ausführliches Lebensbild von *Heinrich Butenant – Hamburger Kaufmann und Unternehmer in Moskau, Diplomat und Vertrauter Peters des Großen* entwirft **A n k e M a r t e n s** (119–171). Der Kaufmannssohn Butenant kam in jungen Jahren zur Ausbildung nach Moskau, erwarb u.a. durch verwandtschaftliche Beziehungen eine starke Position im russischen Handel, richtete Handelshöfe in Moskau, Archangelsk und Vologda ein, erwarb durch Beteiligung am Marselis-Erbe Eisenwerke in Nordrußland, wurde dänischer Faktor und Commissarius in Rußland und stieg damit in diplomatische Dienste auf, gewann enge Kontakte zum russischen Adel und zum Zarenhof, insbesondere zu Peter dem Großen, geriet im Strelitzenaufstand 1682 in Lebensgefahr, engagierte sich für die evangelischen Kirchen in Moskau und Archangelsk (beide als „Hamburger Kirche“ bezeichnet wegen der starken Beteiligung von Hamburgern). M. kann auf Grund umfangreicher Berichte und Briefe (vielfach von Butenant persönlich) ein spannen-

des Bild der Verhältnisse nachzeichnen. – Viktor Nikolaevič Zacharov versucht, einige allgemeine Züge zur Tätigkeit deutscher Kaufleute in Rußland herauszuarbeiten: *Die Herkunft und die familiären Verbindungen deutscher Kaufleute in Rußland im 18. Jahrhundert* (172–183). Bauten im 17. und frühen 18. Jh. jüngere Familienangehörige von deutschen Handelsfirmen in Rußland (wie auch in anderen Ländern) Niederlassungen auf, so gingen im späteren 18. Jh. Abkömmlinge weniger reicher Familien nach Osten, knüpften dort verwandtschaftliche und wirtschaftliche Beziehungen zu deutschen und anderen ausländischen Firmen in Rußland und in der alten Heimat und bauten sich eine eigene Existenz auf. In der ersten Periode dominierten die Hamburger. In St. Petersburg überholten die Lübecker gegen Ende des 18. Jhs. die Hamburger, es kamen auch Vertreter aus anderen Hansestädten und aus dem Binnenland hinzu. – Anja Wilhelmski skizziert und kommentiert *Menschenbilder aus Reval und St. Petersburg. Reiseeindrücke einer Engländerin um 1840* (224–242). Die der englischen Oberschicht angehörende Elizabeth Rigby besuchte ihre mit deutschbaltischen Adligen verheirateten Schwestern und beurteilte den russischen und deutschbaltischen Adel sowie die Esten aus ihrer spezifischen Sicht. Die nichtadeligen Deutschen werden nur am Rande erwähnt und schlecht eingeschätzt. „The lower class of Germans here are a most disrespectable set.“ – Gert von Pisto hl k o r s, *Gedachte Gemeinschaften: Nationalismus und historische Erinnerung* (374–393), setzt sich vor allem mit dem Buch des estnischen Historikers und Staatspräsidenten Lennart Meri: „Ein Leben für Estland“, auseinander, aus dem die große Bedeutung der (teilweise in die graue Vorzeit zurückreichenden) „historischen Erinnerung“ für die nationale Identität eines kleinen Volkes wie der Esten hervorgeht. H. W.

Wilfried Ehbrecht, *Konsens und Konflikt. Skizzen und Überlegungen zur älteren Verfassungsgeschichte deutscher Städte*, hg. von Peter Johaneck (Städteforschung A/56, Köln 2001, Böhlau, XII, 486 S., 22 Abb.) – Auch wenn Titel und Vorwort jede einschlägige Formulierung vermeiden, so ergibt sich doch für den Verständigen, daß diesem Band die symbolische Funktion einer Festgabe (zum 60. Geburtstag) zukommt, deren Zusammenstellung die Verdienste des Vfs. um die Arbeit des Münsteraner Instituts für vergleichende Städtegeschichte und insbesondere um eine Neuorientierung der deutschen Stadtgeschichtsforschung in den letzten Jahrzehnten sinnfällig illustriert. Unter dem Geleit einer „persönlichen Einführung“ (1–23) sind hier 17 Aufsätze des Vfs. aus der Zeit von 1974 bis 2001 vereinigt, die einen repräsentativen Querschnitt aus seinem weitgespannten Oeuvre (vgl. das 114 Titel umfassende Schriftenverzeichnis am Schluß des Bandes) darstellen und die sich durchaus unter der Überschrift „Zu Ordnung und Selbstverständnis städtischer Gesellschaft im späten Mittelalter“ (dem Titel der ersten Abhandlung von 1974; s. HGbl. 94, 1976, 104f.) subsumieren ließen. Gleichsam diesem roten Faden folgend, wie im ausgewogenen Wechsel zwischen Detailstudie und Synthese, greifen die Beiträge, die fast alle in den HGbl. angezeigt worden sind, zentrale Themen der Verfassungs- und Gesellschaftsgeschichte der nordwest- und norddeutschen Städte des späteren Mittelalters und der Reformationszeit auf: Stadtkonflikte und Bürgerkämpfe, Gemeinde-Gilden/Zünfte-Obrigkeit, Städtebünde und Hanse, städtische Rituale (Bannerlauf, Eid) und Herrschaftszeichen (Siegel, Rolande), Identitäten und

Mentalitäten von Einwohnerschaft und Führungsgruppen (Stadtheilige, Sakraltopographie, Predigt). Zusammenggehalten und zu einem Ganzen zusammengebunden werden die Beiträge durch die Leitfrage nach den Funktionsprinzipien bürgerlicher Herrschaft wie deren Störungen, jener schöpferischen inhärenten Spannung zwischen Eintracht und Zwietracht, Konsens und Konflikt, Verfassungsnorm und Verfassungswirklichkeit. Besondere Erwähnung verdienen auch heute noch die richtungweisenden Beobachtungen E.s zu den Verlaufsformen, Ritualen und Vermittlungsinstanzen in städtischen Konflikten, die noch nicht von der Konjunktur von Paradigmen wie „symbolische Kommunikation“ oder „conflict-management“ profitieren konnten, sondern sich durchaus auch gegen Widerstände durchzusetzen hatten. So ist das Manuskript des auf der Bremer Pfingsttagung 1975 gehaltenen Vortrags („Hanse und spätmittelalterliche Bürgerkämpfe in Niedersachsen und Westfalen“; s. HGbl. 95, 1977, 168) seinerzeit von dieser Zeitschrift zum Druck nicht angenommen worden. *E. Voltmer*

*Der Westfälische Frieden von 1648 – Wende in der Geschichte des Ostseeraums*, hg. von Horst Wernicke und Hans-Joachim Hacker (Greifswalder Historische Studien 3, Hamburg 2001, Verlag Dr. Kovač, 415 S.). – Aus dem zu Prof. Dr. Dr. Herbert Ewes 80. Geburtstag 1998 ausgerichtetem Kolloquium sind die hier vorgelegten 19 Beiträge hervorgegangen. Die im Jubiläumsjahr 1998 vielfach angestellte Rückbesinnung auf die Grundlinien zur Neuordnung und auf die über mehrere Folgejahrhunderte festgelegte politische Entwicklung Europas durch den Frieden von 1648 hat der historischen Forschung des 17. Jhs. manche Impulse gegeben. Hier wird nun der besonders nachhaltige Einfluß des Friedensschlusses auf Nordeuropa und Norddeutschland dargestellt. Die Großmachtzeit Schwedens, die es auf den territorialen Zuschnitt, aber auch sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Zustände Norddeutschlands hat Einfluß nehmen lassen, wird hier sowohl von der Seite Schwedens als auch von der Seite der Betroffenen, Schwedisch-Pommerns und der Hggt. Bremen und Verden, betrachtet. Überdies wird auch das Umfeld, wie die Mächte Preußen, Rußland und Dänemark, miteinbezogen. Es geht um die Situation in Schwedisch-Pommern nach 1648 (Hans-Joachim Hacker), um Schweden selbst (Sverker Oredsson), die sicherheitspolitische Lage Schwedens (Klaus-R. Böhme) und die dänisch-schwedische Rivalität und das Scheitern der nordischen Zusammenarbeit (Leon Jespersen). Die Auswirkungen auf Pommern und Brandenburg betrachten Herbert Langer und Bogdan Wachowiak, Einsichten zur Verfassung bietet der Beitrag von Zygmund Szultka über das Verhältnis der hinterpommerschen Städte zu Brandenburg und Schweden. Aufgrund von schwedischen Unterlagen bietet Helmut Backhaus eine wichtige Darstellung Pommerns als schwedische Militärprovinz. In gewohnt qualitätvoller Weise wendet sich Nils Jörn der Etablierung des Wismarer Tribunals als Oberappellationsgericht für die schwedischen Provinzen im alten Reich zu, und Ivo Asmus untersucht das Amt des Generalgouverneurs und den Herrschaftsstil Carl Gustav Wrangels. Der Finanzverwaltung wendet sich Haik Thomas Porada zu. Die schwedische Herrschaft in den Hggt. Bremen und Verden ist – wie zu erwarten – das Spezialgebiet des Stader Stadtarchivars Jürgen Bohmbach, die Folgen des 30jährigen Krieges für Mecklenburg dagegen sind das Thema von Ernst Münch, und die Uckermark ist das Untersuchungsfeld von Jürgen Theil. Weiter werden auch prosopographische Fragen Stettiner Familien und

der Frauenbiographik behandelt (Heiko Droste bzw. Anja Mirasch). Einen Blick in den Alltag tut man in der Darstellung Anklams im ausgehenden 17. Jh. (Ralf Groß), in die überregionalen Beziehungen wiederum im Beitrag über Riga als Knotenpunkt im schwedischen Post- und Verkehrssystem in der Ostsee (Parsla Petersone). Alles in allem: ein anregender Band, der über die Zeit der Jubiläumsschriften zum Westfälischen Friedenskongreß hinaus seinen Wert behalten wird und den Hintergrund der letzten Jahre der Hanse in ihrem ureigensten Gebiet treffend skizziert. A.G.

*Landesgeschichte als multidisziplinäre Wissenschaft. Festgabe für Franz Irsigler zum 60. Geburtstag*, hg. von Dietrich Ebeling, Volker Henn, Rudolf Holbach, Winfried Reichert, und Wolfgang Schmid (Trier 2001, Porta Alba Verlag, XIV, 730 S.). – 25 Schülerinnen und Schüler sowie Mitarbeiter haben Franz Irsigler zum 60. Geburtstag ein Florilegium gebunden, das „dem Verständnis des Jubilars von landesgeschichtlicher Forschung verpflichtet ist“, einer Auffassung, „die sich durch Multiperspektivität, Interdisziplinarität und komparatistische, auf Typenbildung gerichtete Ansätze auszeichnet“ (IX) und die durch das beigefügte, beeindruckende Schriften- (711–724) und Schülerarbeitenverzeichnis (725–727) den zuweilen erhobenen Vorwurf, die Landesgeschichte sei bei der Rechts- und Verfassungsgeschichte, und wenn schon nicht dort, so doch im Mittelalter steckengeblieben, zumindest für Franz Irsigler und seine Schüler widerlegt. So blühen die Beiträge im breiten Bogen vom 10. bis zum 20. Jh., vom Idesheimer Münzschatz bis zum Saar-Weingut Falkensteiner Hof. – Der Band ist sorgfältig gearbeitet und beeindruckend verarbeitet, wenn auch antiquierter Orthographie verhaftet, reich mit Tabellen, Abbildungen, Graphiken und Karten ausgestattet, gerne zur Hand genommen, da er auch der ästhetischen Kategorie Buch Genüge tut. Einige Beiträge sind für den Hanse-Historiker von besonderem Interesse: Harm von Seggern greift in einem knappen, gleichwohl anregenden und instruktiven Beitrag: *Zur Kommunikation zwischen den wendischen Hansestädten und der Grafschaft Holland im 15. Jahrhundert* (315–346) verschiedene Forschungslinien der vergangenen Jahre auf und stellt anhand politisch eher unbedeutender Probleme (Barby-Affäre, Kennzeichnung von Haager Tuch) zwischen holländischen und wendischen Städten um 1470 verschiedene Indizien „für die bestehenden und bewußt gepflegten informellen Netzwerke zwischen der Leidener Oberschicht und den hansischen Kaufleuten“ (334) fest. Ein Zweifel kann kaum mehr daran bestehen, dass der Lübecker Sekretär Johann Bracht informeller Mitarbeiter der holländischen Städte war. Vor allem Stadtrechnungen von Leiden und Haarlem ermöglichen, verbunden mit entsprechenden anderen Quellen, Aussagen über diese informellen Kontakte, deren Netzwerke letztlich nur gezielte Prosopographie fassen kann. In diesen Netzwerken kursierten „die wirklich wichtigen Informationen“ (345) schneller als die dem normalen Brief- und Botenverkehr anvertrauten des politischen Alltagsgeschäfts. Vor allem aber, so fügt der Autor aus Indizien zusammen, scheint es um 1470 eine niederländisch-burgundische Partei in Lübeck gegeben zu haben – ein weiterer Beleg dafür, dass der üblich angenommene Gegensatz „Hansen hier, dort Holländer“ in seiner Ausschließlichkeit nicht zutrifft und die beliebte Formel von der Politik einer Stadt zumeist differenzierender Relativierung bedarf. – Zwei Beiträge von Rudolf Holbach, *Jahr-*

*märkte und Handelsbeziehungen zwischen Weser und Ems im späten Mittelalter* (223–268), und V o l k e r H e n n, *Jahrmärkte und Messen im Weser-Elbe-Raum im späten Mittelalter* (269–292), berühren in Sonderheit verschiedene, in jüngerer Zeit häufiger traktierte Fragen nach regionalen, hansischen (?) Wirtschaftsräumen, nach dem Unterschied zwischen hansischem und nichthansischen Lokal- und Regionalhandel, nach der Einbindung unhansischer Regionen in das hansische Wirtschaftsnetz, nach Markt- und Messesystemen. Als städtearm, viehzucht-orientiert, fehdereich, herrschaftlich zersplittert und im Norden recht piratös sowie abseits der wichtigsten Verkehrs- und Handelsrouten gelegen stellt sich der von R. Holbach näher untersuchte Raum zwischen Weser und Ems dar, in dem nur das an seinem südlichen Rande liegende Osnabrück überregionalen Warenaustauschsystemen angeschlossen und zugleich unbestreitbar Hansestadt war. Zwar werden die bekannten Belege für hansische Qualitäten weiterer (Minder-)städte dieses Raumes benannt, ohne dass die folgenden Ausführungen diese Qualität unterstreichen könnten. Insofern wird detailliert, wobei der Bezug auf das Westfälische Städtebuch und auf Haase teilweise problematisch ist und nicht mehr unbedingt immer dem Stand der einzelstädtischen Forschungslage entspricht, eine allerdings deutlich zwischen ihrem friesischen Norden und ihrem südlichen Teil zu differenzierende Wirtschaftslandschaft beschrieben, die einerseits hansische Waren als Endverbraucher konsumierte, andererseits über größere Zentren (v.a. Osnabrück) ihre Produkte auch in den hansischen Handel einspeiste. Es war „ein eigener Wirtschaftsraum, der als Produzent wichtiger landwirtschaftlicher Erzeugnisse wie als Abnehmer fremder gewerblicher Erzeugnisse durchaus attraktiv“ (259) und dessen Handelsgeschehen „von einem Marktsystem oder besser mehreren kleinräumigen Marktsystemen“ (260) erschlossen war, die, teilweise zeitlich aufeinander abgestimmt, ihrerseits an übergeordnete Systeme anschlossen und somit Basis und Voraussetzung für hansischen Handel darstellten, ohne selber spezifisch „hansisch“ zu sein. Eine, allerdings nur kurzfristige Neuorientierung dieses dezentralisierten Marktsystems erfolgte, als in der zweiten Hälfte des 16. Jhs. Emdens wirtschaftliche Bedeutung sprunghaft anstieg. V. Henns Untersuchung für den östlich anschließenden Raum zwischen Weser und Elbe, für das sächsische Drittel der Hanse, führt in Bezug auf Markt- und Messesysteme zu ähnlichen Ergebnissen, auch wenn dieser Raum verkehrsmäßig erheblich besser erschlossen, durch ein qualitativ höher stehendes Städtetz gekennzeichnet und in seiner Gewerbestruktur von weitaus höherer Potenz war. Mit aller gebotenen Zurückhaltung weist der Autor für die Zeit um 1400 je ein westlich und ein östlich des Harzes gelegenes, aufeinander bezogenes Marktsystem nach, die ihren Schnittpunkt in den Braunschweiger Märkten fanden. Zugleich waren diese beiden Systeme aber auch auf die überregionalen Messetermine in Frankfurt und Hamburg bezogen, so dass neben der Einbindung dieses hansischen Binnenraumes in den überregionalen Fernhandel zugleich die Verknüpfung mit nichthansischen Handelsräumen, aber auch diejenige von Fern- und Regionalhandel deutlich wird. Der Aufschwung Leipzigs im 15. Jahrhundert führte zu Reaktionen der hansischen Städte (bes. Magdeburgs und Braunschweigs), die sich in Neuordnungen der Markttermine niederschlugen. Da nun der untersuchte Raum „fest mit dem hansischen, aber auch dem nichthansischen überregionalen Fernhandel verknüpft war“ (292), stellt sich stillschweigend aber wieder die Frage: „Was ist hansischer Handel?“ – Friedrich Pfeiffer

gebührt das Verdienst, einen längst bekannten, oft benutzten und wohl ca. 1436 entstandenen Text kritisch ediert zu haben: *Die Rheinzollordnung des Kölner Erzbischofs Dietrich II. von Moers (1414–1463). Edition und Kommentar* (293–306), aus deren Kommentierung man zugleich eine Fülle detaillierter Informationen zum Zollwesen der Zeit und v.a. seinen Gebrechen erfährt. Hinzuweisen ist zudem noch besonders auf den Beitrag von Winfried Reichert, *Lombarden als „merchant-bankers“ im England des 13. und beginnenden 14. Jahrhunderts* (77–134), der nicht nur die Aussage de Roovers, zwischen beiden Phänomenen habe keine (personale) Verbindung bestanden, zumindest stark relativiert, sondern auch das (Geld-)wirtschaftssystem des englischen und nordwestkontinentalen, bis Köln reichenden Raumes erhellt, in dem eben auch der hansische Kaufmann umtriebiger war. Alle Beiträge auch nur zu erwähnen, verbietet das Auswahlkriterium des Bezugs zur hansischen Geschichte i. e. S., einzelne entsprechend des Rez. Vorlieben hervorzuheben, versagt die Achtung vor der Leistung aller.

F. B. Fahlbusch

*Die kaiserlichen Korrespondenzen 1646* (Acta Pacis Westphalicae, Serie II, Abt. A, Bd. 4, hg. von Konrad Repgen, Münster 2001, Aschendorff, 741 S.). Der gewichtige Band schließt eine seit mehreren Jahren beklagte Lücke, die in der monumentalen Quellensammlung zwischen den Bänden 3 und 5 klaffte. Mit der bekannten Sorgfalt haben nun mehrere Bearbeiter und Helfer die Korrespondenz des Friedenskongresses zwischen dem 17. April und dem 14. September des Jahres 1646 vorgelegt und durch ein sehr ausführliches Register erschlossen. Die Hanse als solche taucht nur in wenigen, sehr kurzen Verweisen auf: In einem Brief des kaiserlichen Prinzipalgesandten Maximilian Trauttmansdorff an seinen Kollegen Dr. Isaak Volmar wird auf ein Gutachten des Städterates Bezug genommen, gegen das Kurmainz wenige Tage später Bedenken äußert (49, 75). Wichtiger für die Erforschung der hansischen Spätzeit sind die zahlreichen Verweise auf die Aktivitäten der Vertreter Hamburgs, Lübecks und Bremens, die zeigen, wie und mit wessen Hilfe die Städte zu dieser Zeit versuchten, ihre Interessen wahrzunehmen. Keine hansische Erwähnung findet sich dagegen in dem Band *Die Beratungen des Fürstenrates in Osnabrück 1646* (Acta Pacis Westphalicae, Serie III Abt. A, Bd. 3, hg. von Konrad Repgen, Münster 2001, Aschendorff, 450 S.).

N. Jörn

Zwei Beiträge in dem Sammelband *Das Zeitalter König Sigmunds in Ungarn und im Deutschen Reich*, hg. von Tilmann Schmidt und Peter Gunst (Debrecen 2000, Debrecen University Press, 218 S.) sind auch für die Hanseforschung von Interesse. László Pószán, *Sigismund und der Deutsche Orden* (73–82), fasst Sigmunds wechselnde Politik im Rahmen der Konfliktsituation Polen-Orden zusammen und betont vor allem einen durch die Übernahme der deutschen Königsfunktion bedingten Wendepunkt 1410, ohne aber die spezifische Haltung der preußischen und livländischen Hansestädte zu thematisieren. Ernst Münch, *Mecklenburg zur Zeit von König und Kaiser Sigmund (1410–1439)* (181–190), stellt fest, dass „es eine Reihe von direkten und besonders von indirekten Bezügen zwischen der Geschichte Sigmunds und derjenigen Mecklenburgs vom zweiten bis zum vierten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts gab“ (182), wobei er besonders auf die Funktion der Mecklenburger Fürstentümer in

Bezug auf die Politik der Hohenzollern in der Mark verweist. Die Königsferne Mecklenburgs, das für Sigmund „von eher untergeordneter Bedeutung“ (190) war, darf nicht den Blick dafür verstellen, dass vor allem Rostock und Wismar als bedeutende Hanseglieder einen Stellenwert in der königlichen Politik besaßen, der sich aus der Haltung Sigmunds zur Hanse allgemein ergab. Am Rande sei der interessante Hinweis herausgestellt, dass die (eventuelle ?) Rolle Sigmunds bei der Universitätsgründung in Rostock unverändert noch keine abschließende Antwort gefunden hat.

F.B. Fahlbusch

Der von Franz Brendle, Dieter Mertens, Anton Schindling und Walter Ziegler hg. Sammelband *Deutsche Landesgeschichtsschreibung im Zeichen des Humanismus* (Contubernium 56, Stuttgart 2001, Steiner, VII, 295 S., 17 Abb.) enthält die Referate, die anlässlich eines von dem Wolfenbütteler Arbeitskreis für Renaissanceforschung im Sept. 1999 veranstalteten Arbeitsgesprächs über „Humanistische Landeschronistik in Deutschland“ gehalten worden sind. Dabei formuliert der Titel des Sammelbandes, wie die Hgg. in ihrem Vorwort und Dieter Mertens, in seinen *Schlußbemerkungen* (279–281) hervorheben, bereits ein wichtiges Ergebnis dieses Arbeitsgesprächs, die Einsicht nämlich, daß es eine „humanistische Landeschronistik“ i.e.S. gar nicht gegeben hat, wohl aber eine Landesgeschichtsschreibung unter dem Einfluß humanistischen Gedankenguts. Ulrich Muhlack eröffnet den Band mit einem Beitrag über *Die humanistische Historiographie. Umfang, Bedeutung, Probleme* (3–18), in dem er die Frage zu beantworten versucht, was „humanistische“ Geschichtsschreibung auszeichnet. Zu den inhaltlich-thematischen Besonderheiten dieser Historiographie zählt M. die Hinwendung der Autoren zur profanen Geschichte, die keine Bezüge zur universalen Heilsgeschichte des Mittelalters mehr hat, sowie das verstärkte Interesse an der nationalen Geschichte und an der Kulturgeschichte. Zu den formal-methodischen Kriterien gehören die Ausbildung einer „ars historica“ (und in diesem Zusammenhang die Entwicklung der historisch-philologischen Methode) und das Bewußtsein von der Historizität der geschichtlichen Phänomene. Dieter Mertens, *Landeschronistik im Zeitalter des Humanismus und ihre spätmittelalterlichen Wurzeln* (19–31), führt – in Anlehnung an Beobachtungen P. Johaneks – aus, daß die „Landeschronistik“ bis ins 15. Jh. keinen eindeutig definierbaren Raumbezug besaß und daß erst mit der Konzentration der Autoren auf die Dynastien deren Herrschaftsgebiete zum Gegenstand der Landesgeschichtsschreibung wurden. Unter dem Einfluß des Humanismus trat im Laufe des 15. Jhs. an die Stelle der alten Herkunftssagen der Stämme der Bericht über die spezielle Frühgeschichte der Völkerschaften. Notker Hammerstein, *Universitäten und Landeschronistik im Zeichen des Humanismus* (33–47), macht darauf aufmerksam, daß das Interesse vor allem deutscher Humanisten an der Geschichte und die Beschäftigung mit ihr nicht zuletzt dem Ziel diene, das eigene politische und kulturelle Selbstbewußtsein namentlich gegenüber den Italienern zu stärken. Seit Konrad Celtis wurde deshalb die Forderung erhoben, an den Universitäten wegen des hohen Bildungswertes der Geschichte auch den „historischen Vortrag“ zu pflegen. Im Rahmen der Ethik, der Rhetorik oder der Poesie ist dies wohl auch geschehen; eigene Lehrstühle wurden jedoch nicht eingerichtet. Auffallend ist, daß die traditionelle



Universalgeschichte mit ihrem heilsgeschichtlichen Deutungsansatz maßgeblich blieb und die „Landesgeschichte“ bestenfalls in Ansätzen berücksichtigt wurde. Sie entwickelte sich weitaus kräftiger an den Fürstenhöfen, weil sich mit Hilfe historischer Darstellungen die staatsrechtliche Stellung der Fürsten oder territoriale Ansprüche begründen ließen. – Diesen grundsätzlichen Fragen gewidmeten Beiträgen folgen Aufsätze, die einzelne Historiographen und spezielle Themenfelder in den Blick nehmen. Den niederdeutschen Raum betreffen die Ausführungen von Ulrich Andermann, *Albert Krantz. Landesgeschichtliche Bezüge eines frühen Werkes der deutschen Nationalgeschichtsschreibung* (51–67), und Susanne Rau, *Stadthistoriographie und Erinnerungskultur in Hamburg, Köln und Breslau* (227–257). Andermann, der in seiner Osnabrücker Habilitationsschrift (s. HGBll. 119, 2001, 226f.) Albert Krantz als „bodenständigen Bürgerhumanisten“ gekennzeichnet hat, geht der Frage nach, ob, wie dies häufig geschehen ist, die geschichtsschreiberische Tätigkeit des Hamburger Humanisten der Stammes- oder Landesgeschichtsschreibung zuzurechnen ist. Nach Ansicht A.s greift eine derartige Einschätzung zu kurz. Seiner Meinung nach liegt dem historiographischen Werk des Albert Krantz das Konzept einer nationalen „Germania magna“ zugrunde, die allerdings auf den niederdeutschen, nicht römisch beeinflussten Raum begrenzt bleibt (der seinerseits freilich durch die Einbeziehung des benachbarten skandinavischen Nordens und des slawischen Ostens erweitert ist). Diese räumliche Beschränkung einer nationalen Geschichte ist nach A. Ausdruck eines ausgeprägten sächsischen Stammesgefühls, das seine Identität stiftende Kraft auch aus der Abgrenzung gegen Fremdes bezieht. – S. Rau vergleicht das stadthistorische Schrifttum des ausgehenden 15. bis 17. Jhs. in den im Titel ihres Beitrags genannten Städten unter den Gesichtspunkten der Anfänge der jeweiligen städtischen Geschichtsschreibung, deren Träger und ihrem Geschichtsverständnis sowie der humanistischen Elemente in der städtischen Geschichtsschreibung und ihrer Funktion im sog. Konfessionellen Zeitalter. Humanistische Elemente sieht Vf.in in der Verwendung der deutschen Sprache, in der didaktischen Aufgabe, die der Geschichtsschreibung zugewiesen wird, in der einsetzenden Quellenkritik und inhaltlich in der Beschäftigung mit den Ursprüngen und den Namen der Städte wie auch ihrer „Verortung im Umland“ (254). Die Funktion dieser Geschichtsschreibung in einer Zeit konfessioneller Auseinandersetzungen und Umbrüche sieht Vf.in in der „Vergangenheitsbewältigung, Gegenwartsanalyse und Zukunftsorientierung“ (ebd.). Wichtig ist ihr dabei die Feststellung, daß die Reformation dem Humanismus nicht „das Grab geschaufelt“ (231) habe. V. H.

Der Sammelband *Die Stadt im europäischen Nordosten. Kulturbeziehungen von der Ausbreitung des Lübisches Rechts bis zur Aufklärung*, hg. von Robert Schweizer und Waltraud Bastman-Bühner (Veröffentlichungen der Aue Stiftung 12, Helsinki und Lübeck 2001, 575 S., Abb.) enthält 30 Beiträge eines 1998 in Reval abgehaltenen internationalen Symposions, die in vielen Fällen für die Hansforschung von Interesse sind. Da das Symposion unter dem Vorzeichen des 750. Jubiläums der Verleihung des Lübisches Rechts an Reval (1248) stattfand, sind die ersten Beiträge rechtsgeschichtlichen Themen gewidmet. In komprimierter Form legt Jüri Kiviimäe seine Auffassungen dar: *Das Lübische Recht und die Entstehung der Stadt Tallinn: zehn Thesen* (29–31). Es

folgt der Aufsatz von Friedrich Ebel und Renate Schelling über *Die Bedeutung deutschen Stadtrechts im Norden und Osten des mittelalterlichen Europa. Lübisches und Magdeburger Recht als Gegenstand von Kulturtransfer und Träger der Moderne* (35–46). Ulrich Simon untersucht einige Appellationen von Reval nach Lübeck. Aus zurückgekehrten Akten des Archivs der Hansestadt Lübeck (47–63). Norbert Angermann behandelt *Das Hamburgische Recht in Nordosteuropa*, d.h. vor allem die Rezeption des Hamburger „Ordeel-books“ von 1270 im Rigischen Recht, das in Livland Verbreitung fand (65–73). Um hansische Beziehungen geht es in dem Beitrag von Mika Kallioinen, *Der deutsche Einfluß im mittelalterlichen Finnland* (75–81). Das Verhalten der Revaler Dominikaner zur Reformation charakterisiert Tiina Kala (83–93). Gründlich untersucht Anu Mänd *Die Festkultur des livländischen Kaufmanns im Mittelalter am Beispiel der Fastnacht* (95–130). Über die Revaler Stadtschreiber der Zeit von 1375–1456 legt Tapio Salmi eine Studie vor, in der er Neuerungen im Schriftwesen Revals auf die zunehmende Bedeutung der Stadt für den Ost-West-Handel zurückführt (153–168). Der Beitrag von Göran Dahlbäck, *Mittelalterliche Städte im Ostseeraum. Versuch eines vergleichenden Überblicks* (209–218), ist trotz seiner Kürze ergebnisreich. Hingewiesen sei ferner auf Ausführungen, die die Aufsätze der „Sektion Geschichte und Kulturgeschichte“ abschließen, zu der die bisher erwähnten Arbeiten gehören: Marjatta Hietala, *Stadtfreiheit und Kulturaustausch als Konstanten im Wesen der Stadt? Zusammenfassende Bemerkungen zur Sektion* (319–334). Aus den anschließenden Beiträgen der „Sektion Kunstgeschichte“ seien hervorgehoben: Kerstin Petermann, *Neue Ergebnisse zur Werkstattorganisation Bernt Notkes am Beispiel seiner Werke für Reval/Tallinn* (369–402), Markus Hiekkanen, *Die mittelalterlichen Stadtkirchen in Finnland* (453–469), Elita Grosmane, *Hochmittelalterliche Plastik im Ostseeraum und ihre Stilverbindungen: zur Frage nach der Rolle der Hanse bei der Verbreitung der mittelalterlichen Plastik im Baltischen Raum* (527–541) sowie Pia Ehasalu, *Lübecker Maler und Porträtisten im 17. Jahrhundert in Reval/Tallinn*, (543–556). Insgesamt bietet der Band namentlich zur Kenntnis der kulturellen Beziehungen im östlichen Hanseraum viel Beachtenswertes.

A. Zeller

*Städtische Geschichtsschreibung im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit*, hg. von Peter Johaneck (Städteforschung A/47, Köln 2000, Böhlau, 356 S.). – Städtische Geschichtsschreibung, nach Peter Johaneck „definiert durch ihre Rolle als Agens im kollektiven Gedächtnis der städtischen Gemeinschaft“ (X), motivierte das Institut für vergleichende Städtegeschichte im Frühjahr 1988 zu einer Tagung. Durch weitere Arbeiten inzwischen bereichert, werden im vorliegenden Band Grundsatzfragen und Fallbeispiele in insgesamt 15 Beiträgen behandelt, deren chronologischer Schwerpunkt auf der Übergangszeit des 15. zum 16. Jh. liegt. Durch hansestädtische Bezugnahme heben sich hervor: Heinrich Schmidt, *Bürgerliches Selbstverständnis und städtische Geschichtsschreibung im deutschen Spätmittelalter* (1–17), teilt die Auffassung, wonach Geschichtsschreibung aus privater bürgerlicher Initiative tiefere, allgemeinere Einblicke in bürgerliches Denken und Weltverständnis eröffne, als sie die inhaltlich und stilistisch gebundenere, politischere Überlieferung aus den Rathäusern zu bieten vermöge. Freilich sei diese durchweg – zumal in ihren Anfängen und schon von den

erforderlichen Bildungsvoraussetzungen her – in einer dem Personenkreis der Stadträte nahe verwandten sozialen Sphäre entstanden. Der Lübecker Franziskaner Detmar habe mit seiner nach 1384 im Ratsauftrag betriebenen Chronistik Material geboten, aus dem sich „wisheyt unde merke“ für die Bewältigung künftiger Zeiten habe gewinnen lassen, habe also an den Umgang von Ratsherren mit seinem Buche gedacht, sich aber zugleich gewünscht, „allen guden luden“ mit seiner Geschichtsschreibung die Zeit zu vertreiben, wobei er freilich ein Publikum in unmittelbarster Ratsnähe im Sinne gehabt haben müsse. – Nachdem im Verhältnis von Chronik und administrativem Gedenkbuch deutliche Parallelen zu beobachten seien, stelle sich – so Klaus Wriedt, *Bürgerliche Geschichtsschreibung im 15. und 16. Jahrhundert. Ansätze und Formen* (19–50) – die Frage, was die Ratsherren und städtischen Amtsträger ihrerseits überhaupt unter einer Chronik verstanden. W. geht davon aus, daß die literarische, an die Tradition der geistlichen Historiographie anschließende Form der Chronik in diesen Kreisen bekannt gewesen sei. Der Auftrag der Lübecker Wetteherren von 1385 an den Lektor des Minoritenklosters z.B. sei offensichtlich in Kenntnis der dort gepflegten historiographischen Traditionen erfolgt. Detmar habe dann die knappen Berichte der Stadtbuchchronik, die bisher in der Kanzlei geführt worden sei, nicht nur zeitlich, räumlich und thematisch erweitert, sondern unter Rückgriff auf die Bettelordenschronistik eine städtische Weltchronik verfaßt. In dieser Form, auch mit der zusätzlich formulierten Zielsetzung, der Unterhaltung zu dienen, sei die Chronik vom Rat akzeptiert und benutzt worden. Eindeutiger noch lasse sich die Kenntnis der Chroniken für das ausgehende 15. und das beginnende 16. Jh. nachweisen. Die zahlreichen Abschriften, die sich in der Hand des Ratsbürgertums befunden hätten, und die gleichzeitig einsetzenden Frühdrucke ließen erkennen, daß diese Werke bekannt und beliebt gewesen seien. Der von W. anschließend gegebene Überblick beschränkt sich auf Werke des von der Forschung bisher vernachlässigten 15. und 16. Jhs. – soweit sie in norddeutschen Städten entstanden seien und auf Autoren zurückgingen, die dem Ratsgremium angehört, ein städtisches Dienstamt, besonders im Umfeld der Kanzlei, innegehabt oder als gewerblich Tätige zur Bürgerbevölkerung gezählt hätten. Angehörige des geistlichen Standes seien miteinbezogen worden, soweit sie als Ratskapläne oder Stadtschreiber in den ratsnahen Personenverband integriert gewesen seien. Dabei werden drei Ansätze historiographischer Tätigkeit unterschieden: Chroniken, dokumentierende Aufzeichnungen sowie persönliche und familienbezogene Aufzeichnungen. Ausschlaggebend für die Zuordnung sei die jeweilige Entstehungssituation, nicht eine spätere, anderweitige Verwendung. W. stellt fest, daß die Zahl der Chroniken seit dem späten 15. Jh. ansteigt und der Kreis der Autoren sich verbreitert. Im Mittelpunkt der „dokumentierenden Aufzeichnungen“ steht die eigene Stadt oder der eigene Tätigkeitsbereich der Verfasser. „Oft sind die Aufzeichnungen in Amtsbücher integriert, oder sie werden als selbständige Berichte zusammen mit dem Verwaltungsschriftgut tradiert“ (37). „Die ‚persönlichen und familienbezogenen Aufzeichnungen‘ sind von ihrer ursprünglichen Intention her nicht für einen größeren oder offiziellen Benutzerkreis bestimmt. Allerdings läßt sich manchmal nur schwer entscheiden, ob schon der Autor selbst oder Familienmitglieder und Erben erst später die Verbreitung in einer Öffentlichkeit veranlaßt haben“ (37f.). – Nach Wilfried Ehbrecht, *Uppe dat sulck grot vorderffnisse jo nicht meer enscheghe. Konsens und Konflikt*

als eine Leitfrage städtischer Historiographie, nicht nur im Hanseraum (51–109), ist es müßig zu diskutieren, daß das Bewußtsein von der genossenschaftlichen Profan- und Sakralgemeinschaft, vom Frieden als Grundkonsens der Bürgergemeinde, zu allen Zeiten und bei allen Einwohnergruppen ganz unterschiedlich ausgebildet war. E. geht es vor allem darum zu zeigen, in welchem Maße städtische Schriftzeugnisse bis in die Reformationszeit zur Sicherung und Fortschreibung des Grundkonsenses genutzt wurden. Eine Beschränkung auf den Hanseraum sei dabei von den Grundprinzipien städtischer Gemeinschaft her nicht zu rechtfertigen, da in Oberdeutschland trotz mancher verfassungsrechtlicher Unterschiede die Formen der Stadtkonflikte durchaus vergleichbar seien. Andererseits sei zu beachten, daß das eigenartige, aber nicht zu bezweifelnde hansische System Kommunikationswege besessen habe, die auch auf die Geschichtsschreibung gewirkt hätten. In diesem Sinn sei auch der Hansekaufmann, der in seiner Heimatstadt zu den Trägern der Ratspolitik gehört habe, nicht nur ein Fernkaufmann, wie er im europäischen Spätmittelalter überall aufgetreten sei, sondern er sei ebenso an den Verhandlungen seines regionalen Bündnisses wie auch an den allgemeinen hansischen Tagfahrten beteiligt gewesen. „Auch der Rat muß sich an den Idealen der Gemeinschaft messen lassen; so nennt Detmar genau bei der Darstellung der Kämpfe seit 1374 die Namen der Herren, die im Rat saßen, insbesondere die Gerichtsherren, die im Interesse der Gemeinschaft den Frieden wiederherstellten und abschließend Detmar beauftragten, die ‚Ratschronik‘ zu schreiben, die anders gesehen schon weniger eine Stadtchronik zu sein scheint als eine Hansechronik. Die Bedeutung der Stadt als Haupt der Hanse trug dazu bei, die Akzente so zu verschieben, daß sich zwischen 1350 und 1395 nur 76 (= 20 %) der 380 mitgeteilten Nachrichten auf die Lübecker Stadtgeschichte beziehen, obwohl sie dem Prolog nach gerade die Stadeschronik fortsetzen sollte“ (90).

– Klaus Arnold, *Städte- und Stadtbeschreibung im späteren Mittelalter und in der Frühen Neuzeit* (247–268), gibt einen Überblick zur Geschichte des Laus urbium vom 12. Jh. bis in die Mitte des 16. Jhs. und rückt es – am Beispiel von London, Erfurt, Bamberg und Hamburg – in enge Verbindung mit der Städtebeschreibung, die in der Neuzeit, ebenso wie Landesbeschreibung und Kartographie, zunehmend an Bedeutung gewinnt. Allerdings war festzustellen, daß die geschichtliche Vergangenheit keineswegs in allen Fällen eine herausragende Rolle gespielt hat. Andere Gemeinplätze hingegen kehrten, wenn auch nicht ohne individuelle Abwandlungen, vielfach wieder: Die Lage der Stadt am Fluß, ihre Abgrenzung vom flachen Land durch eine feste Ummauerung, die Brunnen und Gärten in ihrer unmittelbaren Umgebung, welche zu geselligem Verweilen einladen, das weise Regiment des Rats und die Wahrung des Friedens im Innern sowie immer wieder die gelehrten Reminiszenzen an antike Verhältnisse und Vorbilder. – Bei weiteren Arbeiten handelt es sich um Fallstudien aus einzelnen Orten und Regionen, so bei Volker Honemann, *Humanistische und spätmittelalterliche Zeitgeschichtsschreibung in Braunschweig um 1500. Die „Descriptio belli“ des Telamonius Ornatomontanus (Tilman Rasche von Zierenberg) und die deutschsprachigen Darstellungen der Großen Braunschweiger Stadtfehde von 1492–1494* (111–156), und Ulman Weiß, *Respublica Erfordiana. Zum Politikverständnis einer deutschen Stadt in der Zeit der Konfessionalisierung* (301–318), der nicht schriftliche Geschichtsüberlieferung in den Mittelpunkt stellt, sondern Sachzeugnisse, Denkmäler und Symbole. – Rainer Postel,

„*Warumb ich disse historiam beschrieben*“. *Bürgermeister als Chronisten* (319–332), bietet einen Längsschnitt durch die historiographische Betätigung von Bürgermeistern z.B. aus Stralsund, Osnabrück, Hamburg, Lübeck, Magdeburg, Lüneburg, Görlitz, Nürnberg, Halle, München, wobei der Schwerpunkt auf dem ausgehenden Mittelalter und dem 16. Jh. liegt. Mit Heinrich Brokes aus Lübeck, Hermann Langenbeck aus Hamburg, Hinrik Lange aus Lüneburg oder auch dem Stralsunder Bartholomäus Sastrow habe sich die aktiv handelnde politisch-soziale Elite selbst zu Wort gemeldet, um ihre Sicht der Vergangenheit, der eigenen Zeit und Leistung, der inneren und äußeren Entwicklung ihrer Stadt vorzutragen. Geschichtsbetrachtungen, die vor dem Aufstieg ihrer Verfasser ins Rats- bzw. Bürgermeisteramt geschrieben wurden, würden den Bildungs- und Berufsgang dokumentieren und ließen zuweilen erkennen, daß gerade die angemessene Sicht zurückliegender Probleme und Konflikte den Verfasser für seine Karriere qualifiziert habe. Die von Bürgermeistern selbst verfaßten Chroniken seien kaum der offiziellen Ratschronistik zuzuordnen. Wo sie nicht ohnehin privaten Zwecken gedient hätten, seien persönliche Motive zum Anlaß geworden – Rechtfertigung, historisches Interesse oder Patriotismus etwa. Häufiger als bei den spätmittelalterlichen Ratschroniken sei der Blick privat schreibender Bürgermeister über die Mauern der eigenen Stadt hinausgegangen – verständlich bei Persönlichkeiten, die Studien, Wanderschaft und Dienstplichten weit umhergeführt hätten. Während das Reich nicht nur bei norddeutschen Autoren relativ schwach ins Bewußtsein getreten sei, habe die wachsende Bedrohung städtischer Freiheit und Rechte erhebliche Aufmerksamkeit beansprucht. Schließlich habe sich auch das „seit dem frühen 19. Jh. allgemein gewachsene historische Interesse in dem hier betrachteten Genre“ deutlich niedergeschlagen. In den einschlägigen Arbeiten zeige sich „neben einer gewissen Verselbständigung historischer Interessen das Fortbestehen wesentlicher Merkmale dieser Quellengruppe – konservativ-patriarchalische Sichtweisen und das Bemühen um historische Untermauerung der jeweiligen Anschauungen“ (331). – Ein Index der Orts- und Personennamen beschließt den Band.

H. Böcker

Der 2. Bd. der *Lüneburger Beiträge zur Vedutenforschung* (Lüneburg 2001, Nordostdeutsches Kulturwerk, 469 S., zahlreiche Abb., 18 Faltkarten) enthält Beiträge zum 2. und 3. Vedutencolloquium in Lüneburg (1983) und Regensburg (1985). Dabei fragt sich, was hier unter Vedute verstanden wird. Der Begriff ist unscharf; er bedeutet An- und Aussicht, Prospekt und (im vorliegenden Werk) auch Vogelschau bzw. Stadtplan; sogar von „Innenveduten“ ist die Rede. Die Vedute wird schon seit Jahrzehnten als baugeschichtliche Quelle herangezogen, nachdem sie vorher durchweg als stadthistorische Illustration gedient hatte. Ein Problem besteht vor allem darin, dass die älteren Ansichten nach künstlerischen Gesichtspunkten gestaltet wurden und dass viele zu einer komplizierten Vedutenfiliation gehören, also nicht am Ort aufgenommen wurden. Dabei ist es dann von Bedeutung, welche Gesichtspunkte für die Gestaltung eine Rolle spielten; vor allem war der Künstler auch von den Vorgaben des Verlegers abhängig. Das angezeigte Werk enthält einige allgemeine Artikel zum Vedutenproblem, die u.a. auf Sammlungen hinweisen, die nicht allgemein bekannt sind: Ulla Ehrens v ä r d schreibt über *Handgezeichnete Stadtpläne und Veduten von Ost- und Westpreußen in öffentlichen Sammlungen zu Stockholm und Uppsala*

(27–33). Die Pläne stammen aus dem 17. Jh. und betreffen auch Hansestädte wie Danzig und Elbing. Es ist seit langem bekannt, dass in schwedischen Archiven und Bibliotheken ein reicher Fundus an Stadtplänen und Ansichten liegt, so etwa auch von Bremen und der Carlsburg (Bremerhaven). Sie sind durchweg sehr zuverlässig, da vor allem die Militärpläne keine künstlerische Gestaltung zuließen. Im Aufsatz von Krystyna Szykula über *Veduten in der Machnizky-Sammlung der Universitätsbibliothek Breslau/Wrocław* (39–42) wäre zu ergänzen, dass der Vedutenstecher Bastius Petrus keineswegs fast unbekannt ist; es handelt sich um Pieter Bast († 1605), der nicht nur den Prospekt von Leeuwarden stach, sondern auch Ansichten von Amsterdam, Emden, Oldenburg, Leiden, Nijmegen usw. Heinz Lingenberg stellt in seinem Beitrag über *Das Stadtbild Danzigs vom Ausgang des 17. Jahrhunderts bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts* (55–76) fest, dass die Darstellung Danzigs auf Veduten nach 1617 stagnierte. Es finden sich zahlreiche Kopien, die Wirklichkeitstreue nimmt ab; die Dekoration wurde dem Zeitgeschmack angepasst. Vf. nennt eine Fülle von Stadtprospekten, bei denen die Merian-Ansicht von 1641 das Grundmuster abgab. Neuaufnahmen, auch mit anderen Blickrichtungen, sind selten. Einige Ansichten sind sehr dekorativ, in Einzelheiten aber unzuverlässig. Besonders negativ fällt die Beurteilung der Zeichnung von Dahlberg (Ende 17. Jh.) und ihrer Kupferstichfassungen aus. Heinz Lingenberg untersucht auch, wie *Das Stadtbild Danzigs vom Anfang des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des 19. Jahrhunderts* auf Veduten dargestellt wurde (75–100). Er beschränkt sich dabei auf Gesamtveduten. Es überwogen Kopien älterer Blätter. Bei Neuaufnahmen wurde das Bild vielgestaltiger, die Detailansicht gewann größere Bedeutung; dabei nahm auch die Genauigkeit zu. Am Anfang stand das große Blatt von Friedrich Bernhard Werner von 1727. Dieser war ein Meister der Vedute. Es folgten kurz darauf mehrere große Kupferstiche mit Prospekten der Stadt, die Vf. baugeschichtlich untersucht. Die Ansichten in Stahlstich und Lithographie seit etwa 1830, die als Illustration von Büchern, als Einzelblätter und in Album-Werken erschienen, waren sehr zahlreich. Auch die Darstellungen auf Xylographien werden erwähnt, obwohl dieses Druckverfahren Teilveduten bevorzugte. Andrzej Tomczek untersucht die *Stadtpläne und Vogelschauveduten von Thorn in ihrer historischen Entwicklung (bis 1815)* (95–117). Vf. vervollständigt ältere Zusammenstellungen; 18 Veduten werden abgebildet. In ihrem Beitrag *Friedrich Werner und die Ansichtsserien europäischer Städte aus Augsburg* beschreibt Angelika Marsch die Umsetzung von Zeichnungen dieses Künstlers in Kupferstiche Augsburger Verlage (236–248). Auf seinen Reisen fertigte Werner Skizzen an, die er dann ausarbeitete und an die Stecher gab. So entstanden auch große Veduten von Hansestädten. Ein Aufsatz von Klaus Eymann hat den Titel *Eberhard Kieser – der Verleger des Thesaurus Philopoliticus*. Dieser war Herausgeber und Stecher von Veduten, Porträts und Landkarten (249–279). Unter den Veduten waren auch die von Hansestädten; sie waren aber allesamt abgekupfert. *Die Städteserie von Nicolaus Visscher und Pieter Hendrikszoon Schut* dient Josef H. Biller dazu, *140 Jahre Motivveränderung, Plattenübernahme und Plagiat eines Vedutentyps, erläutert am Beispiel Danzigs und anderer Städte* (281–307) zu beschreiben. Die Veduten Visschers zeigen Stadtprospekte mit einem durch zahlreiche Figuren belebten Vordergrund. Stadt- und architekturgeschichtlich sind die Veduten ohne Bedeutung. Es handelt sich dabei um Randbilder von Wandkarten

und um Ansichten eines Städtebuchs von 1657/66. Sie dienten mehrfach als Vorlage für Veduten anderer Stecher. An Hansestädten finden sich Danzig, Köln und Münster, auch mehrere niederländische und flämische Städte. Es wird deutlich, in welchem Umfang Druckplatten wanderten und Plagiate angefertigt wurden. Einen Teilaspekt der Vedutendarstellung behandelt *V o l k e r S c h m i t t c h e n* in seinem Beitrag *Stadtbesetzung und Glacis. Darstellungsprobleme der Vedute vom 16. bis 19. Jahrhundert, ausgewählt anhand von Beispielen aus Danzig, Thorn und Königsberg* (337–352). Die Festungsanlagen werden im einzelnen beschrieben. Die drei genannten Städte fügen sich durchaus in die Regel der Vedutendarstellung ein, nach der in den Stadtplänen und gelegentlich auch in Vogelschauen die Festungsanlagen als Stadtbegrenzung immer deutlich hervortreten und ein wesentliches Darstellungselement sind. Die Prospekte von der Wasserseite lassen die Befestigungen zurücktreten, während die Türme zum beherrschenden Element werden. Der Aufsatz über *Die Vedute der Stadt Osnabrück auf Landkarten des Stiftes im 17. und 18. Jahrhundert* von *H a n s K l e i n n* ist ein Beitrag zur *Tradition und Veränderung von Veduten* (353–360). Derartige Stadtveduten finden sich seit etwa 1629 (Hondius); es handelt sich immer um vergrößerte Nachstiche, die nur dekorative Bedeutung haben; Veränderungen sind mehr zufällig und dienten selten einer Aktualisierung der Ansichten. Erst die Karte des Bistums bzw. Fürstentums Osnabrück von Reinhold (1776), die dann Vorlage für weitere Karten wurde, hatte besser gestaltete Ansichten vom Schloss und von der Stadt. Bei den *Veduten der Stadt Thorn auf Gemälden des 17. und 18. Jahrhunderts*, die *Zygmunt Kruszelnicki* beschreibt (373–386), stehen die Ölgemälde mit der Belagerung von Thorn 1703 im Mittelpunkt der Betrachtung. Dabei wird der Zusammenhang zwischen gezeichneten und gestochenen Veduten deutlich. Die Gemälde zeigen Abweichungen, die wohl ästhetische Gründe haben. – Das Vedutenwerk hat ein Ortsregister und Wiedergaben von Veduten auf Faltplänen. Die Illustration ist allgemein von mäßiger Qualität, was bei einem Werk dieser Aufmachung doch verwundert. Es sei darauf hingewiesen, dass der 1. Band der *Lüneburger Beiträge zur Vedutenforschung* bereits 1983 erschien; er enthält u.a. Beiträge über sozialgeschichtliche Aspekte der Vedutenstecher (Eckhard Jäger), handgezeichnete Veduten und Pläne in Stockholm und Uppsala, u.a. von Danzig, Greifswald und Stralsund (Ulla Ehrensverd), den Stralsunder Bildcodex (Peter Koepke), über Danziger Veduten bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts (Heinz Lingenberg) und eine frühe Vedutenlandkarte von Westfalen (Hans Kleinn). *H. Schw.*

*Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum III: Der Hausbau*, hg. von *Manfred Gläser* (Lübeck 2001, Schmidt-Römhild, 857S., zahlreiche Abb.). – In bewundernswert rascher Folge, betrachtet man den Umfang des Buchs und die Zahl der Autoren, erscheint wiederum ein ambitionierter Band der Lübecker Archäologie, die ja bekanntlich in den letzten 30 Jahren nicht nur intensive Fortschritte gemacht hat und nicht nur die Geschichtsforschung Lübecks, sondern vor allem auch die gesamte nordeuropäische Forschung angeht und in ihren Erkenntnissen sehr bereichert hat (vgl. die Anzeigen zu Bd. I: HGBll. 116, 1998, 251, und Bd. II: ebd. 118, 2000, 219). 45 mehr oder weniger lange Aufsätze über die Städte von Cork bis Novgorod von Bergen bis Einbeck werden hier durch die jeweiligen Fachleute aus den Niederlanden, England, Nor-

wegen, Schweden, den drei baltischen Staaten, Irland, Belgien und Polen geliefert. Es geht um die Hausarchitektur im weitesten Sinne: um die Bauentwicklung, die Bauformen die Haustypen aus – hier seien sie alle aufgezählt – Cork, Norwich, York, London, Brügge, Antwerpen, Amsterdam, Zutphen, Deventer, Zwolle, Göttingen, Duisburg, Hamburg, Einbeck, Stade, Uelzen, Rostock, Bremen, Lüneburg, Braunschweig, Greifswald, Stralsund, Soest, Elbing (Elbląg), Danzig (Gdańsk), Kolberg (Kolobrzeg), Memel (Klaipeda), Riga, Kleinstädte Lettlands, Dorpat (Tartu), Städte in Westestland, Novgorod, Turku, Uppsala, Lund, Malmö, Stockholm, Sigtuna, Visby, Oslo, Bergen, Ripen und Aarhus. Die Liste zeigt, wie weitgespannt die Darstellung ist, aber zugleich auch, daß sich die eingehenden, besonders Archäologen interessierenden, Einzelheiten jeder Darstellung und Gewichtung in dieser kurzen Anzeige entziehen müssen. Es mag der Rez. beigepflichtet werden, wenn sie ihrer Bewunderung über die akribischen Einzeldarstellungen hier Ausdruck gibt. Der Charakter des workshops, dessen Beiträgen also eine gewisse Ephemierität anhaftet, darf wahrscheinlich nicht verkannt werden, und möglicherweise können sich hier und da noch Neubewertungen ergeben. Die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Darstellung ist zugleich aber begleitet von einer häufigen Wiederkehr der Varianten und vermittelt ihr Sicherheit. So kann der Historiker, der manchen Hinweis zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte entdeckt, eine Menge profitieren. Eine Art „frühes Europa“ ersteht vor seinem inneren Auge, und er lernt manches über die Nutzung der Häuser hinzu. Die Vielfalt zu bändigen, ist dem Veranstalter des Kolloquiums erfolgreich gelungen, indem er die Verschiedenheit und die Gleichförmigkeit der Funde, Befunde und Schlußfolgerungen durch drei vorgegebene Aspekte kanalisiert: 1. Früh- und hochmittelalterliche Holzbauten (Bautyp, Konstruktionsdetails, Funktionen, Datierung, Ausstattungsdetails), 2. dasselbe für hoch- und spätmittelalterliche Steinbauten. Zum dritten wurde nach der typischen Bebauung in der Stadt über mehrere Jahrhunderte hinweg gefragt, und schließlich sollte jeder Vortragende einen Haustypenplan für seine Stadt vorstellen. Am Schluß ergibt sich folgendes: Die Holzbauten werden katalogisiert nach frühgeschichtlichen Grubenhäusern, im Mittelalter nach Blockbauten, Pfostenbauten verschiedenen Typs, Ständer- und Fachwerkbauten, hinsichtlich der Steinbauten nach Steinwerken, evtl. beheizbaren Kemenaten, Saalgeschoßhäusern und Dielenhäusern. Darüber hinaus findet man Spezialtypen wie Buden und Wohnkeller. Ein Versuch der Zuordnung wird vorgenommen, vor allem aber auch die Frage der Datierung aufgeworfen, sowie die komplizierte Verbindung zur schriftlichen Überlieferung hergestellt. Besonders hingewiesen sei auf die Terminologie, die hier auf den gemeinsamen Nenner des Englischen gebracht wird (Glossar). Fazit: Wohl weniger sollte man sich auf die Frage nach einem „typischen Haus des Hanseraums festlegen“, sondern eher auf die Darstellung einer Entwicklungsreihe: „Auf den Kemenatenbau, der aus dem Altsiedelland kommend in Lübeck zunächst in Holz umgesetzt, dann aber auch in Backstein gebaut wurde, folgte die Entwicklung des Dielenhauses in Backstein“ (841). Dieser Haustyp ist dann an den Rändern der Ostsee bis Reval üblich. In einzelnen Ausstattungsdetails abgewandelt, aber sonst recht gleichbleibend wird dieser Haustyp mit Diele und hohem Dach, gleichermaßen nutzbar für Kaufmann und Handwerk, überall errichtet, Daneben gibt es aber insbes. in Skandinavien und England noch eigenständige Hausformen. Lassen wir wissenschaftstheoretische Betrachtungen der



Archäologie beiseite, so kann der Historiker aus dem reichen Fundus des Dargestellten – die große Zahl noch vorhandener baulicher Reste in den untersuchten Städten läßt staunen – insbes. aus Fotos und Skizzen einen sehr konkreten Hintergrund seiner ja grundsätzlich mehr im Fiktionalen spielenden Geschichtsdarstellung hier ableiten.

A. G.

Antje Grewolls *Die Kapellen der norddeutschen Kirchen im Mittelalter. Architektur und Funktion* (Kiel 1999, Verlag Ludwig, 440 S., 174 Abb.). Privatkapellen, die sich wie Muscheln am Kiel eines Schiffes an den Pfarr- und Klosterkirchen ansiedelten, gehören zu den zentralen Elementen in der Frömmigkeits- und Sozialgeschichte, aber auch der Kunst- und Kulturgeschichte in den Städten am Vorabend der Reformation. Insofern wirkt es eigentlich verwunderlich, wie wenig Aufmerksamkeit diesem Thema bisher auch außerhalb des Hanseraumes geschenkt wurde. Es ist somit sehr zu begrüßen, daß Vf. in dem Phänomen der Privatkapelle am Beispiel von Lübeck, Wismar, Rostock und Stralsund nachgeht. Methodisch ist die Arbeit primär Fragestellungen der Architekturgeschichte verpflichtet, berücksichtigt aber durchaus auch frömmigkeits-, rechts- und liturgiegeschichtliche Aspekte sowie stadt- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge, was nicht zuletzt auch in der intensiven Beschäftigung mit gedruckten und ungedruckten Quellen zum Ausdruck kommt. Untersucht werden im einzelnen die Lage und Gestalt der Kapellen sowie Funktionen, Ausstattung und Besitzverhältnisse; Stifter waren vor allem die reichen Kaufmannsfamilien. Aber auch Gilden, Zünfte und der Rat errichten religiöse Mittelpunkte für ihr Gemeinschaftsleben. In einer ausführlichen Dokumentation wird eine erstaunliche Zahl von Kapellen zutage gefördert, die auch gleich systematisch für die einzelnen Städte, nach Stiftergruppen, Kirchentypen und zeitlichen Konjunkturen ausgewertet werden. Urkundenanhänge, Register und Glossare runden den Band ab, der nicht zuletzt durch seine reichhaltige Ausstattung mit Fotos und Plänen zu einem wichtigen Baustein der hansischen Kunst- und Frömmigkeitsgeschichte des 15. und beginnenden 16. Jhs. wird.

W. Schmid

*Städtisches Gesundheits- und Fürsorgewesen vor 1800*, hg. von Peter Johannek (Städteforschung A/50, Köln 2000, Böhlau, XXI, 279 S.). – Der größte Teil der in diesem Sammelband veröffentlichten Aufsätze geht auf Vorträge zurück, die 1994 auf dem 25. Kolloquium des Kuratoriums für vergleichende Städtegeschichte in Münster gehalten worden sind. In seiner Einleitung (VII–XVI) skizziert Hg. den Forschungsstand zum Thema. Dabei hebt er vor allem den Wandel hervor, der sich in der Einstellung zur Armenfürsorge seit dem frühen Mittelalter vollzogen hat: War sie zunächst, von dem Gedanken der „caritas“ ausgehend, von der Kirche getragen und aus Spenden und Stiftungen finanziert, so wurde sie seit dem späten Mittelalter zunehmend von den weltlichen Obrigkeiten übernommen, die sich auch aus Gründen der Wahrung des sozialen Friedens der Bedürftigen annahmen. An dieser Stelle sei vor allem auf folgende Beiträge aufmerksam gemacht: Unter Bezug auf hansestädtische Bild- und Schriftquellen zeigt Dietrich W. Poock, *Wohltat und Legitimation* (1–17), „wie führende bürgerliche Familien ... durch Stiftungen für Kranke und Arme Not milderten, wie sie sich mit diesen Stiftungen ein Andenken in der Stadt erwarben“ (2) und so die eigene soziale Stellung festigten. Dabei erfolgten die

Stiftungen nicht nur in den jeweiligen Heimatstädten, sondern auch in Städten, denen die Stifter durch ihre berufliche Tätigkeit verbunden waren. – Andreas Bingener, Gerhard Fouquet und Bernd Fuhrmann, *Almosen und Sozialleistungen im Haushalt deutscher Städte des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit* (41–62), beleuchten den Umstand, daß bis ins 17. Jh., z.T. auch weit darüber hinaus, Transferleistungen aus den städtischen Haushalten zugunsten der Kranken- und Armenfürsorge minimal waren, weil die Versorgung der Kranken und Bedürftigen von kirchlichen, seit dem 15. Jh. auch von kommunalen Einrichtungen wahrgenommen wurde, die durch Stiftungen fundiert waren. Im Zuge der Reformation wurden die Armen- bzw. Gotteskästen eingerichtet, die aber als Sonderfonds verwaltet wurden. – Gegenstand der Ausführungen von Martin Kintzinger, *Status medicorum. Mediziner in der städtischen Gesellschaft des 14. bis 16. Jahrhunderts* (63–91), ist die Rolle der Ärzte in der spätmittelalterlichen/frühneuzeitlichen Stadt, wobei nicht nur die studierten Ärzte, sondern auch die handwerklich ausgebildeten Wundärzte und die Barbieri berücksichtigt werden. Vf. fragt nach den Bedingungen ihrer Anstellung, ihren Aufgaben und ihren Rechten, ihrer besonderen Stellung innerhalb der städtischen Gesellschaft (mit der besonderen Nähe zur Geistlichkeit) sowie der Inanspruchnahme ihrer Kenntnisse und Fertigkeiten durch die städtische Bevölkerung, wobei sich zeigt, daß die studierten Ärzte in der Regel nur in kritischen Fällen konsultiert wurden. – Antje Sander, *„Dulle“ und „Unsinnige“. Irrenfürsorge in norddeutschen Städten des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit* (111–124), zeigt, daß erst mit der Institutionalisierung des Fürsorgewesens in den Städten und der zentralen Almosenvergabe auch die Betreuung von Geisteskranken zur öffentlichen Aufgabe wurde. Freilich beschränkte sich die Hilfe auf Personen, die in der Stadt ansässig waren; von außerhalb in die Stadt gezogene „dulle“ wurden ausgewiesen. Gewalttätige Geisteskranke wurden in Spitälern, Gefängnissen oder in den sog. „Dullenkisten“ vor den Stadttoren untergebracht; ihre Pflege oblag den Familien bzw. bestimmten städtischen Bediensteten. Spezielle Gebäude für die Betreuung von Geisteskranken wurden seit dem 16. Jh. errichtet. – Olaf Mörke, *Daseinsvorsorge in Städten der niederländischen Republik. Bemerkungen zur Persistenz des alteuropäischen Gemeindegemeinschafts* (125–150), will herausfinden, „inwieweit sich in der Periode von der Wende zum 16. Jahrhundert bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Verschiebungen bezüglich der Gewichtungen assoziativer (= genossenschaftlicher, Rez.) und autoritativer (= herrschaftlicher, Rez.) Elemente in der Daseinsvorsorge (mit dem Gesundheits- und Fürsorgewesen als deren Kernbereichen, Rez.) abzeichneten“ (126), und sieht diese Vorgänge „in engem Zusammenhang mit dem Charakter von Staatlichkeit“ (ebd.) im Kontext der Diskussion um die Strukturkrise des Korporatismus. In diesem Sinne ist das Fürsorgewesen nicht nur eine „Dienstleistung zur Sicherung individueller physischer Existenz“, sondern zugleich Ausdruck „kollektiver städtischer Identität“ (127) und „Prüfstein für die Funktionstüchtigkeit des städtischen Sozialverbandes schlechthin“ (128). Beispielhaft stellt M. Maßnahmen zur Versorgung von Armen und Kranken in Haarlem, Leiden und Amsterdam vor und kommt zu dem Ergebnis, daß sich in ihnen das Bemühen niederschlägt, „die Stadt als genossenschaftlich-korporativen Normenverband lebensfähig zu halten“ (149). Weitere Beiträge betreffen u.a. die Kinderfürsorge in nordwestdeutschen Städten des 17. und 18. Jhs. (Markus Meumann), die For-

men sozialer Sicherung im sächsischen Zunftwesen in dieser Zeit (Katrin Keller), die Armenpolizei und Armenversorgung in Münster im 17. Jh. (Alwin Hanschmidt) sowie die Armengesetzgebung in Rostock im ersten Viertel des 19. Jhs. (Matthias Manke). – Alles in allem ist ein sehr anregender Band entstanden, der viele Aspekte des städtischen Fürsorgewesens thematisiert und viele Anregungen zur weiteren Beschäftigung mit dem Thema bietet. V. H.

*Metropolen und Kulturtransfer im 15./16. Jahrhundert. Prag – Krakau – Danzig – Wien*, hg. von Andrea Langer und Georg Michels (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, Bd. 12, Stuttgart 2001, Franz Steiner Verlag, 277 S., 72 Abb.). – Der elf Beiträge enthaltende Band geht auf zwei Kolloquien des Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas in Leipzig zurück, das ein Projekt zur Entwicklung der Metropolen Ostmitteleuropas durchführt. Dementsprechend sind sieben Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des „Zentrums“ mit Beiträgen vertreten; drei Autoren kommen aus Polen, einer aus Österreich. Mit Hilfe verschiedener Fragestellungen wird die kulturgeschichtliche Bedeutung der Metropolen Prag, Krakau, Wien, Danzig, am Rande auch Breslau herausgearbeitet. Dabei tritt hervor, daß Danzig nicht die Funktionsvielfalt der anderen Städte erreicht, dafür umso stärker als Handelszentrum gewirkt hat. Es geht um Kulturrezeption, Kulturaustausch innerhalb der Metropolen und zwischen den einzelnen Städten, um Umwandlung kultureller Impulse zu neuen Produkten und um Kulturaustrahlung in das weitere Umfeld. Die komplizierten, manchmal nur vermuteten Vorgänge werden an einzelnen Beispielen vorgeführt. – Matthias Middell spricht allgemein *Von der Wechselseitigkeit der Kulturen im Austausch. Das Konzept des Kulturtransfers in verschiedenen Forschungskontexten* (15–51), ein an französisch-deutschen Beziehungen entwickeltes Konzept. – Krzysztof Baczkowski führt in den *Humanismus in Krakau und Wien um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert* ein (53–64), die Universität, den Hof, das Bürgertum als Träger von Humanismus, den Austausch von Studierenden, Lehrern und Büchern zwischen Wien und Krakau, die Kulturstrahlung von Krakau nach Schlesien, Böhmen und Ungarn. – Arno Strohmeier behandelt *Geschichtsbilder im Kulturtransfer. Die Historiographie in Wien im Zeitalter des Humanismus als Rezipient und Multiplikator* (65–84), eindrucksvoll dargestellt am Leben und Wirken von Wolfgang Lazius (1514–1565) und Johannes Sambucus (1531–1584). – Karen Lambrecht geht ein auf *Kulturtransfer und Kommunikation. Die Anfänge des Buchdrucks in Prag und Krakau im Vergleich* (85–99). Der Krakauer Buchdruck, vor allem von Süddeutschen getragen, war qualitativ und quantitativ besser als der in Prag, er fand in der Universität eine große Stütze, brachte viele fremdsprachige Texte (auch griechische, hebräische, polnische, kyrillische); in Prag wurde von einheimischen, in Süddeutschland oder Krakau ausgebildeten Druckern früh die tschechische Sprache eingeführt – für Adel und Bürgertum. – Jan Pirożyński untersucht *Die Stellung der polnischen Metropolen im europäischen Nachrichtenverkehr des 16. Jahrhunderts* (101–110). Danzig als die größte Stadt des polnischen Reiches war für die Nachrichtenvermittlung besonders wichtig, daneben spielten die adeligen Zusammenkünfte, der königliche Hof in Krakau, die Residenzen geistlicher und weltlicher Magnaten eine Rolle. Handgeschriebene und gedruckte – meist deutsche – Zeitungen kamen vor, Briefe

waren wichtige Nachrichtenübermittler. – Heide Marie Petersen verweist auf *Jüdische Ärzte am Krakauer Hof des 16. Jahrhunderts als Vermittler italienisch-sephardischer Kultur in das polnische Judentum* (111–120); dabei kamen verschiedene Bildungsströme aus Italien zum Zuge, auch weltliche Wissenschaften. – Andrea Langer, „*Ex longa stirpe Imperatorum*“. *Zum Einfluß Elisabeths von Habsburg (1436/37–1505) auf die Kunst- und Repräsentationstraditionen am jagiellonischen Hof* (121–140), stellt fest, daß Elisabeth von Habsburg am Hofe ihres Onkels Kaiser Friedrich III. mit dem Humanismus in Berührung gekommen war und als Gattin des polnischen Königs Kasimir IV. in Krakau bei ihren sakralen Stiftungen entsprechende Einflüsse vermittelt hat. – Karl Vockelka, *Höfische Feste als Phänomene sozialer Integration und internationaler Kommunikation. Studien zur Transferfunktion habsburgischer Feste im 16. und 17. Jahrhundert* (141–150), beschäftigt sich sowohl mit Festen, die vom Hof selbst gestaltet wurden, als auch mit solchen, die – unter Beteiligung außerhöfischer Personengruppen – für den Hof veranstaltet wurden. – Marina Dmitrieva-Einhorn beschreibt eingehend *Rhetorik der Fassaden: Fassadendekorationen in Böhmen* (151–170), die auf italienischen Einfluß zurückgehen. – Arnold Bartetzky, *Niederlande versus Polen. Zur Rezeption nordisch-manieristischer Architektur in Danzig (1560–1620)* (171–184), stellt Danzig als Höhepunkt der Verbreitung des „nordischen Manierismus“ oder der „niederländischen Renaissance“ im Nordsee- und Ostseeraum (u.a. in Dänemark) dar. Hier sind die manieristischen Architektur- und Dekorationsformen noch gründlicher und häufiger an öffentlichen und Wohnbauten angewandt worden als in den Niederlanden – teilweise nach den Vorlagen von Hans Vredeman de Vries, der einige Jahre auch in Danzig verbracht hat –, auch länger: in einer Zeit, als im Westen schon der Frühbarock eingeführt wurde, so daß die zahlreichen stilistisch einheitlichen Bauten aus einer sehr baufreudigen Zeit von mehr als einem halben Jahrhundert das Bild der Stadt prägen konnten. B. untersucht die Ursachen für diesen Erfolg des „nordischen Manierismus“ und stellt die Frage, warum nicht auch die von Italien nach Polen gelangte Renaissance an der Ostsee zum Zuge gekommen ist. Wirtschaftliche, kulturelle, personelle, aber auch politische Bande (Sympathie für den Freiheitskampf der Niederländer gegen die Spanier, in Parallele gesetzt zum Widerstand der Danziger gegen den polnischen König) entschieden für die Aufnahme der niederländischen Architektur. – Jacek Tylicki berichtet über *Manierismusrezeption in Malerei und Zeichnung Breslaus und einiger preußischer Städte* (185–197). Während in Breslau manieristische Einflüsse aus Italien über Prag Eingang fanden, sind wiederum in Danzig, weniger stark in Elbing und Thorn, Beziehungen zum niederländischen Manierismus festzustellen. H. W.

Der anzuzeigende Band *Lübeck Style? Novgorod Style? Baltic Rim Central Places as Arenas for Cultural Encounters and Urbanisation 1100–1400 AD*. Transactions of the central level symposium of the Culture Clash or Compromise (CCC) project held in Talsi September 18–21 1998, hg. von Muntis Auns (CCC papers, Bd. 5, Riga 2001, Nordik, 354 S., zahlreiche Abb. und Ktn.) gehört leider zu jenen, die ohne einen reißerischen Titel nicht auszukommen meinen. Der irreführende Leser muß feststellen, daß der Band weder Aufsätze zu Lübeck/Novgorod enthält noch der eigentlich naheliegenden Frage nachgegangen wird, was überhaupt der Style der angesprochenen Städte sein soll. Das Wort Style

taucht, von einem Satz in der Einleitung abgesehen, an keiner Stelle des Buches auf. Unter den Überschriften „From Settlement to Town“, „Harbours“, „Churches and Cult Sites“ und „The Power of the Central Places“ findet man Artikel zu Urbanisierungsprozessen im Baltikum und – in geringerer Zahl – in Skandinavien, wobei die Zeit zwischen dem 10. und dem 17. Jh. (Schwerpunkt im 12. Jh.) thematisiert wird. Die editorischen Mängel, die sich wie ein roter Faden durch den Band ziehen und bei einer High-Budget Produktion unverzeihlich sind (vom Beitrag Zulkus/Springmann wurde offenbar eine Version mit Autorenkorrekturen abgedruckt), sollten aber nicht davon ablenken, daß der Band neben katastrophalen Ergüssen auch brillante Ideen enthält. Nils Blomkvist, *The Concept of the Town and the Dawn of Urban Life East and West of the Baltic. On the Emergence of Centres, Turn-Over Places, Towns and Cities* (11–35), und Detlef Kattinger, *Stadtentstehung und -entwicklung in Schweden und Livland am Beispiel der Kalmarsundregion, Gotlands sowie des Bistums Ösel-Wiek 1100–1400* (37–68), befassen sich teilweise kontrovers mit der Entstehung urbanen Lebens in Schweden und im Baltikum. Blomkvist spricht sich dabei, ausgehend von einer umfangreichen Erörterung der Forschungstradition zum Definitionsproblem „Stadt“, für eine aus der Volkskunde bekannte Definition anhand sogenannter weicher Kriterien aus und stellt ein eigenes fünfstufiges Modell unter den Begriffen 1. movable net, 2. turn-over, transaction, trade, 3. centrality, 4. division of labour, specialisation und 5. conurbation power vor. Kattinger stellt die These auf, daß die Urbanisierungsprozesse in Skandinavien und im Baltikum nicht unterschiedlicher hätten sein können. Die deutschen Kräfte, die er in beiden Regionen als Beschleuniger des Prozesses ausmacht, wurden in Skandinavien durch die Königsmacht zur Assimilation gezwungen, während sie im Baltikum auf Teile der dort lebenden Bevölkerung selbst erheblichen Assimilationsdruck ausübten. Für Visby nimmt Kattinger eine zwischen den Extremen liegende Situation an. Romas Jarockis, *Geographical Situation, Chronological Development and Early Economy. A Comparative Analysis of Two Hillfort-Settlement Complexes in Semigallia 900–1400 AD* (77–87), zeigt, welche Fortschritte die Forschung bezüglich der umstrittenen Urbanisierung Livlands vor 1200 erzielen kann, wenn terminologisch sauber und auf dem aktuellen Stand der Forschung gearbeitet wird. Auf der Grundlage archäologischer und schriftlicher Quellen zeigt J., welche Stufe von Urbanisierung im Baltikum erreicht wurde und auf welche Kriterien (Herrschaft, Kommunikation, Handel und Handwerk) sich diese stützte. Dabei spricht Vf. den Siedlungen den Begriff medieval town ab, bestreitet aber, sehr feinfühlig formuliert, nicht deren Urbanität. Damit hebt sich Vf. wohlthuend von anderen diesbezüglichen Beiträgen im Band ab. Anton Pärn, *Die Rolle der Wasserstraße bei der Ortswahl der Stadt Haapsalu (Hapsal)* (97–107), zeichnet mit Hilfe geographischer und archäologischer Erkenntnisse ein neues Bild vom Küstenverlauf in Livland. Die Landhebung betrug nach neueren Berechnungen in den letzten 700 Jahren nur ca. 1,54–1,96 m, während man bislang von 2–2,5 m ausgegangen ist. Dieses Ergebnis ist für viele Überlegungen hinsichtlich der Küstenstädte im östlichen Ostseeraum von Bedeutung. Jörn Staecker, *In atrio ecclesiae. Die Bestattungssitte der dörflichen und städtischen Friedhöfe im Norden* (187–258), untersucht als einziger Vf. ausführlich die Wirkung des Spiels der Kräfte des Ostens (vor allem Byzanz, Novgorod, Kiev) mit denen des Westens (deutsche und englische Einflüsse) in ihrer Wirkung im Ost-

seeraum und sieht im Aufeinandertreffen den Grund für eine besondere Ostseekultur. Jes Wienberg, *Churches and Centrality: Basilicas and Hall-Churches in Medieval Scandinavia and Livonia* (269–303), behandelt mit Ausnahme Mecklenburgs, Preußens und Litauens sämtliche Ostseeanrainer bezüglich ihrer „Großkirchen“ und stellt die Hypothese auf, daß es „a correlation between the degree of centrality and the size and/or quality of church architecture“ gegeben habe (274). Somit seien die Kirchenbauten eine wichtige Quelle bezüglich der Urbanisierungsprozesse. Marika Mägi, *Landed Estates on Saaremaa 1100–1400 as Recorded in a Study of the Parish of Pöide* (315–328), zeigt, methodisch genau arbeitend, u.a. den Zusammenhang zwischen „Germanization of originally Estonian vassals“ (326) und St. Georgsnacht-Aufstand. R. Zühlke

Der neueste Band der von Edward Włodarczyk betreuten Zeitschrift *Studia Maritima* (Bd. 14, 2001) enthält mehrere für die Hanseforschung nützliche Beiträge. Roman Czaja liefert in seinem Aufsatz *The Research on the History of the Baltic Zone in the Polish Medieval Studies* (5–26) einen Überblick über den Forschungsstand sowie eine Diskussion der politischen und sozialen Voraussetzungen, die die Forschungen der polnischen Mittelalterhistoriker über den Ostseeraum in der Zwischenkriegszeit und nach 1945 bestimmt haben. Rafał Simiński bietet einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Ostseeschifffahrt und ihrer Wahrnehmung: „*Qui se omnes periculis maris comittentes in Lyvoniam devenerunt*“. *On the history of the sea voyages to Livonia at the turn of the 12<sup>th</sup> and the 13<sup>th</sup> century as presented in the chronicle by Henry the Lettish* (27–48). Radosław Gaziński, *Die räumliche Anordnung der Hafenstädte vom 13. bis 18. Jahrhundert am Beispiel Pommerns* (49–78), erforscht die Entwicklung der Hafenanlage und ihre Verbindung mit der Stadt. Es gab in Pommern zwei Modelle der Hafenstädte. Die erste Gruppe bildeten die Städte mit einem eng zusammengewachsenen Hafen (Stettin, Stralsund, Wolgast, Wollin, Cammin, Bardt), und zu der zweiten Gruppe gehörten die Städte mit einem Hafen in gewisser Entfernung (Stargard, Gollnow, Treptow a.R., Greifenberg, Kolberg, Rügenwalde, Stolp, Anklam und Greifswald). Jerzy Trzosek widmet seine Aufmerksamkeit *Dem Entwurf des Collegiums der Kaufmanns-Ältesten vom Jahre 1670 über die Notwendigkeit der Verbesserung des Danziger Handels* (67–78). Andrzej Groth untersucht *Den Seehandel in Elbing in den Jahren 1772–1815* (79–98). Kazimierz Maliszewski beschäftigt sich mit der Gestaltung und Verbreitung des Wissens über die Ostsee in Polen im 18. Jh.: *Maritime issues in polish manuscript newspapers of the late baroque* (99–114). Die drei letzten Beiträge gehen auf die Probleme der Zeitgeschichte ein: Jacek Banach, *Die polnische Presse in Westpreußen angesichts der Novellierung des preußischen Ansiedlungsgesetzes im Jahre 1904* (115–130), Jan Szymański, *Die maritimen Fragen in den Beziehungen zwischen Polen und Norwegen im Jahre 1919* (131–154), Bolesław Hajduk, *The role of the Scandinavian in the economic life of the Free City of Gdańsk in the years 1920–1939* (155–173). R. Cz.

*Randgruppen der spätmittelalterlichen Gesellschaft*, hg. von Bernd-Ulrich Hergemöller, 3. Neubearb. Aufl. (Warendorf 2001, Fahlbusch Verlag, 465 S.). – Es ist dem Rez. eine besondere Freude, die nunmehr 3., überarbeitete Aufl.

dieses breit rezipierten Handbuches anzeigen zu dürfen. Seit nunmehr zehn Jahren ist es fester Bestandteil der Forschung wie der populärwissenschaftlichen Diskussion, hat zahlreiche weitergehende Arbeiten inspiriert und ist gewinnbringend in Seminaren verwendet worden. In der vorliegenden Auflage wurden die wichtigsten Forschungsergebnisse des vergangenen Jahrzehnts sowohl in der ausführlichen, instruktiven Einleitung des Hgs. sowie auch in den einzelnen Artikeln aufmerksam nachgetragen und kommentiert, zwei neue Aufsätze von Wolfgang Scheffknecht und Gerd Mentgen zu Scharfrichtern und Juden wurden in den Band aufgenommen. In seiner Einleitung begründet Hg. sein Konzept und tritt dezidiert den Versuchen von verschiedenen Rezensenten und Kritikern entgegen, einzelne der behandelten Marginalisierten aus der Gesamtheit der Randgruppen herauszulösen oder ihre Relevanz für den behandelten Zeitraum zu bezweifeln. In einem Ausflug in die Gegenwart verweist er auf die wohlbekannteste Tatsache, dass Marginalisierung kein Phänomen der spätmittelalterlichen Gesellschaft war und versteht das Buch somit auch als Chance „zur Exegese verworrener und irrationaler Randgruppenideologien, zur Infragestellung scheinbar fragloser Ausgrenzungspostulate, zur Analyse historisch gewachsener Unterdrückungsverhältnisse und somit – nicht zuletzt – zur praxisrelevanten Negation des Negativen.“ (57) Dafür kann man dem gelungenen Werk nur denselben Erfolg wünschen wie für die fortgesetzte Anregung der wissenschaftlichen Diskussion.

N. Jörn

Eine anregende Einführung in die Kulturgeschichte des Essens und Trinkens bietet Gunther Hirschfelder, *Europäische Esskultur. Geschichte der Ernährung von der Steinzeit bis heute* (Frankfurt 2001, Campus Verlag, 327 S., 52 Abb. und 16 Farbtafeln). Mit dem geschärften Blick des Volkskundlers entdeckt Vf. an heute alltäglichen „Verzehrsituationen“ Frag- und Merkwürdiges, Widersprüche und Wandlungen und erklärt davon ausgehend die historische Genese der europäischen Esskultur. Aufbauend auf neuesten Forschungsergebnissen entfaltet H. in zwölf Kapiteln die Grundzüge der Entwicklung von der einfachen und rohen Nahrungsaufnahme der Frühzeit hin zur ausdifferenzierten Esskultur der Gegenwart. Dazu verfolgt Vf. zentrale Entwicklungslinien von den antiken Hochkulturen des Mittelmeerraumes über das europäische Mittelalter und die Neuzeit bis zum modernen Industrie- und Technologiezeitalter. Der Schwerpunkt der Darstellung verlagert sich dabei beispielhaft immer mehr auf Mitteleuropa und den deutschsprachigen Raum, speziell auf das Rheinland. Essen und Trinken sind dynamische soziale „Totalphänomene“. Vf. bezieht sie sowohl auf Veränderungen natürlicher Faktoren als auch auf andere, sich wandelnde gesellschaftliche Bereiche, wie z.B. auf Werte, Ordnungen und politische Gegebenheiten. Selbstverständlich kann eine Institution wie die Hanse im Rahmen einer solchen Arbeit nur kurz erwähnt werden. Die zentrale Rolle der Hanse für den Fernhandel im späten Mittelalter, für den Austausch von Handelsgütern und von Kulturelementen, so auch von Ernährungsgewohnheiten, wird angesprochen. Wesentlich ist, dass die „spezifische mitteleuropäische Lebensform“ (114), an deren Ausprägung und Ausbreitung die Hanse beteiligt war, in puncto Esskultur eingehend charakterisiert wird. – Das Kompendium fügt gesicherte Forschungsergebnisse zum Thema in einem kühnen Überblick zusammen. Das ausführliche Register (von Aal bis Zwiebelkuchen) gestattet eine gezielte Suche

nach Sachthemen und macht den Band zusammen mit den anschaulichen Abbildungen zu einem geeigneten Nachschlagewerk für Schüler, Studierende und Lehrende. R. Kersting

*Preise im vor- und frühindustriellen Deutschland. Nahrungsmittel – Getränke – Gewürze – Rohstoffe und Gewerbeprodukte*, hg. von Hans Jürgen Gerhard und Karl Heinrich Kaufhold, (Göttinger Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 19/20, Stuttgart 2001, Franz Steiner Verlag, 543 S.). – Nachdem in derselben Reihe bereits im Jahre 1984 H. J. Gerhard seine Sammlung zu Löhnen im vor- und frühindustriellen Deutschland und die Hgg. dann im Jahre 1990 gemeinsam ihr zum Standardwerk gewordenes Kompendium zu den Grundnahrungsmitteln vorgelegt hatten, erweitern sie jetzt ihren Zugriff auf die gesamte im Titel vorgestellte Breite. Gestützt auf eine jahrzehntelange Sammeltätigkeit am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte legen sie in diesem Band das Material für die heutigen Bundesländer Schleswig-Holstein, Hamburg, Bremen, Niedersachsen und den westfälischen Teil Nordrhein-Westfalens zwischen der ersten Hälfte des 18. Jhs. und 1850 vor, wobei die Aussagen vereinzelt bis 1573 zurückreichen. Um einen Eindruck von der Fülle des Materials zu vermitteln, seien nur einige der aufgeführten Produkte genannt: Reis, Korinthen, Mandeln, Pflaumen, Hering, Stockfisch, Fenchel, Honig, Ingwer, Kümmel, Muskat, Nelken, Orangenschalen, Pfeffer, Safran, Salz, Weinessig, Zimt, Kaffee, Kakao, Olivenöl, Tabak, Tee, verschiedene Brotsorten, Eier, verschiedene Geflügelarten und Wurstsorten, Butter, Käse, Bier, Mohrrüben (hier = gelbe Wurzeln!), Baumwolle, Seide, Flachs, Hanf, Pech, verschiedenste Metalle und Bodenschätze, Talg, Tran und Papier. Diese Liste ließe sich beliebig fortführen und auffächern. Wichtig ist das Reservoir, dass dieses Buch für die wirtschaftsgeschichtliche Forschung insbesondere Nordwestdeutschlands bietet. Gerhard selbst arbeitet an einer Untersuchung unter dem Arbeitstitel „Preise unter dem Kameralismus. Faktoren und Mechanismen vorindustrieller Preisbildung“ und hat sich zu den Methoden der Erforschung der frühneuzeitlichen Preisgeschichte bereits im VSWG Beiheft 145 geäußert. Auf die Ergebnisse darf man gespannt sein. Zunächst besitzt die Frühneuzeitforschung mit diesem Band ein Nachschlagewerk, um das die Mittelalterhistoriker sie beneiden werden. N. Jörn

Hugo Weczerka, *Die Geschichte Ostmitteleuropas im Kartenbild. Ein Beitrag zu Atlas-Neuerscheinungen* (ZfO 50, 2001, 415–438), bespricht vor allem Kartenwerke über die historischen deutschen Ostgebiete und Polen, darunter fachspezifische Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte. Hierbei werden Anerkennung und Kritik vorgebracht, die Vf. überzeugend begründet. N. A.



## SCHIFFFAHRT UND SCHIFFBAU

(Bearbeitet von *Detlev Ellmers*)

Helena Grönquist-Franzén, *Svensk sjöhistorisk bibliografi 1992–1996* (Stockholm 2000, 633 S.). Die Bibliografie ist nach Sachgebieten der Schifffahrt geordnet (z.B. Navigation, Werften, Havarie, aber auch Archäologie und Seefahrtsgeschichte) und innerhalb der Sachgebiete alphabetisch nach Verfassern. Deshalb fällt es schwer, Beiträge zu bestimmten Zeitabschnitten zu finden. Verzeichnet sind 6360 Titel. Ein Verfasser- und ein leider sehr kurzes Schlagwortregister erschließen den Inhalt.

*Piraterie – einst und jetzt*, hg. von Hartmut Klüver (Düsseldorf 2001, Verlag der Dt. Gesellschaft für Schifffahrts- und Marinegeschichte, 122 S., 35 Abb.). Buchfassung der Vorträge des 2. Hamburger Symposiums zur Schifffahrts- und Marinegeschichte vom 25./26. Mai 2000. Die Beiträge behandeln ausgewählte Abschnitte aus der Geschichte der Piraterie von der Antike bis zur Gegenwart. Jürgen Deininger, *Ein maritimes Vorspiel der pax Romana: Pompeius und die Beendigung der Seeräuberplage im antiken Mittelmeerraum 67 v. Chr.* (8–27), stellt unsere Kenntnis über die Eskalation der antiken Piraterie und deren wirkungsvolle Beendigung durch Pompeius plausibel dar und stellt sie in den größeren Rahmen der Seemachtentwicklung Roms. Jann M. Witt, *Kapererei und Piraterie zur Hansezeit* (28–39), arbeitet die Kapererei als ein nach mittelalterlichem Rechtsverständnis legitimes Mittel der Kriegführung heraus, liegt aber falsch mit der Feststellung, dass die Kaperer „das Gros der mittelalterlichen Kriegsflotte“ bildeten. Den häufigen Übergang von Kapererei zu Piraterie exemplifiziert er am Beispiel der Vitalienbrüder und weiterer Seeräuber des 15. (Groter Gerd) und 16. Jhs. (Kniphoff, Severin Norby). Hartmut Klüver, *Staatspiraterie – die Barbareskenstaaten in Nordafrika* (40–76), erläutert den in sich widersprüchlichen Begriff Staatspiraterie und gibt dafür eine Reihe von Beispielen aus verschiedenen Epochen und bringt dann einen Überblick über die islamische Seeräuberei hauptsächlich von Nordafrika aus vom 14. Jh. bis zu ihrer endgültigen Zerschlagung 1830. Ernst O. Fink setzt sich auseinander mit dem Rezeptionsphänomen der *Faszination vermeintlicher Freiheit-Seeräuberfiguren zwischen Verbrechen und Fantastik* (77–85). Friedrich Elchlepp erläutert die *Juristische(n) Aspekte des Begriffs Piraterie* (86–95). Die heutige Seeräuberei wird von vier Autoren behandelt: P. Mukunda, *Piracy and Armed Robbery against Ships* (96–104), Christoph Hinz, *Weltweite Piraterie: Wie reagiert die Schifffahrtspolitik?* (105–109), Dieter Stockfisch, *Militärische Aspekte der Piratenabwehr* (110–116), und Ulrich Reiser, *Die Deutsche Marine und die Piraterie* (117–119).

Gunter Schöbel, *Vom Baum zum Einbaum. Ein archäologisches Experiment im Pfahlbaumuseum Unteruhldingen* (Das Logbuch 38, 2002, 37–43). Arbeitsbericht über den Nachbau eines spätbronzezeitlichen eichenen Einbaums vom Starnberger See (ausgegraben 1989, datiert auf ca. 890 v. Chr.). Das Original ist in voller Länge von 13,40 m, aber nicht in voller Höhe der Seiten erhalten. Der

stammrunde Querschnitt wurde belassen, so dass sich die Breite auf 0,8 bis 1,2 m ergänzen lässt. Für den Nachbau hat man sich entschlossen, den Stamm der Länge nach zu halbieren, so dass die Seitenhöhe etwa der halben Stammstärke entspricht. Bei den Versuchsfahrten hat das Boot nur einen geringen Freibord, so dass es nur bei ruhigem Wasser einsetzbar war. Bei einem Eigengewicht zwischen 800 und 900 kg konnte es genauso viel zuladen, also z.B. 10 Personen aufnehmen. Diese gaben ihm beim Paddeln eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 5 km/h.

Sean McGrail, *The Barland's Farm Boat within the Romano-Celtic Tradition* (Archäologisches Korrespondenzblatt 31, 2001, 117–132). 1993 wurde bei Barland's Farm, Wales, am Mündungstrichter des Flusses Severn ein an Backbord (nicht an Steuerbord, wie die deutsche Zusammenfassung angibt) z.T. bis zum Dollbord erhaltenes Bootswrack aus Eiche der Zeit um 300 nach Chr. ausgegraben. Da die Kielplanken in ganzer Länge und der untere Teil des Vorstevens erhalten sind, kann Vf. eine zeichnerische Rekonstruktion vorlegen, die zumindest annäherungsweise eine Vorstellung der ursprünglichen Maße vermittelt. Das ca. 11,50 m lange und ca. 3,16 m breite offene Boot war ca. 2 t schwer und hatte unbeladen einen Tiefgang von 0,19 m bei 0,71 m Freibord. Mit drei Mann Besatzung konnte es wenigstens 4,5 t Ladung transportieren und hatte dann 0,45 m Tiefgang und ebenso viel Freibord. Bei Abladung bis auf 0,54 m Tiefgang (0,36 m Freibord) konnte es sogar 6,5 t Fracht aufnehmen. Es hat einen bogenförmigen Querschnitt mit flachem Boden in der Mitte, so dass es auch bei einigem Seegang noch fahrtüchtig bleibt, aber auch bei Ebbe trockenfallen kann. D.h. es war für die kleine Küstenfahrt und den Verkehr auf den Tidegewässern der Fluss-Untertläufe gebaut und war dafür mit einem Mast und Segel ausgestattet. Es wurde in Kraweeltechnik aus gesägten Planken mit den typischen großen Eisennägeln nach der einheimischen Schiffbautradition gebaut, die Vf. „romano-keltisch“ nennt, weil alle bisherigen Funde dieser Tradition der römischen Kaiserzeit angehören. Nur aus Caesars Beschreibung wissen wir, dass die Kelten schon vor der römischen Besetzung Galliens seetüchtige Schiffe in dieser Tradition bauten. Zwischen den Funden seetüchtiger Schiffe aus London (s. HGbl. 114, 1996, 193) und Guernsey einerseits und den zahlreichen sehr unterschiedlich gebauten Binnenschiffen des Kontinents vertritt der neue Fund erstmals den Fahrzeugtyp für die Tidegewässer.

Irene Pekáry, *Repertorium der hellenistischen und römischen Schiffsdarstellungen* (Boreas. Beiheft 8, Münster 1999, 448 S. zahlreiche Abb.). Das außerordentlich nützliche Arbeitsinstrument ermöglicht es, die römischen Schiffsdarstellungen der nordwestlichen Provinzen auf dem Hintergrund der gesamten Überlieferung rings ums Mittelmeer zu beurteilen.

Felicity W. Wild und John P. Wild, *Sails from the Roman port at Berenike, Egypt* (IJNA 30, 2001, 211–220). Reste von originalen Segeln gehören zu den seltensten Funden der Schiffsarchäologie. In dem am Roten Meer gelegenen römischen Hafen bei Berenike wurde das Fragment eines Baumwollgewebes des 1. Jhs. nach Chr. gefunden, das jenes rechteckige Gittermuster (aus Baumwollstreifen) aufweist, das wir von den Segeldarstellungen auf römischen Schiffsreliefs kennen. Ringe für Geleinen, wie sie auf den Reliefs dargestellt sind, gehörten

auch zu dem Fund. Ein vergleichbares Segelfragment aus Leinen ist vor ca. 15 Jahren in einer Mumienhülle von Theben entdeckt worden mit einem Radiocarbondatum von  $50 \pm 100$  vor Chr. Die Baumwolle des jüngeren Segels wird mit Roms Indienhandel in Verbindung gebracht.

Alfons Kolling, *Havarierte römische Steinblöcke aus der Saar* (Archäologisches Korrespondenzblatt 30, 2000, 579–581). 1981 wurden aus der Saar zwischen Dillingen und Beckingen zwei schwere, im Rundhieb grob behauene Steinblöcke ausgebaggert, von denen einer noch die grob eingravierten Initialen des Produzenten oder Steinbruchbesitzers trug. Vf. weist darauf hin, dass an der Trierer Porta Nigra viele rohe Blöcke mit solchen Namenmarken vermauert sind, und interpretiert die beiden aus dem Voltzienfels der Saarregion gearbeiteten Fundstücke als Zeugnisse für einen verunglückten Flusstransport der Römerzeit (die Steinart wurde in Trier ab ca. 160 nach Chr. verwendet). Als Transportmittel hält er wegen der Größe der Blöcke (60 x 120 x 147 cm bzw. 80 x 100 x 100 cm) Transportflöße als die wahrscheinlichsten Wasserfahrzeuge.

Detlev Ellmers, *Leuchfeuer* (Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 18, Berlin 2001, 289–292). – Ders., Lot (Senkblei) (ebd., 618–621). Vf. fasst den Forschungsstand zu zwei Hilfsmitteln der Navigation von der römischen Kaiserzeit bis zur Wikingerzeit zusammen. Die römischen Leuchttürme von Boulogne und Dover wurden nach mediterranen Vorbildern gebaut und dienten als Ansteuerungshilfen für die Einfahrt in die beiden Häfen. Sie sind zugleich Zeugnis dafür, dass der Kanal weiterhin bei Nacht überquert wurde mit Navigation nach dem Polarstern. Dagegen gehen die wikingerzeitlichen Asche-reste auf küstennahen Hügeln auf Warnfeuer zurück, die nicht Schiffen den Weg weisen, sondern vor räuberischen Flotten warnen sollten. Auch das Lot wurde nach mediterranem Vorbild von der provinzialrömischen Schifffahrt benutzt. Für die römische Binnenschifffahrt auf Schelde und Rhein sind Lote aus Stein nachweisbar, die wie die betr. Schiffstypen möglicherweise ältere einheimische Vorläufer haben. Die mediterranen Lote jedenfalls bestanden aus Metall und hatten an der Unterseite eine Vertiefung zur Aufnahme der Lotspeise, an der beim Loten Bodenproben haften blieben. Ein kleines Bleilot für Binnenschiffe aus London gehört diesem Typ an. Den karolingischen Bleiloten aus Dorestad fehlte diese Vertiefung.

John Haywood, *Dark Age Naval Power. A Reassessment of Frankish and Anglo-Saxon Seafaring Activity* (London 1999, Routledge, 219 S., 17 Abb.). Zweite, verb. und erw. Aufl. des in HGbl 110, 1992, 90f., angezeigten Buches durch Einbeziehung neuester Ergebnisse der Schiffsarchäologie und von Versuchsfahrten mit Schiffsrepliken. Das Grundübel, die Unterschätzung der Rolle der bewaffneten Ruderer auf den germanischen Mannschaftsschiffen gegenüber deren Segeleigenschaften ist dadurch allerdings nicht behoben.

Martin Segschneider, *Fränkisches Glas im Dünensand – Ein Strandmarkt des 5. Jahrhunderts auf der nordfriesischen Insel Amrum und die völkerwanderungszeitliche Handelsroute zwischen Rhein und Limfjord* (Archäologisches Korrespondenzblatt 32, 2002, 117–136). Stürme haben im Abstand von 100 m

unter den Dünen an der Westküste Amrums zwei kleinere Ausschnitte eines Ufermarkt-Areals freigeweht, auf dem Scherben von Trinkgläsern, Glasperlen und das Bruchstück eines Mahlsteins aus Mayener Basaltlava den Fernhandel und Reste eines Kohlenmeilers, Eisenschlacken und Essesteine die Ausübung von Handwerk während des Marktgeschehens anzeigen. Scherben einheimischer Keramik zeigen, dass die Bevölkerung der Umgebung den Markt intensiv besuchte. Kleine unbearbeitete und bearbeitete Bernsteinstücke belegen sogar ein einheimisches Exportprodukt. Holzkohlepartikel in der Kulturschicht und Tierknochen sowie Muschelschalen (vor allem Miesmuschel) als Zeugnisse für Speisezubereitung der Marktbesucher vervollständigen das übliche archäologische Erscheinungsbild solcher Märkte, auf denen gelegentlich auch wie hier Grubenhäuser eingetieft wurden. Auch die Flächenunterteilung durch Kleisodenreihen und Gräben gehört dazu. Nicht zum Markt gehört dagegen der von einem breiten Kreisgraben eingefasste Vierpfosten-Speicher oder – Rutenberg. Er ist vielmehr Teil eines landwirtschaftlichen Anwesens, was Vf. nicht erkannt hat und deshalb nicht ausschließt, „dass die Siedlung, von der aus der Strandmarkt installiert und kontrolliert wurde, auf der größeren Nachbarinsel Föhr gelegen haben könnte“. Tatsächlich lag diese Siedlung also in nächster Nachbarschaft. Trotz sorgfältiger Datierung aller datierbaren Fundstücke hat Vf. auch die spannendste historische Frage an das Fundgut nicht gestellt. Obwohl er die Glasperlen und zwei Fibeln der späten römischen Kaiserzeit zuweist und die fränkischen Trinkgläser erst der zweiten Hälfte des 5. Jhs., diskutiert er nicht die Möglichkeit, dass es nach dem Zusammenbruch der Römerherrschaft am Rhein einen Hiatus in der Beschickung des Amrumer Marktes mit „Westwaren“ gegeben haben könnte, bedingt durch den Ausfall der römischen Nordseeschifffahrt. Immerhin zeigt er auf, wo die skandinavische Forschung bereits andere Ufermärkte an der dänischen Westküste entdeckt hat oder mit guten Gründen vermutet und wo Anzeichen für ähnliche Plätze an der südlichen Nordseeküste vorhanden sind. Trotz der beiden Kritikpunkte hat Vf. mit dieser Grabung erstmals in Deutschland einen Ufermarkt der völkerwanderungszeitlichen Seeschifffahrt der weiterführenden Forschung zugänglich gemacht, so dass die Strukturen dieses frühen Seehandels jetzt besser erschlossen werden können.

Der von Konrad Elmshäuser hg. Sammelband *Häfen, Schiffe, Wasserwege. Zur Schifffahrt des Mittelalters* (Schriften des Deutschen Schifffahrtsmuseums 58, Hamburg 2002, 165 S., 91 Abb.) enthält die zehn Beiträge der 2000 in Bremen durchgeführten interdisziplinären Fachtagung zur mittelalterlichen Schifffahrt 1200 Jahre nach der Kaiserkrönung Karls des Großen und 750 Jahre nach der Ersterwähnung des Hafens „Schlachte“ am Bremer Weserufer. Bedingt durch den doppelten Anlass liegen die Schwerpunkte des Bandes bei der karolingischen und der hansischen Schifffahrt. Dieter Hägermann eröffnet den Band mit seinem Überblick *Karl der Große und die Schifffahrt* (11–21). Ein erster Abschnitt ist der zivilen Schifffahrt gewidmet, die Karl selber für Fahrten von einer am Fluss gelegenen Königspfalz zur anderen nutzt, die aber auch durch zahlreiche Zollstellen dem Fiskus Einnahmen abwirft und für die Karl in den wichtigen Ausgangshäfen für den England- und Skandinavienhandel Handelsmünzen (u.a. mit Schiffsbild) prägen lässt. Ein zweiter Abschnitt zeigt, dass Karl schon früh den militärisch-strategischen Wert von Schiffen für den Kriegseinsatz

erkannt und umgesetzt hat, im Osten auf der Elbe und Saale gegen die Slawen, auf der Donau gegen die Awaren, an Nordsee und Atlantik gegen die Wikinger und im Mittelmeer gegen Seeräuber. K o n r a d E l m h ä u s e r stellt unter dem Titel *Facit navigium. Schifffahrt auf Seine, Marne, Mosel und Rhein in den Quellen zur frühmittelalterlichen Grundherrschaft* (22–53) dar, wie relativ wenig die Güterverzeichnisse der großen karolingischen Klöster über den Schiffstransport der vielfältigen Abgaben ihres ausgedehnten Streubesitzes aussagen. Er schließt daraus, dass die Landwege dafür viel wichtiger waren als die Wasserwege, stellt aber gleichwohl aus dem 1222 überarbeiteten Urbar des Klosters Prüm ein in sich geschlossenes System des Wassertransports dar, bei dem die von einzelnen Hörigengruppen zu leistenden Transportstrecken genau aneinander anschließen, so dass nach Umladen auf die Boote anderer Höriger die Mosel von Metz bis zur Mündung und der Rhein von der Neckarmündung bis Duisburg abgedeckt war und sogar die kurzen Landwege vom und zum Fluss angegeben sind. Die quellenkritische Frage, warum vergleichbare Transportsysteme in den anderen Verzeichnissen nicht erkennbar sind, wird nicht gestellt. R o b e r t K o c h stellt die Ergebnisse seiner archäologischen Untersuchungen dar zur *Fossa Carolina. Neue Erkenntnisse zum Schifffahrtskanal Karls des Großen* (54–70). Als sensationell ist die Entdeckung eines Stausees zu bezeichnen, durch den dieser Kanal in der Scheitelhaltung bei jeder Bootsdurchfahrt mit ausreichend Wasser versorgt werden konnte. Karls Baumeister haben damit ein bewundernswertes und effektives Bauensemble geschaffen, bei dem ca. 5 m Höhenunterschied zwischen Altmühl und Kanalspiegel wahrscheinlich durch eine Weiherkette mit dazwischenliegenden Schlepprampen überwunden werden sollte. F r a n k W i l s c h e w s k i behandelt den Zusammenhang von *Wasserwegen und Kirchenzentren. Frühe Bischofssitze in Nordwestdeutschland und Dänemark unter besonderer Berücksichtigung von Bremen und Ribe* (71–85). Er zeigt, dass die Bischofssitze im 8.–10. Jh. tatsächlich dort gegründet wurden, wo durch den Handel per Schiff jeweils besonders große Volksmengen zusammenkamen. Der Konservierungsschemiker P e r H o f f m a n n gibt einen Arbeitsbericht zu *Konservierung und Präsentation des Flussschiffes KARL im Deutschen Schifffahrtsmuseum* (86–96) mit genauer Konstruktionsbeschreibung und Fotos des um 808 aus Eiche gebauten Binnenschiffes, das 1989 in Bremen gefunden wurde. D e t l e v E l l m e r s, *Baumschiff und Oberländer. Archäologie, Ikonografie und Typenbezeichnung einer mittelalterlichen Binnenschiffsfamilie* (97–106). Über mehr als ein Jahrtausend, von der frühen römischen Kaiserzeit bis wenigstens ins 17. Jh. verfolgt Vf. eine eindeutig von anderen Schiffstypen abgrenzbare Familie nach einheitlichem Schema gebauter Binnenschiffe anhand von archäologischen Funden und bildlichen Darstellungen auf Schelde, Rhein und Weser. Trotz der gleichartigen Bauweise wechselt die Typenbezeichnung von Fluss zu Fluss: Baumschiff auf der Weser, Oberländer am Niederrhein; die oberrheinische Bezeichnung ist noch nicht identifiziert. Der Landesarchäologe M a n f r e d R e c h stellt unter der Überschrift *Fluß und Hafen 800 bis 1250: die Fundsituation in Bremen* dar (107–115). Die Überschrift gibt aber den Zeitraum falsch an; tatsächlich reicht die älteste Straße am Marktplatz nahe am Ufer der den ersten Hafen bildenden Balge ins 7. Jh. zurück wie Vf. anführt. Nicht verraten hat Vf. den Nichtfachleuten unter den Lesern, dass die Muschelgraskeramik in den unteren Schichten der Bebauung der parallel zur Balge vom Markt ausgehenden Langenstraße in der 1. Hälfte des 9. Jhs. an der

Nordseeküste angefertigt wurde. Im übrigen bestätigen und belegen die Grabungen mit konkreten Daten und Bebauungsdetails die Ergebnisse des Historikers Ulrich Weidinger, *Die Entstehung der Schlachte als mittelalterliche Hafenanlage Bremens* (116–132), die 1250 erstmals in einer Urkunde genannt wird. Leider schweigen die Quellen anschließend mehr als 200 Jahre lang über diesen Hafen, so dass Vf. den Anschluss an die jüngeren Quellen über aufschlussreiche, besser belegte Parallelentwicklungen in benachbarten Hansehäfen gewinnt. Im Anschluss daran behandelt der Denkmalpfleger Rolf Kirsch *Die Schlachte aus denkmalpflegerischer Sicht: Die Schlachte heute* (133–142), die zur Promenade umgestaltet wurde. Timm Weski schließt an mit *Anmerkungen zur spätmittelalterlichen Schifffahrt auf Nord- und Ostsee* (143–159) und zeigt am Beispiel des kurz vor 1377 untergegangenen Schiffsfundes von Vejby, welche historische Interpretation aufgrund des Ballastes und der Münzen aus dem Wrack möglich sind. Er wertet die Lübecker Pfundzolllisten von 1368/69 als Quelle zur Seefahrtsgeschichte aus und schlägt vor, die bisherigen Koggenfunde als IJsselmeertypen zu bezeichnen (vgl. HGBl. 119, 2001, 235ff.). Detlev Ellmers beschließt den Band mit *Ein(em) Diskussionsbeitrag über Mittelalterliche Koggesiegel* (160–164): Die Bremer Hansekogge von 1380 wurde über das Schiffsbild auf dem Stralsunder Siegel von 1329, das schriftlich Kogge genannt wurde, als Kogge identifiziert. Das Wrack von Kollerup (gebaut um 1150) wurde wegen vergleichbarer Konstruktion mit der Bremer Kogge von den Ausgräbern als Kogge angesprochen, zeigt aber eine deutlich unterscheidbare ältere Bauweise (z.B. ohne Außensteven). Auf dem Lübecker Siegel von 1256 ist noch diese ältere Bauweise bildlich eindeutig dargestellt. Da auch dieses Lübecker Siegelschiff schriftlich als Kogge bezeichnet ist, ergibt das unabhängig vom Stralsunder Siegel die zusätzliche Bestätigung dafür, dass der Schiffstyp Kogge von den Archäologen korrekt identifiziert worden ist.

Volker Westphal, *BIALY KON und DZINI KON* (Das Logbuch 36, 2000, 193–202). Wer die Überschrift liest, wird nicht leicht darauf kommen, dass sie aus den Schiffsnamen der beiden Nachbauten des in Ralswiek auf Rügen ausgegrabenen slawischen Schiffswracks Nr. 2 besteht, das im 10. Jh. wahrscheinlich in Vorpommern (einschl. Rügen) als kleines Küstenfrachtboot in Klinkertechnik gebaut worden war. Da das Wrack selber nicht vollständig erhalten war, ließ sich sein ursprüngliches Aussehen nicht mehr eindeutig ermitteln. Deshalb hat man in den beiden Nachbauten zwei unterschiedliche Alternativen verwirklicht, die sich in der Stevenform und im Material der Takelage unterscheiden: Hanftaue und Leinensegel beim ersten und beim zweiten Schiff nur das stehende Gut aus Hanf, das laufende aus Pferdehaar und Leinenbast, das Segel aus Wolle. Das nur 9,05 m lange und 2,54 m breite Schiff (L:B = 3,56:1) erwies sich bei den Versuchsfahrten wegen seines flachen Kiels als ausgesprochener Flachwassersegler mit Eignung für kurze Wellen, was dem Revier entspricht. Windstärken bis zu 17m/s und Wellen bis zu 2 m Höhe konnten ihm nichts anhaben, es segelte auch unter diesen Extrembedingungen trocken. Jedoch war es zum Kreuzen gegen den Wind nicht geeignet.

Anne C. Sørensen, *Ladby. A Danish Ship-Grave from the Viking Age*. Mit Beiträgen von Vibeke Bischoff, Kenn Jensen und Peter Hen-

r i c h s e n (Ships and Boats of the North, Bd. 3, Roskilde 2001, 239 S., 243 Abb.). Aufwendige und umfassende Publikation des 1935–1937 ausgegrabenen Schiffsgrabes. Der männliche Tote war in der 1. Hälfte des 10. Jhs. in einem 21,47 m langen und 2,92 m breiten Kriegsschiff von nordischer Klinkerkonstruktion bestattet worden. Die Größe des Fahrzeuges hebt das Grab aus der Masse der skandinavischen Bootsgräber heraus und stellt es in eine Reihe mit den königlichen Schiffsgräbern am Oslofjord und in Sutton Hoo, England. Vf. in arbeitet heraus, dass wohl ein nicht näher identifizierbarer Angehöriger einer dänischen Königsdynastie bestattet wurde, der ebenso wie seine zeitgleichen kontinentalen Kollegen von Königshof zu Königshof reiste und dabei in Ladby gestorben ist. Von dem Schiff sind praktisch nur die eisernen Niete der Klinkerverbände und weitere Kleinteile erhalten geblieben, die sorgfältig in situ herauspräpariert worden sind. Aus der Vermessung dieses Nietenanagements ist in einem komplizierten, aber sorgfältig dokumentierten Verfahren in Analogie zu dem besser erhaltenen Kriegsschiffen der Wikinger Form und Konstruktion des Schiffes von Ladby wiedergewonnen worden. Es ist ein außerordentlich schlankes (L:B = 7,36:1), besegeltes Reiseboot, das mit nur ca. 50 cm Tiefgang schnelle Fahrten macht, aber für seine Einsätze einigermaßen gutes Wetter braucht. Der Grabhügel wurde auf einer küstennahen Erhebung so angelegt, dass man ihn vom Schiff aus schon von der Einfahrt in den Kertemindfjord an gut sehen konnte. Den Autoren ist es überzeugend gelungen, diesen bedeutenden Schiffsfund in seinem kulturhistorischen Umfeld darzustellen.

V o l k e r W e s t p h a l, *Der größte Schiffsfund Nordeuropas* (Das Logbuch 37, 2001, 132–38). Beim Bau des neuen Museumshafens und -gebäudes für das Wikingerschiffmuseum in Roskilde wurden 1996/97 Überreste von neun nach Größe und Alter sehr verschiedener Schiffe der skandinavischen Klinkerbautradition ausgegraben. Vf. gibt einen für deutsche Interessenten gut zugänglichen, kurzen, aber informativen Überblick über die neuen Funde, von denen sechs dem 11. und 12. Jh. angehören, darunter ein ursprünglich ca. 36,50 m langes Langschiff, drei weitere stammen aus dem 13. und 14. Jh. Die aufschlussreichen Beschreibungen von Konstruktion und Zweckbestimmung werden ergänzt durch Rekonstruktionszeichnungen.

P e r H o f f m a n n, *To be and to continue being a cog: the conservation of the Bremen Cog of 1380* (IJNA 30, 2001, 129–140). Arbeitsbericht über die Maßnahmen zur Erhaltung der Bremer Hansekogge von 1380, beginnend mit der Auffindung 1962, über den Wiederaufbau aus ca. zweitausend zerbrochenen Einzelteilen, die Erstellung der Schiffbaupläne, den Bau von Repliken bis zum erfolgreichen Abschluss der Konservierung 2000. Seitdem ist dieses im Rumpf zu ca. 80 % erhaltene Schiff im Deutschen Schifffahrtmuseum zu besichtigen.

Obwohl unter „Hansestädte/Lübeck“ ausführlich angezeigt, muss hier wenigstens hingewiesen werden auf die vielen sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Beiträge zur Schifffahrt in dem von R o l f H a m m e l - K i e s o w hg. Sammelband *Seefahrt, Schiff und Schifferbrüder. 600 Jahre Schiffergesellschaft zu Lübeck 1401–2001* (Lübeck 2001).

Gerhard Canzler, *Zünfte und Gilden in Ostfriesland bis 1744* (Weener 1999, Risius, 332 S.). Die Oldenburger Dissertation bietet eine gründliche Darstellung der Zünfte und Gilden Ostfrieslands und gibt im Anhang einen Überblick über die erhaltenen Originaltexte, von denen eine repräsentative Auswahl der Ordnungen und Artikel von 1418 bis 1746 im Wortlaut abgedruckt ist. Von den Zusammenschlüssen schifffahrtsbezogener Berufe werden behandelt: in Emden die St. Clemens-Bruderschaft der Schiffer, die Gesellschaft der Steuerleute, die Gesellschaft der Schiffszimmerleute, die sog. Kleine Schiffergilde (= Gesellschaft der Binnenschiffer und Wattfahrer), die Böttcherzunft, die Blockmacher in der Drechslerzunft, die Torfräger-Gesellschaft (= Lastenträger) und die Seilerzunft; in Norden die Gesellschaft der Sielfuhrleute, Kornmesser und Tonnenträger (= Hafenarbeiter); in Oldersum die Böttcher und Schiffszimmerleute in der kombinierten Zunft der holzbearbeitenden Berufe.

Peter Russell, *Prince Henry „the Navigator“. A Life* (New Haven 2000, Yale University, 448 S., 33 Abb.). Der portugiesische Königssohn Heinrich der Seefahrer (1394–1460) hat wesentlich dazu beigetragen, das Zeitalter der Entdeckungen in Gang zu setzen. Seine neueste Forschungsergebnisse berücksichtigende Biografie füllt deshalb eine Lücke in der Schifffahrtsgeschichte. Das umfangreiche Werk ist durch einen ausführlichen und gut aufgebauten Index erschlossen und enthält eine Auswahl-Bibliografie der wichtigsten Arbeiten zum Thema.

Francisco Alves u.a., *Ria de Aveiro A: a shipwreck from Portugal dating to mid-15<sup>th</sup> century, a preliminary report* (IJNA 30, 2001, 12–36). Vier Radiocarbonaten, u.a. von einer Walnuss aus dem Schiff, datieren das aufgefundene Bodenfragment eines Küstenschiffes in die Mitte des 15. Jhs. Der kraweel gebaute Boden ist bis zum Ansatz des Achterstevens erhalten. Zimmermannszeichen sind an einigen Bauteilen angebracht. Das Schiff war mit einer Ladung von Tongefäßen untergegangen.

Mikkel H. Thomsen, *The Studland Bay wreck, Dorset, UK: hull analysis* (IJNA 29, 2000, 69–85). Das 1984 vor Poole Harbour entdeckte Wrack ist durch zahlreiche Scherben iberischer Keramik der Zeit zwischen 1475 und 1550 datiert und wahrscheinlich als spanisches Schiff ausgewiesen. Vf. bietet eine Konstruktionsanalyse des kraweel gebauten Fahrzeugs.

Thomas Förster, *Das Mukranwrack. Ein ungewöhnlicher Schiffsfund aus dem 16. Jahrhundert* (Das Logbuch 37, 2001, 108–116). Von dem ursprünglich 25–30 m langen Schiff sind der Boden, Steinballast und Teile der Bewaffnung erhalten, darunter ein Kammergeschütz von 1551. Nach der Dendrountersuchung wurde es um oder nach 1535 aus Hölzern von der Elbe bei Hamburg mit glatt abschließender Beplankung, aber in Schalenbauweise gebaut. Wahrscheinlich hatte das Schiff drei Masten und sicher mindestens ein Deck. Wegen der einfachen Konstruktion und der leichten mitgeführten Geschütze deutet es Vf. als Handelsschiff, das für einen Kriegseinsatz armiert wurde. Alle Anhaltspunkte deuten auf einen Einsatz im Nordischen Krieg 1563–1570 auf dänisch-lübischer Seite hin. Dabei ist es durch Strandung mit anschließendem Brand und Explosion gesunken.



H. Hazelhoff Roelfzema, *De eerste reis rond Kaap Hoorn 1615–1616 door Jacob le Maire en Willem Cornelisz Schouten* (De Stichting Nederlandse Kaap-Hoornvaarders 2001, 48 S., 26 Abb.). Vf. hat den Text des originalen Schiffstagebuches der Reise vom 14. Juli 1615 bis zur Rückkehr nach Amsterdam am 1. Juli 1617 in heutiges Niederländisch übersetzt, ausführlich kommentiert, mit erläuternden Karten versehen und die historische Situation skizziert.

Unsere Kenntnis von Schiffen als der Grundlage von Schifffahrtsgeschichte beruht weitgehend auf der Auswertung bildlicher Darstellungen von Schiffen. Während aber die Historiker für die Auswertung von Schriftquellen längst die Methoden der Quellenkritik erarbeitet haben, steht eine systematische Quellenkritik für die Bildquellen zur Schifffahrtsgeschichte trotz aller Fortschritte in Einzelfällen (vgl. HGBll. 119, 2001, 234 ff.) immer noch aus. Deshalb seien hier Beiträge zur ikonografischen Quellenkritik zusammengestellt, beginnend mit einem negativen Beispiel: Wolfram Sauerbrei, *Zeitgenössische Schiffsdarstellungen von 1310* (Das Logbuch 38, 2002, 43–44). Vf. stellt zwei Schiffsdarstellungen (lavierte Federzeichnungen auf Pergament) aus der Bilderchronik über Kaiser Heinrichs VII. Romfahrt (1310–1313) vor. Die Handschrift wurde um 1340 von Erzbischof Balduin von Trier in Auftrag gegeben. Die dargestellte Schiffsreise führte 1312 von Genua zum Hafen von Pisa. Vf. hat aber übersehen, dass es sich nicht um mediterrane Seeschiffe handelt. Vielmehr hat der Trierer Zeichner die ihm bekannten einheimischen Flussboote mit geklinkerter Seitenwand, einem Rahsegel und der von Oberländern des 16. Jhs. bekannten rheinischen Form des Seitenruders dargestellt. Als Zeugnisse für Flussboote auf Mosel und Rhein ist aber die Veröffentlichung der besonders detailreichen Zeichnung (Illustration der Fahrt nach Pisa) ein Gewinn für die Forschung. Wenn man ohne ikonografische Quellenkritik die Bildunterschrift auf die Sachinformation des Bildes bezieht, kommt man also zu völlig falschen schifffahrtsgeschichtlichen Schlüssen. – Peter Gerhard, *Portugiesische Karavellen Anfang des 16. Jahrhunderts. Suche nach neuen Erkenntnissen für eine Rekonstruktion* (Das Logbuch 38, 2002, 4–10). Auswertung bildlicher Darstellungen zur Klärung von Details der Konstruktion und Takelage. Gerade für Letztere sind Schiffsdarstellungen nach wie vor nahezu die einzige Quellengattung, so dass eine Kontrolle durch andere Quellen praktisch ausfällt. Das Problem, aus den zweidimensionalen Darstellungen zur dritten Dimension zu gelangen, bleibt aber ungelöst. – Thomas Förster, *Die Bedeutung von Schiffsdarstellungen als Quelle zur Bestimmung von Wrackfunden am Beispiel von vier neu entdeckten Modellen des 16. und 17. Jahrhunderts* (Das Logbuch 37, 2001, 189–195). Zur ikonografischen Quellenkritik bringt Vf. einen wichtigen Beitrag mit seinem Vorschlag, Schiffsdarstellungen, zu denen er völlig zu Recht auch die dreidimensionalen Darstellungen (Modelle, Reliefs usw.) rechnet, in folgende Kategorien einzuteilen: Schiffsdarstellungen 1. als Hoheitszeichen (auf Siegeln, Münzen usw.), 2. im sakralen Raum, 3. in den Versammlungsräumen der Schiffer, 4. in Schifffahrtsunternehmungen, 5. im Lebensumfeld der Seeleute, 6. als Illustration, 7. der Marinen, 8. in Form von Konstruktionsplänen und Lehrmodellen, 9. in Form von Schiffsfotografien. Da dreidimensionale bildliche Wiedergaben von Schiffen für die Schiffsform und -konstruktion besonders aufschlussreich sind, interpretiert er im Anschluss an seinen Gliederungsvorschlag drei in die erste Hälfte des

16. Jhs. zu datierende hölzerne Schiffsmodelle, die 1997 aus zwei Fäkaliengruben des ältesten Teils der Rostocker Universität ausgegraben wurden. Die in Zeichnung und Foto abgebildeten Modelle bestimmt er als „Karacke bzw. Spätform des Holk“ und zweimal als Galeonen, tut sich aber schwer, sie einer seiner Kategorien sicher zuzuweisen. Er vermutet, dass sie dem Lebensumfeld des an der Universität Rostock auszubildenden kaufmännischen Nachwuchses (also Kat. 6) zuzurechnen sind. Weiter führt er ein 1996 bei Hafengrabungen in Wismar gefundenes kleines Bleimodell an, das er als Fregatte des 17. Jhs. bestimmt. Aus seiner Beschreibung geht aber hervor, dass es sich um ein einseitiges Relief handelt, das auf einer nicht erhaltenen, wohl organischen Unterlage angebracht war. Zu Recht zählt Vf. diese Applike zu den Schiffsdarstellungen aus dem Lebensumfeld von Seeleuten.

Wolfgang Steusloff, *Kirchen-Schiffsmodelle im Wandel* (DSA 23, 2000, 489–502). Die vor allem in Kirchen aufbewahrten hölzernen Schiffsmodelle bilden, weil sie dreidimensional sind, eine unserer besonderes wichtigen Quellengattungen zur Schiffbaugeschichte der Frühen Neuzeit. Umso wichtiger ist es, die Bedingungen ihrer Einbringung und Aufbewahrung in den Kirchen genau zu kennen. Vf. präzisiert den bereits von Konrad Köstlin vorgetragenen Ansatz, dass diese Modelle entgegen der landläufigen Ansicht keine Votivschiffe sind, sondern repräsentative Standesgaben, und belegt diese Wertung mit zahlreichen von Köstlin noch nicht beigezogenen Quellenaussagen, die in Deutschland bis 1411 zurückreichen mit der Nachricht, dass damals die neugegründete Bruderschaft der Schiffszimmerleute zu Wismar „zur Ehre Gottes und seiner lieben Mutter das Schiff in St. Nicolai“ gestiftet hat. Als gleichrangig mit diesen Modellen wertet Vf. die gleichzeitigen Schiffsdarstellungen auf Leuchtern, auf Gestühlswangen, auf Gemäldetafeln und auf Fensterscheiben in den Kirchen der Hafenstädte und Seefahrerdörfer. Dieselbe Rolle misst er auch den Schiffsmodellen und anderen Schiffsdarstellungen in den Rathäusern und den Häusern der Schiffergilden zu. Anhand einer großen Materialfülle zeigt Vf., wie sich dieses jahrhundertlang geübte Brauchtum im 19. Jh. grundlegend wandelt. Die nunmehr den Kirchen geschenkten Modelle waren Symbole lokaler Identität mit zunehmender Historisierung, die verklärt in die inzwischen weit zurückliegende Zeit der Segelschiffahrt zurückblickt. Nicht so deutlich und ohne entsprechende Quellenzitate hat Vf. von den zur Standesrepräsentation gestifteten Modellen jene noch ältere Phase abgegrenzt in der aus Dank für Rettung aus Seenot Miniaturen von Schiffen oder Schiffsteilen (z.B. Ankern) den Kirchen als tatsächliche Votivgaben überreicht worden sind. Diese hochmittelalterlichen Votivmodelle waren allerdings nicht aus Holz gefertigt, sondern aus Wachs oder Silber, und keines davon ist bis heute erhalten geblieben.

W. de Winter und Nick Burningham *Distinguishing different type of early 17<sup>th</sup>-century Dutch Jacht and Ship through multivariate morphometric analysis of contemporary maritime art* (IJNA 30, 2001, 57–73). Bei den Forschungen zur Rekonstruktion des Bauplans eines kleinen holländischen Schiffes der Zeit um 1600 bewährte sich an den sehr realistischen zeitgenössischen Schiffsbildern die Methode der morphometrischen Analyse. Vff. beschreiben und diskutieren die dabei angewandten Verfahren der statistischen Analyse mit

einer und mit mehreren Variablen und können zeigen, dass sich damit in dem Bildmaterial vier Klassifikationen niederländischer Dreimaster mit Rahsegeln als klar unterscheidbare Typen herausarbeiten lassen: das Schiff, die Jacht, die große Jacht und die kleine Jacht.

Nick Burningham, *Learning to sail the DUYFKEN replica* (IJNA 30, 2001, 74–85). Die originale DUYFKEN war eine niederländische kleine Jacht, die 1606 die erste historisch bezeugte Fahrt nach Australien machte. Zeichnungen dieser kleinen Jacht fanden sich im Journal des Schiffes GELDERLAND (1601–1603). Daraus ist u.a. nach der oben genannten Methode der Bauplan für einen Nachbau entwickelt worden. Vf. beschreibt das Rig und die Erfahrungen bei der Handhabung der Segel und beim Segelverhalten im Zusammenwirken mit dem Steuern mittels des Kolderstocks. Er diskutiert die beim Segeln mit der Replik durchgeführten Experimente zur Verbesserung der Segelleistung. Einige dieser Experimente waren veranlasst durch die Analyse zeitgenössischer Schiffsdarstellungen.

Klaus Krummlinde, *Sietas Werft von 1635–2000. Die geschichtliche Entwicklung der Werft* (Buxtehude 2000, Verlag Druckerei Pusch, 275 S., zahlreiche Abb.). Die Sietaswerft im Alten Land an der Mündung des Flusses Este in die Elbe ist in Deutschland das älteste bis heute tätige Familienunternehmen im Schiffbau. 1635 wird erstmals ein Carsten Sietasch als Schiffbauer erwähnt. Vf. weist mit Recht darauf hin, dass er schon vor dieser Erwähnung tätig war, und stellt die spärliche Überlieferung über die ersten beiden Jahrhunderte dar, in der die Werft kleine Boote für die heimische Wirtschaft und Bevölkerung anfertigte. Ab 1826 gibt es eine Bauliste, die Vf. bis zum 15.03.2000 abdruckt. Schwerpunkt der Darstellung ist der Schiffbau des 20. Jhs. mit ausführlicher Bilddokumentation zu Werftanlagen und den gebauten Schiffen.

Sebastian Lehmann, *Föhrrer Walfang. Zur Wirtschaft- und Sozialgeschichte einer nordfriesischen Insel in der Frühen Neuzeit*, T. 1 (DSA 23, 2000, 163–202). Diese überarbeitete Fassung einer Kieler Magisterarbeit gibt zunächst einen Überblick über die Entwicklung des Walfangs von den frühmittelalterlichen Anfängen in Nordeuropa und der Biskaya bis zum Ende des arktischen Walfangs im 19. Jh. Anschließend werden die Phasen des Föhrrer Walfangs auf hamburgischen, niederländischen und dänischen Schiffen beschrieben. Für die Zeit von 1761 bis 1823 erlaubt die Überlieferung in Hamburg sogar eine genaue Aufstellung der unterschiedlichen von Föhrrern dabei ausgeübten Berufe (Kommandeur, Steuermann, Harpunier, Speckschneider, Matrose usw.), zugleich mit prozentualem Anteil der Föhrrer an der Gesamtzahl. Dabei zeigt sich, dass der Anteil der Föhrrer an hochwertigen Tätigkeiten (Kommandeur, Harpunier, Speckschneider) zu Zeiten besonders hoch war.

Dennis de Graf, *Von Emden nach China. Vor 245 Jahren: Die Reise der Fregatte BURG VON EMDEN nach Kanton* (Das Logbuch 37, 2001, 4–9). In Brüssel blieb das Tagebuch erhalten, das der flämische Kaufmann Jean François Michel an Bord der preußischen Fregatte BURG VON EMDEN führte, auf der er 1752/53 nach Kanton mitsegelte. Das in französischer Sprache verfasste Tagebuch wurde nie veröffentlicht. Vf. hat es jetzt ausgewertet und die wirtschaftlichen Hinter-

gründe der Schiffsreise dargelegt. Die hier erstmals präsentierte Quelle enthält eine außerordentliche Fülle an Beobachtungen zum Leben an Bord dieses zweiten deutschen Schiffes, das nach China gefahren ist, etwa zur Äquatortaufe, zu Krankheiten u.a.m. und enthält auch eine vollständige Liste aller an Bord befindlichen Personen.

Dagmar Jestrzemiński, *Altonas Blütezeit und ihr jähes Ende. Die Reederei Hinrich Dultz 1756–1807* (Schriften des Deutschen Schiffahrtsmuseums 52, Hamburg 2000, 239 S. zahlreiche, z.T. farbige Abb.). Gut in die gesamtwirtschaftliche Entwicklung eingebettete, materialreiche Biografie des Altonaer Reeders. Der aus ärmlichen Verhältnissen stammende Segelmachersonn Hinrich Dultz (1735–1825) nutzte die wirtschaftliche Blüte, die Altona im Schutze der dänischen Neutralität in den Kriegen der europäischen Mächte dieser Zeit erlebte. Aus einem kleinen Handelsgeschäft baute er eine Großreederei mit bis zu 13 Hochseefrachtschiffen und vier Walfangschiffen auf und betrieb zwei Werften und die größte Reeperbahn Altonas. Seine Frachtschiffe fuhren vor allem für Hamburger Kaufleute nach Cadix zum Import spanischer Kolonialwaren und in die Levante, wobei englische, holländische und französische Zwischenhäfen angelaufen wurden; sie segelten nach Archangelsk und gelegentlich auch in die Ostsee und suchten die dänisch-westindischen Inseln und nach 1783 auch Nordamerika auf. Als sich der englisch-französische Konflikt in den beiden Jahrzehnten um 1800 zuspitzte, hatten sie zunehmend unter Kaperungen und den Blockaden der deutschen Flussmündungen zu leiden bis die Kontinentalsperre die Firma in den Konkurs trieb, aus dem sie sich nach 1815 nicht wieder erholte. Dultz starb als armer Mann. Grundlage der umsichtigen Darstellung ist eine außerordentlich vielfältige Überlieferung persönlicher und geschäftlicher Papiere. So gibt der Anhang den überlieferten Teil eines Schiffsrechnungsbuchs von 1777/1788 wieder sowie eine Schiffsliste der Reederei Dultz. Glossar, Schiffsnamen und Personenregister erleichtern zusammen mit dem sehr differenzierten übersichtlichen Inhaltsverzeichnis die Handhabung des aufschlussreichen Buches.

Während die Schiffsarchäologie unsere Kenntnisse der großen Seeschiffe der Hansezeit in den letzten Jahrzehnten wesentlich gefördert hat, sind wir über die Binnenschiffe, ihre Konstruktion, Tragfähigkeit und Einsatzmöglichkeiten immer noch unzureichend unterrichtet. Deshalb seien hier Beiträge aus unterschiedlichen Ländern und Zeiten zusammengestellt, die die unzulängliche Forschungssituation auf sehr unterschiedliche Weise verbessern: Eric Dudley, Gustav Milne und Scott Appleton, *The boat found at Kingsteignton, Devon, in 1898* (IJNA 30, 2001, 266–272). Von einem 1898 in Südwest-England ausgegrabenen klinkergebauten Boot von ca. 6,40 m Länge sind einige eichene Plankenteile erhalten geblieben, deren Fälldatum dendrochronologisch auf einige Zeit nach 1305 nach Chr. datiert werden konnte. Es war ein kleines Flussboot auf dem in den Kanal mündenden Fluss Teign, das auch noch im Tidebereich der Flussmündung bei gutem Wetter einsetzbar war.

Waldemar Ossowski und Marek Krąpiec, *Das Wrack eines Flussschiffes aus dem 13. Jahrhundert von Kobyla Kępa bei Sztutowo* (DSA 23, 2002, 394–414). Zu begrüßen ist die rasche Publikation eines im Sommer 2000 im öst-

lichen Weichselmündungsgebiet bei Kobyla Kępa nahe Sztutowo (Stutthof) ausgegrabenen Binnenschiffes, dessen Baudatum dendrochronologisch auf bald nach 1291 festgelegt werden konnte. Erhalten blieb der flache, kraweel gebaute Schiffsboden aus fünf über 60 cm breiten und 5,5 bis 6,6 cm starken Eichenplanken. Der von Vf. nicht durchgeführte Vergleich mit der Bremer Hansekogge, deren Planken die gleichen Dimensionen haben, lassen den Stellenwert des Neufundes erst richtig deutlich werden. Gleichartig ist auch die Mooskalfaterung mit den von eisernen Klammern („Sinteln“) gehaltenen Abdeckleisten. Nur war es für das Binnenschiff nicht nötig, der Kimm einen bogenförmigen Querschnitt zu geben; sie setzt mittels einer im Querschnitt L-förmigen Kimmplanke im scharfen Winkel von 120° an den Boden an. Mehr ist von den Bordwänden leider nicht erhalten. Der noch 21,76 m lange und 3,12 m breite Boden reicht vom Ansatz eines schmalen Heckspiegels bis zum unvollständig erhaltenen Bugbereich. Die Mastspur ist weit vorne in eine Bodenwrange eingearbeitet. Die Konstruktion des Neufundes ist eng verwandt mit der des 1920 bei Elbing ausgegrabenen, besser erhaltenen Binnenschiffes von 22,20 m Länge und 4,4 m Breite, das ins 15. Jh. datiert wird. Das Schiff von Kobyla Kępa muss noch etwas größer gewesen sein, war also fast so lang wie die Bremer Hansekogge, aber viel schlanker (L:B 5:1 statt 3:1 bei der Kogge) und wesentlich niedriger. Trotzdem ist seine Leistungsfähigkeit nicht zu unterschätzen. Da auf Flüssen nur ein geringer Freibord nötig ist, konnte es bei ca. 1 m Tiefgang über 40 t laden, d.h. immerhin die Hälfte der Ladung der Bremer Hansekogge! Da die Bauhölzer aus sehr unterschiedlichen Gegenden stammen, wird die Bauwerft in einer Stadt mit sehr weitem Einzugsbereich für Bauhölzer vermutet. Nach der abgebildeten Rekonstruktion des Weichseldeltas dürfte das noch auf Elbing zutreffen mit flößbarer Verbindung zur Weichsel.

Jerzy Litwin, *Die Memel, Wittinen und die Binnenschifffahrt nach Königsberg* (DSA 23, 2000, 373–394). Unter allen großen Ostseezuflüssen ist die Memel bezüglich ihrer Binnenschifffahrt besonders unzureichend erforscht, was nicht zuletzt am Mangel an zugänglichen Quellen liegt. Vf. versucht in einem ersten Anlauf Abhilfe zu schaffen und arbeitet heraus, dass die Wittine seit dem späten Mittelalter der größte Schiffstyp war. Die ältesten bildlichen Darstellungen reichen bis 1539 zurück. Es ist allerdings irreführend, wenn Vf. bei den frühesten mittelalterlichen Erwähnungen die Maße des 19. Jhs. angibt (Länge 53 m, Tragfähigkeit 250 t). Nach allen Erfahrungen mit mittelalterlichen Binnenschiffen ist mit erheblich geringerer Größe zu rechnen. Den ganz weit vorn aufgestellten Mast mit Rahsegel und das lange Streichruder hat die lange, schlanke Wittine freilich von der ersten bildlichen Darstellung an behalten. Längere Zitate aus Berichten des 19. Jhs. belegen die Gefahren, die der Schifffahrt immer noch durch im Flussbett unter Wasser liegenden Felsen drohten und die langen Verzögerungen durch Zollinspektionen, bis schließlich Königsberg durch den Friedrichskanal von den Memel-Wittinen erreicht wurde.

Der Bau dieses Kanals und seine Vorgeschichte wurde dargestellt von Sabine Graf, *Der Große Friedrichsgraben im Kreis Labiau* (Preußenland Jg. 36, 1998, Nr. 1, 8–27). 300 Jahre nach Eröffnung unter Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg hat Vf. in den Schifffahrtskanal, der Memel und Deime erstmals mitein-

ander verband, in einen Zusammenhang gestellt, der spannender ist als der Titel erwarten lässt. Schon vor 1376, also vor Eröffnung der Steckenitzfahrt von Lübeck nach Lauenburg (1399) hatte der Deutsche Orden durch Anlage eines Kanals parallel zur Deime aus militärischen Gründen für eine schiffbare Verbindung zwischen Kurischem Haff und Königsberg gesorgt. Seit dem 15. Jh. diente dieser Kanal dem wachsenden Handel Preußens mit Litauen und Russland, dessen wichtigster Handelsweg die Memel war. Von der Mündung ihres südlichen Armes Gilge musste dabei das für die Flussboote bei Wellengang gefährliche Kurische Haff befahren werden. Allein 1612 waren 40 litauische Fahrzeuge im Haff untergegangen. Bereits 1408 plante und begann der Orden die Kanalverbindung von der Deime zur Gilge. Die Niederlage von Tannenberg 1410 beendete offenbar auch die Bauarbeiten vor dem Abschluss. Vf.in stellt die verschiedenen Versuche zur Wiederaufnahme des Projektes durch den Orden und den Großen Kurfürsten dar. Erst dessen Sohn und Nachfolger hat den Kanal 1697 vollendet. Vf.in zeichnet dann die handels- und wirtschaftliche Bedeutung des Kanals nach und ebenso seinen Einfluss auf Siedlung und Landnutzung.

Hans-Joachim Uhlemann, *Zwischen Elbe und Ostsee. Zur Entstehung der Schleswig-Holsteinischen und Mecklenburg-Vorpommerschen Wasserstraßen* (Hamburg 2000, DSV-Verlag, 184 S. 160 Abb.). Auch wenn naturgemäß das Schwergewicht des Bandes bei den Kanalbauten des 19. und 20. Jhs. liegt, sind doch die des Mittelalters und der Frühen Neuzeit ebenso dargestellt nach einem einleitenden Kapitel über das natürliche Gewässernetz und den Verlauf der Wasserscheide zwischen Elbe/Nordsee und Ostsee. Er führt die Schleppstrecke zwischen Hollingstedt und Haitabu/Schleswig ebenso auf wie die dänischen Kanalbaupläne vor dem Bau des Eiderkanals (1777–1784), die Stecknitzfahrt (1391–1398), den Versuch, Dömitz über die Elde mit Wismar zu verbinden (1570er Jahre), und die Versuche Hamburgs, über Alster, Beste und Trave einen Kanal nach Lübeck zu bauen (1448 und 1525). Das Buch schließt mit einer Darstellung der Geschichte der lokalen Wasserstraßen unter Nutzung kleiner Flüsse und Seen. Man erhält also einen guten Überblick über die zu unterschiedlichen Zeiten befahrenen Wasserstraßen je mit Verweisen auf weiterführende Literatur.

Dagmar Jestrzemiński, *Die Chronik der Gemeinde Appen 1269–2001* (Appen 2001, 651 S.). In ihrer Chronik der westlich von Pinneberg/Holstein an der Pinnau gelegenen Gemeinde gibt Vf.in einen guten Überblick über die durch die Tide ermöglichte Schifffahrt auf dem Unterlauf des kleinen Flüsschens. Sie führt die Schiffsanlegestellen auf, von denen für eine erwähnt wird, dass sie mit Steinen ausgelegt war. Im 17. und 18. Jh. ist dort reger Umschlag von Torf belegt, den die Bauern und kleine Kätner der Gegend den wartenden Schiffen verkauften, die mit kleinen Ewern durch den Flutstrom angekommen waren und mit dem Ebbstrom wieder zurückfuhren. Die Namen einiger dieser Anlegestellen („Addehude“, „Hudenberg“, „Hubarg“) reichen aber in viel ältere Zeit zurück. Auch Ziegelsteine und Töpferwaren wurden in gleicher Weise von den örtlichen Produzenten nach Hamburg und Altona verschifft: Die Torfschifffahrt hatte im 17./18. Jh. immerhin solche Bedeutung, daß ein eigener Torfzoll durch einen Zollpächter erhoben wurde. Erste Begradigungen des stark gewundenen Flusslaufs wurden schon im 18. Jh. vorgenommen. Aber erst 1883 wurde der Fluss so

kanalisiert und eingedeicht, dass Schiffe bis 1,15 m Tiefgang Pinneberg erreichen konnten und die Überschwemmungsgebiete „meliorisiert“ wurden.

Michael W. Weithmann, *Die Donau. Ein europäischer Fluß und seine 3000jährige Geschichte* (Regensburgs 2001, F. Pustet. 534 S., 28 Abb.). Dieser Versuch, die Geschichte eines Stroms zu schreiben, hat eine deutlich ausgesprochene politische Zielrichtung. Er sieht die Miteinbeziehung der mittel- und südosteuropäischen Donauregion in die Europäische Einigung als große politische Herausforderung, deren Problemfelder tief in der Geschichte verwurzelt sind. Die Beschäftigung mit den historischen Grundlagen dieses Raumes soll dazu beitragen, bestehende Spannungen zu lösen. Vf. betont ausdrücklich, dass er als Quellen archäologische Funde, Monumente und schriftliche Dokumente herangezogen hat, zeigt aber schon im Titel, wie unscharf für ihn die ältere Geschichte der Donau ist, denn nicht erst vor 3000 Jahren begann die Donau unsere Geschichte grundlegend zu beeinflussen, sondern vor mehr als 7000 Jahren, als mit der Bandkeramik die Landwirtschaft über die Donau ihren Einzug nach Mitteleuropa hielt. Den wichtigen Aufsatz von Gerog Korsack, *Die Donau als Handelsweg in vorgeschichtlicher Zeit* (Ostbairische Grenzmark – Passauer Jb. 31, 1989), kennt er gar nicht. Mit der schriftlichen Überlieferung kann Vf. besser umgehen, so dass die Rolle der Donau als Kommunikationslinie im Mittelalter z.B. für Salztransporte, für Kreuzzüge u.a.m. deutlich wird und ein blühendes Städtewesen sich abzeichnet.

Anat Peri, *The Shipping of Army Supplies on the Hungarian Rivers during the wars of Reconquest against the Turks 1683–1739* (DSA 23, 2000, 273–292). Die große Bedeutung, die die Flussschifffahrt in Kriegszeiten für den militärischen Nachschub hat, ist häufig quellenmäßig gut belegt und wirft zugleich ein Schlaglicht auf die wichtige Rolle der Binnenschifffahrt für zivile Transporte. Vf. beschreibt die eingesetzten Wasserfahrzeuge und die Schwierigkeiten, die daraus entstanden, dass sie zwar mit der Strömung flussab trieben, aber nur mit Mühen für den nächsten Einsatz wieder zurückzubringen waren. Um dem Mangel an Schiffen zu steuern, wurden vor allem entlang der Donau Ankerplätze angelegt, um eigene Fahrzeuge und solche von Salz- und Nachschublieferanten zu versammeln. Die Rückeroberung Ungarns machte darüber hinaus für die zivile Wirtschaft nicht nur die Donau, sondern auch die Theiß und die kleineren Flüsse zu maßgeblichen Kommunikationswegen des Habsburgerreichs und schuf damit die Grundlage für dessen „Donau-Imperium“.

Horst Parchatka, *CONCORDIA. Rheinschiff des Georg Esser aus Worms, Anno 1818* (Das Logbuch 37, 81–92). Da verlässliche Unterlagen über Abmessungen und Konstruktion vorindustrieller Binnenschiffe außerordentlich selten sind, haben die vom Vf. aufgefundenen Vermessungsunterlagen samt Seitenansicht, Grundriss und Querschnitt eines Wormsers Rheinschiffs von 1818 einen hohen Quellenwert. Durch Vergleich mit anderen Angaben zu Rheinschiffen (von 1831) und zeitgenössischen bildlichen Darstellungen entwickelt Vf. eine zeichnerische Rekonstruktion, die er auch als Modell gebaut hat. D. E.

## VORHANSISCHE ZEIT

(Bearbeitet von *Rolf Hammel-Kiesow*)

*Zwischen Reric und Bornhöved. Die Beziehungen zwischen den Dänen und ihren slawischen Nachbarn vom 9. bis hin ins 13. Jahrhundert. Beiträge einer internationalen Konferenz Leipzig 4.–6. Dezember 1997*, hg. von Ole Hark und Christian Lübke (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, Bd. 11, Stuttgart 2001, Steiner Verlag, 248 S., 83 Abb.). – In 14 facettenreichen Beiträgen befassen sich Historiker, Archäologen, Kunsthistoriker und Namenkundler mit den dänischen Expansionen in das westslawische Gebiet und mit den slawischen Siedlungsresten in Dänemark zwischen dem 7. und dem 13. Jh. Torsten Kempke, *Skandinavisch-slawische Kontakte an der südlichen Ostseeküste im 7. bis 9. Jahrhundert* (9–22), und Christian Lübke, *Die Beziehungen zwischen Elb- und Ostseeslawen und Dänen vom 9. bis zum 12. Jahrhundert. – Eine andere Option elbslawischer Geschichte?* (23–36), umreißen in informativen Beiträgen die Entwicklung, wobei K. hervorhebt, dass die Slawen schon während der Landnahme (seit 650) in Kontakt mit Nordeuropäern traten; kurze Zeit später kam es sowohl zur Gründung von Seehandelsplätzen als auch zum Bau slawischer Burgen. Die Seehandelsplätze waren multiethnisch geprägt, und möglicherweise geriet das Umland in ihre Abhängigkeit. Im 9. Jh. erfolgte dann der Niedergang der frühen Seehandelsplätze (Ausnahme Wollin), und an ihre Stelle traten Burgorte an Orten, die den Umschlag vom Seeverkehr zum Land- und Flussverkehr erlaubten (Alt Lübeck, Stettin, Alt Kolberg, Danzig, Rostock). L. belegt an Beispielen der Eliten und ihrer Gefolgschaften sowie des Handels intensive und geregelte, zum Teil freundschaftliche Beziehungen zwischen den Dänen und Elbslawen, so dass s. E. der von J. Petersohn konstatierte „gentile Keil“ an seinen Rändern nicht so scharf war, wie die Bezeichnung erwarten lässt. Peter Neumeister, *Die slawische Ostseeküste im Spannungsfeld der Nachbarmächte (bis 1227/1239)* (37–55), umreißt an drei historischen Ereignissen sein Thema: Mit dem Aufruf der Magdeburger Kirche von 1108, der Entmachtung Heinrichs des Löwen und der Schlacht von Bornhöved im Jahr 1227, genauer mit dem Plan 1239, den dänischen Prinz Abel, einen Sohn Waldemars II., zum Gegenkönig gegen Friedrich II. zu erheben. Weitere Beiträge befassen sich mit slawischen Relikten in Bornholmer Gräbern (Hanne Wagnkilde), slawischen Elementen in den archäologischen Quellen Lollands und Falsters (Karen Løkkegaard Poulsen), slawischen Sprachresten in Dänemark (Bent Jørgensen), „slawischer“ Keramik in Schonen (Vibeke Vandrup Martens) und Slawen in Roskilde (Michael Andersen). Die Funde auf Bornholm deuten auf enge Handelsbeziehungen der dort lebenden Personen mit ihren slawischen Nachbarn, jedoch nicht auf eine Einwanderung von Slawen, und auch das archäologische Material der Wikingerzeit und des frühen Mittelalters auf Lolland und Falster belegt gute internationale Kontakte in Richtung Osten und Westen und einen starken slawischen Einfluss, der auf eine friedliche Koexistenz zwischen den benachbarten Ethnika deutet. Selbst aus der Keramik auf Schonen lässt sich bis in die Frühzeit bis zum 11. Jh. auf enge, friedliche Kontakte zwischen den Dänen und Slawen schließen; erst seit dem 11. Jh. deuten lokale Sonderformen



der Keramik auf veränderte Beziehungsformen und unterbrochene Kontakte. Slawische Sprachreste in Dänemark sind dagegen selten; sie sind hauptsächlich auf den Südsüdseln vertreten, was aber auch auf die Forschungsgeschichte zurückzuführen sein könnte. Die Bildung slawischer Ortsnamen erfolgte in der Wikingerzeit oder noch früher. Michael Andersen, *Slawen in Roskilde* (131–143), stellt ausgehend von der Vorstadt Vindeborger, d.h. Wendenhäuser, die archäologischen Funde vor, wobei es für eine besondere ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung in dem Hafenviertel Vindeborger tatsächlich Indizien gibt. Ähnliches gilt für anderes Fundgut, so dass auch hier deutlich wird, was die Ostseedänen und Slawen miteinander verband. A. plädiert daher – weil die Frage nach der dänischen oder slawischen Provenienz archäologischer Funde oft schwer zu klären ist – dafür, von einer gemeinsamen Ostseekultur zu sprechen, die von einem umfassenden Zusammenwirken beider Gemeinschaften gekennzeichnet war. Jørgen Skaarup liefert eine archäologische Fallstudie über Angriff und Eroberung der auf Langeland gelegenen Fluchtburg Guldborg durch die Slawen in der Mitte des 12. Jhs.; Kampfhandlungen, die Brandzerstörung der Toranlage der Burg und Menschen- und Pferdeopfer nach dem Sieg konnten eindeutig nachgewiesen werden. Eine weniger große Bedrohung durch die Slawen sieht dagegen Dorthe Wille-Jørgensen, deren Beitrag die Burg Vordingborg als Basis dänischer Eroberungszüge an die slawische Ostseeküste vorstellt. Es gibt keine Hinweise dafür, dass sie als Befestigung gegen Slawenangriffe errichtet wurde, eher diente sie der Herrschaftskonsolidierung Waldemars des Großen in der Mitte des 12. Jhs.; um 1200 wurde die Burg komplett abgetragen und eine neue Anlage an derselben Stelle errichtet, die die Autorin als Basis für die Ostseeaktivitäten Waldemars II. interpretiert. Poul Grønder-Hansen umreißt kurz, dass die Darstellung der Slawen bei Saxo Grammaticus der Disposition seiner *Gesta Danorum* geschuldet war und nur unter Vorbehalt als historisches Zeugnis gewertet werden darf; sein negatives Slawenbild entstammt dem dänischen Selbstverständnis der Zeit Waldemars des Großen, in der erstmals der Zusammenhang von slawischer Aggression und dänischer Vergeltung hergestellt wurde. – Heike Reimann untersucht am Beispiel des Zisterzienserklosters Dargun, einer Gründung des dänischen Klosters Esrom, die Kontakte zu Dänemark, wobei sie zu dem Ergebnis kommt, dass es nur Verbindungen zu dem in Dänemark gelegenen ehemaligen Mutterkloster gab, die über die Struktur des Zisterziensers Ordens vermittelt wurden. Christine Krazke, *Die Architektur der Zisterzienser im Ostseegebiet. Gemeinsamkeiten, Unterschiede, Einflüsse* (197–225), kommt zu dem Schluss, dass ein wesentliches Merkmal der untersuchten Kirchen der Zisterziensermännerkloster im Ostseeraum ihre planerische und formale Gestaltungsvielfalt sei, die eine strenge Umsetzung eines vermeintlich verbindlichen Planes nicht erkennen lässt. Silke Jaster, *Skandinavien in Rostock im 13. und 14. Jahrhundert* (228–239), stellt anhand der Überlieferung der Rostocker Stadtbücher von rund 1254–1397 fest, dass in der Zeit vor 1300 Anwohner nordischer Abstammung recht verstreut über die Stadt lebten, aber seit den 40er Jahren des 14. Jhs. ein lebhafter Zustrom einsetzte und sich eine Konzentration in den hafennahen Bereichen abzeichnete, die sich nach dem Frieden von Stralsund weiter verdichtete. Es waren fast ausschließlich Dänen, überwiegend Schiffer und Kaufleute, jedoch ließen sich noch weitere 14 Berufe nachweisen.

R. H.-K.

Gerhard Laub, *Herkunftsbestimmung von Kupfer in Gußerzeugnissen des 9. und 10. Jahrhunderts aus Norddeutschland* (Hammaburg NF 12, 1998, 103–109), geht von der Frage aus, ob das Kupfer aus dem Rammelsberg bei Goslar oder bei Marsberg in Westfalen gewonnen wurde, und kann von 27 untersuchten Fundstücken aus Haithabu, Blexen an der Unterweser, Vreden in Westfalen, Essen/Ruhr und Schwarzrheindorf bei Bonn 25 sicher und zwei wahrscheinlich Rammelsberger Kupfer zuschreiben, eines einer Mischung aus Rammelsberger und Marsberger Kupfer.

R. H.-K.

Hans-Georg Stephan, *Mittelalterliche Erzgewinnung und Metallverarbeitung im Solling mit einem Ausblick in die Neuzeit* (Hammaburg NF 12, 1998, 165–175), stellt Lagerstätten, technologische Probleme bei der Verhüttung und Weiterverarbeitung Sollinger Eisens sowie Bodenbefunde und Schriftzeugnisse zur Metallurgie vor. Er vermutet, daß die Montanwirtschaft des Solling und seines Umlandes vom 12./13. bis zum 14./15. Jh. seine Blütezeit gehabt habe; weitere Untersuchungen zur Untermauerung der These seien notwendig. Stefan Krabath, *Untersuchungen zu den mittelalterlichen Buntmetallfunden und zum Metallhandwerk in der Stadtwüstung Nienover im Solling, Ldkr. Northeim* (ebd., 177–194), erkennt in der vom späten 12. Jh. bis ungefähr 1300 bestehenden „civitas N.“ eine ausgedehnte Buntmetall- und eisenverarbeitende Produktion.

R. H.-K.

Karl-Ernst Behre, *Die Veränderungen der niedersächsischen Küstenlinien in den letzten 3000 Jahren und ihre Ursachen* (Probleme der Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet 26, 1999, 9–33), rekonstruiert für die Zeithorizonte um Christi Geburt, um 800 n. Chr. und um 1500 n. Chr. die Küstenlinien und entwickelt zur Entstehung und Ausweitung des Jadebusens neue Vorstellungen.

R. H.-K.

Hauke Jöns, *Schuby und Süderschmedeby. Zwei kaiserzeitliche Eisengewinnungszentren am Heerweg* (Offa 56, 1999, 67–80), weist unterschiedliche Verhüttungstechniken in der älteren und jüngeren Kaiserzeit nach. Verhüttung und Schmiedearbeiten fanden innerhalb von agrarisch strukturierten Siedlungen statt.

R. H.-K.

Lennart S. Madsen, *Die nordschleswigschen Städte im Mittelalter. Archäologische Ergebnisse* (Offa 56, 1999, 135–148), stellt Ergebnisse archäologischer Grabungen aus den letzten 10 Jahren für Haderslev, Aabenraa, Tønder und Sønderborg vor.

R. H.-K.

Manfred Gläser und Doris Mührenberg, *„Moderner“ Grapenguß um 1200 in der Lübecker Breiten Straße* (Hammaburg NF 12, 1998, 225–231), geben einen kurzen Überblick über die frühen Befunde und Funde einer Buntmetall verarbeitenden Werkstatt, die vom frühen bis zum letzten Drittel des 13. Jhs. in Betrieb war, sowie über weitere archäologische Befunde zu metallverarbeitenden Gewerben im Lübeck des 13. Jhs.

R. H.-K.

Manfred Gläser, *Umweltnutzung und Umweltprobleme im mittelalterlichen Lübeck* (Offa 56, 1999, 149–164), schätzt den Bedarf an Baumaterialien im 13. Jh. wie Backstein für profane und sakrale Bauten (1,3 Mio. m<sup>3</sup>), Holz für den Hausbau (200 000 m<sup>3</sup>) und andere Zwecke, Erde für Baulandgewinnungsmaßnahmen (mindestens 1,5 Mio. m<sup>3</sup>), behandelt die Probleme mit der Wasserversorgung, dem wegen der Verdichtung der Bebauung ständig steigenden Grundwasser- bzw. Hangwasserspiegel und der Abfallentsorgung. R. H.-K.

Hauke Jöns und Bernd Wollschläger, *Frühe Eisengewinnung in Südwestmecklenburg – Ergebnisse eines interdisziplinären Forschungsprojektes des Schwerpunktes „Archäometallurgie“* (Bodendenkmalpflege in Mecklenburg-Vorpommern, Bd. 46, 1999, 93–125), berichten von einem für das 4. und 5. Jh. n. Chr. in Göhlen, Lkr. Ludwigslust, nachgewiesenen Eisengewinnungsplatz, wobei der Produktionsprozeß vom Erz bis zum Endprodukt belegt werden konnte. R. H.-K.

Ralf Bleile, *Slawische Brücken in Mecklenburg-Vorpommern* (Bodendenkmalpflege in Mecklenburg-Vorpommern, Bd. 46, 1999, 127–169), gibt einen Überblick über Brücken und Bohlenwege als Zugänge zu Siedlungen und Burgwällen und im Verlauf bedeutender Verkehrswege, referiert über ihre Konstruktion und schließt mit einem 61 Brücken umfassenden Katalog. R. H.-K.

Heike Krause, *Slawen und Deutsche in den Ländern Wittenberg und Boizenburg. Zur deutschen Ostsiedlung im Mittelalter* (Bodendenkmalpflege in Mecklenburg-Vorpommern, Bd. 47, 2000, 215–245), gibt einen guten Überblick über Ablauf und Auswirkungen der Ostsiedlung auf der Grundlage archäologischen Materials, der Ortsformen, Ortsnamen und anderer schriftlicher Quellen, arbeitet die Unterschiede in der Entwicklung in beiden Ländern heraus und stellt einen Vergleich zum benachbarten Land Lauenburg an. R. H.-K.

Hauke Jöns, *War das „emporium Reric“ der Vorläufer Haithabus?* (Bodendenkmalpflege in Mecklenburg-Vorpommern, Bd. 47, 2000, 201–213), berichtet über die bisherigen Ergebnisse des Forschungsprojektes Groß Strömkendorf und stellt fest, daß dieser archäologisch ergrabene Handelsplatz „erstaunlicherweise zahlreiche Eigenschaften [habe], die den Schriftquellen zufolge auch für das *emporium Reric* anzunehmen sind.“ R. H.-K.

Heiko Steuer, *The Ore deposits in Middle Asia and Viking Age Silver in Scandinavia* (Hammaburg NF 12, 1998, 111–124), umreißt in einem kurzen forschungsgeschichtlichen Abriß die Ausgangslage und Fragestellungen eines ab 1996 von der Volkswagen-Stiftung geförderten Forschungsprojektes, in dessen Verlauf mit Hilfe metallurgischer Analysen die Herkunft des Silbers aus skandinavischen Schatzfunden des 9. und 10. Jhs. (Münzen, Ringe, Hacksilber) bestimmt werden soll. R. H.-K.

## ZUR GESCHICHTE DER NIEDERDEUTSCHEN LANDSCHAFTEN UND DER BENACHBARTEN REGIONEN

(Bearbeitet von *Roman Czaja, Antjekathrin Graßmann, Volker Henn, Ortwin Pelc, Herbert Schwarzwälder* und *Hugo Weczerka*)

RHEINLAND/WESTFALEN. *Geschichtlicher Atlas der Rheinlande*. Im Auftrag der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde in Verbindung mit dem Landschaftsverband Rheinland hg. von Franz Irsigler (5. und 6. Lfg.: und Rudolf Straßer), 5., 6. und 7. Lfg. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, XII. Abteilung 1 b N.F., Köln 1996, 1997, 2000, Rheinland-Verlag, 5. Lfg.: 8 Ktn.-Blätter, 6 Beihefte mit zusammen 348 S.; 6. Lfg.: 10 Ktn.-Blätter, 6 Beihefte mit zusammen 357 S.; 7. Lfg.: 5 Ktn.-Blätter, 4 Beihefte mit zusammen 345 S.). – Der Geschichtliche Atlas der Rheinlande ist um drei Lieferungen mit insgesamt 23 Kartenblättern vermehrt worden (vgl. zuletzt HGBll. 114, 1996, 211–213). Hier kann nur auf die in diesem Rahmen relevanten Themen näher eingegangen werden. Dies betrifft insbesondere die Abteilung „VII. Wirtschafts- und Verkehrsgeschichte“, aber auch andere Abschnitte. Die Atlaskarten erstrecken sich – soweit nicht anders notiert – auf das Rheingebiet von Kaiserslautern im Süden bis Emmerich im Norden und von Limburg/Lahn im Osten bis Luxemburg im Westen. – Friedrich Pfeiffer hat die *Transitzölle 1000–1500* bearbeitet (7. Lfg., VII. 10, 1: 500 000, 101 S.), wobei er auf seine Trierer Dissertation von 1996 zurückgreifen konnte. Er hat alle Abgaben erfaßt, die bei der Beförderung von Handelswaren auf dem Wasserwege, zu Lande und beim Umschlag vom Fluß auf die Landstraße oder umgekehrt erhoben wurden. Das Gerüst der Arbeit ist der Katalogteil im Beiheft mit der „Liste der Transitzollstätten in geographischer Ordnung“ (Erschließung der Orte durch Planquadrat und Nummer) und dem „Alphabetischen Katalog der Transitzollstätten“, in dem für jede Zollstätte Angaben zu Erhebungszeitraum, Inhaber, Tarif, Jahresertrag – mit Nachweisen – u.a. enthalten sind. In dem Einführungstext bringt P. die vielen Daten in einen darstellenden Zusammenhang, er behandelt gesondert Fluß- und Landzölle, geht auf die Entstehung der Zollstätten, ihre Inhaber und ihre Erträge in einzelnen Zeiträumen ein. Den größten Gewinn an den Rheinzöllen hatte seit dem 14. Jh. Kurköln. Die zweitgrößte Anzahl an Rheinzollstätten besaß die Grafschaft Kleve. Die ertragreichsten Landzölle befanden sich im Dreieck Bonn–Aachen–Neuss; die Erträge waren im Vergleich zum Flußverkehr gering. Das Kartenblatt zeigt auf dem Hintergrund von Höhenschichten, Gewässernetz (mit modernen Kanälen und Talsperren!) und mittelalterlichen Handelsrouten die nach Signaturart (Fluß-, Land-, Umschlagzölle), Signaturgröße (Zollstätten verschiedenen Ertragsumfangs) sowie Erhebungszeitraum und Zollinhaber (farbige Signatursegmente) unterschiedenen Zollstätten. Sie sind nicht mit Ortsnamen, sondern lediglich mit Zahlen versehen, was das Kartenlesen erschwert; damit ist aber die Unterbringung der zahlreichen Zollstätten am Rhein ermöglicht worden und das Kartenbild übersichtlich geblieben. Mit Hilfe der Planquadrate und Zollstättennummern sind alle Orte im Katalogteil auffindbar. Die Arbeit verhilft zu wichtigen Erkenntnissen. – Den Aspekt *Münzprägung*

und *Geldumlauf in Mittelalter und früher Neuzeit* haben Klaus Petry und Karl Weisenstein bearbeitet (7. Lfg., VII. 11 und VII. 12, 2 Ktn.-Blätter mit je 4 Teil-Ktn. 1:1 Mill., 85 S., 4 Tafeln). Sie bieten im Beiheft eine knappe Münzgeschichte des Rheinlands sowie im Katalogteil einerseits eine Auflistung aller Münzstätten von 900 bis 1800 mit Angaben über Prägezeitraum, Münzherr, Art der Münzen und Literatur und andererseits eine Aufstellung der bekannten zwischen 900 und 1530 vergrabenen Münzschatze (mit Fundort, Fundzeit, Vergrabungszeit, Fundmenge, Literatur). Auf dieser Basis sind die Karten erstellt. Sie zeigen auf einem Blatt mit vier Teilkarten die Münzstätten und die geprägte Münzart unter Berücksichtigung der Prägezeiten, unterteilt auf vier Zeitabschnitte von 900 bis 1800, auf vier Teilkarten eines zweiten Blattes den Geldumlauf „im Spiegel der Münzschatzfunde“ mit Münzen aus der Zeit 900–1530, für die Zeit bis 1337 mit Angabe der Münzherkunft bzw. des Prägeherrn, für die übrige Zeit nur mit Kennzeichnung der Münzart. Bei der Verteilung der Münzstätten treten der Rheinlauf, der Oberlauf der Mosel und der Hellwegbereich hervor. Bei den Schatzfunden fallen neben Prägungen des behandelten Raumes beträchtliche Mengen an Münzen aus den Niederlanden und aus Frankreich auf. – Das von Gunther Hirschfelder bearbeitete Kartenblatt über den *Kölner Fernhandel im Spätmittelalter* (5. Lfg., VII.7, 1:4 Mill., Nebenkt. 1:1 Mill. und 1:2 Mill., 43 S., 5 Ktn. im Text) umfaßt fast ganze Europa, mit vergrößerten Kartenausschnitten für das Mittelrheingebiet und Flandern/Niederlande; im Beiheft sind Sonderkarten zu den Beziehungen Kölns zu Italien (Handel sowie Buchdruck), zum Ostseeraum und zu Skandinavien sowie zum engeren Reichsgebiet. Die Hauptkarte zeigt die Handelsplätze des Kölner Fernhandels dreifach abgestuft: 1. „überragende Bedeutung“, 2. „ständig besucht“ und 3. „gelegentlich besucht“, sie verzeichnet auch „Transitorte“ und „sekundäre Belege“, alles in drei Zeitstufen von 1250 bis 1500. Die wichtigsten Rohstoffe und Handelsgüter des Kölner Handels werden in ihren Einkaufsräumen und Verkaufsräumen gekennzeichnet. Die eingetragenen „Haupttrouten des Kölner Aktivhandels“ führen nicht zu allen Handelsplätzen, wohl mit Absicht und zu Recht. Alles in allem ergibt sich mit verhältnismäßig einfachen kartographischen Mitteln ein eindrucksvolles, gut lesbares Kartenbild, aus dem sich die Schwerpunkte und die Art des Kölner Fernhandels ableiten lassen. Die Niederlande und England, der Ostseeraum und Italien erweisen sich neben der Rheinachse als die wichtigsten Zielgebiete des Kölner Fernhandels. Im knappen, einprägsamen Begleittext wird die Entwicklung dieses Handels in elf Zielgebiete erläuternd zusammengefaßt, ergänzend werden Organisations- und Strukturmerkmale des Handels dargestellt. Auf der Hauptkarte und der Textkarte 4 („Migration von Kölner Bürgern ...“) fallen in Polen die Orte Wongrowitz, Odra und Lond (Łódź) als „sekundäre Belege“ auf. Der Text bringt die Auflösung: es geht um Kölner Beziehungen zu drei polnischen Zisterzienserklöstern (bei Wongrowitz liegt das Kloster Lekno). Die Lage von Odra und Lond müßte allerdings um jeweils ca. 90 km nach WNW verlegt werden. – Dem modernen Verkehr ist die von Christian Hübschen und Helga Kretz-Kettermann bearbeitete Karte zur *Entwicklung des Eisenbahnnetzes bis 1935/39* gewidmet (5. Lfg., VII. 5, 1:500 000, 66 S. mit 2 Abbildungen, 14 Tabellen und 5 Ktn. im Beiheft). In sieben farblich unterschiedenen Stufen wird der Ausbau des Eisenbahnnetzes dargestellt, einschließlich der Klein- und Privatbahnen. Das ausführliche Beiheft bringt nicht nur eine

Eisenbahngeschichte des Rheinlandes (unter Berücksichtigung der Rahmenbedingungen, des politischen und wirtschaftlichen Hintergrundes und der wechselnden Strukturen) bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, sondern behandelt auch die Fortentwicklung bis zur Gegenwart mit all ihren Neuerungen und Problemen wie Modernisierung, Streckenstilllegungen, Umbau der Deutschen Bundesbahn u.a.m. Zahlreiche Tabellen und zusätzliche Karten – wie zum „Netzurückbau“ und zum direkten Streckennetz im Rheinisch-Westfälischen Industriegebiet – unterstützen die Aussagen. – In derselben Weise wie in Lfg. 4 für das Jahr 1925 (s.d.) hat Wolfgang Froese *Die Wirtschaft im Jahr 1882 – Erwerbstätige nach Wirtschaftsbereichen* dargestellt (5. Lfg., VII.6, 1:500 000, 55 S.), Dietrich Zimmer *Die Wirtschaft im Jahr 1987 – Beschäftigte nach Wirtschaftsabteilungen* (6. Lfg., VII.9, 1:500 000, 37 S.). Ein Fallbeispiel aus der Wirtschaft bietet Martin Schmidt: *Burtscheid – Eine Tuchmanufakturstadt um 1812* (6. Lfg., VII.8, 1:2500, 58 S.). – Ein für das Städtewesen hochinteressantes Thema ist das der *Leprosorien in Mittelalter und früher Neuzeit*, von Martin Uhrmacher in Karte und Text gründlich bearbeitet und dargestellt (7. Lfg., VIII.5, 1:500 000, 66S. mit 5 Abbildungen und 3 Tabellen). Die Verteilung der Leprosorien und der Belege für „Standortfaktoren und Kriterien der Organisationsformen“ zeigt eine große Dichte entlang dem Rhein und im Hellwegbereich, was Vf. mit der Lage der Leprosorien vor den Städten und mit der Versorgung der Leprakranken auch durch vorbeiziehende Kaufleute deutet. Eindrucksvoll das Einzugsgebiet des Lepraschau-Zentrums Köln: von Heidelberg bis Zutphen und Osnabrück (Textskizze). – Im Abschnitt „Siedlungsgeschichte“ sind drei Kartenblätter dem *Kulturlandschaftswandel im Ruhrgebiet 1850 bis 1990* gewidmet, bearbeitet von Gert Duckwitz unter Mitarbeit von Ronald Hackelberg, Katja Helten, Sabine Klode, Christiane Lechtenböcker und Heike Schmale-Becker (5.Lfg., IV.8.1–IV.8.3, 3 Ktn.-Blätter 1:200 000, 88S. mit 3 Abbildungen, 4 Tabellen und 5 Ktn.). Die Entstehung des Industriegebietes im Bereich der Ruhr wird – auf mehrere Zeitstufen verteilt – anhand folgender Elemente dargestellt: 1. Bergbau, Industrie und Energie; 2. Siedlungs- und Freiraumentwicklung; 3. Verkehrsnetz. Die Karten zeigen nicht nur die Zuwächse im Lauf von über hundert Jahren, sondern auch die Betriebsschließung und Stilllegung von Verkehrswegen in den letzten Jahrzehnten. Text, Tabellen und Textkarten (fünf Karten zeigen eindrucksvoll die Veränderungen der Kulturlandschaft im Südosten der Stadt Bochum von 1840 bis 1978) erläutern die Vorgänge. – In diesen Abschnitt gehört auch die Karte *Die mittelalterlichen Gaue* von Thomas Bauer (7. Lfg., IV.9, 1:500 000, 89 S.), die in komplexer Weise die Belege für pagus/Gau vom Ende des 7. bis zum ausgehenden 12. Jh. punktuell verzeichnet und Gauen zuordnet. Das Beiheft geht ausführlich auf die Problematik des Themas ein. – Aus dem Bereich der politischen Geschichte hat Joachim J. Halbekann die weitgestreuten, differenzierten *Besitzungen und Rechte der Grafen von Sayn bis 1246/47 und ihre Erben* beiderseits des Mittelrheins – interessant auch der Vergleich mit dem eingeschränkten Herrschaftsgebiet 1789 – dargestellt (5. Lfg., V.5, 1:375 000, 31 S.) – Im Bereich der Kultur- und Kunstgeschichte verzeichnet ein Kartenblatt von Günther Binding die *Vorromantischen Kirchenbauten*, unterschieden nach Bauphasen (vom frühen Christentum im 4./5. Jh. bis zur ottonischen Zeit), Bautypen und Kirchenfunktionen (5. Lfg., XII.3, 1:500 000, 60S. mit 9 Abbildungen und 14 Tafeln). Der Niederrhein und

das Hellweggebiet treten deutlich hervor; Köln und Trier sind Sonderkärtchen gewidmet. – Die 6. Lieferung beinhaltet noch eine Karte der *Glocken der Spätgotik – Werkstätten von 1380 bis 1550* von Jörg Poettgen (XII.4, 1:500 000, 56 S.) sowie sieben Kartenblätter zur Vorgeschichte (II.1, II.2.1–II.2.2, H.3.1–II.3.4).  
H. W.

*Reichskammergericht Köln*, Bd. 3: Nr. 1233–1677 (N-S), bearb. von Matthias Kordes (Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln, H. 83; zugleich: Inventar der Akten des Reichskammergerichts, Bd. 62,3, Köln 2000, Historisches Archiv der Stadt Köln, 459 S.). – Mit Ausdauer und Leidenschaft haben die Bürger des frühneuzeitlichen Köln vor Gericht gestritten. Dem verdanken wir u.a. einen umfangreichen Bestand an Prozeßakten des Reichskammergerichts, deren Erschließung durch K. zügig voranschreitet (vgl. HGBl. 118, 2000, 206; 119, 2001, 243f.) und dessen Edition sich zunehmend als eine der wichtigsten Quellenspublikationen für nahezu alle Bereiche der Kölner Stadtgeschichte dieser Jahrhunderte erweist. Man braucht den Band nur an einer beliebigen Stelle aufzuschlagen und stößt auf spannende Auseinandersetzungen um Harnischmacher, Geistesranke, Schiffsunfälle, Weinhandel, Tuchfärberei, Heringshandel, Beleidigungen, Kerzenmacherei, auf Nachbarschafts- und Erbstreitigkeiten aller Art. Nicht nur für die Rechtsgeschichte, sondern auch für die Stadt-, die Wirtschafts- und Kirchengeschichte sowie die Sozial- und Mentalitätsgeschichte erweist sich die Edition als wahre Fundgrube. Um sie auch für prosographische Fragestellungen im weitesten Sinne erschließen zu können, erwartet man jetzt schon mit Spannung den letzten Band mit den Registern.  
W. Schmid

*Grundbuch des Kölner Judenviertels 1135–1425. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Topographie, Rechtsgeschichte und Statistik der Stadt Köln*, bearb. von Adolf Kober. Mit einer Karte des Judenviertels (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde XXXIV, Düsseldorf 2000, Droste, XXVIII, 232 S.; Nachdruck der Ausg. Bonn 1920). – Die herausragende Stellung Kölns in der deutschen Städtelandschaft äußerte sich im Mittelalter auch in der Geschichte und Bedeutung seiner Judengemeinde. Einzigartig ist die Lage des Kölner Rathauses inmitten des zentral gelegenen Judenviertels. Dessen Topographie und Besitzverhältnisse sind nicht zuletzt durch die Kölner Schreinsüberlieferung so erstaunlich gut dokumentiert, daß der von 1906–1908 und 1918–1939 als Rabbiner und Hochschullehrer in Köln tätige gebürtige Oberschlesier Adolf Kober (1879–1958) nach dem Ersten Weltkrieg auf rund 200 Seiten (mit Karte, Dokumentenanhang und Register) die Entwicklung der Judensiedlung dar- und ein Häuserverzeichnis samt Grundbuch erstellen konnte. Eingeleitet wurde seine Veröffentlichung durch auch heute noch nützliche allgemeine bzw. vergleichende Beobachtungen zu den mittelalterlichen Judensiedlungen. Der unveränderte – mithin leider nicht von einem Kommentar von Herausgeberseite begleitete – Neudruck dieses wichtigen Hilfsmittels der Forschung dokumentiert ein wiedererwachtes Interesse an der Geschichte der Kölner Juden, was im Hinblick auf das Judenviertel nicht zuletzt auch seitens der Kölner Mittelalter-Archäologie zu spüren ist. Als Historiker ist jüngst Matthias Schmandt in die Fußstapfen Adolf Kobers getreten, dessen mit vielen neuen Erkenntnissen aufwartende „Studien zur jüdischen Geschichte Kölns im Mittelalter“ soeben erschienen sind. Die

Planungen für ein Jüdisches Museum auf dem Gelände des Kölner Judenviertels werfen offenkundig in für die Wissenschaft erfreulicher Weise ihre Schatten voraus.

G. Mentgen

*Spätmittelalterliche städtische Geschichtsschreibung in Köln und im Reich. Die „Koelhoffische“ Chronik und ihr historisches Umfeld*, hg. von Georg Mölich, Uwe Neddermeyer und Wolfgang Schmitz (Veröffentlichungen des Kölnischen Geschichtsvereins, Bd. 43, Köln 2001, SH-Verlag, 160 S., 11 Abb.). – Das 500. Jubiläum der Drucklegung der umfassenden Geschichte der Stadt Köln, verfaßt von einem bis heute unbekannt gebliebenen Autor, die 1499 durch den Drucker Johann Koelhoff d.J. publiziert wurde, veranlaßte zur fächerübergreifenden Auseinandersetzung mit spätmittelalterlicher Stadtgeschichtsschreibung in breiterem geographischen Kontext. Unter hansischem Aspekt sei unter den neun Beiträgen verwiesen auf die Aufsätze von Volker Henn und Uwe Neddermeyer. – Nach Ansicht des Mitherausgebers U. Neddermeyer, *Einleitung: Städtische Geschichtsschreibung im Blickfeld von Stadtgeschichte, Inkunabelkunde, Literatur- und Historiographiegeschichte* (1–27), lasse sich städtische Historiographie nicht allein über ihre Entstehungsgeschichte und Funktionen, über ihre inhaltlichen Schwerpunkte, über ihre Autoren oder ihre Rezeption definieren. Von größerer Bedeutung seien die Personen(-Gruppen) bzw. Institutionen, die in den „res gestae“ das politische Handeln bestimmten. Eine eigenständige städtische Historiographie sei beinahe ausschließlich dort entstanden, „wo autonome Kommunen existierten: in den italienischen Stadtstaaten, in der Schweiz, in Mitteleuropa und im gesamten Hanseraum“ (20f.). – Der Beitrag von V. Henn, *Städtische Geschichtsschreibung in Köln und im Hanseraum* (29–55), behandelt die Entstehungsbedingungen, Formen und Funktionen städtischer Geschichtsschreibung. Köln selbst wird als Teil des hansischen Raumes verstanden. Obwohl im späten Mittelalter bedeutendste deutsche Fernhandels- und Exportgewerbestadt und als solche eine Führungsrolle innerhalb der Hanse beanspruchend, scheine „in Köln im späten Mittelalter ein ‚hansisches‘ Bewußtsein wenig entwickelt gewesen zu sein“ (29). H. untersucht als Erzeugnisse städtischer Geschichtsschreibung erzählende Texte, die in der Stadt entstanden sind und die Stadt respektive deren Geschichte in den Mittelpunkt des geschichtsschreiberischen Interesses rücken. Indem die Geschichtsschreibung der spezifischen Erfahrungswelt der Bürger, namentlich der bürgerlichen Oberschicht, Rechnung getragen habe, spiegele sie deren städtebürgerliches Selbstverständnis und Selbstbewußtsein wider und habe gleichzeitig einen Beitrag zur Festigung dieses Selbstbewußtseins leisten können. H. stellt unter diesem Aspekt Recherchen über das historiographische Erbe der Städte Köln, Rostock, Stralsund, Wismar, Hamburg, Lübeck, Lüneburg, Braunschweig, Magdeburg, Dortmund, Halle und Hildesheim an. Dabei bestätigt sich ihm, daß für viele Städte aus der Zeit vor dem 16. Jh. wenig oder gar nichts an städtischer Geschichtsschreibung überliefert sei und daß offenbar nur in den jeweiligen wirtschaftlichen und politischen Vororten der Nährboden für eine reichere geschichtsschreibende Tätigkeit gegeben gewesen sei. Gleichwohl seien die Erscheinungsformen städtischer Geschichtsschreibung im Hanseraum im Hinblick auf Stadtbucheintragen, Denkschriften und Berichte, städtische Chroniken, Aufzeichnungen für den privaten Gebrauch sehr vielgestaltig gewesen. Hinsichtlich „der Entste-



hungsvoraussetzungen, der Verfasserschaft, der Formen und Funktionen, der ‚Gebrauchssituationen‘, auch der Rezipienten“ (54) seien bei einem Vergleich Kölns mit den übrigen Hansestädten eher strukturelle Gemeinsamkeiten zu konstatieren. In Köln aber habe früher als andernorts im hansischen Raum eine anspruchsvollere Form städtischer Geschichtsschreibung eingesetzt. Früher als in anderen Hansestädten sei in Köln eine vom Rat unabhängige städtische Geschichtsschreibung entstanden. Bürgermeister als Chronisten – wie in Hamburg, Lüneburg, Hildesheim oder Reval – habe es in Köln während des Mittelalters nicht gegeben. – U. N e d d e r m e y e r, *Koelhoffs große Fehlkalkulation? Überlegungen zu Auflagenhöhe und Absatzchancen der „Cronica van der hilliger Stat van Coellen“* (123–138), weist auf Umsatzverluste hin, die schon Koelhoff d.Ä. im norddeutschen und niederländischen Raum habe hinnehmen müssen. In den frühen neunziger Jahren sei die Konkurrenz insbesondere in Lübeck erstarkt, habe den Markt mit volkssprachlichen Texten überschwemmt und die noch recht schmale Käuferschicht überfordert. Koelhoff habe seine rheinischen Drucke im Unterschied zur Zeit vor 1493 kaum mehr in Norddeutschland oder den Niederlanden verkaufen können, weil sich mit dem breiteren und differenzierteren Angebot die Sprachgrenzen zwischen dem niederländischen, dem niederdeutschen und dem ripuarischen Markt verfestigt hätten. Die Abgrenzung vom niederdeutschen und rheinfränkischen Sprachgebiet spiegele sich andererseits in der recht schwachen Nachfrage wieder, die im nördlichen Rheinland und in Westfalen nach den Lübecker Drucken des Steffen Arndes bestanden habe. Im Rhein-Main-Gebiet und am Oberrhein seien sie praktisch unverkäuflich gewesen.

H. Böcker

*Starb Gerhard Unmaze am 21. Januar 1197 oder 1198?* fragt Hugo Stehkämper (JbKölnGV 72, 2001, 1–8), weil es von der Beantwortung dieser Frage abhängt, ob Gerhard Unmaze tatsächlich, wie verschiedentlich angenommen, am Zustandekommen des kölnisch-englisch-welfischen Bündnisses im Zusammenhang des deutschen Thronstreits nach dem Tode Heinrichs VI. maßgeblich beteiligt war. Nach Ansicht St.s kann nur das Jahr 1197 als Todesjahr Gerhard Unmazes in Frage kommen. Er stützt sich dabei auf eine nicht genau datierte Urkunde des Kölner Ebs. Adolf von Altena aus dem Jahre 1198, in der u.a. der Bau und die Dotierung des Weiher-Klosters durch die Adoptivtochter und Erbin Gehard Unmazes erwähnt werden, in Verbindung mit ebenfalls nicht genau datierten („etwa 1197–1198“) Schreins-Beurkundungen, die sich auf die Hinterlassenschaft Gerhard Unmazes beziehen. St. vermutet, daß besagte Urkunde am 1. März 1198 (oder am 9. Juni d.J.) ausgefertigt worden ist, und hält es für wenig wahrscheinlich, daß in der kurzen Zeit zwischen dem Tode Gerhards – nimmt man als Sterbedatum den 21. Jan. 1198 an – und der Ausfertigung der Urkunde die Bestattungsformalitäten, die Regelungen der Erbschaftsfragen, die Errichtung des Klosters mit dem Bau der Kirche u.v.m. hätten erledigt werden können. Damit liegt die Annahme nahe, daß Gerhard Unmaze bereits am 21. Jan. 1197 gestorben ist und auf die kölnische Politik nach dem Tode Heinrichs VI. keinen Einfluß mehr nehmen konnte.

V. H.

Hugo Stehkämper, *Albertus Magnus und politisch ausweglose Situationen in Köln* (in: Albertus Magnus. Zum Gedenken nach 800 Jahren. Neue

Zugänge, Aspekte und Perspektiven, hg. von Walter Senner OP, Berlin 2001, 359–373), würdigt die Rolle des Kölner Dominikaners als Friedensvermittler namentlich in drei Verfahren, in denen die Stadt Köln im Streit mit ihrem erzbischöflichen Stadtherrn lag: 1252, als es um eine unrechtmäßige Münzverrufung durch den Erzbischof ging und die Auseinandersetzung im sog. Kleinen Schied beigelegt werden konnte; 1258, als grundsätzliche Fragen der städtischen Verfassung strittig waren, das „oberste Herrschaftsrecht des Erzbischofs“ und das „Eigenrecht der Stadt“ (367) sich gegenüberstanden, die im Großen Schied (erst einmal) geregelt werden konnten, und schließlich 1271, als der noch in die Zeit Konrads von Hochstaden zurückreichende erneute und erbittert geführte Streit um die Unabhängigkeit Kölns mit Konrads Nachfolger, Engelbert von Falkenburg, mit einer Sühne zum Abschluß gebracht werden konnte, die allerdings nicht mehr als ein „Formelkompromiß“ war, mit dem aber, so Vf., immerhin soviel erreicht war, daß „der verbohrt, sture Falkenberger [!] seine Lage nüchterner sah und sich endlich gewissen Realitäten beugte“ (372). In allen Fällen, insbesondere 1258 und 1271, sei es nur dem Verhandlungsgeschick Alberts d.G. zu danken gewesen, daß Lösungen gefunden werden konnten. V. H.

Dem Thema *Wahlrecht und Wahlen im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Köln* hat Wolfgang Herborn einen substantiellen und klar strukturierten Aufsatz gewidmet (in: *Wahlen und Wahlrecht. Tagung der Vereinigung für Verfassungsgeschichte in Hofgeismar vom 10.3.–12.3.1997*, hg. von Wilhelm Brauner, Berlin 2001, 7–53). Es geht um die Frage nach den Verfassungsnormen und der Verfassungswirklichkeit (vor allem im Hinblick auf die Rolle des Patriziats und bestimmter patrizischer Familien) bei „Wahlen in die führenden städtischen Gremien in patrizischer und ‚nachpatrizischer‘ Zeit“ (8), wobei die Wende von der patrizischen zur „nachpatrizischen“ Zeit mit der Verfassungsänderung von 1396 (Verbundbrief) gegeben ist. H. kann zeigen, daß beim Schöffenkollodium und bei der Richerzeche bis 1396 „das aktive Wahlrecht in den Händen des kleinen Kreises der verdienten Amtleute“ (23) lag, während beim engen Rat die ausscheidenden Mitglieder ihre Nachfolger wählten und dabei ausdrücklich die eigenen Verwandten berücksichtigen sollten. Wählbar waren ausschließlich Patrizier, die ihren Anspruch auf das Stadtregeramt mit ihrer sagenhaften Abstammung von den edlen römischen Senatorenfamilien begründeten, die sich in der Zeit Trajans in Köln niedergelassen hatten. Nach 1396 änderte sich der Wahlmodus beim Schöffenkollodium nicht. Da die Schöffen aber das passive Wahlrecht für den Rat verloren, ließ das Interesse der Patrizier an der Übernahme eines Schöffenamtes spürbar nach. 1448 sah sich Eb. Dietrich von Moers gezwungen, 14 neue Schöffen einzusetzen, und zwar „uis der gantzer gemeine van Collen“! Das Kooptationsrecht des Schöffenkollodiums blieb davon unberührt, aber die Voraussetzungen des passiven Wahlrechts änderten sich in der Folge in der Weise, daß es zunehmend an ein juristisches Hochschulstudium gebunden wurde, so daß sich das Schöffenkollodium von einem geburtsständischen zu einem berufsständischen Gremium entwickelte. Grundsätzliche Veränderungen ergaben sich bei der Ratswahl. Durch den Verbundbrief, der die alleinige Geschlechterherrschaft in Köln beendete, wurde die Zahl der Ratsherren auf 49 festgelegt, von denen 36 nach einem festgelegten Schlüssel von den 22 Gaffeln, in denen Kaufleute und Handwerker organisiert waren, gewählt wurden. Diese 36 Ratsherren

wählten 13 weitere, das sog. Gebrech, aus beliebigen Gaffeln. Neben dem Rat gab es einen 44-Ausschuß, der sich aus je zwei Vertretern der Gaffeln zusammensetzte und bei wichtigen Entscheidungen des Rats gehört werden mußte. Aktiv wahlberechtigt waren in den Gaffeln alle auf den Verbundbrief vereidigten Einwohner Kölns, wählbar prinzipiell alle Bürger, wobei jedoch im Laufe des 15. Jhs. bestimmte Personengruppen vom passiven Wahlrecht ausgenommen wurden. H. schätzt, daß am Ende des Alten Reiches etwa 10 % der Kölner aktiv wahlberechtigt waren; erwähnt sei auch die Beobachtung, daß der Anteil der im dreijährigen Turnus wiedergewählten Ratsherren zu Beginn des 15. Jhs. bei 49 % lag und im Laufe des 18. Jhs. auf 87 % anstieg. Alles in allem: ein Aufsatz, den man mit Gewinn liest.

V. H.

Othmar Rütting, *Die Nikolaikapelle zu Soest. Ihre künstlerische Gestalt und liturgische Funktion – eine Neuinterpretation* (Soester Zs. 113, 2001, 14–32), weist die verbreitete Vorstellung zurück, nach der die gegen Ende des 12. Jhs. erbaute Nikolai-Kapelle die Kapelle der Soester Schleswigfahrer gewesen ist, und beruft sich dabei u.a. auf die Tatsache, daß die Kapelle im Immunitätsbereich des Patrokli-Stifts lag „und daher einer bürgerlichen Nutzung entzogen war“ (24). Auch die Deutung der Bauform als Schiff (mit den beiden Mittelsäulen als den Masten dieses Schiffes) wird vom Vf. abgelehnt. Er hält die Kapelle vielmehr für die Kapelle des Stiftspropstes, die als Begräbnisstätte und Memorien-Kapelle gedient habe.

V. H.

*Biographien bedeutender Dortmunder. Menschen in, aus und für Dortmund*, hg. von Hans Bohrmann, Bd. 3, red. von Helga Köhler und Hans Bohrmann (Dortmund 2001, Klartext-Verlag, 247 S.). – Der 3. Bd. der seit 1994 erscheinenden „Biographien“ enthält in alphabetischer Reihenfolge der Namen 79 Kurzportraits von Persönlichkeiten, die sich „durch ihre Lebensleistung eine Erinnerung erarbeitet haben“ (5). An dieser Stelle ist auf die Lebensbilder von August Meininghaus (144–146; Werner Sarholz) und Eduard Roesse (157–159; Ingrid Trocka-Hülsken) hinzuweisen. Meininghaus (1867–1945) war promovierter Staatswissenschaftler, Brauereibesitzer, Stadtrat, seit 1897 Vorstandsmitglied des Hist. Vereins für Dortmund und die Gft. Mark und von 1919 bis 1932 dessen Vorsitzender. Mit einer Vielzahl von Untersuchungen vor allem zur Topographie sowie zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Dortmunds hat Meininghaus wichtige Beiträge zur Erforschung der Geschichte der westfälischen Hansestadt geleistet. – Eduard Roesse (1855–1918) war Gymnasiallehrer, Mitherausgeber des Dortmunder Urkundenbuchs, Herausgeber der „Cronica Tremonensium“ und Gründer des Dortmunder Museums für Kunst und Kulturgeschichte, das zum Aufbewahrungsort zahlreicher Kulturgüter wurde, die im Zuge der Umgestaltung der Stadt in der Zeit der Industrialisierung verloren zu gehen drohten. Seiner Aufmerksamkeit ist auch der Erwerb der bekannten Stadtansicht Dortmunds von Detmar Mulher (1610) für das Museum zu danken.

V. H.

Friedrich-Wilhelm Hemann, *Die Beziehungen zwischen [dem] Münsterland und den östlichen Niederlanden im Mittelalter* (in: Kaufmann, Kram und Karrenspur. Handel zwischen IJssel und Berkel/Koopman, kraam en karrenspoor. Handel tussen IJssel en Berkel. Red. Jenny Sarrazin, Coesfeld 2001,

115–157). In einem sehr materialreichen Beitrag behandelt H. die engen wirtschaftlichen Verflechtungen zwischen dem westlichen Münsterland und den östlichen Niederlanden vornehmlich während des 15. und 16. Jhs. und hebt dabei die besondere Bedeutung der Jahrmärkte in Deventer hervor, mit denen Coesfeld die eigenen Jahrmarktstermine abstimmte. V. H.

Brigitte Brand und Dieter Lammers, *Das Projekt „ArchäoWelle“*. *Ausgrabungen in der Bielefelder Innenstadt* (87. Jahresbericht des Hist. Vereins für die Gft. Ravensberg, Jg. 2001, 13–30), berichten über ein seit dem Herbst 1999 durchgeführtes Ausgrabungsprojekt am Südrand der Bielefelder Altstadt „im Grenzbereich zur mittelalterlichen Neustadt und im Bereich der vermuteten vorstädtischen Siedlung“ (13). Das Grabungsgelände befindet sich zwischen den Straßen „Welle“ und „Am Bach“ und wird durchschnitten von der – unter der Erde noch bis zu einer Höhe von 2 m erhaltenen – Altstadtmauer des 13. Jhs. Die bislang durchgeführten Grabungen haben ergeben, daß diese Mauer wegen des sumpfigen Untergrunds (im Überschwemmungsgebiet des Bohnenbachs) auf einem Eichenrost erbaut worden ist, der es vielleicht erlaubt, auf der Grundlage einer dendrochronologischen Datierung des Holzes genauere Aussagen zur Entstehungszeit der Mauer zu ermöglichen. Gezeigt hat sich auch, daß nach der Zusammenlegung von Alt- und Neustadt (1520) große Anstrengungen unternommen wurden, die trennende Bachniederung trocken zu legen und aufzufüllen, um Bauland zu gewinnen. Ergraben wurden in der Altstadt die Fundamente einiger „Steinwerke“, die aber noch nicht genau datiert werden konnten. Kleinfunde legen die Vermutung nahe, daß in diesem Grenzbereich von Alt- und Neustadt Schmiede, Gerber, Schlachter und Knochenschnitzer ansässig waren. „Der Fund dreier Scherben von Gefäßen sächsischer Machart aus der Zeit vor 800“ (16) belegt nach Ansicht der Vff. die Existenz einer sächsischen Siedlung lange vor der ersten Erwähnung Bielefelds in den Schriftquellen. V. H.

Roland Köhne, *Zur Diskussion um den Namen Bielefeld* (87. Jahresbericht des Hist. Vereins für die Gft. Ravensberg, Jg. 2001, 43–48), lehnt die Herleitung des Namens „Bielefeld“ von dem in einer Corveyer Traditionsnotiz genannten „Bylanueld“ aus sprachgeschichtlichen Gründen ab und hält das „Biliveld“ der Vita Meinwerci für die älteste Namensform. Unklar bleibt allerdings die Bedeutung des Namens. V. H.

Reinhard Vogelsang, *Die Bielefelder Bürgersprachen aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Einführung und Text* (87. Jahresbericht des Hist. Vereins für die Gft. Ravensberg, Jg. 2001, 49–72), veröffentlicht den Text der vermutlich ältesten Bielefelder Bürgersprache, die nach Einschätzung V.s aus den Jahren zwischen 1580 und 1590 stammt, und parallel dazu die 1685 im Druck erschienenen „Statuta oder Bürger-Sprache“, die sich von dem älteren Text aber nur unwesentlich unterscheiden. Im einzelnen betreffen die Bestimmungen die innere und äußere Sicherheit der Stadt (u.a. den Wachdienst, den Umgang mit Feuer, die Wachsamkeit gegenüber Fremden), die Veräußerung von steuerpflichtigem Gut, das Pfandrecht, den Vorkauf, die Jahrmärkte, das Erbrecht, den Aufwand bei Hochzeiten u.a.m. und „geben Aufschluss über das Herrschaftsverständnis von Bürgermeister und Rat“ (55). V. H.

NIEDERSACHSEN. Von grundlegender Bedeutung und auch für die Hansegeschichte wichtig ist die Arbeit von Brigitte Funke unter dem Titel *Chronicken der Sassen. Entwurf und Erfolg einer sächsischen Geschichtskonzeption am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit* (Braunschweiger Werkstücke A/48, Braunschweig 2001, 336 S., 14 Abb.). Im Mittelpunkt der Untersuchungen steht der 1492 von Peter Schöffer herausgegebene Druck. Vf.in lässt die Verfasserfrage offen; der Plural „Chronicken“ wird mit Recht als Kompilation aus mehreren anderen Chroniken interpretiert; dabei handelt es sich um die Sächsische Weltchronik, die Braunschweigische Reimchronik, die Magdeburger Schöppenchronik, aber wohl auch um andere „Ansätze sächsischer Geschichtsschreibung“. Dabei übernahm der Kompilator nicht immer die Tendenzen seiner Vorlagen. Die Vielseitigkeit des altsächsischen Raumes (des Stammesherzogtums Sachsen) wird im Zusammenhang mit dem christlich-abendländischen Kaiserreich gesehen, nicht so sehr als abgeschlossenes territoriales Gebilde. Durch den Einfluss der Braunschweiger Chronistik kommen auch Hansebeziehungen ins Spiel. Der Chronist sieht die Städte nicht im grundsätzlichen Gegensatz zu Adel und Fürsten, doch gingen von einigen ihrer Vertreter Unsicherheiten aus, was sie als Städtefeinde erscheinen ließ. Bisweilen wurde in diesem Zusammenhang die Hanse aktiv, wie sie auch bei der Störung des innerstädtischen Friedens eingriff. Von großer Bedeutung ist die Illustration, bei der der Holzschnitzer anonym bleibt. Die Bilder gliedern den Text, illustrieren aber auch die Vielgestaltigkeit und die Bedeutung des historischen Raumes. Vf.in untersucht dann die Nachfolger der Chronicken, wobei abweichende Sichtweisen charakterisiert werden. Dabei berücksichtigt sie Albert Krantz und Cyriakus Spangenberg, bei dem sich der Schwerpunkt auf das südöstliche Sachsen verlagerte; die Bearbeitung der Chronicken durch Pomarius erhielt dann eine protestantische Note. Die im 16. Jh. blühende Geschichtsschreibung der Städte und kleinen Territorien wird nicht in die Betrachtung einbezogen; das hätte den von Vf.in gezogenen Rahmen wohl gesprengt. Sie meint, dass man noch am Ende des 16. Jhs. Altsachsen in seiner Gesamtheit sah; das wird man für einige Städte und Gebiete bezweifeln können. Es ist auch möglich, dass einige Chronisten in Regionalchroniken Dynastenfamilien durch gesamtsächsische Bezüge aufwerten wollten. Sicher ist aber wohl, dass die gesamtsächsische Betrachtung abnahm und schließlich ganz verschwand. Die Geschichte von Territorien und Städten rückt in den Vordergrund. Vf.in betont mit Recht, dass die „Chronicken“ mit einem gesamtsächsischen Bewusstsein bei den Bürgern der Bildungs- bzw. Oberschicht in den Städten und auch von Adeligen rechnet und es auch fördern wollten. H. Schw.

Der 4. Teil des von Arend Minder mann hg. *Repertorium(s) abschriftlich überlieferter Urkunden zur Geschichte des Erzstifts Bremen und des Bistums Verden im Mittelalter* enthält die *Urkunden des Stifts Willehadi in Bremen* (Stader Jb. 1999/2000, 11–34). Sie beziehen sich auf ein Kollegiatstift, das bis 1304 westlich außerhalb, dann innerhalb der Stadtmauer lag und auch St. Stephani hieß. Die Kirche war eine der vier altstädtischen Pfarrkirchen; das Stift war im Raum Bremen reich begütert. Alle Urkunden zwischen 1139 und 1308 sind durch Drucke in Urkundenbüchern bekannt. Die verdienstvolle Arbeit des Vfs. besteht im Nachweis der handschriftlichen Überlieferung und der Formulierung von Regesten. H. Schw.

Eine Übersicht über die Machtverhältnisse im Erzstift Bremen bietet H a n s - E c k h a r d D a n n e n b e r g in seinem Aufsatz *Vom Landtag zur Landschaft* (Jb. der Männer vom Morgenstern 79, 2000, 27–44). Nach der einschlägigen Literatur ist das komplizierte Thema in den Grundzügen übersichtlich dargestellt. Dabei wird auch die Stellung der Städte berücksichtigt; sie entwickelte sich unterschiedlich. In den Vertrag des Erzbischofs mit den Gruppierungen des Erzstifts von 1397 waren die drei Hansestädte Bremen, Stade und Buxtehude eingeschlossen; diese verpflichteten sich auch zur Teilnahme an Schiedsgerichten, den späteren Landtagen, zur Zahlung von Landessteuern und zu einem Beitrag zum Heereskontingent. Die Städte waren aber auch an andere Verträge und Bündnisse, wie etwa die Hanse, gebunden; zudem strebte Bremen in der Grundtendenz eine weitgehende Lösung vom Erzstift an. Die Bindungen waren von der jeweiligen politischen Lage abhängig. Schwankungen konnten in dem allgemein gehaltenen Aufsatz nicht in allen Einzelheiten untersucht werden, zumal die Städte im Rahmen der Stände nur eine marginale Rolle spielten. Die Reformation führte nicht zu einer völligen Loslösung der Städte von den Ständen, sondern eher der Stände vom Erzbischof; doch wurde die Machtverteilung immer unsicherer, zumal auch die europäischen Großmächte in die Verhältnisse des Erzstifts hineinwirkten. Das Linzer Diplom von 1646 machte Bremen rechtlich zwar zur Reichsstadt, dennoch versuchte der neue Landesherr Schweden, später Hannover, die Stadt im Herzogtum Bremen zu halten. Vf. stellt dann die Entwicklung der entmachteten Landstände zur heutigen „Landschaft“ vor, die vor allem kulturelle Aufgaben hat. H. Schw.

In seinem dickleibigen Buch über *Ritter und Knappen zwischen Weser und Elbe. Die Ministerialität des Erzstifts Bremen* berührt H a n s G . T r ü p e r auch wichtige Probleme städtischer Sozialgeschichte Norddeutschlands (Schriftenreihe des Landesverbandes der ehem. Herzogtümer Bremen und Verden, Bd. 12, Stade 2000, 1176 S., 23 Abb., 22 Stammtfn., zahlreiche Wappenabb.). Es ist zu bedenken, dass Vf. eine sehr große Menge von Quellen und Literatur verarbeitet hat, dass aber die Gliederung unübersichtlich ist und vieles durch Adverbien wie vielleicht, möglicherweise sowie durch Verwendung des Konjunktivs als Vermutung gekennzeichnet ist. Mit Recht beklagt Vf., dass die Bremer Ritterschaftsforscher sich Jahrhunderte hindurch auf „den Mushard“ (Monumentum Nobilitatis) stützten; jetzt müssen sie mit „dem Trüper“ leben. Es ist unmöglich, die verschlungenen genealogischen Konstruktionen auf den Wahrheitsgehalt zu überprüfen; hier muss sich die kritische Betrachtung auf das Verhältnis zwischen Ministerialität und städtischer Oberschicht, bes. in Bremen, richten. Das Problem ist nicht neu; es wurde bisher angenommen, dass immer wieder Ministeriale in die Städte zogen, verbürgerlichten und sogar Ratsherren wurden. T. geht einen Schritt weiter: Er spricht von einer Stadtministerialität, die im 12./13. Jh. die bürgerliche Oberschicht bildete. Dabei fehlt es nicht an gewagten Argumenten, die eine dürftige Bremer Quellenlage durch Analogien aus rheinischen Städten ergänzt. Da dort etwa Reichsministeriale nachweisbar sind, nimmt Vf. sie auch in Bremen an; Nachweise gibt es nicht. Wie sehr Vf. die neuere Quellendiskussion außer acht lässt, zeigt sich bei der Auswertung einer Liste von Teilnehmern am 1. Kreuzzug, die im Zusammenhang mit einer Reihe von Urkundenfälschungen aus dem Anfang des 15. Jhs. steht und bei einer Bearbeitung der Rinesberch-Schene-Chronik um 1420 sowie von anderen Chroniken bis ins 16. Jh. übernom-

men wurde. (Die zitierte Sparenberg-Chronik ist übrigens von etwa 1550, nicht von 1492!) Vf. datiert die Liste („eindeutig“) auf das Ende des 12. Jhs., obwohl die Personen Familien des 15. Jhs. angehörten. Da hier nun aber „consules“ auftauchen, die es damals überhaupt noch nicht gab, erklärt Vf. diese kurzerhand zu Ministerialen. Als 1239 ein Bürger als Ministeriale bezeichnet wird, ist das so gleich ein Beweis für eine Stadtministerialität, obwohl Otto Rufust sonst immer nur als „civis“ und „consul“ und auch kein anderer Bürger oder Ratsherr in dieser Zeit „ministerialis“ genannt wird. Ähnlich steht es im Umgang mit der Intitulatio der städtischen Urkunden des 13. Jhs. Hier finden sich „cives“, „burgenses“ und „consules“. „Burgenses“ sind für Vf. „Stadtministeriale“. Ein Beweis fehlt. Man wird annehmen dürfen, dass im 13. Jh. zeitweilig erzbischöfliche Ministeriale Bürger und Ratsherren wurden, das muss aber nicht immer so gewesen sein. Man kann auch vermuten, dass Ratsherren, die ja im allgemeinen Renten- und Grundbesitzer waren, gelegentlich nur mit einem Teil ihres Grundbesitzes in ministeriale Abhängigkeit gerieten. Zudem ist die Frage, ob der in der Stadt geltende Grundsatz „Stadtluft macht frei“ auch auf Ministeriale angewandt wurde, die in die Stadt zogen. Die Fernhändler Bremens hält Vf. durchweg für Ministeriale. Wenn einige Ratsherren einen Handwerkernamen trugen, ist das für den Vf. kein Hindernis, sie zu Ministerialen zu erklären, „da Handwerker als Ratsherren für diese Zeit (13. Jh.) noch nicht denkbar sind“. Warum eigentlich nicht? Gelegentlich zeigt Vf. sogar Ansätze von Humor: So soll die „Vertreibung der Geschlechter“ 1304 dadurch ausgelöst worden sein, dass einige jugendliche Rowdys der führenden Familien gewalttätigen Schabernack trieben. Man darf also wohl sagen, dass die bisherige Auffassung, Angehörige von Ministerialenfamilien im 12./13. Jh. seien in die Stadt gezogen und verbürgerlicht, weiterhin Bestand hat; für andere Auffassungen fehlen prosopographische Untersuchungen, die Vf. für wichtig hält, aber nicht durchführt, auch nicht durchführen kann, weil die Quellen fehlen. Man kann weiterhin über die Stellung von Ministerialen, die in die Stadt zogen, vor allem ihre Abhängigkeit oder Loslösung von ihrem ehemaligen Herrn, spekulieren. Man wird davon ausgehen müssen, dass es im Laufe der Jahrzehnte Varianten gab. Wer T.s dickes Buch liest, wird erkennen, dass ein mit Vermutungen vollgestopfter Zettelkasten keine gesicherten Erkenntnisse gibt, wenn man ihn ausschüttet. Das hätte dem Doktoranden T. vor dem Druck klargemacht werden müssen.

H. Schw.

Im repräsentativen Werk *Die Weser, ein Fluss in Europa* finden sich in Bd. I (*Leuchtendes Mittelalter*) und II (*Aufbruch in die Neuzeit*) einige Beiträge, die der Hansehistoriker beachten sollte (Holzminen 2000, Jörg Mitzkat, Bd. I: hg. vom Museum Hameln, 464 S., zahlreiche Abb.; Bd. II: hg. vom Weserrenaissance-Museum Schloss Brake, Lemgo, 224 S., zahlreiche Abb.). Der Fund von zwei mit Obernkirchener Sandstein beladenen Weserkähnen gab den Anlass für Ausstellungen in vier Museen: in Hameln, Brake, Gernheim (Glashütte) und Bünde (Tabakmuseum). Im Bd. I finden sich vor allem Aufsätze über die Kunst bzw. das Kunstgewerbe im Oberweserraum. Wirtschafts- und verkehrsgeschichtliche Themen sind in der Minderzahl. Der Schluss des Bandes enthält eine Beschreibung der einzelnen Exponate im Museum Hameln. *Großräumige Kulturkontakte an der Weser in der Vor- und Frühgeschichte* verbinden Marco Adameck und Joachim Schween mit *Überlegungen zur Weserschiff-*

*fahrt und zum Landverkehr* (8–23). Funde von römischem Import im Flussbett bestätigen die herrschende Meinung, dass flachgehende Boote, etwa Einbäume, in dieser Zeit den Fluss befuhren. Um 808 entstand das Binnenschiff, das in Bremen 1989 gefunden wurde und auf eine entwickelte Schifffahrt in dieser Zeit schließen lässt. Während der Wasserweg durch den Flussverlauf einigermaßen festgelegt war, ist die Rekonstruktion von Landwegen kaum möglich. Gräberfelder, der Fund eines Wagenrades, Urkunden des Mittelalters und Landkarten des 16. Jhs. sagen über Fernstraßen des frühen Mittelalters gar nichts aus. G u d r u n P i s c h k e bietet eine Übersicht über *Die Weserstädte im Mittelalter* (38–52), wobei sie die Landeshoheit, Stadtrechte, Kontakte zwischen den Städten (etwa Städtebünde) usw. behandelt; dabei stehen die Oberweserstädte im Mittelpunkt der Darstellung. *Mittelalterlicher Fernhandel und -verkehr im oberen Weserraum* sind Gegenstand eines Aufsatzes von H o l g e r R a b e (54–61). Aus der geringen Anzahl von Quellen wird ein geringer Schiffsverkehr im Mittelalter vermutet. Es fehlt statistisch verwertbares Material, so dass alle Quantitätsüberlegungen hypothetisch bleiben müssen; man wird aber vermuten können, dass es einen Transport von Massengütern (landwirtschaftliche Produkte, Salz, Holz, Steine, Kalk, Keramik, Erze usw.) gab, z.T. nur auf Teilstrecken in Kombination mit dem Landverkehr. Die Verbindung in den Nord- und Ostseeraum dürfte über Bremen gegangen sein. V o l k e r D e m u t h schreibt über ein Produkt des Gewerbes an der Oberweser, das auch für den Handel im Hanseraum eine Rolle gespielt haben dürfte; sein Thema lautet: *Keramik aus dem Weserraum in Bergen – Zeugnis mittelalterlichen Fernhandels zwischen dem Weserbergland und dem westlichen Norwegen* (62–71). Die Darstellung bezieht sich auf Keramikfunde, die allerdings nur teilweise mit Sicherheit dem Oberwesergebiet zugeordnet werden können; ob der Export über Bremen erfolgte, muss offen bleiben. – In Bd. II stehen wirtschafts- und kulturgeschichtliche Themen im Vordergrund; vor allem sind auch mehrere Beiträge auf die Fußschifffahrt bezogen. Dabei ist allerdings zu beachten, dass zwischen den einzelnen Aufsätzen sehr informative Exponat-Beschreibungen eingeschaltet sind. Das Thema von D i r k K o r i n t h ist *Der Fluss als Naturgewalt* (22–27), wobei es sowohl um Hochwasser als auch um das Fahrwasser geht. Es wird auf viele Details hingewiesen. Vielleicht hätten Deich- und Wurtenbau im Zusammenhang beschrieben werden können. Die Probleme, die durch Änderungen im Flussverlauf, durch die Bildung von Sandbänken, den Bau von Brücken und Wehranlagen entstanden, werden anschaulich beschrieben. Sie nahmen vor allem auch zu, weil die Größe der Schiffe wuchs; schon im Mittelalter dürften größere Seeschiffe nicht mehr nach Bremen gefahren sein, und der Hafen von Vegesack bot auch keine Abhilfe. Zahlreiche Karten und technische Zeichnungen des 16. Jhs. zeigen, dass man die Probleme erkannte, dass es aber nicht gelang, sie wirkungsvoll zu beheben; die staatliche Zersplitterung wirkte dabei hemmend. Mit dem Hinweis auf den Elsfl ether Zoll (68–71) wird dieses Problem angesprochen. Erst die 2. Hälfte des 19. Jhs. brachte die Basis für entscheidende Verbesserungen. B e t t i n a S c h l e i e r gibt einen instruktiven Überblick über die Entstehung und Bedeutung von Wilhelm Dilichs *Urbis Bremae et praefecturae quas habet, typus et chronicon* (90–92). Die Weser spielt in dem Aufsatz nur eine marginale Rolle; sie erhielt aber in der Chronik eine vorzügliche Sonderkarte; es ist auffallend, dass die Schlachte, der Hafen Bremens, in der Ansicht von Süden (Tab. XV) nur als unbedeutendes Detail



erscheint; man wird darin wohl nicht eine beabsichtigte Zurückstufung der Bedeutung sehen dürfen, sondern eher ein Anzeichen für eine realistische optische Sicht; es ist eindeutig, dass im Dilich-Stich die Türme der Stadt die Aufmerksamkeit des Betrachters auf sich ziehen sollten. In den beiden Vogelschauansichten der Tab. XIII und XIV wird dann die Schlachte aber deutlich hervorgehoben. Für den Hansehistoriker sind die Aufsätze von Dirk Korinth über *Schiffe in der Frühen Neuzeit* (98–99) und Georg Heil über *Schiffe auf der Weser im 18. Jahrhundert* (100–105) von Bedeutung. Beide Vff. beschränken sich auf Schiffe der Oberweser. Die archäologische Quellenlage ist für das 16./17. Jh. dürftig, die Schriftquellen gestatten aber ein plastisches Bild. Als Ladefähigkeit beim Verkehr flussaufwärts werden 4,8 Last = 9,6 Tonnen ermittelt. Im 17. Jh. wuchs mit der Größe der Schiffe auch das Ladegewicht. Vorherrschender Schiffstyp war der für Massentransporte geeignete „Bock“, wobei oft mehrere Böcke miteinander verbunden wurden. Die Ertragsquote der Schiffe war gering, doch im allgemeinen höher als bei Fuhrwerken im Landverkehr. Georg Heil geht in seinem Aufsatz von den 1999 bei Nienburg gefundenen Schiffen von 1750/60 aus. Sie hatten eine Ladung von 51 Tonnen Obernkirchener Sandstein. Das größere der beiden Schiffe war etwa 35 m lang; es wird ein Tiefgang bei voller Beladung von 1,7 m angenommen. Der Mast diente nicht nur zum Segeln, sondern auch zum Treideln. Ulrich Weidinger schreibt über *Häfen und Schlachten* (114–127). Dabei beschreibt er Schifffahrt und Hafensituation in Bremen, Münden, Höxter, Holzminden, Hameln, Rinteln, Vlotho und Minden. Bei der Schlachte in Bremen klammert er – dem Thema entsprechend – die mittelalterliche Entwicklung mit der Balge aus. Er wiederholt die aus den Stadtansichten von Weigel (um 1560) und der Vogelschau von Hogenberg (1588) abgeleitete herrschende Meinung, dass um 1580 eine steinerne Kaimauer gebaut wurde. Das wurde vor kurzem durch die Untersuchung von Fundamentpfählen bestätigt. Die Bedeutung des Wittheitsbeschlusses von 1557, dass die Schlachte künftig als „bynnen unser stat gelegen“ betrachtet werden solle, muss offen bleiben. Vielleicht war der Durchgang durch die Schlachtpforten nun nicht mehr beschränkt. Dass die Schlachte bisher nicht im Geltungsbereich des Stadtrechts gelegen haben sollte, ist kaum anzunehmen, da St. Martini als Pfarrkirche außerhalb der alten Stadtmauer an der Weserseite der Stadt lag und sich zahlreiche Anordnungen des Stadtrechts und der Kundigen Rullen seit 1303/08 auf die Schlachte bezogen. Zudem muss man Vorbehalte anmelden, wenn man aus der Abbildung von Schiffen auf Stadtplänen und Vogelschauen auf deren Größe und Anzahl um 1600 schließen wollte. Auch an einer realistischen Darstellung der Bebauung an der Schlachte muss man zweifeln. Mit Recht beurteilt Vf. das Fehlen von Ladevorrichtungen auf dem Weigel-Stich skeptisch, obwohl man im allgemeinen vom Be- und Entladen der Schiffe durch Träger über Planken ausgehen muss. Vf. skizziert dann für die einzelnen Oberweserhäfen die Hafensituation. Bei einigen von ihnen war das Umladen von Fuhrwerken auf Schiffe von großer Bedeutung; auch dürfte die Weser für manchen Transport nur streckenweise in Anspruch genommen worden sein. Besonders schwierig war die Schifffahrt in Hameln; hier mussten die Waren durchweg umgeladen werden. Von den Städten an der Oberweser war nur Minden Mitglied der Hanse; es hatte unzulängliche Hafenanlagen bzw. Liegeplätze; dennoch fand ein reger Wechsel zwischen Land- und Flussverkehr statt. Mit Bremen gab es manche Streitigkeiten um das Stapelrecht; Mindener Schiffer versuchten auch mit

ihren Schiffen an Bremen vorbei die Wattenfahrt nach Friesland und Holland zu betreiben, freilich ohne großen Erfolg. Stadtansichten von Bremen und den Oberweserorten geben eine wichtige optische Ergänzung zu Weidingers Aufsatz. Jeder Plan wird von einem instruktiven Text begleitet. Eine wirtschaftsgeschichtliche Sicht hat der vorzügliche Aufsatz von Dirk Korinth über *Güter auf dem Fluss* (150–155). Die Grundlage boten Zolllisten von Varenholz und Petershagen aus dem 16./17. Jh. Vor allem wurden Getreide, Waid, Leinen, Wolle, Holz, Steine, Kalk, Glas und Keramik wesenabwärts transportiert, teilweise auf dem Landwege zu den Häfen gebracht oder auch nur streckenweise auf dem Wasserwege befördert. Flussaufwärts gingen Tran, Teer, Pech, Seife, Honig, Butter und Käse sowie andere Güter; Bier und Salz spielten nur eine geringe Rolle. Die Quellen gestatten keine genaue statistische Erfassung über längere Zeiträume. Im ganzen nahm der Wasserverkehr zwischen 1570 und 1610 erheblich zu, vor allem bei Fertigwaren war der Zuwachs recht groß. Der 30jährige Krieg brachte dann einen Einbruch. Einige Urkunden und Kurzaufsätze beziehen sich auf bestimmte Güter, die auf der Weser transportiert wurden (167–187): Waid, Sandstein, Geschütze, Keramik usw. Georg Heil schreibt über *Menschen am Fluss* (188–195), wobei er die Tätigkeit von Bauern, Bürgern, Schiffern und Fischern, aber auch die Stellung der Menschen im Staat beschreibt. Herbert Schwarzwälder berichtet über *Reisende auf der Weser* (204–213) und bietet Auszüge aus Reiseberichten des 16. und 17. Jhs., die nicht von Schiffern, sondern von Mitreisenden verfasst wurden, die vor allem Erlebnisse und Beobachtungen niederschrieben. Kai Lohsträter beschreibt die *Auslagenaufstellung des Umzugs von Pastor Urban Pierius*, der 1599 von Amberg nach Bremen zog, wobei der Pastor selbst die Kutsche benutzte, den Hausrats aber von Wanfried an der Werra bis Bremen zu Schiff transportieren ließ (214–215). H. Schw.

Ein ungewöhnliches Thema mittelalterlicher Stadtgeschichte behandelt Rainer Drever in seinem Aufsatz *Verbale Aggression im Spiegel südniedersächsischer städtischer Statuten des Spätmittelalters*. „*Malk scal siner word scone hebbem*“ (Göttinger Jb. 48, 2000, 37–52). Verbale Aggression wurde vielfach als Ehrverletzung angesehen und bestraft. Vf. macht deutlich, dass die juristische Beurteilung oft von der Zugehörigkeit des Beteiligten zu einer bestimmten Bürgergruppe abhängig war, wobei Angehörige des Rats besser geschützt waren als Angehörige anderer Bürgergruppen, für die es auch bestimmte Normen der Ehre gab; doch bleiben die Grenzen fließend. Die ehrverletzenden Schimpfworte ließen sich in das Grundmuster „Dieb, Schelm, Hure“ einordnen. Wer die Scheltworte hinnahm, geriet in Gefahr, dass das als ein Eingeständnis der Ehrlosigkeit aufgefasst wurde. Wie das Ratsgericht mit solchen Beschimpfungen umging, wird an einigen Fällen demonstriert; oberstes Ziel war die Wahrung des Stadtfriedens; vorsätzliche und spontane verbale Angriffe waren oft Vorstufe zur Gewalttat. Inwiefern eine Rücknahme des Schimpfwortes oder die Strafe die Ehre des Beleidigten wiederherstellte, muss offen bleiben; Genugtuung aber bereitete das allemal. Die Varianten der Rechtspflege im Falle der Beleidigung waren in den südniedersächsischen Städten nur sehr gering. H. Schw.

Im Aufsatz von Karsten Igel über *Zentren der Stadt* finden sich Überlegungen zu Stadtgestalt und Topographie des spätmittelalterlichen Osnabrück

(OsnMitt. 106, 2001, 11–47). Vf. erklärt zu Beginn, dass neu erschlossene Quellen eine Korrektur bisheriger Auffassungen erforderlich machen. Der Aufsatz beschäftigt sich dann weniger mit den „Zentren“ der Stadt als vielmehr mit der Entwicklung der Stadtteile, vor allem auch mit der Ausstattung mit kirchlichen Einrichtungen. Unumstritten ist wohl, dass der Dom und der Markt die ältesten Zentren darstellten, um die sich als Stadtbereiche die Domimmunität und die Altstadt entwickelten; die Neustadt war – nach Topographie und Verfassung zu urteilen – ein jüngerer Stadtbereich. Hinzu kamen Westertor- und Hasetorvorstadt sowie Siedlungsbereiche außerhalb der Tore. Ähnliche Entwicklungslinien zeigen sich bei anderen norddeutschen Städten. Vf. entnimmt den Quellen eine Fülle von Detail, das die Vorstellungen von der Entwicklung der Stadt belegen soll. Schwieriger ist die Frage zu klären, welche Rolle die geistlichen Institutionen als Zentren der topographischen Entwicklung spielten. Der Dom war ein solches Zentrum und zwar für die Domimmunität. Diese nahm im Bereich der Stadt insofern eine Sonderstellung ein, als sie eine kirchliche und politische Interessenbindung mit einem Gebiet außerhalb der Stadt hatte. Das Kollegiatstift St. Johann nahm wohl eine Mittelstellung ein, denn es war nicht nur immunes Stift, sondern auch durch Pfarrechte mit der Bürgerstadt verbunden. Pfarrkirchen, Klöster, Beginenhäuser genossen für ihre Gebäude kirchliche Immunität, waren aber keine Zentren bürgerlicher Siedlung; man wird im allgemeinen sagen dürfen, dass erst die Siedlung entstand, dann die kirchliche Institution kam; nur in Ausnahmefällen war es umgekehrt. Besondere Aufmerksamkeit schenkt Vf. mit Recht dem Marktplatz als Zentrum der Altstadt, in der er um St. Katharinen ein weiteres Zentrum sehen möchte, das „...noch eine besondere Würdigung verdient“. Sehr informativ sind die beiden Stadtpläne (um 1300 und um 1500), die dem Aufsatz beigegeben sind. H. Schw.

Karsten Igel interpretiert *Quellen zur Einwohnerzahl und Sozialstruktur des spätmittelalterlichen Osnabrück* (OsnMitt. 106, 2001, 281–287). Bisher galt es als sicher, dass die Einwohnerzahl zwischen 4800 (1424) und 8000 (1487) lag; sie wurde aus den Steuerlisten jener Zeit berechnet. Schwierigkeiten ergeben sich bei der Frage, ob denn die Vermögenssteuerlisten (Listen über den Vorschöß) überhaupt alle Haushaltsvorstände und Einzelpersonen erfassten; durch die Kopfsteuer wurden nur erwachsene Einwohner erfasst, und es mag auch Befreiungen gegeben haben. Ein Unsicherheitsfaktor ist zudem durch den angenommenen Multiplikator Haushaltsvorstände – Haushaltsmitglieder gegeben. Muss man nicht auch die Geistlichen berücksichtigen die in bürgerlichen Steuerlisten nicht erfasst wurden? Auch sind die Listen sehr lückenhaft und machen daher die Statistik unsicher. Man kann also wohl nur Annäherungswerte erreichen. Vf. errechnet 8000 Einwohner am Anfang und 10 000 am Ende des 15. Jhs. Er kritisiert die von Jürgen Bohmbach angenommene Sozialstruktur Osnabrücks und hält es nicht für möglich, aus den Steuerlisten die Vermögensstruktur der Einwohner zu erschließen. Zudem ist die aus den bürgerlichen Steuerlisten entwickelte Vermögensstruktur noch keine Sozialstruktur, da für diese nicht nur das Steuervermögen in der Stadt, sondern auch die Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft (etwa als Ratsherr, Zunftmeister oder Kaufmann) sowie der Grundbesitz außerhalb der Stadt maßgebend war. Zudem hatte die Geistlichkeit eine eigene Sozialstruktur, die vom Vf. überhaupt nicht berührt wird. H. Schw.

Kaum war die Arbeit von Christian Hoffmann über den ersten Osnabrücker Drucker, Martin Mann, erschienen (vgl. HGbll 118, 2000, 215f.), da veröffentlichte Vf. *Nachträge und Ergänzungen zum Verzeichnis des ersten Osnabrücker Buchdruckers Martin Mann (1617–1635)* (OsnMitt. 105, 2000, 201–207). Bei den neu erschlossenen Erzeugnissen handelt es sich um Drucke von wenigen Seiten (1–4 Bll.), die durch typographische Vergleiche zugeordnet werden konnten. Die Ergänzungen enthalten weitere Nachweise von Verwahrornten und zusätzliche Literaturangaben. Damit erhöht sich die Zahl der bekannten Drucke der Mann-Offizin auf 81. Weitere Funde sind zu erwarten. *H. Schw.*

Während die bisherigen Veröffentlichungen über Osnabrück im 17. Jh. kaum Quellennachweise haben, nutzt Gerd Steinwacher in seiner Arbeit unter dem Titel: *Osnabrück und der Westfälische Frieden. Die Geschichte der Verhandlungsstadt 1641–1650* (Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen 42, Osnabrück 2000, Selbstverlag des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück, X, 416 S.) nicht nur die umfangreiche Literatur, sondern greift auch auf zahlreiche Quellen zurück, sowohl auf die am Ort als auch auf die auswärts verwahrten. Nicht die komplizierten Verhandlungen des Kongresses, sondern die kulturelle und wirtschaftliche Struktur der Stadt sowie die besondere Lage, die mit der Unterbringung und dem Umgang mit den Gesandtschaften entstanden war, stehen im Mittelpunkt der Betrachtung. Es werden aber auch die Interessen Osnabrücks bei den Verhandlungen berücksichtigt; dabei wurde sogar ein Aufstieg der Stadt zur Reichsstandschaft erwogen, aber nicht durchgesetzt. Osnabrück wurde von den Schweden und Franzosen als Verhandlungsort gewünscht; die schwedische Militärbesetzung wurde beendet, die Stadt für die Dauer des Kongresses neutralisiert. In Osnabrück fand der Kongress beengte Verhältnisse vor. Für manche Bürger ergaben sich wirtschaftliche Vorteile, die Stadt aber hatte auch große Unkosten. Für das Bistum führten die Verhandlungen zu einem Kompromiss: Das Bistum, in dessen Landesherrschaft die Stadt eingebunden blieb, sollte alternierend von einem katholischen und einem lutherischen Bischof (aus dem Hause Hannover) regiert werden. Die Stadt gehörte zwar zu den Städten des Bistums, konnte aber ein hohes Maß an Selbständigkeit bewahren. Die Hanse, deren Mitglied Osnabrück ja auf dem Papier noch blieb, war für die Stadt ohne Bedeutung. Erst im Verwaltungsstaat des 19. Jhs. änderten sich die Verhältnisse in der Stadt grundlegend. Der flüssige Stil des Vfs. und die übersichtliche Gliederung des komplizierten und detailreichen Stoffes machen das Buch zu einer angenehmen Lektüre. Kulturelle Zustände werden in farbiger Weise dargestellt. Das Buch hat einen Orts- und Personenindex. *H. Schw.*

Wichtige Erkenntnisse über die städtische Siedlungsgeschichte des Mittelalters bietet ein Aufsatz von Andrea Bulla unter dem Titel *Ausgrabungen auf den innerstädtischen Plätzen um St. Blasius und Rathaus*, – er ist Vorbericht zu *neueren archäologischen Forschungsergebnissen aus Hann. Münden* (Göttinger Jb. 48, 2000, 7–25; s.a. HGbll. 119, 2001, 250f.). Erschlossen wurden die Friedhofsmauer von 1150/1200 mit „Trittsperren“ (für das Vieh) und Wege auf dem Kirchhof sowie Reste der ersten Kirche des 12. Jhs. Zudem wurden das Steingrab eines Mädchens und ein Männergrab mit einer Münze von 1170/90 gefunden. Stadtmauerreste wurden auf „um 1200“ datiert, ein Bohlenweg auf „nach 1187“. Die

Entstehung einer Lateinschule wird für das 12. Jh. angenommen. Der Marktplatz bestand schon um 1200. Der große Aufschwung mit einem Neubau des Rathauses und einer Umgestaltung des Marktplatzes mit Werkstätten von Handwerkern erfolgte um 1250. Vor allem fand sich aus dieser Zeit Keramik von hoher Qualität. Wenn mancher Befund auch nur unsicher datiert werden kann, rekonstruiert Vf.in in überzeugender Weise in groben Zügen die Stadtentwicklung der Gründungsphase.

H. Schw.

Auf der Jahrestagung der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte 2000 in Einbeck, wurden einige Vorträge gehalten, die sich auf die Kirchengeschichte des Tagungsortes beziehen; sie wurden als Aufsätze veröffentlicht und überschneiden sich im sachlichen Inhalt mehrfach (Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte 98, 2000). Andreas Heege stellt *Historische Nachrichten – archäologische Befunde – Bildquellen über Einbecks Kirchengebäude und Kapellen im Mittelalter und der frühen Neuzeit* (7–53) zusammen. Es begann im 11. Jh. mit dem Chorherrenstift St. Alexandri, das bei einem Gutshof lag, der dann im 12. Jh. den Welfen gehörte. Die Gebäude hatten eine komplizierte Geschichte, die z.T. aus archäologischen Befunden rekonstruiert werden konnte. Die Marktkirche St. Jacobi ist seit 1238 überliefert; alte Bauteile finden sich in dem erhaltenen Hallenbau des 13. Jhs., der mehrmals umgebaut und saniert wurde. Die Neustädter Marienkirche erhielt einen spätgotischen Nachfolgebau, der mehrfach verändert und 1963 abgebrochen wurde. Zudem gab es eine Kapelle bei der Pilgerherberge St. Gertrudis (abgebrochen 1587), eine Kapelle auf dem Johannisfriedhof (1581/82); beim Leprosenhaus St. Bartholomäi lag eine Kapelle, die heute noch besteht; das kleine Siechen- und Armenhaus hatte eine St. Georgs-Kapelle (erneuert 1766). Es gab noch weitere kleine Kapellen. Zwischen 1315 und 1775 existierte das Augustinerkloster, dessen Kirche Beatae Virginis 1632 abgebrochen wurde. In Einbeck haben sich nur wenige der alten Kirchen und Kapellen erhalten, keine aber im ursprünglichen Zustand. Der Aufsatz enthält eine Fülle baugeschichtlicher Details, die aus der Literatur, aus Archivalien, archäologischen Befunden, Plänen und Bildern gewonnen wurden. Eine der kirchlichen Einrichtungen Einbecks untersucht Wolfgang Petke in seinem Aufsatz *Von der Ecclesia Embicensis zum evangelischen Mannsstift: Das Stift St. Alexandri in Einbeck* (55–88). Es geht dabei um ein im 11. Jh. gegründetes Kollegiatstift. Die Untersuchung bezieht sich nicht so sehr auf die bauliche Entwicklung, als vielmehr auf die Institution und deren Abhängigkeiten (bes. von den Welfen). St. Alexandri galt im Mittelalter als angesehenste Einbecker Kirche, deren Pröpste auch Archidiakone der Stadt waren. Mehrere Pröpste kamen aus dem Welfenhaus; einige Kanoniker übernahmen wichtige kirchliche Funktionen. Der evangelische Glaube zog 1543 ein; das Stift bestand aber weiter, verlor im 17. Jh. seine Patronatsrechte in der Stadt und wurde 1863 aufgehoben. Auch dieser Aufsatz benutzt viele ältere Arbeiten und einschlägige Akten. *Das Marienstift vor Einbeck* ist Gegenstand einer Untersuchung von Edgar Müller (89–106). Es entstand 1308 bei einer Hospitalkirche aus dem 13. Jh.; die Kirche wurde 1632 zerstört, die Institution bestand im Alexandri-Stift bis 1863 weiter. Es ist das Verdienst des Vfs., dass er die dürftige Überlieferung zu einem geschlossenen Bild verarbeitete. Gaby Kupfer beschreibt *Die Ausbildung des Einbecker Pfarreiwesens im Mittelalter* (107–129). Die Stadt und ihre Umge-

bung bildeten seit dem 12. Jh. einen eigenen Archidiakonat, in dem der Propst des Alexanderstifts Archidiakon war. Dieses Stift war zugleich Pfarre, ebenso dann das Kollegiatstift S. Marien außerhalb Einbeck. Rein bürgerliche Pfarren waren S. Jacobi (Marktkirche), seit 1318 mit einem Augustinerinnenkonvent, und die Marienkirche in der Neustadt. Alle diese Pfarreien werden in ihrer Entwicklung übersichtlich beschrieben. Kurz dargestellt sind auch die Pfarrechte des Bartholomäus-Hospitals, des Siechenhauses St. Georg und des Heilig-Geist-Spitals, die zumindest für die Insassen Pfarrechte ausübten, aber zu einer der städtischen Pfarreien gehörten. Zudem wird auf einige Klöster und Kapellen hingewiesen, die keine Pfarrechte besaßen. Beim Aufsatz von Peter Aufgebauer über *Die Stadt Einbeck und der regionale Adel im Mittelalter (131–141)* geht es vor allem um Stiftungen des Adels für die Stifter und Klöster in Einbeck, nicht aber um politische und gesellschaftliche Beziehungen zwischen Adel und Bürgertum. Im Beitrag über *Reformation und Stadt* untersucht Ernst Böhm *Die Städte im Fürstentum Grubenhagen und die Stadt Göttingen im Vergleich (165–177)*. Vf. betont mit Recht, dass innerstädtische Verhältnisse den Verlauf der Reformation beeinflussten, dass aber in den Städten Einbeck, Osterode und Göttingen große Unterschiede bestanden. In Einbeck bildeten Konflikte zwischen Stadt und Alexanderstift die Ausgangslage; in Göttingen gab es Spannungen zwischen Ratsgeschlechtern einerseits und Gilden, Innungen und Neuen Wollenwebern andererseits. Diesen beiden Städten gestattete eine gewisse Selbständigkeit eigene Entscheidungen, unabhängig von der Landesherrschaft, und Verbindungen zu außerstädtischen Bewegungen (beide Städte waren Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes). Osterode stand dagegen in enger Abhängigkeit vom Landesherrn, wobei politisches Kalkül und persönliche Überzeugung eine Rolle spielten. Vf. macht deutlich, wie kompliziert das Geflecht der im Rahmen der Reformation wirkenden Kräfte war.

H. Schw.

Rolf Siebert stellt in Zusammenhang mit seinem Aufsatz über *Die Fernstraßen zwischen Oker, Lappwald, Harz und Aller die Frage Gab es eine frühmittelalterliche Süd-Nord-Fernstraße östlich der Oker?* (Braunschw. Jb. 82, 2000, 37–59). Vf. ist bekannt, dass es zum Thema keine Schriftquellen (etwa Reisebeschreibungen) gibt und dass die archäologische Straßenforschung über die Verhältnisse im frühen Mittelalter wenig beizutragen vermag, denn es gab keine gepflasterten Straßen und wenige Bohlwege mit datierbaren Holzresten. Geländebezogene Zustände ermöglichen im allgemeinen keine Qualifizierung und Datierung, denn ein ländlicher Wirtschaftsweg unterschied sich kaum von einer „Fernstraße“. Vf. stellt eine Fülle von Überlegungen an, auch hatte er viele Gespräche mit Wissenschaftlern; aber das alles führt nicht zu gesicherten Erkenntnissen. So ist der Aufsatz eine Anhäufung von Möglichkeiten und Vermutungen, und selbst wo Vf. von „wahrscheinlich“ spricht, handelt es sich um eine unbeweisbare Hypothese. Man muss auch davor warnen, Prozesskarten des 16. Jhs. und die Landesaufnahme des 18. Jhs. einer Straßenrekonstruktion zugrunde zu legen. Auch Flurnamen des 19. Jhs., die auf einen Weg schließen lassen, sind keine verlässliche Quelle für Fernstraßen um 900; dasselbe gilt für archäologisch nachweisbare ältere Siedlungen, Friedhöfe und Steingräber. Gewiss, Wirtschaftsgebiete waren durch Fernstraßen verbunden. Dabei bleibt allerdings der detaillierte Verlauf der Straßen offen. Man nutzte verkehrsgünstige Täler, Brück-

ken und Furten, während Berge, Wälder, Sumpfgebiete usw. verkehrsfeindlich waren. Dem Vf. ist bei seinen Überlegungen eine erstaunliche Ortskenntnis von Nutzen, aber es bleiben große Lücken. Dabei ist noch zu bedenken, dass es Fernstraßen gab, die von Wagen benutzt werden konnten, und solche, die nur Fußwanderer und Pferde zuließen. Viele Boten, Soldaten, Hausierer und andere Vaganten benötigten keine Wagen. Eine Frage, die Vf. außer Acht lässt, ist die nach der Benutzung von „Wasserstraßen“. Am Ende seiner Überlegungen meint Vf. „dass die Süd-Nord-Fernstraße östlich der Oker ... nur schwer festzustellen war“. Er möchte die Summe der Vermutungen „zur Diskussion“ stellen. Dabei könnte sich die Zahl der Vermutungen aber nur vermehren, ohne dass man zu belegbaren Ergebnissen kommen würde. *H. Schw.*

Fünfzehn Aufsätze unter dem Thema – *Goslar und die Stadtgeschichte enthalten Forschungen und Perspektiven von 1399–1999* und sind in einem von Carl-Hans Hauptmeyer und Jürgen Rund herausgegebenen Band zusammengefasst (Beiträge zur Geschichte der Stadt Goslar, Goslarer Fundus, Bd. 48, Bielefeld 2001, Verlag für Regionalgeschichte, 320 S.). Einige Aufsätze beschreiben Forschungstendenzen der allgemeinen Stadtgeschichte, andere widmen sich Goslarer Themen. Es handelt sich um Vorträge, die anlässlich einer 600-Jahrfeier des Goslarer Stadtarchivs gehalten wurden. Jürgen Bohmbach gibt eine Übersicht über *Die Niedersächsische Archivolandschaft*, genauer gesagt über Entstehung, Zweck und Arbeitsweise der 123 Gemeinde- und 20 Kreisarchive, von denen mehr als die Hälfte hauptamtlich betreut werden. Manche Bestände sind als Deposita in ein Staatsarchiv abgegeben. Vf. beklagt die geringe Aufmerksamkeit, die gelegentlich den Gemeindearchiven gewidmet wird (13–23). Der Vortrag von Wilhelm Ribhegge über *Stadt und Nation in Deutschland* enthält eine allgemeine Übersicht (34f.). Franz Irsigler beschreibt in seinem Vortrag *Die Stadt im Mittelalter aktuelle Forschungstendenzen* (57–74). Es werden so viele Forschungsschwerpunkte genannt, dass es schwer wird, konkrete Tendenzen zu erkennen. Der Beitrag von Sabine Graf über *Goslar im Mittelalter ist eine skizzenhafte Zusammenstellung der bisher vorliegenden Forschungsergebnisse* (75–99). Hannelore Dreves faßt einige ihrer Forschungsergebnisse über *Das Goslarer Armenwesen um 1500* zusammen (101–108). Carl-Hans Hauptmeyer führt die Betrachtung von Franz Irsigler in seinem Beitrag über *Die Stadt in der Frühen Neuzeit – Forschungstendenzen* fort. Er meint, dass die Forschung vor 40 Jahren die frühneuzeitliche Stadt weitgehend ohne Eigendynamik als Teil des absoluten Staates gesehen habe. Pauschal wird man das nicht sagen dürfen; der Unterschied zur heutigen Stadtgeschichtsforschung ist nicht so groß wie Vf. meint; auch die Organisation eines eigenen Faches „Frühe Neuzeit“ in der Universität schuf keine neue Forschungslage. Sozialwissenschaftliche Betrachtungsweisen sind für das Städtewesen nicht neu, sondern wurden schon am Ende des 19. Jhs. entwickelt. Man denke nur an die vielen stadtgeschichtlichen Vereine, die ein vielseitiges Themenspektrum behandelten. Die Wirtschaft und Gesellschaft, die technische Entwicklung und kulturelle Strömungen wurden sehr intensiv untersucht. Im ganzen ergab sich ein Bild von der Stadt als einer blühenden Organisationsform; das gilt nicht nur für die Reichs- und freien Städte, sondern auch für die Residenzen. Vf. stellt mit Recht die bisherige Periodisierung (Mittelalter bis etwa 1500, dann Neuzeit) in Frage. Er schlägt mit gutem

Grund eine frühneuzeitliche Periode von 1250 bis etwa 1750 vor (109–135). Der Beitrag von Angelika Kroker über *Goslarer Verfassungsgeschichte in der Frühen Neuzeit* (123–135) erweitert den zeitlichen Rahmen ihrer Dissertation unter dem Titel „so machet solches eine democratiam“. *Konflikt und Reformbestrebungen im reichsstädtischen Regiment Goslars 1666–1682* (Bielefeld 2001). Vf.in zeigt auf, dass immer wieder versucht wurde, die mittelalterlichen Strukturen aufzubrechen; dadurch entstanden Konflikte zwischen Gilden und Gemeinde einerseits, Bürgermeister und Rat andererseits. Derartige Streitigkeiten gab es auch in manchen anderen Städten; doch bei Goslar liegt durch die Stellung als Reichstadt ein Sonderfall vor. Ob man von einem Streben nach „Demokratie“ im modernen Sinne sprechen darf, ist fraglich. Es ging um die Abgrenzung der Macht von genossenschaftlich verfassten Gruppen, nicht um ein Mitbestimmungsrecht aller Bürger oder gar aller Einwohner. Weltliche Obrigkeit und evangelische Kirche konkurrierten, wie Ingeborg Titz-Matuszak darlegt, in Fragen von *Eherecht und Ehealltag im Goslar der Frühen Neuzeit*. Es ging dabei um Eheverbote, etwa wegen zu naher Verwandtschaft, und um die Einwilligung der Eltern bzw. des Vormundes bei der Heirat Minderjähriger, in der Praxis auch bei der Heirat Volljähriger; seit 1668 mußte sogar der Konsens der Obrigkeit eingeholt werden. Es gab die Verpflichtung zu öffentlicher Verlobung, die Einsprüche ermöglichen und Ansprüche sichern sollte. Mehrere Bestimmungen bezogen sich auf Verstöße, etwa auf die Flucht von der Verlobung, auf Ungehorsam der Ehefrau, die Grenzen eines Züchtigungsrechts des Mannes, auf Ehebruch und Hurerei, die mit weltlichen und kirchlichen Strafen belegt wurden. Trennung von Tisch und Bett sowie Ehescheidung waren in bestimmten Fällen möglich. Vf.in bringt für alle Bestimmungen zum Eherecht anschauliche Beispiele, die aus den Akten entnommen sind (137–160). H. Schw.

Die Vorträge der Amsdorfabende des Jahres 1999, die in der evangelischen Marktgemeinde in Goslar gehalten wurden, erschienen als *Beiträge zur Goslarer Kirchengeschichte*, hg. von Otmar Hesse (Beiträge zur Geschichte der Stadt Goslar. Goslarer Fundus, Bd. 49, Bielefeld 2001, Verlag für Regionalgeschichte, 119 S., 9 Abb.). Es finden sich keine Beiträge zur mittelalterlichen Kirchengeschichte, wohl aber drei, die sich auf die Reformationszeit beziehen. Maria Kapp berichtet über *Die Inkunabeln der Marktkirchenbibliothek* (9–34). Die meisten der 115 Inkunabeln waren schon im 16. Jh. in der Bibliothek. Sie stammten aus aufgelösten Klöstern und von Privatpersonen, auch von Geistlichen der Marktkirche. Die meisten Werke haben theologischen, auch kirchen- und römisch-rechtlichen Inhalt. Der größte Teil von ihnen wurde in Deutschland, Italien und der Schweiz gedruckt; die häufigsten Druckorte sind Straßburg, Venedig, Köln und Basel. Selten finden sich Nürnberg, Leipzig, Augsburg und Freiburg i. Br. Erstaunlich groß ist der Anteil illustrierter Drucke theologischen Inhalts. Vf.in bibliographiert alle Inkunabeln der Bibliothek. Der Aufsatz von Ulrich Bubenheimer über *Die Bücher und Buchnotizen des Klerikers Andreas Gronewalt aus Halberstadt* ist ein Beitrag *Zur frühen Geschichte der Marktkirchenbibliothek Goslars und zur Rezeption der Wittenberger Reformation* (35–56). Die Bibliothek Gronewalts wird rekonstruiert, dann dessen Biographie im sozialen Kontext, auch als Büchersammler und -leser beschrieben, schließlich seine Bucheinzeichnungen theologisch interpretiert. Gronewald



wirkte vor allem in Halberstadt und wurde vom Katholiken zum Protestanten. Die Beziehung zu Goslar bestand darin, dass einige der gesammelten Bücher nach seinem Tode nach Goslar in die Marktkirche gelangten. Eberhard Völker nennt seinen Beitrag *Nikolaus von Amsdorf (1483–1565) – Ein Leben für die „neue Lehre“* (57–82), Von Amsdorf war 1524–1542 Superintendent in Magdeburg und wirkte auch auf die Reformation in anderen Städten, u.a. in Goslar. Die kirchlichen Verhältnisse waren hier durch die Reformation in Unordnung geraten und auch durch politische Gegensätze geprägt. Von Amsdorf wurde daher 1528 nach Goslar gerufen und stieß dort auf manchen Widerstand. Er verfasste Regeln für das Kirchenleben und veranlasste die Berufung von Dr. Johann Amandus als Superintendenten, der nun die Reformation in Goslar durchsetzte. Die theologischen Streitigkeiten hielten noch eine Weile an, wobei reformierte Strömungen eine Rolle spielten. 1530/31 wurde von Amsdorf noch einmal kurz nach Goslar berufen. Er war streng lutherisch und setzte nun eine Kirchenordnung durch.

H. Schw.

Manfred Garzmann zeigt in einer Übersicht über *Städtebündnisse des späten Mittelalters in unserer Region* (Quaestiones Brunsvicenses, Berichte des Stadtarchivs Braunschweig 11/12, 1999/2000, 248–261), dass allein Braunschweig zwischen 1245 und 1490 an 57 wichtigen sächsischen Städtebünden teilnahm. Ähnliches kann man bei anderen großen norddeutschen Städten feststellen. Alle Bündnisse dienten der Sicherung des Handels und des politischen Freiraums der Städte. In vielen Bündnissen findet man Hansestädte, ohne dass die Hanse als Städtebund beteiligt war oder Einfluss nahm. Die Hanse war im ganzen vor allem auf die großräumige, nur in Teilen auf die regionale Sicherheit bedacht. Vf. nennt kurz die Hanse, in der ja Braunschweig für das sächsische Binnenland eine führende Rolle spielte. Er ist bestrebt, eine Gesamtübersicht über das labile und komplizierte Bündnisgeflecht zu geben, in das die norddeutschen Städte eingebaut waren.

H. Schw.

Eine Teiledition der *Chronik des Braunschweiger Bürgermeisters Christoph Gerke* (1628–1714) wurde vom Norman-Mathias Pingel bearbeitet, ergänzt durch einen Beitrag von Herbert Blume unter dem Titel *Von Hermann Bote zu Christoph Gerke* (Quaestiones Brunsvicenses. Berichte des Stadtarchivs Braunschweig 11/12, 1999/2000, 11–239). Der Vater des Chronisten kam vom Lande nach Braunschweig und brachte es zum erfolgreichen Kaufmann sowie zum Ratsherrn und Bürgermeister. Sein Sohn Christoph wurde also in die Oberschicht hineingeboren und studierte Jura. In Braunschweig war er zunächst Advokat, dann Ratsprotokollant, seit 1661 Ratsherr, 1662 Kl., seit 1667 Gr. Bürgermeister im Hagen. 1671 musste er die Unterwerfung der Stadt unter den Herzog von Braunschweig hinnehmen, er blieb aber Bürgermeister und hatte damit ein schweres Amt. Gerke war also ein Mann, der mit der Politik seiner Zeit gut vertraut war. Seine Chronik hat sich in zwei dicken Folianten erhalten; die Vorrede schrieb er selbst, der übrige Text ist von mehreren Händen geschrieben. Die gedruckte Edition bietet nur einige Ausschnitte: die Schichten 1374 und 1445/46, die Einführung der Reformation, die inneren Unruhen im Anfang des 17. Jhs., die Pest von 1657/58 und vor allem die inneren Unruhen sowie die Konflikte mit dem Herzog von Braunschweig in der 2. Hälfte des 17. Jhs. Die Chronik endet in

der Handschrift und in den gedruckten Auszügen mit der Unterwerfung Braunschweigs 1671. Personen- und Ortsverzeichnis erleichtern die Erschließung des Textes. Eine Gesamtausgabe der Chronik, die die Ereignisse aus der Sicht der Oberschicht darstellt und sehr viel Detail in barocker Sprache enthält, scheiterte wohl aus finanziellen Gründen. *H. Schw.*

Eine sachkundige *Kleine Geschichte der Stadt Hildesheim* verfasste *Herbert Reyer* (Hildesheim 1999, Lax, 131 S., 46 Abb.). Sie will die umfangreiche Geschichte der Stadt Hildesheim von Gebauer nicht ersetzen, wohl aber die Sichtweise hier und da verändern und die Entwicklung bis zur neuesten Zeit fortführen. Die große Fülle der Monographien zur Hildesheimer Geschichte, die in den letzten Jahrzehnten entstanden, konnte zwar berücksichtigt werden, aber keineswegs in vollem Umfang im Text ihren Niederschlag finden. Es hat bisher nicht an Versuchen gefehlt, die reiche Hildesheimer Geschichte kurz zu fassen; dabei wurden unterschiedliche Akzente gesetzt. Vf. beschränkt sich keinesfalls auf die politische Geschichte der Stadt, sondern berücksichtigt auch in gebotener Kürze wirtschaftliche, soziale und kulturelle Zustände. In einem Kapitel über die spätmittelalterliche Außenpolitik behandelt er auch das Thema „Hanse und andere Städtebünde“. Wie andere norddeutsche Städte vermochte auch Hildesheim seit dem 13. Jh. ein hohes Maß an Unabhängigkeit von Stadtherrn, dem Bischof, zu erringen. Auf geschickte Weise wurde dabei der Gegensatz zwischen Bischof und Welfen genutzt. In diesen Zusammenhang gehört auch der Eintritt in Städtebünde, die vor allem im Interesse des Handels den Frieden wahren sollten. Während einige der Städtebünde auf die niedersächsische Region beschränkt blieben, bezog sich die Hanse auf den europäischen Handel; doch waren Teile von ihr auch nur regional engagiert. An Abmachungen über den Handel in Flandern und Nowgorod nahm Hildesheim seit der 2. Hälfte des 13. Jhs. teil. Seit etwa 1360 hatte die Stadt Kontakte zur Hanse, wengleich sich die Beziehungen vor allem auf Quartier-Interessen beschränkten. Die Mitgliedschaft zur Hanse endete erst mit dem letzten Hansetag 1669. Ein großer Teil der Geschäfte Hildesheimer Kaufleute vollzog sich nicht im Rahmen der Hanse *H. Schw.*

Über die Ausdeutung von Ortsnamen ist immer wieder viel diskutiert worden; dabei wurden sowohl etymologische, als auch geographische und historische Argumente ins Feld geführt. Nur selten konnte man zu gesicherten Ergebnissen kommen. Das gilt auch für den Aufsatz von *Paul Dierks* unter dem Titel *Der Ortsname Hildesheim. Seine sprachliche und seine geschichtliche Aussage* (Hildesheimer Jb. 70/71, 1998/99, 15–57). Vf. erörtert alle Möglichkeiten, die in der Literatur bisher vorgebracht wurden und die z. T. als spekulativ abgetan werden. Dabei wird enormer philologischer Aufwand betrieben, zudem den 32 Seiten Text ein Literaturverzeichnis von 10 Seiten angehängt, dessen Werke das weite Feld frühmittelalterlicher Kulturgeschichte sowie der Etymologie germanischer und indogermanischer Sprachen abdecken. Bei der Ausdeutung des Ortsnamens kritisiert Vf. insbesondere *H. J. Petzel*, der aus dem Namensteil ... hild das Wort ... hald = Halde und aus ... heim die Bedeutung ... ham = Zaun oder Flusskrümmung herauslas. Man möchte dem Vf. Recht geben: Es ist nicht daran zu rütteln, dass die älteste Namensform \*Hildenisheim lautete. Auch wehrt er sich dagegen, dass der Mittelteil des Ortsnamens (-enis-) herausgelöst und als

Flussname „Innerste“ interpretiert wurde. Es fragt sich nur, ob es sich lohnte, auf über 40 Seiten etymologische, geographische und historische Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der Namensdeutung zu erörtern. Man wird folgende Möglichkeit doch für wahrscheinlich halten müssen: \*Hildenisem bedeutet \*Hild(w)in- ishem), Heim des Hild(w)in, genau so wie ein Dorf, Lideshusen bei Bremen ursprünglich Liudwineshusen (Siedlung des Liudwin) hieß. Alle anderen Deutungen fordern etymologische Bocksprünge. Auch spricht manches dafür, dass der Ortsname schon vor der fränkischen Besetzung bestand, dass es also auch unwahrscheinlich ist, dass er auf eine historische nachweisbare Person zurückging. Im übrigen lässt sich auch durch die materialreiche Argumentation des Vf. keine völlige Sicherheit, sondern nur ein hoher Grad an Wahrscheinlichkeit erlangen.

H. Schw.

Die *Memorienregister des Hildesheimer Rats* werden von Peter Müller ediert und ausgewertet (Quellen und Dokumentation zur Stadtgeschichte Hildesheims, Bd. 10, Hildesheim 2001, Gebr. Gerstenberg, 110 S., 15 Abb.). Es handelt sich um vier mittelalterliche Register von 1440/50, 1450/vor 1498, ca. 1450/1514 und ca. 1488/1513, von denen vorher nur eins im Hildesheimer UB und eins im NdSächsJb. veröffentlicht wurden. Vf. skizziert den Forschungsstand, wobei wahrscheinlich gemacht wird, daß in anderen Städten selten Rats-Memorienregister geführt wurden, jedenfalls nur wenige bekannt geworden sind. Der rechtliche, gesellschaftliche und wirtschaftliche Hintergrund der Stiftungen wird untersucht. Der Rat überwachte durch seine Register die Einhaltung der jährlichen Termine für die Memorienfeiern. Der Anhang enthält eine Konkordanz der Namen; ein Register der von den Stiftern bedachten Institutionen fehlt, ebenso wie eine Identifizierung der einzelnen Stifter. Die Arbeit will vor allem die Texte der Memorienregister für weitere Forschung bereitstellen, und das geschieht in methodisch vorbildlicher Weise.

H. Schw.

Auf 70 Seiten breitet Bodo Dringenberg in seinem Aufsatz *Abschied vom „Hohen Ufer“: der Name Hannover* seine und andere Meinungen über die Deutung des Ortsnamens aus (Hannoversche Gbll. 53, 1999, 5–75). Er hält es für sicher, dass die ursprüngliche, freilich nicht überlieferte Namensform „Hagano- vere“ gewesen sei; das bedeute ein (mit Hecke) befestigter Hof am Ufer. Die bisher herrschende Meinung ging davon aus, dass der Name von der Bedeutung „auf dem hohen Ufer gelegen“ abzuleiten sei. Der von der komplizierten etymologisch-siedlungsgeschichtlichen Argumentation verwirrte Leser bekommt den Eindruck, dass die vom Vf. vertretene Deutung möglich, aber nicht sicher sei. Hannover gehört eben zu jenen Orten, deren ursprünglicher Name erhebliche Veränderung erfuhr, bevor er schriftlich fixiert wurde.

H. Schw.

In einem Aufsatz über *Hannoversche Stadtkündigungen von 1534 bis 1696* wird von Anne-Kathrin Reich und Stefan Kleinschmidt *Ein Quellenbestand* der Ratsverwaltung vorgestellt (Hannoversche Gbll. 53, 1999, 125–166). Es handelt sich um Verordnungen über verschiedene Bereiche städtischen Lebens, die in anderen Städten „Burspraken“ oder „Kundige Rullen“ genannt wurden und als aktuelle Ergänzung des Stadtrechts gedacht waren; offenbar wurden sie öffentlich verlesen. Vff. meinen, dass sie auch ausgehängt wurden;

dafür aber sind sie doch zu umfangreich. Später wurden sie durch Proklame ersetzt, die als Einblattdrucke ausgehängt wurden. In Bremen erachtete man das Vorlesen, bei dem der Text kaum in den Einzelheiten wahrgenommen wurde, als unzweckmässig und druckte die „Kundige Rulle“ im 18. Jh. Vff. untersuchen die Stadtkündigungen sprachlich und gliedern die Bestimmungen nach Themenbereichen, von denen einige kontinuierlich, andere nur sporadisch vorkamen. Auch wird die Verlagerung der Themenschwerpunkte untersucht. Im Prinzip sollten die Bestimmungen der Sicherung des inneren Friedens dienen, so dass auch erkennbar wird, wodurch dieser im 16./17. Jh. gefährdet wurde. Vff. bieten dann ein Inhaltsverzeichnis der Stadtkündigungen, ein Stichwortregister erleichtert die Übersicht. Die Texte selbst werden durchweg formalistisch betrachtet; die Frage, in welcher Quantität und vor allem in welcher Qualität sich die einzelnen Verordnungen bzw. Verbote in der Gerichtspraxis niederschlugen, unterbleibt, war auch wohl im Rahmen der Themenstellung nicht weiter zu behandeln. *H. Schw.*

R ü d i g e r K r ö g e r edierte *Das Schuldbuch der Zilly Rosenworm aus Hannover (1616–19)* (Hannoversche Gbl. 53, 1999, 167–199); Vf. beschränkt sich auf „Einleitung und Edition“ des Textes. Es handelt sich um das Autograph einer Frau, das nach dem Tode ihres ersten Mannes entstand. In ihm sind auf Kredit getätigte Geschäfte eingetragen; wenn die Rechnungen beglichen waren, wurde die Eintragung gestrichen. Ergänzungen stammen vom zweiten Mann, der die Rechnung, überprüfte und ergänzte. Es handelt sich um Geschäfte mit Bauern über geringe Geldbeträge. Die Auswertung im Rahmen der Vermögensmasse der Schreiberin findet nicht statt; dafür dürften die Quellen fehlen. *H. Schw.*

E b e r h a r d D o l l untersucht *Die Berufung des Magisters Friedrich Dedekind als Pastor auf die 1. Pfarrstelle der St. Michaeliskirche in Lüneburg* (Jb. der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte 98, 2000, 227–237). Dedekind (1524–1598) stammte aus Neustadt a. Rbg. und kam 1576 nach Lüneburg. Bekannt war er weniger durch seine seelsorgerische Arbeit als durch lateinische Dichtungen, vor allem durch den „Grobianus“ (1549), in denen er die Verrohung der Sitten anprangerte. Vf. erschließt aus den Akten vor allem das Berufungsverfahren. Das Benediktinerkloster von St. Michaelis war Patron der Pfarre, auch die Landesherrschaft, die Städte sowie der Generalsuperintendent in Celle, der Bischof von Verden, der zugleich Abt von St. Michaelis war, griffen ein. Vf. beschreibt das komplizierte Interessengeflecht in allen Einzelheiten. Die Berufung Dedekinds erfolgte dann durch den Bischof von Verden und Abt von St. Michaelis, Eberhard von Holle. Dieser gab dem Pfarrer auch Richtlinien für sein Amt. *H. Schw.*

In den *Anmerkungen zum Ortsnamen Buxtehude* weist J ü r g e n U d o l p h (Stader Jahrbuch 1999/2000, 35–47) darauf hin, dass der Ortsname zunächst „Buochstadon“ lautete, was Vf. als „Buchenstätte“ deutet. Man wird aber wohl eher an ein „Buchen-Gestade“ bzw. ein Ufer mit Buchen denken müssen. Den zweiten Teil des Namens (hude) deutet Vf. als „an einem Wasser gelegen“. Gewiss, alle Hude-Orte liegen an Gewässern. Im bremischen Lassungsbuch finden sich zahlreiche Huden, die als Lagerplätze in der Nähe einer Schiffslände angesehen werden müssen. *H. Schw.*

Eine grundlegende Untersuchung von Uta Reinhardt behandelt das Thema *700 Jahre Stadtrecht Harburg – 1297, Lüneburger Recht für Harburg* (Harburger Jb. 21, 2000, 27–46). Der Text des Stadtrechts von 1297 hat sich nicht erhalten, der des Stadtrechts von 1457, das Herzog Bernhard II. von Braunschweig-Lüneburg verlieh, existiert in einer zeitgenössischen Abschrift. Darin wird auf das alte Recht Bezug genommen. Es mag auch weitere Rechtssatzungen des 14. und 15. Jhs. gegeben haben, in denen sich das Lüneburger Recht niederschlug. Da Lüneburg und Harburg jedoch sehr unterschiedliche Strukturen hatten, dürften diese sich auch in den Stadtrechtsbestimmungen unterschieden haben. Lüneburg war eine „Stadt“, Harburg aber noch 1457 ein „Weichbild“, das an die herzogliche Burg angelehnt war. Die Entstehung der Ratsverfassung bleibt offen, ebenso die bürgerliche Beteiligung an der Rechtsprechung; im Gericht war der herzogliche Vogt die entscheidende Instanz. In der Folgezeit wird der Rückgriff auf die Rechtsetzung des Lüneburger Rates sehr deutlich. Während das Steuer- und Marktrecht in Harburg rückständig blieb, entwickelte sich das Lüneburger Ratsgericht im 14. Jh. zu einer Art Oberhof – eine Entwicklung, die auch vom Herzog anerkannt wurde. Im 16. Jh. drängten die Befugnisse des herzoglichen Amtmanns die bürgerlichen Rechte zurück. Lüneburger Rechtsnormen sind kaum noch zu erkennen. Die Ratsherren wurden seit etwa 1600 vom Stadtherrn auf Lebenszeit ernannt. Das Niedergericht mit der Polizeiaufsicht blieb bei den Bürgern; Harburg hatte nun den Charakter einer welfischen Landstadt.

H. Schw.

Mit dem Aufsatz *Stade und Hamburg* lieferte Torsten Lüdecke eine *vergleichende Skizze zur Entwicklung ihrer Hafen- und Stadtopografie* (Stader Jb. 1999/2000, 49–74). Dabei werden die Ergebnisse stadtarchäologischer Grabungen in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt. Was bisher in zahlreichen Aufsätzen erörtert wurde, wird hier in einer klaren Übersicht zusammengefasst. Bei Stade ist die Ausgangslage dürftig überliefert; Siedlung und Gräberfeld des 8./9. Jhs. sind bekannt; die Lage der Burg kann nur vermutet werden, der Hafen, der sicher vorhanden war, bleibt im Detail hypothetisch. Ein Ufermarkt mit saisonal ansässigen Wanderhändlern wird vermutet; er entwickelte sich zu einem Straßenmarkt. In Hamburg sind die namengebende „Hammaburg“ mit dem Dom, der Hafen und die Marktsiedlung nachgewiesen; der Ausgangspunkt soll auch hier ein Ufermarkt gewesen sein. Im 11. Jh. erfolgte in Stade ein Ausbau des Hafens und eine Ausdehnung der Siedlung auf die Düne (Marktsiedlung im Bereich der Hökerstraße). Ebenso gab es einen Ringwall mit St. Pancratii. Auch in Hamburg dehnte sich die Siedlung auf dem Geestsporn aus. Die komplizierten Herrschaftsrechte ergaben den Bau mehrerer Burgen. Es wird angenommen, dass Stade bis ins 13. Jh. bedeutender als Hamburg war. In Stade gab es 1180 einen Wall um die Festung, in Hamburg den Heidenwall, der den Geestsporn abschloss. Seit dem Ende des 12. Jhs. entwickelten die Schauenburger in Hamburg die Neustadt mit einem erweiterten Hafen, im 13. Jh. wuchsen die Stadtteile zusammen. Auch in Stade gab es eine Siedlungserweiterung ins Marschgebiet und einen Ausbau des Hafens. Der Ort fiel im 13. Jahrhundert hinter Hamburg zurück; Vf. nennt dafür mehrere Ursachen, u.a. eine Veränderung im Verlauf der Elbe. Entwicklungspläne von Stade und Hamburg erleichtern die Übersicht. Es gab bei den beiden Orten deutliche Parallelen.

H. Schw.

Johannes Göhler sieht *Die mittelalterlichen Kirchenpatrozinien in Stade im Spiegel der sich wandelnden Frömmigkeit seiner Bewohner* (Stader Jb. 1999/2000, 75–77). Die Argumentation ist breit angelegt. Vf. glaubt, in der Patrozinienwahl „die sich wandelnde Frömmigkeit“ in der Stadt zu entdecken. Die Wahl eines Patroziniums hatte sicher nicht immer Gründe, die im Religiösen lagen. Oft spielten der Einfluss bzw. die Vorliebe einflussreicher Personen (etwa der Kirchengründer) und der Erwerb von Reliquien eine Rolle. Dabei mussten Anregungen und Reliquien durchaus nicht nur aus dem Erzstift Bremen kommen. Bei St. Pancratius bleibt der Zusammenhang mit der „Frömmigkeit“ offen; Cosmas und Damian, die man bei Krankheiten anrief, waren in Stade bereits Patrone, als sie in Bremen wahrscheinlich noch nicht verehrt wurden. Dass das Willehad-Patrozinium von Bremen ausging, wohl auch von dort Reliquien kamen, liegt auf der Hand. Dass die Stader Udonen St. Georg als Ritterheiligen verehrten und daher das St. Georgs-Patrozinium dem im 12. Jh. gegründeten Prämonstratenserklöster verliehen, ist reine Vermutung. St. Nikolaus war offenbar nicht erst im 13. Jh., sondern bereits im 12. Jh. Patron einer der Stader Kirchen; warum er gewählt wurde, wissen wir nicht. Vf. meint, St. Nikolaus sei Schutzheiliger der Seefahrer gewesen, doch war der Heilige allgemein sehr beliebt, und es gibt zahlreiche Nikolauskirchen in Dörfern, in denen nur Bauern und keine Seefahrer lebten. Der Aufsatz enthält breite Ausführungen über die Geschichte der einzelnen Stader Kirchen und über die Heiligen und ihre Verehrung; Zusammenhänge mit Frömmigkeitsströmungen werden vermutet, aber nicht nachgewiesen.

H. Schw.

FRIESLAND. Der 3. Band des *Biographischen Lexikons für Ostfriesland* (Aurich 2001, Ostfriesische Landschaft, 470 S.) ist nach dem bewährten Muster der ersten beiden Bände gestaltet. Wie bei den Niedersächsischen Lebensbildern finden sich in jedem der Bände Biographien von A-Z; am Schluss jedes Bandes steht ein Gesamtregister. Im Gegensatz zum *Biographischen Handbuch der Geschichte des Landes Oldenburg* wurden im Biographischen Lexikon für Ostfriesland auch jetzt keine Porträts aufgenommen. Die Beiträge haben – wie nicht anders zu erwarten – unterschiedliche Qualität; einige genügen wissenschaftlichen Ansprüchen, andere haben den Stil eines Nachrufes. Hg. achtet aber auf ausführliche Angaben zum Nachlass, zu den Werken, zur Literatur und zu den Porträts. Für die Hansegeschichte sind einige Familiengeschichten ostfriesischer Häuptlinge, wie der Beninga und Cirksena (Edzard I. hat eine Einzelbiographie), von Bedeutung.

H. Schw.

LÜBECK/HAMBURG/BREMEN. „*Ich fühle mich Kolumbus*“. *25 Jahre Arbeitsamt und Archäologie*, hg. von Manfred Gläser (Ausstellungen zur Archäologie in Lübeck 4, Lübeck 2001, Schmidt-Römhild, 136 S. zahlreiche Abb.). – Die Lübecker archäologische Forschung hat mit Recht von sich reden gemacht, liegt ihr doch nicht nur in der historisch-archäologischen Dimension Lübecks ein besonders lohnendes Arbeitsfeld vor, sondern die Arbeitsergebnisse sind eindrucksvoll. Die europaweit bekannten Lübecker Grabungen und Ergebnisse sind jedoch nicht nur auf diese glücklichen Umstände zurückzuführen. Seit mehr als zwanzig Jahren wurden diese, trotz der geringen Personaldecke erfolgreichen Aktivitäten nicht zum wenigsten durch die Möglichkeit der AB-

Maßnahmen der Bundesanstalt für Arbeit unterstützt, und so spricht es für den Ideenreichtum des Bereichs Archäologie der Hansestadt Lübeck, nun in ganz unkonventioneller Weise auch einmal auf diejenigen eingegangen zu sein, die sozusagen als „Namenlose“ an Ruf und Bedeutung der Archäologie in Lübeck mitgewirkt haben. Seit 1977 sind in 224 AB-Maßnahmen 1263 Stellen besetzt und rund 40 Mill. Mark investiert worden. In dem vorliegenden kleinen Band wird sowohl ein Blick auf die Forschungsgeschichte gerichtet, als auch auf die effektiv im Hintergrund arbeitende Bürokratie. Vor allem werden die geförderten Grabungsprojekte dargestellt (Königspassage, Alf-/Fischstraße, die mittelalterliche Wasserversorgung, viele Notbergungen, wie z.B. auf der Autobahntrasse A 20). Man tut ebenfalls einen Blick auf die geförderten Arbeitsfelder im Amt selbst (Fundmagazin, Konservierungs- und Restaurierungsmöglichkeiten, Fotoarchiv, Zeichenabteilung, Auswertung, Redaktion und Bibliothek). Wirklich aus dem Leben gegriffen sind die Kurzdarstellungen jener, die dort mitgearbeitet haben, die sich normalerweise nicht artikulieren und dennoch dem Reiz der archäologischen Grabung und des „Schatzsuchens“ verfallen sind. Ganz nebenbei: Hier wurden durch eine Hilfe für wissenschaftliche Forschung, zugleich ganz gegenwartsbezogen, Menschen wieder in den Arbeitsprozeß eingegliedert und ein Anstoß zur Lebensbewältigung vermittelt. A. G.

Doris Mührenberg und Alfred Falk, *Mit Gugel, Pritschholz und Trippe. Alltag im mittelalterlichen Lübeck* (Archäologische Gesellschaft der Hansestadt Lübeck, Jahresschrift 2/3, 1997/1999, Lübeck 2001, Schmidt-Römhild, 224 S., zahlreiche, z.T. farbige Abb.). – Im Jahr 1996 wurde die Archäologische Gesellschaft gegründet, die sich vorgenommen hat, das Interesse für Vorgeschichte und Mittelalterarchäologie zu fördern. Mit dem vorliegenden Büchlein ist ein guter Wurf gelungen. Die Vielfalt des Lebens nicht nur des mittelalterlichen Menschen und der Sachrelikte im weitesten Sinne wird hier in sehr anschaulicher Form (gute Fotos!) geschildert, wobei den beiden Autoren nicht nur ihr Geschick der lebendigen Darstellung zu Hilfe kommt; gut ist die drucktechnische Überlegung, den fortlaufenden Text durch sog. Kästen zu unterbrechen, in denen einzelne Objekte genauer beschrieben werden. Kurz wird auf die Geschichte der Stadt eingegangen (Gründung, Straßen und Plätze, Wasserversorgung), dann wendet man sich ausführlich dem Haus zu, dem Material, den Fußbodenfliesen bis zu den Ofenkacheln, den Funktionen der Räume bis hin zu den Wandmalereien. Der Hausrat wird vorgeführt, das vielbenutzte Siegburger Steinzeug natürlich, aber auch exotische Kannen aus Italien, die Spardose, die Laterne, der Spiegel, der Vogelkäfig, Gefäße u.a. aus Glas und die Möbel. Die Bekleidung wird ausführlich beschrieben, vom Gugel bis zur Trippe, dem praktischen Überschuh, der Schmuck, von der Kette bis zum Ring. Die Ernährung wird erklärt, die Etappen des Lebens von der Kindheit (Saugfläschchen des Kleinkinds, Spielzeug) werden vorgeführt. Schule, Arbeitswelt und Beruf (Fleischhauer, Bäcker, Paternostermaker, Töpfer, Bronzegießer, Tuchmacher) treten lebendig vor Augen. Aber auch Spiel, Spaß und Freizeit genoß der mittelalterliche Lübecker; dies illustrieren die Funde ebenso wie sich die Phasen von Krankheit und Tod aus ihnen deuten lassen. Auch Kapitel über Glaube und Aberglaube oder über Verbrechen und Strafe werden nicht ausgespart. Die in Text und Bild gelungene Veröffentlichung verlockt zum Lesen und bereichert die

Vorstellung jener Zeiten, räumt aber auch auf mit vorgefaßten Meinungen und allzu einfachen analogiehaften Assoziationen. Die häufig bruckstückhaften Funde werden durch Skizzen interpretiert und durch zeitgenössische Abbildungen in ihrem Gebrauch und ihrer Alltäglichkeit verdeutlicht. Der Lübecker Leser wird so manches Fundstück aus den vergangenen 30 Jahren intensiver Grabungs- und Auswertungsarbeit im Lübecker Boden schon kennen. Hier findet er diese Stücke nun eingefügt in den großen Zusammenhang. Die Darstellung ist plausibel, so daß die Mühen der Identifizierung und der häufig erst im Vergleich mit auswärtigen Grabungsfunden und -ergebnissen gezogenen Schlüsse hier ganz zurücktreten. Es liegt eine abgewogene Interpretation vor, die zugleich ein Fazit der langjährigen Forschungstätigkeit des Bereichs Archäologie der Hansestadt Lübeck ist. In der Ausführlichkeit und liebevollen Hingabe an das Thema (manchmal aus Gründen der Publikumsnähe vielleicht etwas zum Anachronismus neigend) könnte dieses Buch für andere Städte Schule machen, allerdings mit einer Einschränkung: Ein solches Terrain wie die mittelalterliche Hansestadt Lübeck mit ihrer europäischen Ausstrahlung gibt es wohl selten.

A. G.

Tim Lorentzen, *Bischof Heinrich I. von Lübeck. Leben und Wirkung* (ZVLGA 81, 2001, 9–76), stützt sich vor allem auf die *Chronica Slavorum* des Abtes Arnold von Lübeck, auf den spätere mittelalterliche Nachrichten über Heinrich zurückgehen. Als Abt des Ägidienklosters in Braunschweig gehörte Heinrich zum engen Kreis um Heinrich den Löwen. Nach Gerold und Konrad wurde er 1173 als dritter Lübecker Bischof geweiht. Kurz danach beginnt er den Bau des romanischen Backsteindomes, gründet 1177 das erste Benediktinerkloster in Holstein, das St. Johanniskloster auf der Ostseite Lübecks, und kann vor allem durch die Vermittlerrolle 1181 im Streit zwischen Heinrich dem Löwen und Friedrich I. zugunsten der Stadt als wichtige Person für die frühe Geschichte Lübecks bezeichnet werden; denn der friedliche Einzug des Kaisers in die Stadt und die Erneuerung der städtischen Rechte leitete die Entwicklung zur Reichsfreiheit ein.

G. Meyer

Birgit Noodt, *Illegitime Geburt im 14. Jahrhundert. Uneheliche Kinder und ihre Mütter in Lübecker Quellen des 14. Jahrhunderts* (ZVLGA 81, 2001, 77–103). – Während Stadtrecht und Zunftrollen in normativer Form uneheliche Kinder vom Erbe ausschlossen, zeigen Lübecker Testamente, daß (illegitime) Kinder aus eheähnlichen Lebensgemeinschaften ehelichen Kindern häufig gleichgestellt waren. Die Testatoren lassen auch uneheliche Kinder am Vermögen teilhaben; die soziale Verantwortung für die Kinder aus nichtehelichen Partnerschaften ist überwiegend vorhanden, aber nur in seltenen Fällen wurde für deren Mütter ein Erbe angesetzt. Es ist nicht erkennbar, warum die Testatoren ihren Partnerinnen nicht nur die Sicherheit durch eine anerkannte Ehe, sondern auch ein angemessenes Erbteil vorenthielten.

G. Meyer

*Seefahrt, Schiff und Schifferbrüder. 600 Jahre Schiffergesellschaft zu Lübeck 1401–2001*, hg. für die Schiffergesellschaft zu Lübeck von Rolf Hammel-Kiesow (Lübeck 2001, 235 S., 167 Abb.). – Die vermutlich älteste seemännische Bruderschaft Europas konnte im Jahre 2001 ihr 600jähriges Bestehen u.a. mit



einer Ausstellung im St. Annen-Museum zu Lübeck feiern. Zur Ausstellung erschien nicht ein üblicher Katalog, sondern ein Band mit 47 Beiträgen von Historikern und Seeleuten zum Thema Schifffahrt und Schiffervereinigungen in Lübeck vom Mittelalter bis zur Gegenwart. – Nach der heutigen Datierung wurde am 26. Dezember 1400 von Lübecker Kaufleuten, Schiffsleuten und Schiffen die St. Nikolaus-Bruderschaft gegründet; ihren Versammlungsort hatte sie im Maria-Magdalenen-Kloster am Burgtor. Als in der Reformation 1530 die geistlichen Bruderschaften aufgelöst werden sollten, vereinigten sich die Mitglieder der Nikolaus-Bruderschaft und die 1497 zum ersten Mal erwähnte St. Annen-Bruderschaft der Bootsleute und Mannschaften (mit einem Altar in der Jakobikirche) spätestens 1540/41 zur Schiffergesellschaft mit dem bekannten Versammlungshaus in der Breiten Straße 2. Nach dem Bürgerrezeß von 1669 nahm sie in der Vertretung der Bürgerschaft gegenüber dem Rat nach den Kaufleuten den zweiten Rang ein vor den vier großen Ämtern der Handwerker. In der ersten Hälfte des 19. Jhs. vertrat ein Mitglied die Interessen der Schiffergesellschaft im Commerzkollegium, mit der Einführung der Gewerbefreiheit und einer neuen Kaufmannsordnung verlor die Schiffergesellschaft ihre gewerblichen Privilegien und wandelte sich ab 1869 von der politisch einflußreichen Institution der Seeleute zur freien Genossenschaft mit Wohltätigkeitsaufgaben. Heute besteht sie als Bruderschaft von Kapitänen mit dem Patent für große Fahrt, die hilfsbedürftige Mitglieder oder deren Witwen unterstützt und für die Erhaltung der Gebäude – Schiffergesellschaft, Witwenhaus und Häuser im Schifferhof – sorgt. Der Begleitband gliedert die Beiträge in vier Bereiche: 1. Die Schiffergesellschaft: Entstehung, Organisation, Mitglieder; 2. Seefahrt und Handel der Schifferbrüder, 3. Das Haus der Schiffergesellschaft – Bau und Ausstattung; 4. Lebensbilder. Aus der Fülle der vielseitigen Aufsätze von 31 Autoren seien nur einige in subjektiver Auswahl angeführt: Christina Deggim, *schiphere, copman und schicnapen – Organisationsformen in der Seefahrt zur Zeit der frühen Hanse* (11–14). Nach den Lübecker Rechtsaufzeichnungen von 1294 und 1299 galt im 13. Jh. ein nach westeuropäischen Vorstellungen beeinflusstes Seerecht für Schiffer, Mannschaften und Kaufleute und daneben ein in der Ostsee angewandtes Recht für Schiffer und Befrachter, die außer dem Frachtgeld für die Überfahrt an Bord arbeiteten, ohne bezahlte Mannschaft. Die im 13. Jh. entstandenen Rechtsformen blieben in Teilen bis ins 19. Jh. bestehen. – Detlev Ellmers, *Dreimaster, Bootshaken, gekrönter Stockfisch – Die Wappen der Schiffergesellschaft als Programm* (21–27). Die Bankwangen im Hause der Schiffergesellschaft zeigen in ihren Wappen die Fahrtrichtungsgenossenschaften, in denen sich die Fernkaufleute in der zweiten Hälfte des 14. Jhs. zusammengeschlossen hatten, daneben gibt es noch die gekreuzten Bootshaken der St. Annen-Bruderschaft und einen mit Kanonen bestückten Dreimaster für die St. Nikolaus-Bruderschaft; das bedeutet, die Schiffergesellschaft von 1535 vereinigt Seefahrende aus den kaufmännischen Fahrtrichtungsgenossenschaften und die Schiffer- und Bootsleutebruderschaften unter Wahrung der jeweiligen Identität in einer Interessengemeinschaft aller Seefahrenden in Lübeck. Für alle Geschäftsvorgänge im Inneren benutzte man das Siegel mit den gekreuzten Bootshaken, dem Zeichen der Bootsleute, nach außen trat die Gesellschaft unter dem Zeichen des Dreimasters in Erscheinung. – Magrit Christensen, *Wo wohnten die Schifferbrüder in Lübeck? Die Häuser der Schifferbrüder* (37–46): Das Schifferquartier im Nordwesten der Alt-

stadt ist bis heute fast vollständig erhalten. Eine vermögende Gruppe der Schiffer wohnte im 16. Jh. in den Hauptstraßen An der Untertrave, Große Alte Fähr, Engelsgrube und Fischergrube. Im 17. Jh. kommen noch Große Kiesau, die Alsheide, die Engelswisch und Große Altefähr hinzu. Typische Schifferhäuser gibt es nicht. – Manfred Gläser, *Von Kaianlagen, Koggen und Kalfatklammern. Der Beitrag der Archäologie zur Geschichte der Seefahrt in Lübeck* (71–73), weist auf die wahrscheinlich älteste Hafenanlage Lübecks mit Uferbefestigung um 1157 zwischen Trave und Alfstraße hin; hier hat es wohl auch einen Ufermarkt und Flächen für Schiffsreparaturen gegeben. – Rolf Hammel-Kiesow, *Der Lübecker Hafen von den Anfängen bis heute* (74–82). Die vor 1216 erbaute Holstenbrücke trennte den südlichen Binnenhafen vom nördlichen Seehafen. Zwei Karten für das 16. Jh. und später zeigen detailliert die Hafenanlagen mit Prähmen der Fahrtgenossenschaften – Rolf Hammel-Kiesow, *Vom Koggen zum RoRo-Verkehr. Die Lübecker Handelsflotte vom Mittelalter bis zum Ende des 20. Jahrhunderts* (83–89). Bis ins 16. Jh. hatte Lübeck seine Spitzenstellung in der Flottengröße und im Schiffbau ständig ausbauen können. Erst vom 17. Jh. an lassen sich Zahl, Art und Größe der Schiffe genauer fassen. – Mit Seerechtsfragen für die Sicherheit der Schiffe und der Waren, Haftung bei Schäden, Verhältnis Schiffer zur Mannschaft und Schiffer zu Kaufleuten befassen sich die Aufsätze von Thomas Brück, Rüdiger Pfaff, Jann Markus Witt, *Master next God? Das Verhältnis zwischen Schiffer und Mannschaft im Laufe der Jahrhunderte* (91–98), Jann Markus Witt, *Der Fall Mackeprang/Sietam – Meuterei im Lübecker Hafen 1765* (99–101), Christina Deggim, ... *Zucht und Gute Ordnung binnen Schiffesbort zu erhalten ... Das Leben an Bord im späten Mittelalter* (103–104), Thomas Brück, *voringhe und Kaufmannsgut – der Eigenhandel der Schiffer und Seeleute im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit* (131–132) und Carsten Jahnke, *Schiffer und Kaufmann: ein schwieriges Verhältnis* (133–138). – Antjekathrin Graßmann, *Von Riga bis Rio de Janeiro. Die Zielhäfen der Lübecker Schiffer im Wandel der Zeiten* (139–145), gibt einen Überblick über die Ausweitung der Lübecker Schifffahrt im Westen nach Grönland, ins Mittelmeer und vor allem nach Übersee schon seit dem 17. Jh. Die Hanseatischen Handels- und Schifffahrtsverträge, die Lübeck, Hamburg und Bremen mit europäischen und überseeischen Staaten abgeschlossen hatten, unterstützten mit den neugeschaffenen Konsulaten den Seehandel (zwei Karten zeigen die Verteilung der Konsulate in Europa und in der ganzen Welt für das Jahr 1866). – Aufsätze von Irmgard Hunecke, Rüdiger Pfaff, Hildegard Vogler und Claudia Horbas beschreiben Gemälde, Schiffsmodelle, Heiligenfiguren, Pokale und Sargschilder der Schiffergesellschaft. – Der Band will keine umfassende Gesamtdarstellung der Schiffergesellschaft sein, sondern in anschaulicher Weise auf wichtige Teile der Entwicklung des Lübecker Seehandels aufmerksam machen. Dies wird durch die treffende Auswahl der zahlreichen Abbildungen unterstützt. Für weiterführende Fragen geben die Anmerkungen am Schluß des Bandes nützliche Hinweise. G. Meyer

Andrea Boockmann, *Das zerstörte Gemälde der ‚Gregorsmesse‘ von Bernt Notke in der Marienkirche und der Aufenthalt des Kardinals Raimundus Peraudi in Lübeck 1503* (ZVLGA 81, 2001, 105–122), sieht in den drei Bischöfen und Personen am rechten Bildrand eine bildliche Ergänzung zum Bericht Reimar

Kocks über den Besuch des Kardinals Raimundus Peraudi in Lübeck im Jahre 1503: Auf dem Gemälde nehmen der Lübecker Bischof Dietrich Arndes (seit 1492 Nachfolger Albert Krummediks), Bischof Johannes Parkentin von Ratzeburg und Bischof Detlev Pogwisch von Schleswig mit dem alten Kardinal an der Gregorsmesse teil. Der Kardinal war auf seiner letzten Reise durch Norddeutschland und Skandinavien 1501–1504 zur Verkündigung des Ablasses im Jahre 1503 nach Lübeck gekommen. *G. Meyer*

Wolfgang Prange, *Katholisches Domkapitel in evangelischer Stadt? Lübeck 1530–1538* (ZVLGA 81, 2001, 123–160). 1530 hatte sich in Lübeck in den vier Kirchspielkirchen die Reformation durchgesetzt. Dem Domkapitel gelingt es 1531 dennoch in einem Vertrag mit Vertretern des Rates und der Reformationsausschüsse, die innere Ordnung, Einkünfte und Güterverwaltung des Kapitels weitgehend zu sichern, allerdings nur bis zum Ableben des letzten Domherren. Nach den Wullenweberunruhen und nach der Wiederherstellung der alten Verfassung 1535 distanziert sich das Kapitel von den Verpflichtungen und kann 1538 mit dem zurückgekehrten Bürgermeister Brömse in einem neuen Vertrag den alten Rechts- und Güterbesitz bestätigen lassen. Das katholische Kapitel in der protestantischen Stadt wählt 1559 zum letzten Mal einen Bischof; die geistliche Funktion des Kapitels läßt sich aber nicht erneuern, die Güterverwaltung wird zur wichtigsten Aufgabe. Ab 1590 werden nur noch vier der 32 Stellen mit katholischen Domherren besetzt. Erst 1803 wird mit der Säkularisation der Güter auch das Kapitel aufgelöst. *G. Meyer*

Tobias Freitag und Nils Jörn, *Lübeck und seine Bewohner vor den obersten Reichsgerichten in der Frühen Neuzeit* (ZVLGA 81, 2001, 161–200), werten nach statistischen Methoden Lübecker Prozesse vor dem Reichskammergericht (774 Fälle) und dem Reichshofrat (389 Fälle) von 1495 bis 1806 aus. Bereits 1499 wird die erste Lübecker Klage vor das Reichskammergericht gebracht, im 16. Jh. steigt die Zahl der Prozesse auf ein Maximum von 91 Fällen zwischen 1585 und 1594. Die meisten Verfahren vor dem Reichskammergericht konnten in weniger als fünf Jahren erledigt werden. Über die Hälfte der Prozeßgegenstände beziehen sich auf Geldwirtschaft, Handel und Gewerbe; Kaufleute und Handwerker treten am häufigsten als Kläger auf. Der Anteil der entfernt lebenden Prozeßgegner nimmt ständig ab. Ob sich daraus eine Eingrenzung der Lübecker Außenbeziehungen ableiten läßt, ist nicht sicher zu entscheiden. *G. Meyer*

Karl-Klaus Weber, *Die Hansestadt Lübeck und die Generalstaaten. Die Beziehungen zwischen der Stadt als Haupt der Hanse und der Republik von ihrer Gründung 1579 bis zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges im Spiegel niederländischer Quellen* (ZVLGA 81, 2001, 201–248), zeigt, daß Lübeck bis zum Dreißigjährigen Krieg immer noch eine führende Rolle im Ostseeraum und im westeuropäischen Handel behaupten konnte: Die Stadt besaß die größte Handelsflotte aller Hansestädte, nach Holland die zweitgrößte in Europa, konnte den Handel zwischen Spanien und Portugal zur Ostsee auf sich vereinigen und u.a. den gesamten schwedischen Kupferhandel abwickeln. Im Kampf mit Spanien um die Unabhängigkeit, im Konflikt zwischen Braunschweig und dem Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel zu Beginn des 17. Jhs. und in den Streitigkeiten zwi-

schen Lübeck und Christian IV. von Dänemark respektierten die Generalstaaten die Handelsinteressen der Hansestädte unter der Leitung Lübecks. Dies führte 1613 zu einem Vertrag zwischen Lübeck und der neuen Republik zum Schutz der Freiheit von Schifffahrt, Handel und Verkehr in der Nord- und Ostsee. Der Vertrag wurde 1616 auf weitere Hansestädte ausgedehnt. *G. Meyer*

Jürgen Kühl, *Zwei Recheneinschreibebücher aus Lübeck* (ZVLGA 81, 2001, 329–350), gibt einen Einblick in die Tätigkeit des Rechenmeisters Hans Wulf (gest. 1657) und Übungen eines P. H. Schütt zwischen 1731 und 1737, wahrscheinlich Sohn des Lübecker Rechenmeisters Hinrich Schütt (gest. 1759). An Beispielen des Rechnens nach der *Regula de Tri* (Dreisatz) werden die notwendigen Kenntnisse der Kaufleute bei der Berechnung von Preisen erläutert.

*G. Meyer*

Otto Wiehmann, *Aus dem Tagebuch der Christina Elisabeth Lang (1718–1775)* (ZVLGA 81, 2001, 369–376). Aus den Aufzeichnungen lassen sich Einkaufsgewohnheiten mit Preisen und Mengen, Ausgaben für Steuern und Abgaben, Nahrungsmittel, Haus und Inventar, Kleidung, Dienstmädchen und Ausflüge ablesen. Der Frau des Kaufmanns Philipp Ludwig Lang (1702–1773) standen nach dem Haushaltsbuch, geführt von 1758 bis 1765, im Durchschnitt jährlich 3240 Mark zur Verfügung, mit diesem Geld versorgte sie den Haushalt für mindestens acht Personen und bestritt die Erhaltungsaufwendungen für das Haus Braunstraße 8.

*G. Meyer*

Michael Hundt, *Johann Friedrich Hach (1769–1851). Eine biographische Skizze* (ZVLGA 81, 2001, 249–282), würdigt neben einer Darstellung der politischen Grundüberzeugungen Leben und Verdienste des Juristen und Lübecker Ratsherren, der während der Napoleonischen Veränderungen, auf dem Wiener Kongreß und in den Anfängen des Deutschen Bundes mit den Vertretern Hamburgs und Bremens die Interessen der frei gebliebenen Hansestädte vertrat und teilweise erhalten konnte. Seinem Wirken ist die Selbständigkeit Lübecks bis 1937 zu verdanken. Ab 1820 bis 1850 war er Richter am Oberappellationsgericht der vier freien Städte in Lübeck. Er begünstigte die Gründung des Vereins für Lübeckische Geschichte und gab auch die *Chronik Dethmars* in Druck.

*G. Meyer*

Anzuzeigen ist, dass vom *Hamburgischen Wörterbuch* die von Jürgen Meier bearbeitete 19. Lieferung erschienen ist (Neumünster 2001, Wachholtz, Sp. 1–128). Sie enthält die Stichworte laabsalven bis livisch.

*H. Schw.*

Der Arbeit von Hajo Brandenburg über *Die Sozialstruktur der Stadt Altona um 1800* (Rostocker Studien zur Regionalgeschichte, Bd. 3, Rostock 2000, Neuer Hochschulschriftenverlag, 410 S., 30 Abb., 154 Tab., 12 Ktn.) liegt eine gründliche und mühevollte Auswertung der Quellen und der älteren Literatur zugrunde. Es ist ein Vorzug der Arbeit, dass die wirtschaftliche Lage, die ja die Sozialstruktur mitbestimmte, ausführlich behandelt wird. Als Quellen dienten vor allem Steuer- und Volkszählungslisten sowie Adressbücher. Vf. nennt die Schwierigkeiten bei einer Auswertung. So sagen Volkszählungslisten nichts über

die wirtschaftliche Lage der Einwohner, die Steuerlisten erfassen nur einen Teil der Einwohner, die Adressbücher nennen nicht alle Haushaltsvorstände und erlauben keine soziale Zuordnung, auch dann nicht, wenn der Beruf genannt wird. Zwar ergänzen sich die Quellen oft, doch bleibt ein Unsicherheitsfaktor. Selbst eine noch so fein gegliederte Berufsstatistik lässt beim einzelnen Einwohner die Zuordnung problematisch erscheinen, und auch eine Vermögensstruktur, wie man sie aus den Steuerlisten gewinnt, ist nicht identisch mit der Sozialstruktur. Man müsste jeden Einwohner prosopographisch erfassen, und selbst dabei lassen labile Zustände das Ergebnis unsicher erscheinen. Vf. entwickelt dennoch mit kritischer Sorgfalt ein durchaus überzeugendes Bild der Sozialstruktur. Altona hatte 22 600 Einwohner, die Stadt erlebte eine wirtschaftliche Blütezeit. Das Wirtschaftsleben war geprägt durch Reederei, Schiffbau und Handel, deren Unternehmer zur Oberschicht gehörten. Auch gab es eine bildungsbürgerliche Oberschicht und eine einflussreiche Regierungs- und Verwaltungsschicht. Die Gewerbetreibenden hatten eine eigene Sozialstruktur. In den Stadtteilen war die Gewichtung von Arm und Reich unterschiedlich. Die Anzahl der Armen war recht groß. Die Sozialstruktur bewegte sich im großen und ganzen im Rahmen norddeutscher Handelsstädte. Der Anteil der Juden war in Altona mit etwa 10 % recht groß. Es handelte sich vor allem um Dienstleister, bei den jüdischen Gewerbetreibenden überwogen die Schlachter.

H. Schw.

Lydia Niehoff formuliert ihr Thema als Frage *Bremer Bier im Baltikum?* und nennt als Untertitel *Eine Suche nach Bremer Brauprodukten im Ostseeraum* (BremJb. 80, 2001, 51–73), wobei zu bedenken ist, dass der Ostseeraum mit dem Baltikum nicht identisch ist. Es ist seitenlang von allgemeinen Handels- und Kulturbeziehungen von Bremern zum Ostseeraum und vom Bremer Brauereiwesen die Rede. Das beginnt bei Adam von Bremen und endet bei den Livländischen Historien des 16. Jhs. Die Ausführungen hätten noch viel breiter sein können, wenn Vf. in Quellen wie die Hanserezesse und das Hansische Urkundenbuch herangezogen hätte; doch das Ergebnis wäre dasselbe gewesen. Weil bremisches Bier im Ostseeraum und im Baltikum in der Literatur und in den Quellen nicht vorkommt, wird angenommen, dass es im Handel auch keine Rolle spielte. Das mag auch stimmen.

H. Schw.

Mühevoll und sorgfältige Arbeit leistete Sabine Presuhn mit ihrem Werk unter dem Titel *Tot ist, wer vergessen wird, Totengedenken an der St. Ansgarii-Kirche in Bremen im Spiegel des Nekrologs aus dem 15. Jahrhundert* (Veröffentlichungen der Hist. Komm. für Niedersachsen und Bremen, 201, Hannover 2001, Hahnsche Buchhandlung, 575 S., 6 Abb., 22 Grafiken). Es ist der jüngste von mehreren Nekrologen von St. Ansgarii, die früher einmal vorhanden waren. Die Handschrift entstand 1435/39; es handelt sich um eine Abschrift, die bis etwa 1550 ergänzt wurde. Im Mittelpunkt steht eine sorgfältige Edition des Nekrologs. Sein Aufbau hält sich im üblichen Rahmen: Er enthält vom 1. Januar bis zum 31. Dezember die Seelenmessen, die an einzelnen Tagen zu lesen waren, wobei das Todesjahr der Bezugsperson nicht angegeben wird. Vf. in trägt zu jeder Person, soweit dies möglich ist, die prosopographischen Daten zusammen, so dass man die soziale Zuordnung jener erfährt, für die beim St. Ansgarii-Kapitel Seelenmessen bestellt worden waren. Vf. in meint, dass die eingetragenen Perso-

nen „einen Querschnitt durch die Bevölkerung des St. Ansgarii-Kirchenspiels“ darstellten; doch daran mag man zweifeln. Wer eine Seelenmesse beim St. Ansgariikapitel bestellte, musste nicht nur Vertrauen zu den Priestern dieser Institution haben, sondern auch die Mittel besitzen, sie zu bezahlen. Es fällt auf, dass die Zahl der Personen des Nekrologs im Vergleich zu den Einwohnern bzw. Verstorbenen des Kirchspiels sehr gering war. Man wird davon ausgehen können, dass die Priester an manchen Nebenaltären, in Klöstern der Bettelmönchsorden und in Kapellen billiger und bei der bürgerlichen Unterschicht oft auch beliebter waren. Im Nekrolog finden sich vor allem Ratsherren, Angehörige der bürgerlichen Oberschicht, Handwerksmeister usw. Hin und wieder spricht Vf.in über die Kosten, die bei der Stiftung eines Altars, etwa für die Besoldung eines Vikars, oder bei der Gründung einer jährlichen Seelenmesse entstanden. Es wäre für das Thema sehr nützlich gewesen, diese Kostenfrage systematisch zu untersuchen, vor allem auch Bezüge zur Leistungsfähigkeit einzelner Bevölkerungsschichten herzustellen. Wenn Vf.in meint, dass der Nekrolog eine wichtige sozialgeschichtliche Quelle darstellt, so hat sie recht. Dasselbe gilt auch für ihre Auffassung, dass eine „gesamtstädtische Aussage“ nur nach einer Auswertung weiterer Nekrologe möglich ist. Aber auch dann dürfte die Gesamtheit der in den Nekrologen erfassten Personen nicht identisch sein mit der spätmittelalterlichen Bevölkerungsstruktur. Man könnte allenfalls etwas über die Beliebtheit einzelner kirchlicher Einrichtungen bei bestimmten Einwohnerschichten und über die Finanzierbarkeit von Seelenmessen aussagen. H. Schw.

Adolf E. Hofmeister beginnt seine Einführung über *Das Schuldbuch eines Bremer Islandfahrers aus dem Jahre 1558* (BremJb. 80, 2001, 20–50) mit der Bemerkung, dass für „die Versorgung der Insel Island mit Handelsgütern ... im 15. und 16. Jahrhundert hansische Kaufleute eine hervorragende Rolle“ spielten, wobei freilich offen bleiben muss, ob die Hanse dabei von Bedeutung war. Es handelte sich wohl weitgehend um Unternehmungen einzelner risikobereiter Kaufleute und Schiffer, die sich gelegentlich in Bruderschaften bzw. Gesellschaften von Islandfahrern (Schiffnern und Kaufleuten) zusammenfanden, auch die Unterstützung einzelner Ratskollegien fanden. Die Konkurrenz unter Islandfahrern einzelner Städte verhinderte sogar ein hansisches Gemeinschaftsgefühl. Das Hanssekantor in Bergen betrachtete zwar den Islandhandel als seine Domäne, konnte sich aber nicht durchsetzen. Es gab Konkurrenzstreitigkeiten Hamburger und Bremer Kaufleute mit Engländern, auch von Kaufleuten deutscher Städte untereinander. Ein Edikt des Dänenkönigs von 1601 beendete die Islandfahrt. Das vom Vf. edierte Schuldbuch von 1558 wurde von Claus Monnickhusen angelegt. Es enthält seine Schuldner, durchweg Isländer, aber auch deutsche Kaufleute und zeigt, dass Halbfertigwaren (Textilien, Metall und Holz), Fertigwaren, Lebensmittel, Wachs usw. nach Island gebracht wurden. Diese Waren wurden durchweg mit Fisch bezahlt; es war also mehr oder weniger ein Tauschhandel. Das Register zum Schuldbuch enthält Orts- und Personennamen. H. Schw.

MECKLENBURG/POMMERN. *Handwerk – Stadt – Hanse. Ergebnisse der Archäologie zum mittelalterlichen Handwerk im südlichen Ostseeraum*, hg. von Ulrich Müller (Greifswalder Mitteilungen, Bd. 4, Frankfurt/M. 2000, Peter Lang, 253 S.). Der Sammelband umfasst 13 Vorträge einer Tagung von 1998 an

der Universität Greifswald. Die gemeinsame Fragestellung zielte auf den Forschungsstand, Art, Umfang und Dauer handwerklicher Tätigkeiten sowie die Lage, Organisation und Verflechtung von Handwerken in den Städten. In seinem einleitenden Beitrag *Handwerk in Hansestädten des südlichen Ostseeraumes* macht Hg. *Bemerkungen zum Forschungsstand und zur Problemstellung* (9–35). Marian Rebkowski schließt sich ihm mit einer anschaulichen Studie an: *Handwerk in der Gründungsstadt Kolberg. Bemerkungen zu den Möglichkeiten der archäologischen Forschungen* (37–52). Heiko Schäfer erläutert nach Materialgruppen geordnet *Archäologische Quellen zum mittelalterlichen Handwerk in den Städten Mecklenburg-Vorpommerns* (53–80), von denen es immerhin rund 70 gab. Aus historischer Sicht betrachtet Detlef Kattinger *Das Greifswalder Handwerk und seine Organisationen im Spätmittelalter* (81–98). Peter Enzensberger ergänzt dies durch *Die Ausgrabungen im Greifswalder Handwerkerquartier* (99–113) und Dirk Brandt durch seinen Beitrag *Ein mittelalterlicher Töpferleinachweis in der Langen Straße der Hansestadt Greifswald* (115–129). Auf eine Region bezogen betrachtet Jörg Ansoerge *Mittelalterliche Kalkbrennerei in Vorpommern* (131–144), während Dirk Brandt und André Lutze dies am Beispiel eines Ortes tun: *Ein mittelalterlicher Kalk-/Ziegelhof am Ryck bei Greifswald* (145–160). Gunnar Möller untersucht *Mittelalterlich-frühneuzeitliches Handwerk in der Hansestadt Stralsund. Anmerkungen an Hand archäologischer und schriftlicher Quellen* (161–175) und Birgitt Kulessa *Handwerke in der Stralsunder Hafenvorstadt* (175–189). Ralf Mulsow führt *Archäologische Belege zum mittelalterlichen Handwerk in Rostock* (191–219) auf und Doris Mührenberg untersucht *Mittelalterliches Handwerk in Lübeck im Spiegel archäologischer Funde und Befunde* (221–237). Abschließende Bemerkungen des Hgs., in denen er die Ergebnisse der einzelnen Beiträge einzuordnen versucht, beschließen den Band. Die Aufsätze geben einen Überblick zum vor allem archäologischen Forschungsstand der mittelalterlichen Handwerksgeschichte in einigen Städten an der südlichen Ostseeküste. Da sie sich weitgehend auf die Beschreibung der Funde und Befunde beschränken, spielt der Handel, also der Aspekt im Titel des Buches, der die Hanse ausmacht, eine nur geringe Rolle. Zu Recht weisen mehrere Autoren darauf hin, daß durchaus mehr Ergebnisse vorliegen könnten, wenn auf die bereits erfolgten Ausgrabungen eine Auswertung und Publikation erfolgt wäre. Insofern werden von der Erforschung des städtischen Handwerks ständig neue Ergebnisse erwartet werden können, die dann z.B. auch weitergehende Informationen über Produktionsabläufe, die Lokalisierung von Werkstätten und deren Verdichtung in einzelnen Quartieren sowie zum Handel mit Handwerksprodukten liefern werden.

O. P.

Die 15 Beiträge der „Mecklenburgische(n) Jahrbücher“ (Bd. 116, 2001) berühren nur zum Teil die Hanse- und Stadtgeschichte. Fred Ruchhöft befasst sich mit *Siedlungsgeschichtliche(n) Komponenten zur Gründung der Stadt Güstrow* (9–32) und geht dabei auf Burgen und Siedlungen im Umland, die Stadtfeldmark sowie die Frage nach Alt- und Neustadt im Hochmittelalter ein. Sabine Pettker schildert *Probleme der Rostocker Mensa um 1600* (105–115), die die Berechtigung zur Nutzung und die Qualität der Speisen betrafen. Niklot Klüßendorf beschreibt *Die Schatzhebung im Armenhaus St. Jürgen zu Neu-*

*bukow im Jahre 1770* (129–154), bei der Münzen aus dem 17. Jh. gefunden wurden. In seinem Beitrag *Joachim Dethloff Friedrich Runig. Vom Tagelöhner zum Chausseebauunternehmer* (155–174) geht Hartwig Bull auch auf den Kunststraßenbau in Mecklenburg im Allgemeinen ein. Matthias Manke liefert bevölkerungsstatistisch wichtige Informationen in seiner Dokumentation ‚*Alle allhier angesessenen*‘. *Die Volkszählung in der Stadt Strelitz im Jahre 1730* (249–272). Anlässlich des 200. Geburtstages des angesehenen Archivars und Forschers Georg Christian Friedrich Lisch geben Andreas Röpke dessen eigenhändige Lebenschronik und Grete Grewolls eine nützliche Bibliographie seiner rund 1.800 Schriften sowie der Veröffentlichungen über Lisch von 1877 bis 2001 heraus. O. P.

In den „Beiträge(n) zur Geschichte der Stadt Rostock“ (Bd. 24, 2001) untersucht Ernst Münch *Rostock am Ende des Mittelalters. Beobachtungen auf der Grundlage vornehmlich des Landbederegisters von 1512 und des Kriegsteuerregisters von 1522* (9–36). Er diskutiert die Zahl der Keller, präzisiert die Entstehung verschiedener Straßennamen sowie die Lage einzelner Gebäude, darunter der Gelagshäuser, Schüttinge und Herbergen. Etwa 15 % der Häuser lagen wüst und über 50 % waren nicht von ihren Eigentümern bewohnt. Mit der flächendeckenden Aufnahme aller Wohngebäude von 1512 – rund 800 Häuser und 1100 Buden – würde in Verbindung mit dem 1600 beginnenden Grundregister (vgl. HGBl. 119, 2001, 272) ein lückenloses Grundbuch für die Stadt seit dem 16. Jh. ermöglicht. Astrid Amhausen beschreibt ‚... und dadurch die ganze Angelegenheit wieder in dasselbe Chaos geraten zu lassen, aus welchem dieselbe nach unendlichen Verhandlungen ... herausgearbeitet ist‘. *Die Gründungsphase des Rostocker Stadtkrankenhauses 1774 bis 1865* (37–64). Karl Heller betrachtet *Die akademischen Musiklehrer an der Universität Rostock und ihre Rolle im städtischen Musikleben* (96–124) im 19. Jh. In weiteren kurzen Beiträgen widmen sich Anja Hamel *Studien zur mittelniederdeutschen Kanzleisprache in Rostock im 14. und 15. Jahrhundert* (173–182), Ingrid Ehlers *Der Hinrichtung des ‚Dalkönigs‘ Jons Hansson in Rostock* (183–188), einem Gegner Gustav Vasas im Jahr 1528, und dieselbe auch *Dem Heringswunder von Marstrand und seiner Reflexion in einem Rostocker Ratsprotokoll von 1588* (189–191). Manfred Schukowski gibt Informationen *Zur Geschichte der Rostocker Kalenderscheibe* (192–204) an der astronomischen Uhr in der Marienkirche, Karl-Heinz Jügel befass sich mit ‚*Von denen Akademischen Güttern nicht es zu verendern noch zu veralieniren*‘. *Ein unbekannter Rostocker Druck von Ludwig Dietz aus dem Jahre 1535* (205–214), Karsten Schröder, *Ein Bild vom Neuen Markt aus dem Sommer 1813* (215–219) und Matthias Manke ‚... um Auskunft über das Rostocker Stadtwappen‘. *Zwei Briefe Ernst Brockelmanns an Friedrich Lisch aus dem Jahre 1849* (220–230). Abschließend liefert Carmen Strobel eine Bibliographie der Neuerscheinungen zur Rostocker Stadtgeschichte in den Jahren 1999–2001. O. P.

Im Jahre 1171 gründeten Zisterziensermönche aus Amelungsborn im Norden Mecklenburgs das Kloster Doberan, wurden jedoch bereits 1179 durch heidnische Slawen getötet. 1186 erfolgte die Neugründung, und das Kloster bestand bis zu seiner Säkularisation 1552. Sven Wicherts Untersuchung *Das Zisterzien-*



*serkloster Doberan im Mittelalter* (Studien zur Geschichte, Kunst und Kultur der Zisterzienser, Bd. 9, Berlin 2000, Lukas Verlag, 287 S.) ist eine solide historische Studie, die alle Themenbereiche der Klostergeschichte umfasst: u.a die Gründungsgeschichte, die Entwicklung des Klosterbesitzes, die Rolle der Landwirtschaft und des Handwerks, weltliche und geistliche Rechte, die Stellung im Ordensverband und schließlich die Aufhebung des Klosters. Von besonderem Interesse sind hier die Beziehungen des Klosters zu Städten in Norddeutschland. Es besaß Salinenanteile in Lüneburg und Sülze, unterhielt Stadthöfe in Rostock, Wismar, Lübeck und Güstrow sowie Mühlen in Güstrow, Malchin, Plau am See, Gnoien und Parchim. Die geographische Lage des Klosters legt diese engen Beziehungen zu den benachbarten Städten nahe, aus denen sich gegenseitige wirtschaftliche Vorteile ergaben. – Eine Abtliste sowie ein Personen- und Ortsregister runden die Untersuchung ab. O. P.

Anlässlich des 300. Jahrestages der Gründung des Herzogtums gab der Landkreis Mecklenburg-Strelitz den gewichtigen Sammelband *Mecklenburg-Strelitz. Beiträge zur Geschichte einer Region*, zusammengestellt und bearb. von Frank Erstling, Frank Saß, Eberhard Schulze und Harald Witzke (Friedland 2001, Verlag Druckerei Steffen, 768 S.) heraus. Das Herzogtum, zu dem als separates Territorium auch das Land Ratzeburg gehörte, wurde 1815 Großherzogtum und 1919 Freistaat, 1934 wurde es zum Kreis Stargard, 1946 zu den Kreisen Neustrelitz und Neubrandenburg, 1952 kam noch der Kreis Stralsburg hinzu und seit 1994 nennt sich der größte Teil des ehemaligen Herzogtums nun Landkreis Mecklenburg-Strelitz. In den 104 Beiträgen des Buches befassen sich 57 Autoren nach Themenschwerpunkten geordnet mit der Geschichte der Region vor der Gründung des Herzogtums 1701, der politischen Geschichte des Territoriums, den dortigen Städten, Wirtschaft und Verkehr, Militär und Polizei, dem Gesundheitswesen, der Religion, der Bildung und Kultur sowie ausführlich mit 55 Persönlichkeiten, die aus der Region stammten oder hier wirkten. Informativ und bis in die Anfänge zurückgehend sind die Überblicke über die Geschichte der Städte Burg Stargard, Feldberg, Friedland, Fürstenberg, Mirow, Neubrandenburg, Neustrelitz, Strelitz, Wesenberg und Woldegk. Im Wirtschaftsteil finden sich Artikel zum Handwerk, dem Verkehrsnetz und der Schifffahrt auf Flüssen, Kanälen und Seen. Eine Zeittafel und ein Literaturverzeichnis – leider kein Register – ergänzen diesen preiswerten Einstieg in die Geschichte einer Region. O. P.

Marian Rębkowski liefert mit seiner Habilitationsschrift über *Die ersten Stadtgründungen im pommerschen Fürstentum. Raum- und Kulturwandlungen* (Pierwsze lokacja miasta w księstwie zachodniopomorskim. Przemiany przestrzenne i kulturowe, Kołobrzeg 2001, Instytut Archeologii i Etnologii Polskiej Akademii Nauk, 260 S., 72 Abb., dt. Zusammenfassung) einen interessanten Beitrag zum Urbanisierungsprozess des Ostseeraumes. Das Ziel der Arbeit ist es, aufgrund der bisher gewonnenen archäologischen Quellen die Kulturveränderungen zu zeigen, die als Folge der Städtegründungen in Pommern vollzogen wurden. Vf. nutzt sowohl die Quellen aus den von ihm durchgeführten Grabungen in Kolberg, als auch die systematisch geführten Forschungen aus Greifswald, Prenzlau, Stettin, Wolgast, Demmin, Pasewalk, Anklam, Treptow a.R. Leider

verfügen wir für mehrere pommersche Städte nur über die Ergebnisse von Notuntersuchungen oder über gar keine Veröffentlichungen archäologischer Quellen. In der Einführung stellt R. u.a. eine kritische Betrachtung der archäologischen Forschungen in Polen und in der DDR in der Nachkriegszeit an. Das zweite Kapitel ist den frühstädtischen Zentren gewidmet, die im Rahmen des fürstlichen Rechts funktionierten. Besonders interessant ist die Feststellung einer wirtschaftlichen Krise der pommerschen Städte (z.B. Stettin) an der Wende des 12. zum 13. Jhs. In diesem Zeitraum wurde ihre Entwicklung hauptsächlich durch die Verbindungen mit dem lokalen Markt bestimmt und der Fernhandel hatte nur geringe Bedeutung. In den nächsten Kapiteln betrachtet Vf. die ausgewählten Probleme der Entwicklung der Gründungsstädte. Sein Interesse konzentriert sich auf den räumlichen Zusammenhang zwischen der Gründungsstadt und den slawischen Zentren, auf die Standortbestimmung, die Chronologie der deutschen Siedlungen und das Verhältnis zwischen der rechtlichen und der räumlichen Stadtgründung, auf die Gestaltung und Vermessung des Stadtraumes wie auch auf die Veränderungen in der materiellen Kultur (Bauwesen, Konsumtionsmuster, Tongefäße). In den Schlussfolgerungen weist R. auf die Assimilierung der einheimischen slawischen Bevölkerung mit den durch die deutschen Ansiedler mitgebrachten Kulturmustern hin. Seit dem Ende des 13. Jhs. verschwanden in den Städten die Elemente der traditionellen, slawischen Kultur. Insgesamt bietet das Buch eine sehr nützliche Zusammenstellung der Ergebnisse der bisherigen Forschung und zugleich eine Fülle an neuen Erkenntnissen, die durch die neuen Grabungen bestätigt oder verifiziert werden könnten. R. Cz.

Heideloire Böcker, *Kleine Städte – „Plattform des regionalen Austauschs“*. *Vorpommern/Rügen im 15./16. Jahrhundert* [in: *Gemeindeleben. Dörfer und kleine Städte im östlichen Deutschland (16.–18. Jahrhundert)*, hg. von Thomas Rudert und Hartmut Zückert, Köln 2001, 217–240], untersucht die Marktfunktion der kleineren Städte im Raum zwischen Recknitz und Oder, die nicht einfach als „Ackerbürgerstädte“ zu charakterisieren seien, als Vermittler im regionalen und überregionalen Warenverkehr. Inmitten eines vor allem Getreide und Hopfen produzierenden Umlands gelegen, waren sie entsprechend den verkehrsgeographischen Bedingungen (ca. 75 % der Städte lagen an schiffbaren Wasserwegen), der landesherrlichen Privilegierung und im Spannungsfeld „kaufmännischen Konkurrenzverhaltens“ (225) Zubringer für die größeren Seestädte (Stralsund, Greifswald, Stettin), aber auch Umschlags- und Sammelplätze im weitgespannten Fernhandel. Vf.in unterscheidet „drei auf Oder, Peene und Ostseeküste orientierte Wirtschaftsräume“ (224), wobei es interessant wäre zu wissen, ob sich diese Orientierung auch in der Abstimmung der jeweiligen Jahrmarktstermine niederschlägt. – In einem weiteren Beitrag: *Marktbindungen im „Kernraum“ der Hanse. Akzeptanz und Widerstand bei der Einordnung in ein System* (in: *„Turbata per acquora mundi“*. Dankesgabe an Eckhard Müller-Mertens, hg. von Olaf B. Rader, Hannover 2001, 167–187), stellt Vf.in die Frage, „inwieweit ein von Lübeck gesteuertes Fernhandels-„System“ den Binnenhandel und damit das Hinterland der großen norddeutschen Hansestädte mit zu erfassen vermochte“ (169), und kommt zu dem Ergebnis, daß es der Travestadt nicht gelungen sei, ein solches System dauerhaft zu etablieren; diese Bemühungen seien am Widerstand der benachbarten wendischen Städte gescheitert, die eigene Privilegien für

ihren Fernhandel erwarben und deren Kaufleute selbst Träger des hansischen Getreidehandels blieben. V. H.

H o r s t W e r n i c k e, „*Die overswinischen Städte*“. *Die Städte Hinterpommerns in der Hanse* (in: Pommern. Zeitschrift für Kultur und Geschichte 39/2, 2001, 2–9). In dem üppig bebilderten Aufsatz bietet W. einen knappen Überblick über die Stellung der hinterpommerschen Städte in der Hanse vom 13. bis ins 16. Jh. Die verkehrsgeographische Lage der Städte an schiffbaren Flüssen bzw. an den Flußmündungen und die „große außenpolitische Bewegungsfreiheit der Städte“ (3) boten günstige Voraussetzungen für ihre Beteiligung am hansischen Ostseehandel. Die größte Bedeutung gewann dabei der Heringshandel mit Schonen, wo Stettin, Kolberg, Rügenwalde und Treptow an der Rega eigene Vitten besaßen. Vor allem Stettin und Kolberg unterstützten in den 60er Jahren des 14. Jhs. deshalb auch die Hanse in ihrem Kampf gegen Waldemar Atterdag. Beide Städte waren es auch, die auf den hansischen Tagfahrten die Interessen der hinterpommerschen Städtegruppen vertraten. Unter dem zunehmenden Druck der pommerschen Herzöge ließ dieses Engagement im Laufe des 15. Jhs. allerdings deutlich nach. V. H.

OST- UND WESTPREUSSEN. Der umfangreiche Sammelband *Das Preußenland als Forschungsaufgabe. Eine europäische Region in ihren geschichtlichen Bezügen* ist eine Festschrift für Udo Arnold zum 60. Geburtstag und wurde von Bernhart Jähning und Georg Michels hg. (Einzelschriften der Hist. Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, Bd. 20, Lüneburg 2000, Verlag Nordostdeutsches Kulturwerk, 879 S.). Die 52 Beiträge, von mehr als der Hälfte der Kommissionsmitglieder verfasst, werden in zehn verschiedene Themengruppen geordnet: Deutscher Orden, politische Probleme des 16.–20. Jhs., Kirchengeschichte des 13.–20. Jhs., Handel und Wirtschaft, Sozialgeschichte, Literaturgeschichte, Danzig, Bauverwaltung und Denkmalpflege, Königsberger Universitätsgeschichte sowie Wissenschaftsgeschichte. Hier können nur die Aufsätze angezeigt werden, die sich im weitesten Sinne mit der Hanse- und Stadtgeschichte befassen. Klaus Neitmann äußert sich *Zur Finanzierung von auswärtigen Gesandtschaften des Ordenslandes Preußen in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts* (37–50) und geht dabei auch auf städtische Gesandtschaften ein. Klaus Militzer schildert *Eine Visitationsreise aus dem Jahre 1451/52* (109–124), die von der Marienburg durch die Ordensballeien Sachsen, Thüringen und Hessen nach Wien und bis nach Venedig führte. Bernhart Jähning untersucht *Die Entwicklung der Sakraltopographie von Memel im Mittelalter und in der frühen Neuzeit* (209–226). Roman Czaja stellt die *Jahrmärkte im Ordensland Preußen im Mittelalter* zusammen und geht auf deren Entstehungszeit, die Orte und die Jahreszeiten ein (319–328). Friedrich-Wilhelm Henning widmet sich dem *Außenhandel Ost- und Westpreußens mit dem Zarenreich 1815 bis 1914* (335–356) und geht besonders auf den Im- und Export und den Transithandel sowie die Warenarten – vor allem landwirtschaftliche Produkte – ein. Georg Michels betrachtet *Die Ordnung als Spiegel der Stadt. Städtische Willküren als Zeugnisse städtischer Probleme* (369–382) und geht dabei insbesondere auf Danzig im 15. bis 17. Jh. ein. Jürgen Martens untersucht *Die mittelalterliche Gartensiedlung in Ost- und Westpreußen* (383–402) und Jürgen

Sarnowsky *Die ständische Kritik am Deutschen Orden in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts* (403–422), an der auch die preußischen Städte beteiligt waren. Ernst Vogelsang macht *Einige Anmerkungen zur Bürgermatrikel von Mohrungen (1714–1819). Probleme einer kritischen Edition* (433–448). Joachim Zdrenka behandelt *Die Gebrüder Mattern und ihr Streit mit Danzig* (549–561), der mit allen Mitteln um 1500 ausgetragen wurde. Franz Kessler untersucht *Das Danziger Kapellmeisteramt (563–576) vom 16. bis zum Beginn des 19. Jhs.*, und Edmund Cieślak, *Die Danziger Deputation nach St. Petersburg im Jahre 1734 nach dem misslungenen Versuch einer Verteidigung des Königs Stanislaus Leszczyński* (577–584). Andrzej Groth betrachtet *Die Anfänge der Navigationsschule in Danzig* (585–591) zu Beginn des 19. Jhs. und Carl Wunsch *Die ostpreußische Bauverwaltung im 17. und 18. Jahrhundert* (639–650). Zwei Studien widmen sich namhaften Historikern: Zenon Hubert Nowak, *Erich Keyser (1893–1968). Ein Historiker aus Danzig* (627–638), und Ernst Oppenoorth, *Vergangenheitsbewältigung auf ostpreußisch. Der späte Bruno Schumacher (783–814)*. In unterschiedlicher Qualität liefern die Beiträge dieses gewichtigen Buches eine Fülle von Informationen, Analysen und Anregungen zur ost- und westpreußischen Geschichte seit dem Mittelalter und sind damit eine bemerkenswerte Ehrung für den verdienten Jubilar. O. P.

*Edition deutschsprachiger Quellen aus dem Ostseeraum (14–16. Jahrhundert)*, hg. von Matthias Thumser, Janusz Tandeccki und Dieter Heckmann (Toruń 2001, Wydawnictwo Uniwersytetu Mikołaja Kopernika, 340 S., 3 Abb.). Der aus 22 Beiträgen bestehende Sammelband enthält die Referate von zwei internationalen Tagungen, die 1999 und 2000 in Berlin und Thorn vom Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin und dem Institut für Geschichte und Archivkunde der Nikolaus-Kopernikus-Universität Thorn veranstaltet wurden. Die Mehrheit der Vorträge bezieht sich auf die Geschichte des hansischen Wirtschaftsraumes. Matthias Thumser, *Verfahrensweisen bei der Edition deutschsprachiger Quellen (13.–16. Jahrhundert)* (13–34), betrachtet kritisch die bisherigen Richtlinien der Quelleneditionen. Stuart Jenks liefert einen methodischen Beitrag über *Edition und EDV, unter Berücksichtigung der hansischen und preußischen Überlieferung* (75–90). Zenon Hubert Nowak stellt die Erfahrungen und Ergebnisse im Bereich der Edition der Stadtbücher vor: *Mittelalterliche Amtsbücher aus preußischen Hansestädten* (91–98). Mit den preußischen Amtsbüchern befasst sich auch Stephan Waldhoff, *Zur Überlieferung mittelalterlicher Urkunden in Amtsbüchern des 16. Jahrhunderts* (99–120). Witold Szczuczko behandelt die *Edition der Wachstafeln aus dem Ostseeraum. Probleme und Perspektiven* (121–130). Thomas Behrmann widmet seine Aufmerksamkeit den Problemen der Quellensprache: *Latein, Mittelniederdeutsch und die frühen hansischen Rezesse. Anmerkungen eines Historikers* (153–170). Jürgen Sarnowsky gibt eine Übersicht über *Die Quellen zur Geschichte des Deutschen Ordens* (171–200). Janusz Tandeccki berichtet über *Stand und Bedürfnisse der Quellenedition zur Geschichte Preußens im Mittelalter und an der Schwelle der Neuzeit* (201–212). Roman Czaja behandelt in seinem Beitrag *Zum Stand hansischer und preußischer Edition* (213–228) editorische und methodische Leistungen in bezug auf die Hanse-

und Landesgeschichte. J e n s E . O l e s e n schildert die editorischen Erfahrungen der dänischen Historiker: *Mittelalterliche deutschsprachige Quellen in Skandinavien* (229–246). M i c h a e l a S c h e i b e, *Der südliche Ostseeraum als Handschriften-Landschaft. Die Beispiele Kammin, Rostock und Greifswald* (247–258), leistet einen Beitrag zur Kulturgeschichte Pommerns und Mecklenburgs. Der letzte Teil des vorgelegten Sammelbandes wurde den laufenden und zukünftigen editorischen Vorhaben gewidmet. K l a u s N e i t m a n n geht auf die *Editionsprinzipien und Editionsprobleme des „Liv-, est- und kurländischen Urkundenbuches“ in Vergangenheit und Gegenwart* (259–280) ein. C h r i s t i a n e S c h u c h a r d behandelt *Die Berichte der Generalprokuratoren des Deutschen Ordens an der Kurie* (281–288). M a r i a n B i s k u p stellt ein editorisches Projekt vor: *Die Protokolle des Landtages des Königlichen Preußens (seit 1526)* (289–294). B o g u s ł a w D y b a ś beleuchtet die Editionsprobleme einer Danziger Handschrift aus dem 16. Jh.: *Die Erinnerungen des Martin Gruneweg* (295–302). J o a c h i m Z d r e n k a beschäftigt sich mit der *Inschriftenedition in Deutschland und Polen* (301–314). Den Band beschließt der Beitrag von M a r i e - L u i s e H e c k m a n n *Überlegungen zu einem heraldischen Repertorium an Hand der Hochmeisterwappen des Deutschen Ordens* (315–340). R. Cz.

Von einer auf vier Bände berechneten *Geschichte Preußens. Genese – Großmachtentfaltung – Niedergang* unter der Redaktion von B o g d a n W a c h o w i a k ist Band I erschienen: *Die Geschichte von Brandenburg-Preußen in der frühen Neuzeit (1500–1701)*, verfaßt von B o g d a n W a c h o w i a k unter Mitwirkung von A n d r z e j K a m i e Ń s k i (Historia Prus. Narodziny – mocarstwo – obumieranie. Tom I: Dzieje Brandenburgii-Prus na progu czasów nowożytnych, 1500–1701, Poznań 2001, Wydawnictwo Poznańskie, 714 S.). W., der sich seit langem intensiv mit der Geschichte Preußens beschäftigt, hat den größten Teil des stattlichen Bandes selbst geschrieben; vom Koautor K. stammen nur die Kapitel über Kultur und Kunst (266–312 und 533–620) und der Abschnitt über das religiöse und kirchliche Leben im 17. Jh. (509–532). Das Werk ist sehr breit angelegt, es berücksichtigt die Aspekte der Innen- und Außenpolitik genauso wie soziale und wirtschaftliche Fragen, Stadt und Land, Verfassung und Armee. Die Stellung Brandenburgs und Preußens gegenüber Polen spielt für die polnischen Autoren natürlich eine wichtige Rolle; für deutsche Leser bringt die Betrachtung Brandenburg-Preußens von Polen aus manch neue Erkenntnis, wobei jedoch betont werden muß, daß in keiner Weise eine Bevorzugung des Verhältnisses zu Polen erfolgt; die Beziehungen der Hohenzollern zum Reich und zu den anderen deutschen Territorien werden ebenso gründlich untersucht. Fragen der Wirtschaft und des Handels sowie der Gesellschaft finden starke Berücksichtigung. Die auch in deutscher Sprache beigefügte Zusammenfassung von W. „Leitlinien der Entwicklung von Brandenburg-Preußen im 16. und 17. Jahrhundert“ (699–714) bezeugt, daß der Vf. die Materie souverän beherrscht und zu einer überzeugenden, ausgeglichenen Darstellung fähig ist. Man kann gespannt auf die Fortsetzung des Werkes warten. – Vielleicht überrascht der Ansatz mit dem Jahr 1500. Hierbei ist zu bedenken, daß der Titel des Gesamtwerkes „Preußen“ lautet und die Wurzeln der Verbindung zwischen Brandenburg und Preußen in der Wahl des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Ansbach zum Hochmeister des Deutschen Ordens im Jahre 1511 liegen. Im ersten Kapitel

skizziert W. einerseits die Entwicklung Brandenburgs vor und nach Ankunft der Hohenzollern und andererseits die Geschichte des Deutschordensstaates in Preußen bis 1466, ehe er sich ausführlich dem angeführten Zeitraum zuwendet.

H. W.

Janusz Tandeki, *Verwaltungs- und Sozialstrukturen sowie Lebensformen in den Großstädten des Ordenslandes und Königlich-Preußens im Mittelalter und an der Schwelle der Neuzeit* (Struktury administracyjne i społeczne oraz formy życia w wielkich miastach Prus Krzyżackich i Królewskich w średniowieczu i na progu czasów nowożytnych, Toruń 2001, Wydawnictwo Uniwersytetu Mikołaja Kopernika, 210 S., 5 Kte., dt. Zusammenfassung). Das vorliegende Buch liefert eine Sammlung von Studien zur inneren Organisation der preußischen Städte in Mittelalter und früher Neuzeit. Im ersten Kapitel werden die räumliche Entwicklung und die Gestaltung der Stadtpläne, die Formung der städtischen Verwaltung, Siegel und Wappen, sowie das Verhältnis zwischen Stadt und Burg dargestellt. Im zweiten Kapitel behandelt Vf. ausgewählte Probleme der Sozialgeschichte: die demographischen Verhältnisse, die Entwicklung des Zunftwesens und der handwerklichen Produktion, soziale Konflikte in den Städten und die sozialen Verbindungen zwischen dem preußischen Bürgertum und dem Deutschen Orden. Einen besonders interessanten Teil des Buches bildet das dritte Kapitel, das den Formen des sozialen Lebens gewidmet ist. Es werden in diesem Teil die bürgerlichen Korporationen, die Rolle der Frau im Handwerk und die Wanderungen der Handwerksgesellen besprochen. Im letzten Kapitel befasst sich T. mit Problemen der geistigen und materiellen Kultur. Gegenstand seines Interesses sind das Schulwesen und die Intellektuellen, die städtischen Kanzleien als Kulturzentren, die Formen des religiösen Lebens wie auch das Alltagsleben und materielle Kultur. Das Buch beschließt ein Exkurs über den Weinanbau in den preußischen Städten im Mittelalter.

R. Cz.

Piotr Oliński knüpft mit seinem Beitrag *Die Vertreter der Thorner Kaufmannschaft in Brügge in den Jahren 1360–1390* (Przedstawiciele kupiectwa toruńskiego w Brugii w latach 1360–1390, in: ZapHist., 66, 2001, H. 1, S. 7–22, dt. Zusammenfassung) an die Forschungen an, die im Rahmen des Kiel-Greifswalder Brügge-Projekts durchgeführt wurden. Vf. identifiziert in den veröffentlichten Verzeichnissen der hansischen Kaufleute in Brügge mindestens 20 Thorner Bürger und versucht ihre wirtschaftliche Aktivität nicht nur in Flandern, sondern im ganzen Ostseeraum zu zeigen. Manche Thorner Kaufleute, die im Handel mit Brügge tätig waren, trieben ihre Handelsgeschäfte auch in Südpolen, Schlesien und in Oberungarn. Grundsätzlich lässt sich jedoch im Rahmen der Kaufmannsfamilien oder der einzelnen Gruppen von Kaufleuten eine gewisse territoriale Spezialisierung feststellen.

R. Cz.

Auf Erkenntnissen aus dem kürzlich edierten Kulmer Gerichtsbuch (vgl. HGBl. 117, 1999, 267) aufbauend, kann Friedrich Benninghoven Neues, Präziseres zu *Anlage und Entstehung der Kulmer Willkür vom Ende des 14. Jahrhunderts* aussagen (Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde 46, 2000, 277–291, 7 Abb.). Der Grundtext ist zwischen 1383 und 1392 entstanden, die Handschrift war bis 1405 abgeschlossen.

H. W.

Friedrich Benninghoven, *Zur Lebensführung und Finanzkraft der Kulmer Oberschicht in der Zeit der Schlacht von Tannenberg. Der Nachlaß des Franczke Hartmann 1411–1424* (Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde 46, 2000, 293–323), wertet minuziös die im Kulmer Gerichtsbuch überlieferten Nachlaßunterlagen eines Kulmer Kaufmanns (mit familiären Beziehungen zu Thorn) aus. Man erfährt nicht nur interessante Einzelheiten aus dem persönlichen Bereich (Inventar der Hinterlassenschaft, Art der Vermögenswerte, Unterhaltskosten der hinterbliebenen Kinder), sondern B. kann auch wichtige Aussagen zur Landessteuer machen, welche der Deutsche Orden nach der Niederlage von Tannenberg erhoben hat. H. W.

Die von Edmund Cieślak begründete und herausgegebene umfassende „Geschichte Danzigs“ liegt nach Erscheinen des zweiten Teils von Band IV vollständig vor: *Geschichte Danzigs*, Band IV/2: 1920–1945, Redaktion: Edmund Cieślak, Bearbeiter: Marek Andrzejewski, Wiesław Gruszkowski, Bolesław Hajduk, Stanisław Mikos, Andrzej Romanow, Michał Stryczyński (Instytut Historii Polskiej Akademii Nauk, Zakład Historii Gdańska i Dziejów Morski Polski, Instytut Historii Uniwersytetu Gdańskiego: Historia Gdańska, tom IV/2: 1920–1945, Sopot o.J., Verlag Wydawnictwo Lex, 543 S., 55 Tab., 12 Ktn. und Pläne, 19 Abb.; zu Bd. IV/1 und Bd. V vgl. HGBll. 117, 1999, 263f.). Der Band umfaßt die Zeit der Freien Stadt Danzig und die Kriegszeit, dargestellt auf der Grundlage umfangreichen Archivmaterials aus Polen, Deutschland und Frankreich, gedruckter Quellen, der Presse und Literatur. Die Darstellung ist sehr sorgfältig und genau. Ausgehend vom Territorium und seiner Bevölkerung, wird zunächst die politische Geschichte der Freien Stadt behandelt. Besondere Kapitel gehen auf Finanzen, Industrie und Handwerk, auf Handel, Hafen, Schifffahrt und Fischerei ein, gesondert auch unter den Bedingungen des Krieges. Die Sozialverhältnisse und Lebensbedingungen werden ebenso berücksichtigt wie Kultur und Bildung. Die Autoren sind um eine ausgeglichene und objektive Darstellung bemüht. Die polnischen Angelegenheiten sind angemessen in die allgemeinen Verhältnisse eingefügt. Den Band schließen ab eine Skizzierung des Forschungsstandes, ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Sach-, Personen- und geographisches Register. Dem Hg. dieser bisher umfassendsten Darstellung der Geschichte Danzigs ist Hochachtung und Anerkennung für die große Leistung zu zollen. H. W.

Maria Bogucka betrachtet *Die magische Welt des Martin Gruneweg. Ein Beitrag zur Mentalität der Danziger Bürger im 16./17. Jahrhundert* (Magiczny świat Marcina Grunewega. Przyczynę do mentalności mieszkanców Gdańska w XVI–XII wieku, in: Pomorze – Brandenburgia – Prusy. Księga Jubileuszowa Prof. Bogdana Wachowiaka, Poznań 1999, 121–126). Martin Gruneweg, geboren 1562 in Danzig, war Kaufmannsgehilfe bei einem Warschauer Handelsherrn, dann bei einem Armenier in Lemberg und lernte dabei den Osten und Südosten Europas bis nach Moskau und in die Türkei kennen. Seine dort erlebten religiösen Visionen und Träume führten dazu, daß der Lutheraner zum Katholizismus konvertierte und in Lemberg bei den Dominikanern ins Kloster eintrat. B. analysiert Grunewegs „magische Welt“ anhand dessen überlieferten Erinnerungen. H. W.

Maria Bogucka forscht den *Danziger Wurzeln des Daniel Chodowiecki* nach (Gdańskie korzenie Daniela Chodowieckiego, in: Gdańsk – Polska – Europa, hg. von Z. Kropidłowski, Gdańsk 2001, 43–48). Den Urgroßvater des Malers findet sie 1610 im großpolnischen Koźminek (nordöstlich Kalisch) in der Gemeinde der Böhmisches Brüder, dann beim Studium in Danzig und Thorn, in den Niederlanden und in England. Der Großvater und der Vater Daniels waren Kaufleute in Danzig; die Großmutter väterlicherseits war Sophie Gentin (offenbar eine Danzigerin), die Mutter Französin, Tochter eines Leipziger Vergolders und einer Hugenottin. Daniel Chodowiecki, 1726 in Danzig geboren, ging als Siebzehnjähriger für immer nach Berlin; er heiratete dort eine Französin. H. W.

Krzysztof Kopiński, *Der Bürger David Rosenfeld im diplomatischen und wirtschaftlichen Dienst des Deutschen Ordens in Preußen in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts* (Mieszczanin Dawid Rosenfeld w dyplomatycznej i gospodarczej służbie zakonu krzyżackiego w Prusach w pierwszej połowie XV w., in: ZapHist. 66, 200 1, H. 2–3, S. 39–56, dt. Zusammenfassung). Die Laufbahn des preußischen Kaufmanns David Rosenfeld wurde in der bisherigen Fachliteratur hauptsächlich im Zusammenhang mit der großen Handelsgesellschaft Falbrecht-Morser-Rosenfeld-Strosberg behandelt. K. weist darauf hin, dass für seine Karriere die Zusammenarbeit mit dem Deutschen Orden von der größten Bedeutung war. Rosenfeld begann seine wirtschaftliche Betätigung als Diener des Königsberger Großschäffers. Nach dem Umzug nach Breslau (um 1415) entwickelte er eine sehr aktive Finanztätigkeit, die zum Teil auch im Auftrag des Hochmeisters geführt wurde. Vf. analysiert seine Kontakte mit italienischen Kaufleuten in Krakau und Breslau sowie die finanziellen Investitionen in Gruben und Hüttenwerke in der Slowakei. R. Cz.

SCHLESISIEN. Marek Słóń hat in seiner am Historischen Institut der Polnischen Akademie der Wissenschaften verteidigten Dissertation ein umfassendes Werk über *Die Spitäler Breslaus im Mittelalter* (Warszawa 2001, Neriton, 346 S., 6 Diagramme, 6 Abb.) vorgelegt. Auf der Grundlage eines sorgfältigen Quellenstudiums liefert Vf. eine ausführliche Bearbeitung der Geschichte von elf Breslauer Spitälern, die weit über den bisherigen Kenntnisstand hinausführt. Die Untersuchung beschränkt sich jedoch nicht nur auf die einzelnen Anstalten, sondern unternimmt auch den Versuch, eine dynamische Analyse des bürgerlichen Spitalwesens unter Berücksichtigung der Organisationsstruktur und der Funktion in der städtischen Religiosität vorzulegen. Es werden in der Entwicklung der wohlthätigen Einrichtungen in Breslau drei Perioden unterschieden, von denen die erste vom Anfang des 13. bis zur Mitte des 14. Jhs., die zweite bis zur Mitte des 15. Jhs. und die dritte bis zur Reformation reicht. Die Spitalstiftungen in der ersten Phase hatten hauptsächlich einen privaten Charakter: die Augustinen-Propstei Hl. Geist (1214), die mit dem Stift der Augustiner-Chorherren verbunden wurde, das vom Bischof gestiftete Leprosenhaus zu St. Lazarus (1214–1217) und die landesherrliche Stiftung des Matthiasspitals (1241/1242). In der ersten Hälfte des 14. Jhs. zeichnen sich mit der Gründung, durch den Stadtrat des Hl. Leichnam-Spitals (1318/1319) die Anfänge des bürgerlichen Spitals ab. Bis zur Mitte des 14. Jhs. bildete der Grundbesitz die Existenzgrundlage der Wohlfahrts-einrichtungen. Die zweite Periode wird durch den wachsenden Einfluss des



Rates und der Bürger auf die Entwicklung des Spitalwesens gekennzeichnet. Zugleich erlangten die Anstalten eine größere Selbständigkeit in den inneren Angelegenheiten. Ab der Mitte des 14. Jhs. gewannen die Stadtrente und privaten Zinsen einen entscheidenden Anteil bei der Ausstattung der Wohlfahrtseinrichtungen. Ein großer Vorteil der vorgelegten Arbeit ist eine ausführliche Analyse der Rentenwirtschaft. In dem dritten Zeitabschnitt setzt sich eine Tendenz zur Zentralisierung der Spitalvorstände und zur stärkeren Einbeziehung der Spitäler in die Strukturen der kommunalen Verwaltung durch. Im Zusammenhang mit den Veränderungen der Religiosität betrachtet Vf. auch die Motive, die für die Stiftung der wohltätigen Einrichtungen ausschlaggebend waren, die Stifterkreise sowie die Entwicklung der Zahl der Legate. Das interessante Buch ergänzt ein nützlicher Anhang mit den Verzeichnissen der Spitalpfleger und -schaffer, der Pfründeinhaber und Insassen, wie auch der Quellenerwähnungen der Breslauer Spitäler.

R. Cz.

## WESTEUROPA

(Bearbeitet von *Stuart Jenks* und *Louis Sicking*)

NIEDERLANDE. *Een koopman in Venetië. Een Italiaans-Nederlands gespreksboekje uit de late Middeleeuwen*, hg. von José de Bruijn-van der Helm, Fons van Buuren, Maria van Donkelaar, Gisela Gerritsen-Geywitz und Orlanda Lie (Hilversum 2001, Verloren, 348 S.). – Diese Veröffentlichung enthält die Ausgabe eines von einem Brabanter Kaufmann verfassten Gesprächsbüchleins, der wahrscheinlich als Praktikant in Venedig arbeitete. Mit Hilfe seines Büchleins konnten Kaufleute aus den Niederlanden Italienisch lernen. Unter jedem italienischen Satz steht eine mittelniederländische Übersetzung. Die Dialoge gehören alle in die Welt des Handels und enthalten zahlreiche praktische Anweisungen für den Kaufmann, darunter Tips für den Einkauf von Qualitätsprodukten, Informationen über Handelsrouten u.ä. Sie werden ergänzt durch allgemeine Betrachtungen über Kaufmannschaft und kluge Lebensführung. Die Sprache wurde aus dem Blickwinkel der Praxis gelehrt. Neben der kritischen Ausgabe des Textes bietet die Veröffentlichung einen ausführlichen sprach- und kulturgeschichtlichen Kommentar sowie Übersetzungen in das moderne Italienische und das moderne Niederländische. Die Einleitung enthält Erläuterungen zum Inhalt des Gesprächsbüchleins, eine Beschreibung der Handschrift sowie Angaben zu den historischen, lexikographischen und literarischen Hintergründen.

L. S.

Leonore Stapel, *Perspectieven van de stad. Over bronnen, populariteit en functie van het zeventiende-eeuwse stadsgezicht* (Zeven Provinciën Reeks XVIII, Hilversum 2000, Verloren, 85 S.). – Die kleine Arbeit behandelt drei Aspekte der Entwicklung der nordniederländischen Stadtansichten: die Quellen zur Rekonstruktion der Perspektive, aus der der städtische Raum dargestellt wird, das Verhältnis zwischen der klassizistischen Architektur, die seit etwa 1620 in der Republik rezipiert wurde, und dem Aufkommen gemalter Stadtansichten sowie die

Bedeutung der verschiedenen abgebildeten Figuren für die jeweiligen Örtlichkeiten. Auf den Stichen und Gemälden des Amsterdamer Dam, des Großen Markts in Haarlem und des „Hofvijver“ im Binnenhof in Den Haag werden stets bestimmte Merkmale und Funktionen der Örtlichkeit kenntlich gemacht. So wurde beispielsweise auf den Darstellungen des Dam von dem Zeitpunkt an, zu dem der Abriß des alten und der Bau des neuen Rathauses beschlossen war, der Platz nicht länger ausschließlich als Marktplatz wiedergegeben. Vielmehr wurde jetzt dessen Funktion als Sitz des Amsterdamer Magistrats hervorgehoben. L. S.

R. W. U n g e r, *A history of Brewing in Holland 900–1900. Economy, Technology and the State* (Leiden 2001, Brill, 428 S.). – Vf. untersucht die wechselvolle Geschichte der Bierbrauerei in der Gft. Holland von den ältesten, aus dem 10. Jh. überlieferten Nachrichten bis in die Zeit der Industrialisierung. Diese tausendjährige Entwicklung wird in einem breiten ökonomischen, technologischen und politischen Kontext dargestellt. Die Bierbrauerei ist eines der ältesten Handwerke, das im hohen Mittelalter in Holland wesentliche Veränderungen erfuhr und zu einem „Industriezweig“ wurde, der sich auf einige wichtige Städte konzentrierte, in denen eine große Anzahl von Betrieben eine Vielzahl von Arbeitsplätzen bereitstellte. Die Konzentration der Brauereien erhöhte die Effizienz, vor allem hinsichtlich der Versorgung mit Grundstoffen, zugleich auch die Konkurrenz, was der Qualität des Produkts zugute kam. Die Herstellung von Hopfenbier führte seit etwa 1380 bis zur Mitte des 15. Jhs. zu einem lebhaften Aufschwung und bis zur Mitte des 17. Jhs. zu einer beträchtlichen Ausweitung der Produktion. Von neuen technologischen Möglichkeiten wurde Gebrauch gemacht, aber von ihnen gingen weniger Wachstumsimpulse aus als in der vorausgehenden Periode. Preissteigerungen bei den Rohstoffen brachten nach 1600 Gewinneinbußen in der Bierbrauerei. Gleichzeitig wurden die Brauer im 17. Jh. mit der zunehmenden Konkurrenz alternativer Getränke wie Kaffee, Tee oder Kakao und zunehmendem fiskalischen Druck konfrontiert. Trotzdem trug die Bierbrauerei in hohem Maße zu der wirtschaftlichen Blüte Hollands im „Goldenen Jahrhundert“ bei. Händler importierten Rohstoffe, die mit einheimischen Produkten zu Fertigwaren verarbeitet wurden, die in großen Mengen in viele Teile Europas ausgeführt wurden. – Bier wurde als Nahrungs- und als Rauschmittel nachgefragt und oft mit Festlichkeiten in Verbindung gebracht. Bereits im Mittelalter entstanden spezielle Trinkgilden, die in Leiden z.B. 1313 durch Wilhelm III. von Holland verboten wurden. Das konstante Bedürfnis nach einem verfügbaren Getränk führte dazu, daß Lohnsenkungen oder Preissteigerungen die Nachfrage kaum beeinflussten. Schon früh erkannte die Obrigkeit in der Produktion und im Konsum von Bier ergiebige Einnahmequellen. Die ersten, das Bier betreffenden fiskalischen Maßnahmen in den Niederen Landen datieren aus dem 9. Jh. Die Obrigkeiten, vor allem die städtischen Behörden, waren darauf bedacht, zum Schutz der eigenen Bevölkerung und zur Unterstützung des Ansehens des Produkts auf ausländischen Märkten Qualitätsnormen für das Bier festzulegen. Mit Hilfe der Monopolisierung versuchte die Obrigkeit, die Versorgung mit Bier und den wichtigsten Bestandteilen der Herstellung zu beschränken, um so den Preis in die Höhe zu treiben. Dabei fand sie, wenn die fiskalischen Vorteile und die Gewinnsteigerungen Hand in Hand gingen, die Brauer an ihrer Seite. Nicht zufällig gehörten Brauer manchmal städtischen oder provinzialen Organen an. Techno-

logische Neuerungen bei der Bierherstellung konnten jedoch Konfliktstoff enthalten. Aus Furcht vor fiskalischen Einbußen versuchte die Obrigkeit, Neuerungen strengen Reglementierungen zu unterwerfen, was vor allem im 17. Jh. zu Auseinandersetzungen mit den Brauern führte. Damals sahen diese wegen der anziehenden Getreidepreise und zunehmender steuerlicher Belastungen ihre Kosten steigen. Nach einem deutlichen Niedergang des Braugewerbes im 18. Jh. erfolgte im 19. Jh. der Wiederaufstieg. – Das Buch ist mit vielen Tabellen, Graphiken und Illustrationen ausgestattet; es enthält zwei Beilagen (über den Herstellungsprozeß des Bieres und über Maße), eine ausführliche Bibliographie und ein Register. L. S.

Das „Jaarboek voor Middeleeuwse Geschiedenis“ (4, 2001) enthält einige Beiträge, die für die mittelalterliche Wirtschafts- und Stadtgeschichte von Belang sind. C. M. C a p p o n und H. v a n E n g e n, *Stad door stadsrecht? De betekenis van de stadsrechtsverlening voor de stadjes Goedereede (1312), Brielle (1330 en 1343), Geervliet (1381) en Brouwershaven (1403)* (168–188), beschäftigen sich mit den Stadtrechtsurkunden von vier kleinen Städten im Maasdelta und fragen nach der Bedeutung dieser Urkunden für die jeweilige Stadt. Goedereede, Brielle und Brouwershaven waren bereits bestehende „Freiheiten“ mit eigenen Gewohnheitsrechten. Die Stadtrechtsverleihung verfestigte Teile dieser Gewohnheitsrechte. Vff. betonen den institutionellen rechtlichen Aspekt: Die Städte erwarben eine juristisch autonome Position gegenüber dem sie umgebenden Land, die vom Landesherrn formal anerkannt wurde. – P e t e r S t a b e l, *De gewenste vreemdeling. Italiaanse kooplieden en stedelijke maatschappij in het laat-middeleeuwse Brugge* (189–221), betrachtet die verschiedenen Elemente, die im Hinblick auf die Integration fremder Kaufleute in die internationale Handelsmetropole Brügge eine Rolle spielten. Die Kaufleute machten die Dauer ihres Aufenthalts u.a. von der Notwendigkeit abhängig, lokale Netzwerke in Anspruch zu nehmen. Deshalb war es das Ziel der Brügger und der flandrischen Behörden günstige Voraussetzungen für den Verbleib der fremden Kaufleute zu schaffen, deren Anwesenheit wirtschaftlich von Vorteil war. Einrichtungen, wie Banken, wurden geschaffen, und es wurde, z.B. durch die Gewährung persönlicher Freiheiten, für ein günstiges Klima für den internationalen Austausch gesorgt. Das Einzige, was den fremden Kaufleuten nicht zugestanden wurde, war der Aufbau einer eigenen Jurisdiktion. Sie lebten als privilegierte Gemeinschaft inmitten der Brügger Bürger. Das Maß der Integration war bei den Spaniern sehr stark, bei den Hansen sehr gering. Auch innerhalb kulturell verwandter Gruppen von Kaufleuten gab es große Unterschiede hinsichtlich der Integration. So versuchten die Genuesen, lokale Netzwerke zu entwickeln, während sich die Venezianer abseits hielten. Vf. vermutet, daß einer der wichtigsten Gründe für diese Verschiedenheit in der unterschiedlichen Organisation des Handels dieser Kaufleutegruppen zu suchen ist. – J o b W e s t s t r a t e, *Laat-veertiende-eeuwse Gelderse riviertoelrekeningen als bron voor economisch-historisch onderzoek* (222–258), geht der Frage nach, was die geldrischen Flußzollrechnungen aus der Zeit von 1388 bis 1399 zur Kenntnis der Geschichte des Handels zwischen den nördlichen Niederlanden und dem westdeutschen Raum beitragen können. Der Autor stellt fest, daß die Zollrechnungen die wichtigste quantitative Quelle für den Flußhandel sind, daß aber der Auswertung doch Grenzen gesetzt sind. Zoll-

befreiungen, Diskrepanzen zwischen der Norm und der Wirklichkeit, meteorologische und politisch-militärische Umstände deuten darauf hin, daß es sich bei den in den Quellen angegebenen Zahlen um Mindestwerte handelt. Eine quantitative Analyse des Weinhandels, der unter Benutzung der geldrischen Flüsse abgewickelt wurde, ergibt, daß die Menge des ausgeführten Weins von Jahr zu Jahr starken Schwankungen unterworfen war. Politisch-militärische Gegebenheiten scheinen den stärksten Einfluß auf die Zahlen gehabt zu haben, so der Konflikt zwischen der Ratspartei und dem Patriziat in Köln, der zu einer ernsten Störung des Weinhandels führte. Händler aus Nijmegen füllten die Lücke, die die Kölner um 1395 hinterließen. Eine systematische Analyse aller geldrischen Flußzollrechnungen dürfte zu neuen Erkenntnissen über den Handel und Verkehr in den nördlichen Niederlanden führen. – *Anke Greve, Die Bedeutung der Brügger Hosteliers für hansische Kaufleute im 14. und 15. Jahrhundert* (259–296), behandelt die Brügger Hosteliers, die in der Hansehistoriographie stiefmütterlich behandelt und negativ beurteilt worden sind, und zeigt, daß sie für die überregionalen und lokalen Handels- und Finanznetzwerke von essentieller Bedeutung waren. Als Gäste der Brügger Hosteliers konnten sich die hansischen Kaufleute zum Nutzen ihrer eigenen Geschäfte dieser Netzwerke bedienen. Mit Hilfe besonderer Privilegien bemühten sich die Hansekaufleute in Brügge, die Sonderstellung, die sie im 14. Jh. innehatten, zu bewahren. Es gelang ihnen jedoch nicht, der Stadt Brügge so weitgehende Haftungsverpflichtungen für Handelsrisiken aufzubürden, wie sie die Hosteliers übernehmen mußten. Dadurch, daß die Hosteliers von den Geschäften der Hansen mitbetroffen waren, konnten die Letztgenannten Schäden ertragen, falls die Hosteliers versagten. Die Lösung dieser Problematik wurde in der Form privater Bürgschaften gefunden. L. S.

*International Trade in the Low Countries (14<sup>th</sup>–16<sup>th</sup> Centuries). Merchants, Organisation, Infrastructure.* Proceedings of the International Conference Ghent-Antwerp, 12<sup>th</sup>–13<sup>th</sup> January 1997, hg. von Peter Stabel, Bruno Blondé und Anke Greve (Leuven 2000, Garant, 267 S.). – Organisation, Infrastruktur und Strukturen des internationalen Handels sowie Integrations- und Kommunikationsmuster standen im Mittelpunkt der Tagung, die mit diesem Sammelband dokumentiert wird. James MurrGay, *Of Nodes and Networks: Bruges and the Infrastructure of Trade in Fourteenth-Century Europe* (1–15), zeigt die Vorteile der Konzentration großer Gruppen fremder Kaufleute in Verbindung mit lokalen finanziellen und kommerziellen Entwicklungen und regionalen gewerblichen Netzwerken auf. Hierdurch wurde das exponentielle Wachstum Brügges ermöglicht, das sich zum Zentrum eines internationalen Netzwerks entwickelte. Peter Stabel, *Marketing Cloth in the Low Countries: Manufacturers, Brokers and Merchants (14<sup>th</sup>–16<sup>th</sup> Centuries)* (15–36), weist auf die Flexibilität der Textilunternehmer hin, die sich auf den Markt einstellten und den Umfang ihrer Produktion an die Nachfrage anpaßten. Dank dieser Flexibilität waren sie in der Lage, auch dann zu exportieren, wenn die Marktgegebenheiten weniger günstig waren. Anke Greve, *Brokerage and Trade in Medieval Bruges: Regulation and Reality* (37–44), geht ein auf die pragmatische Interpretation der Regelungen des internationalen Handels durch die Makler. Die Elite dieser Makler, die Hosteliers, verbanden die Vermittlung von Geschäften mit eigenen

Handelsaktivitäten. Dieter Seifert, *Hildebrand Veckinchusen: A Typical Hanseatic Merchant in the Low Countries?* (45–54), stellt fest, daß Veckinchusen und mit ihm viele der traditionellen Hansekaufleute sehr wohl auf der Höhe der internationalen Handelsgewohnheiten waren, ebenso wie ihre italienischen, spanischen und englischen Kollegen. Jacques Paviot, *Les Portugais à Bruges* (55–74), behandelt die wachsende Bedeutung des portugiesischen Handels in Brügge, die einher ging mit sich verändernden Beziehungen zwischen den portugiesischen Kaufleuten einerseits und der portugiesischen „Nation“ und ihren Vorstehern andererseits. W. D. Phillips, *Merchants of the Fleece: Castilians in Bruges and the Wool Trade* (75–86), beleuchtet das spanische Konsulat und seine Bedeutung für den zunehmenden Wollhandel. Raymond Fagel, *Spanish Merchants in the Low Countries: Stabilitas Loci or Peregrinatio?* (87–104), stellt die soziale und politische Integration spanischer Kaufmannsfamilien in die städtischen Gemeinschaften in den Niederlanden in den Mittelpunkt seiner Ausführungen; die Spanier gehörten zu den in die lokalen Gemeinschaften am besten integrierten Personen. John H. Munro, *English „Backwardness“ and financial Innovations in Commerce with the Low Countries, 14<sup>th</sup>–16<sup>th</sup> Centuries* (105–167), zeigt, wie die traditionelle fürstliche Finanz- und Geldpolitik in England, die darauf ausgerichtet war, den Export von Edelmetall und barem Geld zu verhindern, einen unbeabsichtigt günstigen Einfluß hatte auf die Entwicklung einer eigenen exportorientierten Tuchproduktion und die englischen Kaufleute schließlich zum Gebrauch risikoreicher übertragbarer Wechselbriefe ermunterte. Donald J. Harreld, *German Merchants and their Trade in Sixteenth-Century Antwerp* (169–192), rekonstruiert deutsche Handelsnetzwerke anhand der Register über den 100. Pfennig aus den Jahren 1543–1545. Filip Vermeylen, *Marketing Paintings in Sixteenth Century Antwerp: Demand for Art and the Role of the Panden* (193–212), untersucht die verschiedenen Entwicklungsstufen des Antwerpener Kunstmarktes und zeigt dabei, wie der erste dauerhafte Kunstmarkt, bekannt als das „Gemäldehaus“ (1540–1609), in der ersten Etage der 1531 neu gebauten Börse eingerichtet wurde und die enge Verbindung zwischen Kunst und Kapital symbolisierte. An Kint, *The Ideology of Commerce: Antwerp in the Sixteenth Century* (213–222), zeigt, wie ausgeprägt die Rhetorik der Handelsgemeinschaften war, wenn es um die Durchsetzung der eigenen Anliegen ging, und wie Zeitgenossen die Schicksalsverbundenheit Antwerpens mit seinem Handel betrachteten. Oscar Gelderblom, *Antwerp Merchants in Amsterdam after the Revolt (1578–1630)* (223–241), beschäftigt sich mit den Antwerpener Kaufleuten, die ihre Stadt nach 1578 in großer Zahl verließen und ihr Heil im Norden suchten. Schließlich stellt Dick E. H. de Boer, *Looking at the Top of the Ant-Hill* (243–253), u.a. fest, daß in den heutigen Untersuchungen den einzelnen Kaufleuten sowie den institutionellen und repräsentativen Aspekten des Handels mehr Gewicht beigemessen wird als in den 1970er und 1980er Jahren, als mehr nach den Warenströmen und dem Handelsumfang gefragt wurde.

L. S.

Clé Lesger, *Handel in Amsterdam ten tijde van de Opstand. Kooplieden, commerciële expansie en verandering in de ruimtelijke economie van de Nederlanden ca. 1550 – ca. 1630* (Amsterdamse historische reeks. Grote serie 27, Hilversum 2001, Verloren, 296 S.). – Das Buch behandelt den raschen wirt-

schaftlichen Aufstieg Amsterdams in den Jahrzehnten um 1600 in Verbindung mit der durch den Aufstand und die Trennung der Niederlande verursachten Neuordnung des Hafensystems, wie es um die Mitte des 16. Jhs. in Holland, Zeeland, Brabant und Flandern bestand. 1550 lag in dem aus den vier genannten Gebieten bestehenden Kernraum der Niederlande der gewerbliche Schwerpunkt im Süden, der maritime im Norden. Sie bildeten eine sich ergänzende Einheit. Holländische Schiffe transportierten Güter aus Brabant und Flandern. Amsterdam war Teil eines „gateway“-Systems, das ebenfalls durch Spezialisierung und Integration gekennzeichnet war. Dank der Qualität des Amsterdamer Hafens, der über gute Verbindungen mit dem Hinterland verfügte, und der handelsfreundlichen Politik der lokalen und provinziellen Verwaltungen hatte sich Amsterdam schon vor dem Aufstand zu dem großen Zugangshafen im Norden der Niederlande entwickelt. Der Handel jedoch, der dort getätigt wurde, wies kein Merkmal auf, das von dem sonst Üblichen wesentlich verschieden gewesen wäre, und auf die großen Veränderungen, die gegen Ende des 16. Jhs. stattfinden sollten, vorausgedeutet hätte. Diese Veränderungen waren nicht die Folge einer inhärenten Instabilität, sondern von „een externe ‚shock‘: de Opstand“. Anfangs wies die räumliche Struktur der Wirtschaft ein großes Maß an Kontinuität auf. Mit dem Fall von Antwerpen (1585) änderte sich dies. Damals machten sich Zehntausende von Handwerkern auf den Weg nach Norden, wo sie zu dem wirtschaftlichen Aufschwung beitrugen. Zur gleichen Zeit geriet das „gateway“-System aus den Fugen. Der Norden verlor das Verbindungsglied nach Südeuropa, zur kolonialen Welt und nach Süddeutschland. Mit dem starken Impuls, den das holländische Exportgewerbe durch die Zuwanderung aus den südlichen Niederlanden erhielt, ergaben sich für Amsterdam neue Chancen. Der wirtschaftliche Aufschwung wurde vor allem von neuen Gruppen von Kaufleuten getragen: alteingesessenen und zugewanderten. Hinzu kam, daß nach der Absetzung der regierungstreuen Stadtverwaltung die Angelegenheiten des Handels in der städtischen Politik einen noch wichtigeren Platz einnahmen als zuvor. Gleichzeitig stellt Vf. fest, daß es den alten Amsterdamer Geschlechtern gelang, den Neuankömmlingen den Zugang zu den einflußreicheren Verwaltungsgremien zu verwehren. Wichtig ist auch, daß die Existenz eines hierarchischen Systems von Stapelmärkten, das gekrönt gewesen wäre durch einen Weltstapelmarkt, durch die vorliegende Untersuchung nicht bestätigt wird. Die Blüte Amsterdams wurzelte vielmehr in der „gateway“-Funktion für ein ausgedehntes und hoch entwickeltes Hinterland. Obwohl die Knotenpunkte („gateways“) festlagen, unterlag ihre relative Bedeutung ständiger Veränderung. Die wirtschaftliche Zentralfunktion Amsterdams ergab sich daraus, daß viele Geschäfte in Amsterdam besser und preiswerter abgewickelt werden konnten als anderswo. Nach Ansicht des Vfs. sollte man den Begriff „Stapelmarkt“ vergessen; tatsächlich war die Position des Amsterdamer Zwischenhandels im 17. Jh. keine andere als die moderne. Wegen der Ausgedehntheit des Amsterdamer Handelsnetzwerks und der Frequenz der Schiffsbewegungen war Amsterdam ein Markt für Informationen und weniger ein Stapelplatz für Güter. Der Amsterdamer Informationsmarkt begünstigte auf dem Weg über die Preismechanismen die effiziente Zuweisung von Gütern und Produktionsfaktoren und regte die regionale wirtschaftliche Spezialisierung an. Beim Fehlen tiefgreifender technologischer Neuerungen war

dies für die frühmoderne Gesellschaft eine wichtige Quelle für den Zuwachs an Produktivitätsgewinnen und Wohlstand. L. S.

*Het Goudse hofstedengeldregister van ca. 1397 en andere bronnen voor de vroege stadsontwikkeling van Gouda*, hg. von K. Goudriaan, B. J. Ibeling und J. C. Visser (Apparaat voor de geschiedenis van Holland, Bd. 14, Hilversum 2000, Verloren, 98 S.). – Das Hofstättengeld war ein ewiger, gleichbleibender Erbzins, der an den Grafen oder einen seiner Lehnsleute, der den Boden in kleinen Parzellen zur Förderung der städtischen Entwicklung ausgegeben hatte, gezahlt werden mußte. Weil die Beträge gleich blieben, bieten die Hofstättengelder viel Information über die städtebauliche Entwicklung historischer Stadtkerne. In der vorliegenden Publikation wird das kürzlich entdeckte Hofstättengeldregister von Gouda von etwa 1397 vollständig ediert. Es ist das einzige bekannte Hofstättengeldregister aus dem 14. Jh., welches das gesamte Stadtgebiet einer der großen holländischen Städte erfaßt. Außer dem Register sind noch einige sozialtopographisch bedeutsame Quellen abgedruckt: Quellen, die Einblick gestatten in die Topographie und die Verteilung der Bevölkerung im mittelalterlichen Gouda. Es handelt sich um eine Verordnung über die städtischen Gewässer aus der Zeit um 1355 (mit späteren Ergänzungen), eine Auflistung der Bereiche der Straßenbewachung aus dem Jahre 1405 und das älteste Rentenverzeichnis des Katharinen-Hospitals (1408). In der Einleitung gehen Hgg. auf die Art dieser Quellen und ihren Aussagewert für stadthistorische Untersuchungen ein. Zugleich geben sie einen allgemeinen Überblick über die Arbeiten mit Hofstättengeldregistern in Holland. L. S.

Verspätet ist auf den lesenswerten, leider an „versteckter“ Stelle veröffentlichten Aufsatz von Simonne Abraham-Thisse, „Kostel Ypersch, gemeyn Ypersch“. *Les draps d'Ypres en Europe du Nord et de l'Est (XIIIe et XIVe siècles)* (in: *Ypres and the Medieval Cloth Industry in Flanders. Archaeological and Historical Contributions*. – Ieper en de middeleeuwse lakennijverheid in Vlaanderen, hg. von Marc Dewilde, Asse-Zellik 1998, 125–138; mit einer niederländ. Kurzfassung: 139–145), aufmerksam zu machen, in dem Vf. in der Verbreitung der Ypernschen Tuche – sowohl der hochwertigen als auch der geringerwertigen Qualitäten – in Nord- und Osteuropa im 13. und 14. Jh. nachgeht. Zahlenmäßige Aussagen über den Umfang dieses Handels, in dem Lübeck eine wichtige Rolle spielte, lassen die ungünstige Quellenlage und die zahlreichen Imitate/Fälschungen, die während des gesamten Mittelalters in den Handel eingebracht wurden, nicht zu, doch scheinen die Importe von Ypernschen Laken im Norden und Osten Europas um 1300 und in den 1380er Jahren besonders hoch gewesen zu sein. Vf. hebt auch hervor, daß das Tragen von Kleidung, die aus Ypernschem Tuch angefertigt war, ein Statussymbol war, sowohl für den Adel als auch für die führenden bürgerlichen Schichten in den Städten. V. H.

BRITISCHE INSELN. R. H. Britnell, Steve Hindle, Robin Pearson und Robert Middleton, *Review of periodical literature published in 1999* (EcHistRev. 54, 2001, 115–174), legen auch in diesem Jahr ihre äußerst nützliche Bibliographie raisonée vor. Führende Themen im Berichtsjahr waren: Regionalhandel; Städtegründung; Königtum, Kirche und Wirtschaft; Demogra-

phie; Patronage (1100–1350) – Tuch- und Eisenindustrie; Fernhandel; Fiskalpolitik Heinrichs VII.; Einwirkung der Pest, u.a. auf die Agrarverfassung; Agrarlohnniveau (Mann-Frau-Gefälle) (1350–1500) – Volksaufstände; Gerichtswesen (Klageverhalten); Sozialgeschichte (u.a. Annenunterstützung); Kommerzialisierung des flachen Landes; Demographie; Gender History (1500–1700). S. J.

Auch in diesem Jahr legen Matthew Hale, Richard Hawkins und Michael Partridge eine *List of publications on the economic and social history of Great Britain and Ireland published in 2000* (EcHistRev. 54, 2001, 734–770) vor. Bei dieser nützlichen, gut gegliederten bibliographischen Übersicht fehlen immer noch (mit wenigen Ausnahmen) ausländische Veröffentlichungen. Für die Hanseforschung dürfte der Abschnitt „Overseas trade and overseas relations“ (740–742) von größtem Interesse sein, auch wenn die hier aufgeführten Publikationen lediglich der Hintergrundinformation dienen können. S. J.

Die unter der Leitung von H. Boockmann angefertigte Doktorarbeit von Arnd Reitemeier, *Außenpolitik im Spätmittelalter. Die diplomatischen Beziehungen zwischen dem Reich und England 1377–1422* (Veröffentlichungen des DHI London 45, Paderborn 1999, Ferdinand Schöningh, 572 S.), stellt eingangs gravierende Defizite in der Diplomatiegeschichte fest und will die Anfänge der modernen Diplomatie anhand einer Analyse der bilateralen Beziehungen zwischen dem Reich und England aufdecken. Chronologisch setzt die Arbeit die Untersuchung von Fritz Trautz (1961) fort und ist diesem Vorbild auch methodisch verpflichtet. Das Werk enthält sowohl diachron-analytische als auch chronologische Abschnitte. So wird es von einer nützlichen Darstellung der einschlägigen Quellengattungen der Diplomatiegeschichte und einer prosopographischen Untersuchung des diplomatisch tätigen Personals eingeleitet, wendet sich dann einer langen, chronologisch geordneten Analyse der diplomatischen Beziehungen zwischen England und dem Reich im Berichtszeitraum zu, wo der Einfluß von Trautz am deutlichsten ist. Es folgen vier analytische Abschnitte, die sich mit den möglichen persönlichen Kontakten und Bekanntschaften unter den deutschen und englischen Gesandten, der Auswahl der Botschafter und den praktischen Aspekten der Gesandtschaftsreisen (Reisegeschwindigkeit und -kosten), dem Informationsstand auf beiden Seiten und der Rolle des immer wichtiger werdenden Protokolls als Form und Raum außenpolitischen Handelns befassen. Die Schlußbetrachtungen bringen zwei gewichtige Erkenntnisse. Zum einen wird die Wankelmütigkeit der niederrheinischen Fürsten zwischen England und Frankreich strukturell erklärt: Sie rührt letztlich von der offenen Verfassung des Reiches (Moraw) her, die das Fehlen einer zentralen, vom Reichsoberhaupt ausgehenden Inpflichtnahme zur Folge hatte, weshalb die Fürsten eigene Interessen kurzfristig verfolgten, die sich anbetrachts der Machtverhältnisse rasch änderten. Zum anderen wird der Grund für das aus Sicht der bisherigen Literatur unerklärliche Festhalten der nordeuropäischen Fürsten an der Ad hoc-Diplomatie deutlich. Da Kommunikationen und infolgedessen der Informationsstand eines Hofes bezüglich fremder Länder unvollständig und lückenhaft war, erwiesen sich häufige Gesandtschaften als notwendig, während sich das diplomatische Protokoll als „international verbindlicher diplomatischer Verhaltenskodex“ (482) stetig weiterentwickelte und in den Herolden eine Trägerschicht fand. Der Band



wird durch Tabellen, eine Bibliographie und einem Index abgerundet. – Auch wenn die Untersuchung über weite Strecken als rein deskriptiv zu charakterisieren ist und gerade im chronologisch geordneten Abriss der diplomatischen Beziehungen keine bahnbrechenden Neuigkeiten zu bieten hat, beeindruckt dennoch die Fülle der Informationen. Allerdings wirkt manches wenig überzeugend. So ist das Ergebnis der prosopographisch betriebenen Suche nach den Deutschlandexperten in England sowie den Englandexperten im Reich mager und die Suche nach spezialisierten außenpolitischen Experten angesichts von R.s eigener Feststellung, daß neben der Abkömmlichkeit und dem sozialen Rang vor allem das Vertrauen des Monarchen für die Auswahl seiner Diplomaten ausschlaggebend war, schon im Ansatz fragwürdig. R. hat sich hier wohl von modernen Verhältnissen dazu verleiten lassen, nicht in genügendem Maße auf die Aussage seiner eigenen Quellen zu achten. Gleiches gilt für die Überschätzung von Chronisten, Kaufleuten, Pilgern und Spionen als Informationsquellen des Hofes über fremde Länder und die damit zusammenhängende Unterschätzung der Rolle, die die geisterhaft durch die Quellen ziehenden Ritter und Niederadligen spielten, die tourneeartige von Hof zu Hof zogen und kleine diplomatische Aufgaben übernahmen. Aus dem wiederholt festgestellten besseren Stand der englischen Informationen über das Reich kann man nicht auf ein größeres Interesse der englischen Könige an den gegenseitigen Beziehungen schließen, wenn man die Dichte der englischen und die Trümmerhaftigkeit der deutschen Überlieferung außer Betracht läßt. Zudem sind einige Schnitzer zu konstatieren. So fällt Michaelis nicht auf den 16. Okt., und englische Geldbeträge werden mit £154 6s 7d, nicht 154lb.6s.7d. angegeben. Einen bedenklichen Kenntnisstand weist R. beim Umgang mit Archivsignaturen auf: Üblich ist bei den meisten PRO-Dokumentenklassen die Abkürzung von Membrane als „m“ (nicht „mem“) und die Angabe von Recto- und Dorseite einer Membrane als m l, m ld (anstatt „mem lr., mem lv.“). Zudem hat R. den Begriff des „quorum“ bei diplomatischen Gesandtschaften als Versuch der sozialen Abgewogenheit innerhalb einer Gesandtschaft und zur Vermeidung von Streitigkeiten unter den Diplomaten völlig falsch erklärt. Obwohl juristische Kenntnisse unzweifelhaft eine wichtige Qualifikation für Gesandte waren, schätzten die englischen Könige vor allem solche im römischen und kanonischen Recht, wohingegen die von R. als Beleg herangezogenen Beispiele der Tätigkeit im Bereich des Common Law völlig irrelevant waren. Zu korrigieren ist auch die Feststellung R.s, daß die englische Mitgift für Blanche von Lancaster (1401) mittels einer auf „allen Untertanen“ lastenden Grundsteuer aufgebracht wurde, herangezogen wurden lediglich die Tenants-in-chief! – Alles in allem enthält die Arbeit brauchbare, mitunter ganz interessante Ideen und zeugt vom Fleiß des Vfs.; leider enthält sie aber auch etliche Mißverständnisse. S. J.

Carolyn C. Fenwick, *The Poll Taxes of 1377, 1379 and 1381*, T. 2: *Lincolnshire-Westmorland* (Records of Social and Economic History, N.S. 29, Oxford 2001, Oxford University Press, XII, 703 S., 1 Abb.), stellt den zweiten Teil eines der wichtigsten Editionsprojekte zur englischen Geschichte dar. Alles, was in der Besprechung des ersten Teils gesagt wurde (HGbl. 118, 2000, 249–251), gilt auch für diesen Band. Nun wiegt das Lob doppelt so schwer, und man kann nur auf das Erscheinen des dritten Bandes gespannt sein. S. J.

*The Cambridge Urban History of Britain. Volume I: 600–1540*, hg. von D. M. Palliser (Cambridge 2000, Cambridge University Press, XXVI, 841, 25 Abb., 23 Ktn., 27 Stadtpläne und Graphiken, 23 Tab.) ist ein grandioser Versuch, die Stadtgeschichte Englands und Schottlands von den ersten Anfängen bis zum Beginn der urbanen Moderne um 1540 darzustellen. Der Sammelband teilt sich in fünf Abschnitte: Einleitung, 600–1300, 1300–1540, Regionale Überblicke und Schluß. Die chronologischen Abschnitte (II, III) weisen eine einigermaßen einheitliche Gliederung auf. Regierung, Macht und Autorität, Wirtschaft, Kirche und Bildung, Topographie, London, Große Städte und Kleinstädte werden gesondert für den jeweiligen Zeitabschnitt abgehandelt. Abgerundet wird der Band mit einer Auswahlbibliographie und einem Index. – Für die Hansegeschichte werden die Beiträge von Richard Britnell über die städtische Wirtschaft (105–126, 313–333), von Derek Kenne und Caroline M. Barron über London (187–216, 395–439) und von Maryanne Kowaleski und David Ditchburn über die Hafenstädte in England und Wales sowie in Schottland im Zeitraum 1300–1540 (467–494, 495–504) von größtem Interesse sein. S. J.

C. Dyer, *Small places with large consequences: the importance of small towns in England, 1000–1540* (Historical Research 75, 2002, 1–24). Die wirtschaftliche, kulturelle, aber auch sozialhistorische Bedeutung der englischen Kleinstädte des Spätmittelalters wird nach diesem, von dem prominenten englischen Sozialhistoriker gebotenen Überblick außer Frage stehen. Nach einer Skizzierung des Forschungsstandes legt D. bei der Identifikation der Kleinstädte wirtschaftliche Kriterien der Kategorisierung an, vor allem den Grad der handwerklichen Diversifikation und Spezialisierung. Außerdem weist D. auch auf topographische Gemeinsamkeiten mit großen Städten hin (Planung, Raumnutzung), Ähnlichkeiten in Sozialstruktur und politischer Organisation sowie kulturellen Funktionen (Prozessionen oder Spiele), die sowohl in den Zentren der Grafschaften wie auch in den kleinen Marktsiedlungen anzutreffen sind. Die z.T. auch durch ihre formlose Selbstregierung charakterisierten Kleinstädte waren Indikatoren des wirtschaftlichen Wandels. Hier wurde nicht nur der Überschuß der umliegenden landwirtschaftlichen Produktion zusammengefaßt, sondern hier boten sich auch Chancen für die sozial mobilen Teile der Landbevölkerung.

J. Röhrkasten

James Masschaele, *The Public Space of the Marketplace in Medieval England* (Speculum 77, 2002, 383–421), weist zunächst aufgrund der marktherrlichen Einkünfte und der Marktareale (auch in kleineren und ländlichen Ortschaften) eine wesentlich höhere Besucherfrequenz nach. Dies erklärt die Instrumentalisierung der Wochenmärkte als Verkündigungsorte für Krone, Geistlichkeit und Ortsverwaltung. Allein deshalb tritt die Proklamation auf den Märkten neben die Predigt in den Bettelordenskirchen als Massenkommunikationsmittel des Mittelalters. Aus der Hinwendung dieser Instanzen an die Marktbesucher, aus ihrem Versuch, die Kooperation der Bürger und Bauern bei Vorhaben der Krone, der hohen Geistlichkeit und der Städte zu gewinnen, läßt sich eine informationelle Integration der mittleren und unteren Schichten in Strukturen der Information und der Kommunikation erkennen, die bislang dem Hoch- und Niederadel vorbehalten waren. Die Märkte fungierten (mehr oder minder im Sinne von Jürgen Haber-

mas) als öffentliche Räume, die auch als Bühne für öffentliche Strafen und Kirchenbußen dienten. So wird verständlich, daß auch Menschen auf den unteren gesellschaftlichen Rängen bemüht waren, den Markt in symbolischer Form für sich zu beanspruchen, insbesondere wenn die Beziehungen zur Obrigkeit gespannt waren (z.B. beim Bauernaufstand 1381). – Ein faszinierender, ebenso detail- wie facettenreicher Beitrag zur Entstehung der modernen Massengesellschaft, die insbesondere für alle, die sich für die Entstehung von *nationes* interessieren, zur Pflichtlektüre gehören sollte. S. J.

Martin Allen, *The volume of the English currency, 1158–1470* (EcHist-Rev. 54, 2001, 595–611), sichtet die Forschung zur Geldmenge Englands im Mittelalter sowie deren wirtschaftshistorischen Bedeutung und stellt in kritischer (vor allem methodischer) Auseinandersetzung mit ihr korrigierte Zahlen auf. Um die (bislang im Vordergrund des Forschungsinteresses stehenden) Produktionszahlen der königlichen Münzstätten von London, Canterbury und Calais um die Münzherstellungstätigkeit der anderen königlichen Prägestätten (vor 1300) sowie der kirchlichen Münzhäuser Bury St. Edmunds, Durham und York zu ergänzen und so zu einem Gesamtbild zu gelangen, integriert A. die Schatzfunde und die Zahl der nachweisbaren Prägestöcke (zur Hochrechnung der Münzherstellung) in methodisch zufriedenstellender Weise in seine Analyse. So ist zu erkennen, daß die Gesamtprägung wesentlich höher lag, als die bisherige Literatur vermutet hatte. – Ein unerläßlicher Basisbeitrag. S. J.

R. H. Britnell, *Specialization of work in England, 1100–1300* (EcHistRev. 54, 2001, 1–16), stellt sich die Frage, inwieweit sich Produktivitätsfortschritte im hochmittelalterlichen England aus der Arbeitsteilung und beruflichen Spezialisierung ergaben und welche Rolle diese beim Wachstum des Pro-Kopf-Einkommens spielten. Zunächst sichtet B. die herkömmlich herangezogenen Quellen, die eine Zunahme der beruflichen Spezialisierung zu belegen scheinen, unterzieht diese dann einer scharfsinnigen quellenkritischen Analyse, spricht sich aufgrund einer Untersuchung des Arbeitsmarkts im 13. Jh. für ein alternatives Modell aus, wonach marginalisierte ländliche Arbeitskräfte jede Arbeit annehmen mußten, die sie erhalten konnten, um zu überleben, so daß sie sich in Handel und Gewerbe neben der bäuerlichen Arbeit (an der sie unbedingt festhalten wollten) betätigten. Nicht so sehr die (unsichere) Spezialisierung der Arbeitnehmer auf eine Arbeit, sondern die Auffächerung der Berufsstruktur auf dem Lande wie in der Stadt scheint B. ein passenderes Modell zu sein. S. J.

Anne F. Sutton, *The Merchant Adventurers of England: their origins and the Mercers' Company of London* (Historical Research 75, 2002, 25–46), setzt sich kritisch mit den Ansichten der Literatur (auch der deutschen!) über die Entstehung der wichtigsten mittelalterlichen Vereinigung von englischen Fernkaufleuten und deren personellen und verfassungsgeschichtlichen Beziehung zu den Londoner Mercers auseinander. Die Klärung des Begriffs „aventurer“ bzw. „venturer“, dessen Vorkommen in den Quellen die Literatur bisher als Belege für die Existenz einer verfaßten Gruppe von Fernhändlern angesehen hat, führt zu einer Entinstitutionalisierung des Begriffs. Anschließend erhellt S. die lange, mindestens in das auslaufende 13. Jh. zurückreichende Geschichte einer zunächst

informellen, jedoch korporativ verfaßten Gruppe von englischen Fernhändlern in Flandern und Brabant, wobei die Parallelen zu anderen reisenden Händlern (Hanse, flämische Hansen) deutlich gemacht werden. Diese englische Fernhändlervereinigung manifestierte sich nicht nur im Privilegienerwerb von Fürsten der Niederen Lande, sondern auch in Gestalt der St. Thomas (Canterbury)-Bruderschaft der englischen Fernhändler. Daran schließt sich eine detailreiche Untersuchung der Geschichte der englischen Kaufleute in Flandern und Brabant, woraus hervorgeht, daß die Londoner Mercers nicht die prägende Rolle bei der (allmählichen) Entstehung der verfaßten Company of Merchant Adventurers spielten, die die Literatur ihnen bislang – aufgrund einer falschen Lektüre der lückenhaften „Acts of Court“ der „Mercers' Company“, die S. hier quellenkritisch untersucht – unterstellte. Vielmehr waren andere Kaufleute aus London und weiteren Städten beteiligt, obwohl die trümmerhafte Überlieferung ihre Rolle verdeckt. So stellt sich die Company of Merchant Adventurers nicht als Schöpfung der Londoner Mercers (1486) und König Heinrichs VII. (1505) heraus. Vielmehr führte das Problem der unbotmäßigen Fernkaufleute in Antwerpen, die die Londoner Zünfte (auch die Mercers) nicht disziplinieren konnten, eine Hinwendung an die Londoner Stadtregierung als übergeordnete städtische Instanz herbei, die der von den Merchant Adventurers vorgeschlagenen Regelung (automatisches Weiterleiten aller sich auf den Fernhandel mit Burgund beziehenden Briefe an die Londoner Stellvertreter („lieutenants“) der Adventurers; Bestätigung aller Beschlüsse und Disziplinierung der Adventurers durch Bürgermeister und Aldermen) billigte und in Privilegienform goß. Ein besonnener, quellenkritisch gewiefter und insgesamt wichtiger Beitrag. S. J.

Barbara Harvey und Jim Oepen, *Patterns of morbidity in late medieval England: a sample from Westminster Abbey* (EcHistRev 54, 2001, 215–239), erörtern auf der Grundlage der für die Zeit 1297/98–1354/55 und 1381/82–1416/17 überlieferten Unterlagen der Krankenstation der Abtei saisonalen Anfall und Dauer der Krankheiten, unter denen diese Benediktinermönche gelitten haben. Während deutlich wird, daß die Krankheitsdauer vom ersten zum zweiten Untersuchungszeitraum dramatisch zunahm und daß die Saisonalität dem Befund im frühneuzeitlichen England entspricht (Spitzen in Frühjahr und Spätherbst), sind die Gründe hierfür ebensowenig wie die einzelnen Krankheiten den Quellen zu entlocken. Ebenso schwer ermittelbar ist der Zusammenhang zwischen Krankheit und Tod (Morbidity/Mortality), so daß (bis auf wenige Ausnahmen) nicht erkennbar ist, wer an einer Krankheit starb, deretwegen er das *infirmarium* aufsuchen mußte. Vermutet wird ein Zusammenhang mit der Fastenzeit und der städtischen Umgebung des Klosters. S. J.

John Hatcher, *Women's Work Reconsidered: Gender and Wage Differentiation in Late Medieval England: Comment* (Past & Present 173, 2001, 190–198), und Sandy Bardsley, *Women's Work Reconsidered: Gender and Wage Differentiation in Late Medieval England: Reply* (ebd., 199–202), setzen sich bei ihrer Debatte über einen früheren Aufsatz von B. (ebd., 165, 1999, 3–29) in methodischer und quellenkundlicher Hinsicht über die Frage auseinander, ob Frauen- und Männerarbeit im spätmittelalterlichen Agrarwesen gleich bewertet (und besoldet) wurde. S. J.

Evan T. Jones, *Illicit business: accounting for smuggling in mid-sixteenth-century Bristol* (EcHistRev 54, 2001, 17–38), vergleicht die Angaben über den Handel in den Handlungsbüchern einiger Bristoler Kaufleute mit den Angaben in den zeitgenössischen Zollakten und kommt zu dem Schluß, daß Einfuhrwaren selten geschmuggelt wurden. (In der Tat ist die Übereinstimmung zwischen den Preis- und Mengenangaben der Kaufleute gegenüber der Zollverwaltung und in ihren eigenen Abrechnungen frappierend.) Gleiches galt für Blei- und Tuchausfuhren. Ganz anders sah es allerdings bei Ausfuhren von Leder und Getreide aus. Als Gründe hierfür nennt J. die verhältnismäßig hohe Zollbelastung von Leder und die hohen Kosten für königliche Getreideausfuhrlicenzen. Diese Transaktionskosten lagen wesentlich höher als die für den Schmuggel erforderlichen Bestechungssummen (Verhältnis 20:1), so daß verständlich wird, daß auch prominente Bristoler Kaufleute am Schmuggel dieser Produkte beteiligt waren. Der Schmuggel war alles andere als ein unbedeutender, peripherer Aspekt des Außenhandels dieser Stadt, sondern gehörte zentral dazu. Die erhellenden Einzelheiten über die Bildung von Transaktionskosten und die feinfühligte Abwägung der Verallgemeinerungsfähigkeit der Bristoler Erkenntnisse machen den Aufsatz lesenswert. S. J.

## SKANDINAVIEN

(Bearbeitet von Jürgen Hartwig Ibs)

Martin Kaufhold betrachtet in einem längeren Essay *Europas Norden im Mittelalter. Die Integration Skandinaviens in das christliche Europa (9.–13. Jahrhundert)* (Darmstadt 2001, 176 S., 12 Abb.). Unter Europa wird dabei eine „Wertegemeinschaft mit einem ähnlichen Verständnis von politischer, religiöser und rechtlicher Ordnung“ (10) verstanden. Für die Zeit von ca. 800 bis ca. 1200 verfolgt Vf. jedoch den langen Prozess von der ersten Kontaktaufnahme Skandinaviens mit Zentraleuropa während der Karolingerzeit bis zur vollständigen Einbindung Nordeuropas in die christliche Wertegemeinschaft Europas und seine Strukturen im ausgehenden 12. Jh. v.a. in religiös-kirchlicher Hinsicht. Geschildert werden Ansgars Mission, die Landnahme, Taufe und Integration der Wikinger in der Normandie seit 911, die Christianisierung Dänemarks, Norwegens, Schwedens und Islands seit der Mitte des 10. Jhs., die Ausbreitung des Zisterzienserordens im Norden im 12. Jh. und der Aufbau eigener skandinavischer Kirchenstrukturen, der in der Einrichtung der drei Erzbistümer Lund (1102/3), Trondheim (1152) und Uppsala (1164) für Dänemark, Norwegen und Schweden gipfelte. Am Beispiel der Auseinandersetzung König Sverris von Norwegen mit der norwegischen Kirche Ende des 12. Jhs. kann K. zeigen, dass Skandinavien zu dieser Zeit ein integraler Bestandteil Europas geworden war und folgerichtig an dem großen hochmittelalterlichen Konflikt des Abendlandes zwischen „regnum“ und „sacerdotium“ beteiligt war. Insgesamt gelingt dem Vf. eine gute Darstellung der Christianisierung und Europäisierung Skandinaviens bis ca. 1200. Zuweilen schweift er jedoch ab und geht z.B. auf die „Entdeckung“ Amerikas durch die Wikinger ein, ohne dass ein Bezug zu seinem Thema zu erkennen ist. Auch hätten die Folgen der Ausbreitung und Verfestigung des Christentums in Skandinavien

eingehender behandelt werden sollen. Hier wirkt es sich nachteilig aus, dass der Vf. offensichtlich über keine skandinavischen Sprachkenntnisse verfügt und die Forschung der nordischen Länder nur sehr begrenzt rezipieren konnte. Geradezu ärgerlich ist das Abschlusskapitel, das sich mit dem 13. Jh. befasst. Hier geht vollends der „rote Faden“ verloren und spielen plötzlich ökonomische Entwicklungen eine Rolle. Am Beispiel des frühhansischen Handels in Norwegen im 13. Jh. wird die wirtschaftliche Integration Skandinaviens in Europa thematisiert. So hinterlässt das Büchlein einen zwiespältigen Eindruck: Es bietet einen nützlichen Überblick über die Integration Skandinaviens in die christliche Ordnung des europäischen Mittelalters. Abbildungen und Karten sowie längere Quellauszüge, die graphisch hervorgehoben sind, veranschaulichen die Studie. Aber der Leser wird immer wieder mit Geschichten und historischen Entwicklungen konfrontiert, die nicht in dieses Werk gehören. T. H.

*Regional Integration in Early Modern Scandinavia*, hg. von Finn-Einar Eliassen, Jørgen Mikkelsen und Bjørn Poulsen (Odense Universitetsforlag, Odense 2001, 287 S., zahlreiche Ktn.). – Die skandinavischen Länder Finnland, Schweden, Norwegen, Dänemark und Island gliedern sich aus historischer Sicht in mehrere Regionen. So ist der dünner besiedelte, weniger urbanisierte und feudalisierte Norden vom Süden Skandinaviens getrennt. Zwei Beispiele für kleinere Regionaleinteilungen bilden das Skagerag-Kattegat Gebiet mit Teilen Norwegens, Schwedens und Dänemarks, das Gebiet von Trøndelag-Jämtland und die schwedisch-finnische Region am bottnischen Meerbusen. In geschichtlicher Zeit waren die Unterschiede zwischen den Regionen dabei durchaus stärker und die prägende Kraft und der Zugriff der zentralen Gewalten durchweg schwächer ausgeprägt als heute. Die Anthologie widmet sich verschiedenen regionalen Aspekten der skandinavischen Geschichte, ohne jedoch einer strengen Systematik oder übergreifenden Fragestellung zu folgen. Unter der Vielzahl der Artikel, die insgesamt die Zeitspanne von ca. 1200 bis 1850 umfassen, sind die folgenden an dieser Stelle hervorzuheben. Bjørn Poulsen, *Middlemen of the regions Danish peasant shipping from the Middle Ages to c. 1650* (56–79), weist auf Bauern in Dänemark hin, die unter Umgehung der nächstgelegenen Marktorte direkt mit den großen Handelszentren handelten. P. untersucht den Bauernhandel, der mit eigenen Fahrzeugen Seewege benutzte, um agrarische Überschüsse in den Hansestädten des südwestlichen Ostseeraums oder den deutschen Hafenorten an der südlichen Nordsee oder in den Niederlanden anzubieten. Er begrenzt den Zeitraum auf die Jahre zwischen ca. 1200 bis 1650, weist aber darauf hin, daß die lokale Kommerzialisierung in der Wikingerzeit unterschätzt wird. Archäologische Befunde lassen Strandmärkte, aber auch Märkte im Binnenland bis ins 8. Jh. zurückdatieren. Möglicherweise lassen sich lokale Märkte noch deutlich früher datieren. Einen entscheidenden Aufschwung erlebte der dänische Handel und das Städtewesen aber von 1100 bis 1350. Ab ca. 1230 ist es nach P. als Teil des hansischen Handelsraumes mit Lübeck als Mittelpunkt zu sehen. Getreide bildete das Hauptausfuhrgut in die deutschen Städte. Ein erneutes Wirtschaftswachstum beendete im 15. Jh. die Krise der Getreidewirtschaft im Spätmittelalter und führte zu einem Erstarren der bäuerlichen Wirtschaft, die über größere Höfe als noch vor der Krise verfügte. Die dänischen Bauern exportierten nun verstärkt Vieh nach Norddeutschland und in die Niederlande. Im 16. Jh.

nahm der Seehandel mit Getreide nach Südnorwegen, Norddeutschland und in die Niederlande stark zu. Die Prosperität wurde erst im 17. Jh. beendet. Schon im 13. Jh. gehörten Friesland und Westschleswig sowie die südlichen dänischen Inseln mit Fehmarn zu den Regionen mit bäuerlichem Seehandel. Andere Regionen waren Nordjütland und der Limfjord, Blekinge, Halland und Agder. Aus den heutigen südschwedischen Regionen gelangten auch Pferde und aus Halland und den südnorwegischen Gebieten Holz und Steine nach Dänemark. Ab dem frühen 15. Jh. begannen dann die Versuche der dänischen Städte, mit Hilfe des Königs den Bauernhandel durch königliche Verbote zu unterbinden. Die Seefahrt wurde zum großen Teil von Bauern nebenher betrieben, um ihre eigenen Produkte einmal im Jahr zu vermarkten. Teilweise, wie in Halland im 16. Jh., wo sich auch ein Lübecker Bürger an einem bäuerlichen Fahrzeug beteiligte, handelte es sich um Partenreederei. Im 16. Jh. gab es auch Fälle, bei denen Bauern hauptsächlich Handel zur See betrieben und nur die wenigste Zeit auf dem Hof verbrachten. Einige kleine dänische Inseln bildeten Sonderfälle. Læsø, auf Getreideeinfuhr angewiesen, produzierte Meersalz. Das Holz, das für die Produktion benötigt wurde, wurde nach dem Vernichten der eigenen Bestände auf dem Seewege eingeführt. Daraus entwickelte sich ein besonderer Handel mit Holz und Getreide. Bauern aus Samsø, das auch unter Holzmangel litt, aber Getreide produzierte, erhielten Privilegien zum Einkauf von Holz und anderen Dingen. Daraus entstand ein ausgeprägter Seehandel. John P. Maarbjer, *Trade from Southern East Bothnia from 1560 to c. 1600. An analysis of responses to economic stress* (80–94), untersucht die südöstliche Küste des bottnischen Meerbusens. Anders als der übrige Ostseeraum bildete diese Region nicht das direkte Ziel hansischen Handels. Die Abgelegenheit und schwedische Gesetze führten dazu, daß Stockholm und – mit gewissem Abstand – Abo/Turku die Stapelplätze für Waren der Region wurden. Der Handel lag in den Händen sowohl der städtischen als auch der bäuerlichen Bevölkerung der Region. M. stellt die unterschiedlichen landwirtschaftlichen Bedingungen bzw. Ressourcen dreier Kirchspiele heraus, die ihnen in unterschiedlichem Maße gestatteten, mit der Krise im Handel fertig zu werden, die seit 1563 herrschte. Åke Sandström, *Ploughing burghers and trading peasants. The meeting between the European economy and Sweden in the sixteenth and seventeenth centuries* (95–105), untersucht, wie die schwedischen Könige ihren Finanzbedarf für den Ausbau des Zentralstaates in der schwedischen Gesellschaft, die durch weitgehende Selbstversorgung und Marktferne geprägt war, zu decken versuchten. Eine wichtige Rolle spielte dabei die Integration der schwedischen Wirtschaft in den westeuropäischen Markt, der den Umfang des Anteils der Hansestädte am Handel zwar nicht schmälerte, den Hauptteil des Wachstums aber westeuropäischen Händlern zu Teil werden ließ. Ole Degn, *Fairs as periodical regional centres in Denmark, 1600–1900* (140–161), betont die Bedeutung von ländlichen und städtischen Jahrmärkten als regionale Zentren. U.a. anhand von Karten gibt D. einen Überblick über die Jahrmärkte in Dänemark bis 1860 und stellt am Beispiel von ausgewählten lokalen Märkten Unterschiede in Größe und Einzugsgebiet heraus. Jørgen Mikkelson, *Merchant trade and fairs in Zealand, c. 1750–1810. A study in market economy* (162–185), schließt mit seiner regionalen Studie über den seeländischen Markthandel Ende des 18. Jhs. an Degns Fragestellung an. Poul Holm, *Aalborg as a regional centre, 1400–1814* (213–231), geht dem

wirtschaftlichen Schicksal der größten Stadt am Limfjord vom Spätmittelalter bis 1814 nach, als Dänemark mit Norwegen einen wichtigen Absatzmarkt verlor und die Limfjordregion ihre herausragende Stellung zwischen Dänemark, Norwegen und Schweden endgültig einbüßte. Der Limfjordhandel mit Pferden, Fisch und später Vieh wurde im Spätmittelalter von Lübecker Händlern dominiert, die um 1600 der niederländischen Konkurrenz weichen mußten. Deutsche Händler waren aber auch später präsent. So gehörte Lübeck um 1700 zu den Hauptimporteuren von Salzhering. Jetzt konnte sich der Eigenhandel stärker entfalten. Die Region nahm eine Zwischenstellung im Ost-West-Handel ein. Gehandelt wurden höherwertige Güter wie Salzhering, Vieh und bearbeitetes Holz aus Halland und Bohuslen. Der Verlust der beiden letztgenannten Gebiete an Schweden bedeutete einen erheblichen Einbruch im dänischen Handel, der nicht zuletzt durch die handelspolitischen Bemühungen der schwedischen Könige verstärkt wurde (Göteborg). Aalborg vermochte aber seine Position als lokales Handelszentrum zu halten, indem es die Versorgung Norwegens mit Getreide bzw. Getreideprodukten übernahm. – Insgesamt gesehen gelingt es dem Band aufzuweisen, daß die wirtschaftliche Bedeutung von Regionen und deren Einbindung in die internationale Konjunktur Beachtung verdient. Nicht zuletzt wird die große Bedeutung des Bauernhandels über See seit dem Mittelalter, der die Privilegien und Ansprüche dänischer Städte unterlief, für den überregionalen Handel herausgearbeitet.

J. H. I.

Einer beeindruckend vielseitigen und intensiven Analyse unterzieht M a r k o L a m b e r g die Rats Herrschaft und die Ratsherren nordischer Städte in dem Band *Dannemänner i stadens råd, Rådmanskretsen i nordiska köpstäder under senmedeltiden* (Monografier utgivna av Stockholms stad, Bd. 155, Stockholm 2001, Stockholmia förlag, 423 S., zahlreiche Beilagen, Diagramme und Abb.). Vf. stellt in seiner bei Göran Dahlbäck entstandenen Dissertation drei Städte und ihre städtischen Regenten in den Vordergrund: Stockholm, Malmö und Bergen. Mit dieser Auswahl kann Vf. drei „Stadttypen„ erfassen, die zum Teil recht unterschiedliche Merkmale aufweisen. Stockholm, zugleich Hauptstadt, war eng mit der jeweiligen Regierung verbunden und stand somit häufig im Brennpunkt der politischen Ereignisse. Darüber hinaus war der Rat bis 1471 paritätisch aus Deutschen und Schweden besetzt, eine einzigartige Komponente. Malmö dagegen besaß ein eigenständiges Gewicht innerhalb der dänischen Monarchie, verstärkt auch durch die wirtschaftliche Stärke dieser Messestadt. Im Gegensatz dazu war in Bergen die Rats Herrschaft aufgrund der starken Zentralisierung der Monarchie nur schwach ausgeprägt, wobei die städtischen Ratsherrn aber auch außerhalb des städtischen Weichbildes Amtsfunktionen ausübten. In der Stadt selbst war die Macht des Rates aber durch den König und durch die Machtfülle des hansischen Kontores stark eingeengt. In diesem Bezugsgeflecht untersucht Vf. die Rats Herrschaft auf vielfältige Weise. Beginnt er zuerst mit einer traditionellen Analyse der Ratsherren in bezug auf ihre rechtliche Stellung, die sozio-ökonomische Zusammensetzung der Räte und der Vermögensstruktur der Herren im Vergleich zur städtischen Bevölkerung, versucht er in einem zweiten Teil, die familiären Strukturen, Heiratsstrategien und Karrieremöglichkeiten innerhalb der Familien auszuloten. Hierbei läßt er auch nicht die Rolle der Frauen außer Acht, die als Witwen oder Ratsherrentöchter ein Bindeglied innerhalb der



Ratskreise bildeten, die aber auch als Ehebrecherinnen oder Klägerinnen eine recht eigenständige Rolle übernehmen konnten. In einem dritten Teil untersucht er die Beziehung der Ratsherren zur Stadt. Auch hier werden weite Themenbereiche angesprochen. Beginnend mit der Wohntopographie der Ratsfamilien und deren sozialer und ökonomischer Bedeutung, geht Vf. dann zur Verbindung von Ratsherren und Gilden resp. Bruderschaften über. Hierbei kann er deutlich das „horizontale Band“, mit dem die Ratsherren über Korporationen und Gilden mit der Stadt verbunden waren, vom „vertikalen Band“ der Familienbande herausarbeiten. Vf. kann zeigen, daß die Ratskreise der nordischen Städte im Mittelalter, trotz aller elitären Tendenzen, keine nach außen geschlossenen Gruppen bildeten, sondern sich regelmäßig durch Außenstehende erneuerten. Ein weiterer, durch seine umfassende Darstellung beeindruckender Bereich des vorliegenden Buches bildet die Darstellung des praktischen Arbeitspensums städtischer Verwaltungen im Mittelalter. Vf. ist in der Lage, besonders für Stockholm, aber auch für die anderen hier vorgestellten Städte, nicht nur annähernd die tägliche, wöchentliche resp. jährliche Arbeitszeit der Ratsherren darzustellen, sondern auch die tägliche Praxis, Abwesenheiten, Verspätungen, die Verbindung von privaten Geschäften und Ratswürde etc. aufzuzeigen. Durch die gute Quellenlage und die hervorragend präsentierte Auswertung entsteht ein plastisches Bild städtischer Rats Herrschaft, welches in dieser umfassenden Form bisher fehlte. Abgeschlossen wird der Band durch eine Untersuchung des moralischen Spektrums der Rats Herrschaft. In den nordischen Städten, wie in den meisten Hansestädten auch, basierte die Rats Herrschaft nicht auf militärisch durchsetzbaren Strukturen, sondern vor allem auf der moralischen Autorität des Rates. Nichtsdestominder wurde diese Autorität immer wieder in Frage gestellt. Beginnend bei abwertenden Bemerkungen zu Urteilen, über Beschimpfungen der Steuereinnehmer bis hin zu gewalttätigen Auseinandersetzungen, war die Rats Herrschaft immer wieder Anfeindungen ausgesetzt. Aber auch moralische Verwerflichkeiten sowie Machtmißbrauch von Ratsherren selbst konnte zu ernsthaften Legitimitätskrisen führen. Die unterschiedlichen und flexiblen Reaktionen auf diese Bedrohungen ermöglichen ein weiteres, interessantes Bild mittelalterlicher Herrschaftspraxis. Insgesamt handelt es sich bei dem vorliegenden Buch um eine äußerst umfassende und anregende Arbeit. Die glückliche Auswahl der Städte und die damit verbundene gute Quellenlage ermöglichen es dem Vf., ein in sich geschlossenes Bild der Ratskreise zu zeichnen, das in seiner Vielfalt beindruckend ist. Hinzu kommen 16 Beilagen, die in komprimierter Form weitere Detailinformationen zur Prosopographie, Personenkontinuität, dem Steueraufkommen u.a. bieten. Personen- und Sachregister erschließen den Band, von dem zu hoffen ist, daß er der Forschung dauerhaft neue Impulse verleihen wird.

C. Jahnke

DÄNEMARK. Das *Diplomatarium Danicum*, 4. R., 7. Bd., 1399–1400, hg. von Aage Andersen, Russel Friedmann und Herluf Nielsen (Kopenhagen 2000, C.A. Reitzels Forlag, 540 Nrn., Personen- und Ortregister) und *Danmarks riges breve*, hg. von Det Danske Spog- og Litteraturselskab, 4. R., 7. Bd., 1399–1400, bearb. von Aage Andersen, Russel Friedmann und Herluf Nielsen, deutsche Texte von Hans Bloßen, Dorte Langgut und Vibeke Wege (Kopenhagen 2000, C.A. Reitzels Forlag, 540 Nrn.), sind erschienen. U.a. sind einige Hanseresesse und Briefe zu Hansetagen so-

wie die Pariser Ordnung über den Heringshandel von 1399 neu herausgegeben worden.  
J. H. I.

Robert Bohn, *Dänische Geschichte* (C.H. Beck: Wissen 2162, München 2001, C. H. Beck, 128 S., 1 Kte.). – B. stellt in dem Band die Grundlinien der dänischen Geschichte vom Eintritt des Volkes in die Geschichte, der mit den ersten schriftlichen Quellen über dänische Zustände um 800 datiert wird, bis heute dar. Der Band wird nach den bekannten politischen Epochen (z.B. Wikingerzeit, Unionszeit, die Zeit des Absolutismus, des Kleinstaats bis zur Zeit des Wohlfahrtsstaats nach 1945) gegliedert. Wirtschaft und Gesellschaft werden über den politischen Rahmen hinaus in den einzelnen Kapiteln aber immer wieder zum Gegenstand der Betrachtung erhoben und besonders in zwei strukturgeschichtlichen Kapiteln über Gesellschaft und Wirtschaft im Mittelalter und die Industrialisierung und den politischen Wandel gewürdigt. B. legt den Schwerpunkt auf die dänische Reichsgeschichte im engeren Sinne, Teile, die ehemals mit dem Reich verbunden waren wie Norwegen und Schleswig-Holstein, werden nur ausnahmsweise dann einbezogen, wenn sie besondere Wirkungen auf die Reichsgeschichte hatten. Andere Gebiete wie Island und die Färöer werden leider gar nicht berücksichtigt. Der bestimmende Faktor der Hanse und insbesondere Lübecks für die politische und wirtschaftliche Geschichte wird hervorgehoben und anhand der Bedeutung der Sunddurchfahrt, der schonischen Messen, des Ostseeimperiums Waldemars II., der Auseinandersetzungen mit Waldemar IV., Margarete und Erich von Pommern sowie der Grafenfehde dargestellt. Die Kulturgeschichte wird nur gestreift, der kulturelle Einfluß der Hanse gar nur einmal erwähnt, aber nicht näher erläutert. Ein paar Unsauberkeiten sind dem Autor unterlaufen, die aber bei einer Neuauflage korrigiert werden können. So konnte sich Schweden in den Friedensschlüssen von Münster und Osnabrück nicht Bremen und Verden, sondern das Erzbistum Bremen mit Verden sichern. Dänemark erhielt für den Verlust Norwegens, das 1814 durch den Kieler Frieden zu Schweden kam, nicht Lauenburg als Kompensation, sondern Schwedisch-Vorpommern mit Rügen. Das tauschte Dänemark 1815 mit Preußen gegen Lauenburg. Die kleinen Schwächen vermögen den positiven Gesamteindruck des Buches nicht zu trüben. B. legt eine gleichermaßen kompakte, fundierte und gut lesbare dänische Geschichte vor, die sich als wissenschaftliche Einführung empfiehlt.  
J. H. I.

Erik Ulsig, *Befolkningsfald, landgildfald og jordpriser i det 14. århundrede* (DHT 101, 2001, 1–16). – C. A. Christensen stellte 1939 fest, daß lange vor dem Massensterben durch den Schwarzen Tod, der um 1350 Dänemark heimsuchte, wirtschaftliche Krisensymptome zu beobachten sind, die er auf einen Rückgang der Bevölkerung zurückführte. U. weist nun nach, daß die frühe Krise ihre Wurzeln in extrem unsicheren politischen Umständen hat. Der von Christensen angeführte Verfall der Landpreise hing demnach mit dem herrschenden hohen Zinsfuß und nicht mit sinkenden bäuerlichen Abgaben zusammen.  
J. H. I.

*Riget, Magten og Æren. Den danske Adel 1350–1660*. Red. Per Ingemann und Jens Villiam Jensen (Aarhus 2001, Aarhus Universitetsforlag, 668 S., zahlreiche Abb.). – Der Sammelband gibt einen Überblick über die Geschichte des dänischen Adels von 1350 bis 1650. Der Band richtet seine Gliederung

derung nach drei großen Einschnitten: 1. Spätmittelalter bis zur Reformation, 2. das 16. Jh. als Blütezeit des Adels und 3. das 17. Jh. mit der Zäsur 1660, als sich absolutistische Strukturen durchsetzten und den Adel schwächten. Jeder Abschnitt beginnt mit einer Einleitung, die einen Überblick über die Forschungslage gibt und auf offene Forschungsfragen hinweist. Hier kann nur auf einige Aufsätze verweisen, die dem Rez. ins Auge fielen. T r o e l s D a h l e r u p, *Indledning om Senmiddelalderen* (17–25), umreißt den Aufstieg des niederen Adels nach 1350 im Zuge der Rekonstruktion der Agrargesellschaft nach den Pestzügen. Die Blütezeit wurde um 1500 mit der Ausbildung einer kleinen Aristokratie beendet. K n u d P r a n g e, *Adelens Omfang i Middelalderen. Nogel Overvejelser* (26–43), beschäftigt sich mit dem zahlenmäßigen Umfang des dänischen Adels bzw. seiner Geschlechter (ca. 230 um 1500). P. verweist auf die schwierige Erkenntnisbasis, zeigt aber weitere Forschungsmöglichkeiten mit Hilfe der Heraldik auf. B j ø r n P o u l s e n, *Med Harnisk og Hest, Om Adel, krig og vold i dansk senmiddelalder* (44–77), beleuchtet den Wandel der Kriegsführung im 15. Jh. Als Beispiele dienen ihm der fünfundzwanzigjährige Kleinkrieg zwischen der dänischen Krone und den Holsteiner Grafen um Schleswig ab 1410 und der Feldzug des dänischen Königs Hans gegen die Dithmarscher im Jahre 1500, der für das königliche Heer zur Katastrophe geriet. Zu Beginn des Jahrhunderts stand noch der Ritter im Mittelpunkt der Kriegsführung, der für seinen Herrn, jedoch nicht uneigennützig, Anhänger des Gegners an Leib und Leben, aber auch in seinen Gütern und bäuerlichen Anhängern zu schaden suchte. Ausgangspunkt der Gewalt waren i.d.R. die jeweiligen Burgen und befestigten Plätze. Am Ende des Jahrhunderts hatten die Ritter mit ihrer bewaffneten Schar die Hauptrolle in der Kriegsführung an das Fußvolk verloren. Ein besoldetes Landknechtsheer bildete nun den Kern der königlichen Macht, mit dem der bäuerliche Widerstand der Dithmarscher zuerst einmal vergeblich gebrochen werden sollte. Der Kleinkrieg war einem geordneten Feldzug gewichen, bei dem die Macht des Königs deutlich höher zu bewerten ist, als noch 90 Jahre zuvor, und der mit der Zunahme der Bedeutung des Fußvolks korrespondierte. E r i k U l s i g, *Adel og Konge. Tilbagegangen i adelig godsbesiddelse på Sjælland i senmiddelalderen* (78–104), sieht den Verlust von Gutsbesitz des seeländischen Adels im 14. Jh. vor dem Hintergrund der Machtpolitik Waldemar Atterdags. Als er sein Reich nach 1340 wieder aufbaute, griff er in großem Maße auf den Besitz des Adels zurück. Die Politik führte zu einem Aufstand des jüdischen Adels. Zwar büßte seine Tochter und Nachfolgerin einen Teil des gewonnenen Landbesitzes wieder ein, konnte aber auf lange Sicht die Politik fortsetzen. U. zeigt anhand von Karten und Statistiken, in welchem starkem Maße der Adel auf Seeland Grundbesitz einbüßte, wobei sowohl die Königin als auch der Bischof von Roskilde profitierten. Die Nachfolger Margaretes auf dem Thron, Erich von Pommern und Christoph II., setzten diese Art der Auseinandersetzung nicht mehr fort. H e n r i k L e r d a m, *Det danske Lensvæsen 1375–1481* (105–125), geht auf die Auseinandersetzungen zwischen der dänischen Krone und dem Reichsrat um die kgl. Lehnsschlösser als zentrale Verwaltungssitze ein. Von ihnen aus wurden die Harden verwaltet. L. weist mit prosopographischen Methoden die Bedeutung der Schlösser für die Geschlechter im Reichsrat nach, die sie langfristig zu besetzen suchten. Ein Mittel der Politik der Krone bildete die Vergabe zu Lehnrecht der ca. 40 Burgen an abhängige Adelige, die z.T. aus Deutschland kamen. Nach der Adelsrevolte von 1439 gelangten

die dänischen Großen wieder in den Besitz der Burgen. Christian I. wiederum besetzte die Lehen rigoros mit von ihm abhängigen Personen. Poul Ene-mark, *Herremandshandel i senmiddelalder og 16. Århundrede* (398–425), geht dem Fernhandel mit landwirtschaftlichen Eigenprodukten, z.T. aber auch mit hinzugekauften Waren sowie dem damit verbundenen Import von Handelsgütern durch den dänischen Adel (und Klerus) im 15. und 16. Jh. nach; v.a. die Hansekaufleute handelten unter Umgehung der dänischen Städte mit der ländlichen Bevölkerung. Der dänische Adel rüstete aber auch selbst Schiffe aus, um mit Hansestädten oder niederländischen Städten zu handeln und Waren für den ländlichen Raum zu importieren; z.T. betätigte er sich auch als Partenreeder. Die dänischen Städte versuchten den Handel einzuschränken bzw. über ihre Märkte zu leiten. Nach Verordnungen aus dem Ende des 15. Jhs. sollte der Handel auf Waren für den Eigenbedarf beschränkt bleiben. Unter Christian II. erhielt der Adel kurzfristig aber unbeschränkte Handelsrechte. Ab 1536 wurde der Handel des Adels stark eingeschränkt und schief nach 1560 ein. – Der Band bietet einen Überblick über die Rolle des dänischen Adels in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Es gelingt ihm, über die politische und soziale Rolle hinaus auch auf den Anteil des Adels an der Wirtschaft hinzuweisen. J. H. I.

SCHWEDEN. J a n k e n M y r d a l, *Det svenska jordbrukets Historia. Jordbruket under feodalismen 1000–1700* (Borås 1999, Natur och Kultur/LTs förlag, 407 S., zahlreiche Abb. und Ktn.). – Aus der mehrbändigen schwedischen Landwirtschaftsgeschichte ist der 2. Band, der die Zeit von 1000–1700 behandelt, von besonderem Interesse für die Hansegeschichtsschreibung. Das reich ausgestattete Buch gliedert sich in die Zeit der landwirtschaftlichen Expansion von 1000 bis zur Bevölkerungskrise als Folge des Schwarzen Todes (1350), die Epoche der Agrarkrise und des Bauernaufuhrs (1350 bis 1500) und die Zeit, in der der entstehende Zentralstaat mit dem König an der Spitze zunehmend auf die Landwirtschaft und die Landwirtschaftsverfassung zugriff. In einem abschließenden Kapitel versucht M. einen zusammenfassenden Überblick über den gesamten Zeitraum der dargestellten 700 Jahre zugeben. In den einzelnen Hauptkapiteln geht der Autor jeweils auf die Quellenlage ein (unter Berücksichtigung bildlicher, schriftlicher, archäologischer und gegenständlicher Quellen). Neben den Hauptstrukturen und großen Entwicklungslinien verschafft das Buch einen Überblick über die Methoden in Ackerbau und Viehzucht sowie über die Agrartechnik. Es folgt eine eingehende Schilderung der sozialen Verhältnisse der ländlichen Gesellschaft. Auch die äußeren Kräfte wie etwa Klöster und Handel werden in ihrer Wirkung auf die Landwirtschaft geschildert. Dem Band ist umfangreiches Bildmaterial beigegeben, das vor allem landwirtschaftliche Geräte und Technik zeigt. Zahlreiche Diagramme und Karten unterstützen und veranschaulichen die Darstellung M.s. Positiv hervorgehoben werden muß, daß der Autor in dieser ausgezeichneten Agrargeschichte nicht bloß die feststehenden wissenschaftlichen Ergebnisse bietet, sondern auch jeweils andere Ansätze und Meinungen diskutiert. J. H. I.

Eine neue Hauptstadt für ein neues, großes und mächtiges Reich, die Umsetzung dieses Grundgedankens stellt L i n n e a F o r s b e r g in ihrem Buch *Stor-makttidens Stockholm tar gestalt, Gatureguleringen i Stockholm 1625–1650*

(Monografier utgivna av Stockholms stad, Bd. 157, Stockholm 2001, 261 S., zahlreiche Abb. und Ktn.) dar. In ihrer Arbeit, die zugleich als Dissertation von der Universität Stockholm angenommen wurde, widmet sich Vf.in ausführlich der Umgestaltung Stockholms zwischen 1630/1637 und 1650. Schon mit dem Eintritt Schwedens in den Dreißigjährigen Krieg waren von Seiten der Krone Überlegungen laut geworden, der neuen Größe und Macht des schwedischen Reiches auch durch eine repräsentative Hauptstadt Rechnung zu tragen. Hierfür schien Stockholm ungeeignet, da die mittelalterliche Prägung der Stadt nicht mehr den ästhetischen Vorstellungen des 17. Jhs. entsprach. Dieses Problem stand umso mehr auf der Tagesordnung, als die Zahl der ausländischen Potentaten, die zur Beerdigung Gustavs II. Adolf 1633 nach Stockholm geladen werden sollten, möglichst klein gehalten werden mußte, um ihnen den Anblick der dortigen Armut resp. Armseligkeit zu ersparen. Aus diesem Grunde unternahm die schwedische Vormundschaftsregierung nach 1634 energische Schritte, um Stockholm den Forderungen einer modernen Repräsentationskulisse anzupassen. Den Vorstellungen der Zeit entsprechend wurde das komplette Stadtgebiet Stockholms überplant und mit einem rektangulären Straßennetz versehen. Hierfür waren tiefgreifende Einschnitte in die bestehende Bebauung notwendig, die zu einer Reihe von Problemen führten. Vf.in beschreibt verschiedene Aspekte dieser Bauphase. Einleitend stellt sie die Entwicklung der stadtplanerischen Ästhetik von der Renaissance bis zur Mitte des 17. Jhs. dar und skizziert die Umsetzung dieses theoretischen Vorbildes in der schwedischen Wirklichkeit. Ausgehend von dieser Grundlage analysiert sie dann den Zustand der schwedischen Hauptstadt um 1625, der keineswegs den Idealvorstellungen entsprach, zumal Teile der Innenstadt durch einen Brand im Jahre 1625 in Schutt und Asche gelegt wurden. Die dabei von ihr entwickelten Aussagen bilden die Folie, vor der die folgende Umgestaltung gesehen werden muß. Vf.in untergliedert ihre Ausführungen zum eigentlichen Thema in zwei thematische Gruppen. Zum einen führt sie die rechtlich-administrative Seite der Umgestaltung sowie die öffentliche Reaktion der Bevölkerung darauf aus und zum anderen analysiert sie die praktische Umsetzung und die direkten Auswirkungen dieses Eingriffes in die mittelalterliche Stadtstruktur. Sie verdeutlicht dabei in eindrucksvoller Weise, daß der Wille und die Macht der schwedischen Zentralregierung den treibenden Motor der Umgestaltung ausmachten, wohingegen die städtische Verwaltung zu einem reinen Ausführungsorgan degradiert wurde. Erklärtes Ziel des schwedischen Reichsrates war nicht nur eine repräsentative Neustrukturierung des Straßennetzes, sondern zugleich auch eine repräsentative Bebauung des städtischen Kernbereiches, vornehmlich mit Steinhäusern. Hierfür schuf die Regierung die gesetzlichen Grundlagen, sorgte für die tatsächliche Umsetzung vor Ort, kontrollierte die städtischen Organe, stellte ihnen aber auch ausreichende finanzielle Mittel zur Verfügung. Gleichzeitig wurde ein aufkommender bürgerlicher Widerstand, der sich in Form von Suppliken äußerte, direkt durch den Reichsrat behandelt und durch Abstrafung der Wortführer unterdrückt. Bei der Darstellung der praktischen Seite der Straßenregulierung richtet Vf.in ihr Hauptaugenmerk vor allem auf zwei Bereiche: Zum einen auf die rein praktische Seite der Umgestaltung (was passiert mit Gebäuden, die im Weg stehen, wie werden Besitzer entschädigt usf.); zum anderen analysiert sie die Veränderung der Bevölkerungsstruktur anhand von zwölf repräsentativen Quartieren in den verschiedenen Stadtteilen vor und

nach der Neuordnung des Straßennetzes. Insgesamt bietet der Band eine detailreiche Regionalstudie auf einer guten Quellenbasis. Allerdings wirkt eine dem Band vorangestellte Interaktionstheorie aufgesetzt, zumal die entsprechenden Parameter in der eigentlichen Analyse nicht wieder erscheinen, zudem läßt der Band an einigen Stellen eine analytische Durchdringung des Stoffes vermissen und verbleibt im Narrativen. Trotzdem bietet Vf.in aber einen wichtige Beitrag zur Europäisierung Schwedens im 17. Jh.

C. Jahnke

Eine quantitative Untersuchung der Arbeit einer spätmittelalterlichen Ratsverwaltung stellen Marko Lambert und Pii Einonen in ihrem Beitrag *Från domstol till stadsstyrelse. Stockholms rådsförvaltning i förändring ca. 1500–1600* (HTF 86, 2001, 305–331) vor. Vff. analysieren auf der Basis der überlieferten Ratsaufzeichnungen, vor allem der Tänkböcker, den Arbeitsrythmus und den Arbeitsanfall im Rat von Stockholm. Hierbei werden nicht nur Ergebnisse zur Häufigkeit von Ratssitzungen gewonnen, sondern Vff. können auch Hinweise zu den einzelnen im Rat behandelten Sachgebieten herausarbeiten. Die prägnant erarbeiteten und in Diagrammform umgesetzten Ergebnisse bieten ein gutes Bild der praktischen Seite der Arbeit spätmittelalterlicher Stadträte und geben auch Hinweise auf die Bürokratisierung städtischer Verwaltung an der Schwelle zur Neuzeit. Das hierdurch gewonnene Bild läßt sich im Modell sicherlich auch auf deutsche Städte mit Ratsverfassung übertragen. Insofern ist die Stadtgeschichtsforschung mit diesem Aufsatz um eine Anregung reicher.

C. Jahnke

NORWEGEN. Elisabeth Arsonson, *Innföring av praktisk skriftkultur i norsk senmiddelalder – et ledd i centraliseringsprosessen* (NHT 80, 2001, 419–443, mit summary) – Vf.in zeigt am Beispiel der Landschaft Telemark, dass in Norwegen ab 1300 Schriftlichkeit in das lokale Rechtswesen Einzug hielt. Bis zu dieser Zeit war die Schrift nur in der königlichen Zentralverwaltung und der Kirche gebräuchlich, während auf regionaler Ebene Rechtsgeschäfte mündlich abgeschlossen wurden. Im 14. und 15. Jh. jedoch wurden Besitzübertragungen, Tauschgeschäfte, Gerichtsurteile etc. schriftlich festgehalten. A. betont zu Recht, dass damit der Einfluss der königlicher Richter zugenommen habe. Die vom König repräsentierte „staatliche Öffentlichkeit“ sei auf Kosten der lokalen bäuerlichen Öffentlichkeit („bygdeoffentlighed“) gestärkt worden. Im Unterschied zur älteren Forschung betont Vf.in, dass das Spätmittelalter nicht ohne weiteres als eine Niedergangszeit des norwegischen Königtums angesehen werden kann. Die zunehmende Schriftkultur habe zu einer stärkeren regionalen Verankerung der transpersonalen Königsmacht und zu Anfängen frühmoderner Staatlichkeit geführt.

T. H.

FINNLAND. Auf die Handels- und Versorgungsfunktion von Verwaltungszentren in Schweden weist Anna-Maria Vilku in ihrem Beitrag *The Communications (!) System and the Economic Transactions of Häme Castle in the Mid-Sixteenth Century* (SEHR 49, 2001, 43–53) hin. Anhand der Rechnungsbücher der Burg Häme, des zentralen Verwaltungssitzes der schwedischen Provinz Tavastland in Südfinnland, die für die Zeit zwischen 1539 und 1570 nahezu lückenlos überliefert sind, analysiert Vf.in Ausgaben und Handelsströme

von Zentralorten innerhalb der frühmodernen Monarchie in Schweden. Dabei fungierten die regionalen Verwaltungszentren bzw. -burgen als wichtiges Bindeglied der landesweiten Ökonomie, da sie die ländlichen Produkte bündelten und damit sowohl der Zentralverwaltung als auch dem internationalen Handel erst sinnvoll zugänglich machten. Anhand der Burg Häme zeigt Vf. in beispielhaft den Kanalisationseffekt z.B. im Getreidehandel und weist gleichzeitig auf die Beziehungen von Bauern und Burg und der Burg als wichtigem Arbeitgeber hin.

C. Jahnke

## OSTEUROPA

(Bearbeitet von Norbert Angermann, Elisabeth Harder-Gersdorff  
und Hugo Weczerka)

*Die baltischen Länder. Estland, Lettland, Litauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart* behandelt Michael Garleff in einer jüngst erschienenen Monographie (Regensburg 2001, Verlag Friedrich Pustet, 269 S., zahlreiche Abb.). Vf. bietet einen kompakten Überblick über die wesentlichen Entwicklungslinien in der Geschichte der drei Länder, ohne dabei deren jeweilige Besonderheiten und vor allem deren multiethnische Prägung aus dem Blick geraten zu lassen. Neben den Hauptlinien der Politik befaßt er sich, wenngleich auch nicht mit vergleichbarer Intensität, jeweils auch mit der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung. G.s Schwerpunkt liegt deutlich in der neuzeitlichen Geschichte, was wohl nicht zuletzt der Knappheit des zur Verfügung stehenden Raums sowie dem Charakter des Werkes als einer an ein breites Leserpublikum adressierten Überblicksdarstellung geschuldet ist. Dennoch kommt die Rolle der Hanse für die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung vom 13. bis 16. Jh. zur Sprache. Dabei hebt Vf. die überregionalen Verflechtungen der im 13./14. Jh. neu entstandenen Städte als Zentren des Handwerks und des Handels hervor. Seinem Charakter als Handbuch trägt das Werk nicht zuletzt insofern Rechnung, als es mit einem ausführlichen Anhang schließt, der eine Zeittafel, Kurzbiographien und einen Überblick über die maßgeblichen historischen Stätten und Landschaften in Form kurzer Artikel, ein überschaubares Literaturverzeichnis sowie ein Register der Personen, Orte, Länder und Völker umfaßt. S. Dumschat

*Fernhandel und Handelspolitik der baltischen Städte in der Hansezeit. Beiträge zur Erforschung mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Handelsbeziehungen und -wege im europäischen Rahmen*, hg. von Norbert Angermann und Paul Kaegbein (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, Bd. 11, Lüneburg 2001, Nordostdeutsches Kulturwerk, 387 S., 19 Abb., 4 Ktn., zahlreiche Graphiken und Aufstellungen). Der anzuzeigende Band enthält 14 weitgehend chronologisch geordnete Beiträge namhafter Autoren. Die Aufsätze vereint das Bestreben, eine die großen politischen Dimensionen bedenkende und analysierende Wirtschaftsgeschichtsschreibung zu betreiben. Detlef Kattinger, *Lübeck, Visby und Riga in der Handelsdiplomatie des Gemeinen Kaufmanns im 13. Jahrhundert* (9–40), befaßt sich mit dem Mit- und Gegeneinander

der drei bedeutendsten Städte an der Ostsee in dieser Zeit. Dabei macht Vf. ungewöhnlich früh Bestrebungen der Städte aus, den Handel zu reglementieren. K. billigt ferner dem Vertrag der drei von 1282 die ihm zustehende große Bedeutung zu und analysiert anschließend den Konflikt der drei bezüglich der Appellationsgerichtsbarkeit für den Novgoroder Hof. Hier hätte der 1297 eskalierende Konflikt zwischen dem Orden und Riga jedoch als Argument für den Erfolg Lübecks stärker gewichtet werden müssen. Ivar Leimus, *Das Münzwesen Livlands in der frühen Hansezeit. 13. Jahrhundert und erste Hälfte des 14. Jahrhunderts* (41–69), ordnet einige seltene, frühe Münzfunde aus der Region neu zu und bietet gleichzeitig einen Einblick in die Intensität der frühen Münztätigkeit in Livland. Klaus Militzer, *Handelsbeziehungen zwischen den livländischen Städten und dem Rheinland* (71–95), stellt fest, daß Kölner Aktivitäten in diesem für das Rheinland untergeordneten Handelsfeld denen der Nachbarstädte vorausgingen. Kölner Handelsbeziehungen mit Livland bereits im 12. Jh. charakterisiert Vf. als plausibel, aber nicht nachweisbar. Wichtigste Partnerstadt im Baltikum war Reval, die Hauptprodukte des Kölner Exports waren Seide und Wein. Bemerkenswert für den Kölner Livlandhandel ist die häufige Existenz von Handelsgesellschaften auf familiärer Basis. Für andere rheinländische Städte gilt, daß sich zwar recht oft Kaufleute aus diesen in livländischen Städten ansiedelten, dann aber keine wirtschaftlichen Beziehungen zu ihrer Heimatstadt mehr unterhielten. Thomas Brück, *Zur Geschichte der Stralsunder Rigafahrer von der Mitte des 14. bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts* (97–136), demonstriert den engen Verbund von Gewandschneidern und Rigafahrern in Stralsund. Ferner macht Vf. glaubhaft, daß das sog. Novgorodfahrgestühl in Stralsund ein Rigafahrgestühl ist und daß das 4. Bild darauf nicht den Peterhof zeigt, sondern die älteste erhaltene Ansicht Rigas darstellt. Anna Leonidovna Choroškevič, *Der Handel Rigas mit Polock im 14./15. Jahrhundert. Nach den Polocker Urkunden* (137–155), zeichnet ein buntes Bild der Beziehungen, deren Bedeutung insbesondere durch die Aktivität vieler rigischer Ratsherren sichtbar wird. Vf. in motiviert so, die von Westeuropäern selten genutzten Polocker Urkunden zu konsultieren. Nebenbei führt Ch. ins Kanzleiwesen von Polock ein und stellt klar, daß auch die Polocker Urkunden für sich allein genommen nur ein Zerrbild ergeben. Heinz von zur Mühlen, *Hansische Warenlieferungen nach Reval 1426–1427* (157–176), stellt die Technik des Revaler Außenhandels, den Schiffsverkehr von Lübeck und Danzig nach Reval, die Handelsflotten und Einzelfahrer, die Zollabfertigung und den Warenempfang in Reval sowie Schiffer und Kaufleute im Rahmen eines wechselvollen und lebhaften Bildes hansischen Handels im Spiegel vornehmlich Revaler Quellen vor. Hain Rebas, *Die Axelsöhne (Tott) und der Narvahan- del 1468–1478* (177–199), analysiert den Einfluß der Handelsbeziehungen Liv-, Est- und Rußlands im letzten Drittel des 15. Jhs. auf die Politik der skandinavischen Axelsöhne. Hans Jürgen Vogtherr, *Livlandhandel und Livland- verkehr Lübecks am Ende des 15. Jahrhunderts* (201–237), bearbeitet den Lü- becker Osthhandel anhand der Pfundzollbücher. Vf. zeigt mit Hilfe zahlreicher Kaufleute- und Schiffer-Profile, daß der Revalhandel für Lübeck eine dominie- rende Stellung vor dem gesamten Handel mit Preußen, aber auch vor dem mit Ri- ga und Stockholm in dieser Zeit einnahm. Zigmantas Kiaupa, „*Die Zeit des Großfürsten Witowt seligen Gedenkens*“ *im Handel zwischen Litauen und dem preußischen Ordensstaat* (239–248), betont, daß die preußischen Kaufleute nicht



durch uns bekannte Privilegien von Witowt ausgestattet worden seien, sondern der Handel durch zwischenstaatliche Verträge und Privilegien für die litauischen Städte geregelt wurde. Es handelte sich also nicht um eine Zeit des freien Handels, sondern um eine solche staatlicher Reglementierung und Protektion. D e r s., *Das Recht des Gästehandels in Wilna/Vilnius im 15. und frühen 16. Jahrhundert* (249–264), stellt ferner den Weg und Erfolg der Maßnahmen der Bürger Wilnas zur Durchsetzung eines Gasthandelsverbotes dar. Gleichzeitig beschreibt Vf., daß die Bemühungen zur Erlangung eines Stapelrechtes hingegen nur sporadisch vorgetragen wurden und aufgrund des Interessenkonflikts des litauischen Großfürsten, zu dessen Herrschaft sowohl litauische wie preußische und russische Städte gehörten, scheiterten. J ū r a t ė K i a u p i e n ė, *Die Handelskontakte des Großfürstentums Litauen mit den Städten des Hansegebiets in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Auskünfte aus bisher unberücksichtigten Quellen* (265–274), stellt elf Zollamtsbücher vor, die aus verschiedenen litauischen und weißrussischen Städten zwischen 1600 und 1616 stammen und in polnischer Sprache verfaßt sind. Vf.in kennzeichnet diese Quellengruppe als bedeutend für den Memel- und Dünahandel. D i r k - G e r d E r p e n b e c k, *Der flüchtige Merkur. Zwei Nachlaßinventare von Kaufleuten in Narva aus dem frühen 17. Jahrhundert* (275–300), versteht es mit Hilfe seiner Quellen ein weniger statisches Bild vom Leben der Kaufleute im frühen 17. Jh. zu präsentieren, als dies Zollbücher und ähnliche andere Quellen vermögen. E n n K ü n g, *Konflikte zwischen Narva und Reval im Salz- und Heringshandel in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts* (301–338), arbeitet die Vorgeschichte sowie die heiße Phase des Streits (1661–1668) zwischen beiden Städten bezüglich des Salz- und Heringshandels auf. Dabei widmet sich Vf. insbesondere den Argumentationslinien der Kontrahenten. Als Hauptursachen für die Länge des sich über Jahrzehnte hinziehenden Konflikts sieht K. eine schwache schwedische Herrschaft, sich verlagernde Handelswege und gewachsenes Selbstvertrauen in Narva. S t e f a n T r o e b s t, *Narva, Libau oder Danzig? Die Kaspi-Volga-Ostseeroute im Außenhandel des frühneuzeitlichen Ostmitteleuropa* (339–353), diskutiert die Chancen verschiedener Mächte, sich via Rußland Teile des persischen (Seiden-)Handels zu sichern. Vf. teilt bei seiner Erörterung nicht a priori die sonst in dieser Frage übliche pessimistische Grundhaltung bezüglich der Erfolgsaussichten der einzelnen Unternehmungen, obwohl letztlich neben Rußland nur zeitweise Schweden eine nennenswerte Handelsaktivität entfalten konnte. A n d r e j V i k t o t o v i č J u r a s o v, *Der Kredit beim Handel zwischen Pskov und dem Baltikum im 17. Jahrhundert* (355–387), beschäftigt sich mit dem Entwicklungsgrad des Kredithandels. Vf. weist nach, daß im für Gläubiger wie Schuldner riskanten Geschäft keine Einseitigkeit herrschte, sondern sowohl Russen als auch Ausländer Geber wie Nehmer von Krediten waren. Insgesamt war der Kredithandel in der Region im 17. Jh. noch mittelalterlich geprägt, was insbesondere für die Pskover von Nachteil war, weil sie bei Streitigkeiten in den baltischen Städten große Probleme hatten, Recht zu erlangen. Trotzdem war der Kredithandel unabdingbar, weil Kaufleute beider Seiten über zu wenig Kapital und Geldmasse verfügten, um anderweitig den Warenumlauf zu erhöhen.

R. Zühlke

Christoph Schmidt, *Auf Felsen gesät. Die Reformation in Polen und Livland* (Göttingen 2000, Vandenhoeck & Ruprecht, 341 S.). Räumlich greift diese

Darstellung weiter, als man vom Titel her erwarten könnte, denn neben Polen wird auch Litauen berücksichtigt und neben dem Königlichen (westlichen) Preußen auch das Herzogtum Preußen, ganz abgesehen von dem Vergleich dienenden Abschnitten über Norddeutschland und die Moskauer Ruß. Quantitativ überwiegen jedoch Polen und Livland durchaus. Der Obertitel nimmt Bezug auf die Bibelstelle über rasches Aufsprießen, aber baldiges Verdorren von auf felsigem Grund Gesättem. Dieses Bild paßt für Polen und Litauen, wo es um die Mitte des 16. Jhs. zu einer starken Verbreitung des Protestantismus kam, der aber bald der Gegenreformation erlag; es paßt jedoch nicht für Livland und den größten Teil Preußens. Die gebotene Darstellung ist materialreich und eindringlich. Sie markiert die Phasen der reformatorischen Entwicklung und kennzeichnet die politischen und sozialen Bedingungen für den Aufstieg und gegebenenfalls den Niedergang des Protestantismus. Lutheraner, Calvinisten, Täufer und Unitarier gelangen nicht nur als Gruppen, sondern auch durch die genauere Charakterisierung einzelner Vertreter in das Blickfeld. Vf. fügt hier in packender Weise Ergebnisse eines sehr großen Teils der Forschungsliteratur zusammen und präsentiert dabei den Stoff mit eigenen Fragestellungen und schlüssigen Erklärungen. Überzeugend wird die Interessenlage der Träger der Reformation – des Adels bzw. der Städte – herausgearbeitet und das sehr weitgehende Außenvorbleiben der Bauern verständlich gemacht. Der Autor berücksichtigt aber auch theologische Lehrinhalte und kulturelle Voraussetzungen und Folgen der Reformation. So ist das Buch besonders anregend. Zu seinen Schwächen gehören die viel zu knappe und erst auf S. 32f. gebotene Vorstellung seines Anliegens und Aufbaus, negative Pauschalurteile über die deutschbaltische Geschichtsschreibung und Herzog Albrecht von Preußen sowie einige saloppe Formulierungen wie die, daß sich jemand durch Konfessionswechsel zum Protestanten „mauserte“. N. A.

ESTLAND/LETTLAND. Einen Überblick über *Archivbestände zur Geschichte Est-, Liv- und Kurlands in der Dokumentensammlung des Herder-Instituts* haben Csaba János Kenéz und Peter Wörster bearbeitet (Sammlungen des Herder-Instituts zur Ostmitteleuropa-Forschung, Bd. 9, Marburg 2000, Verlag Herder-Institut, 130 S., Abb.). Erstmals bekommt der Benutzer des Archivs hiermit eine übersichtliche Beständeübersicht an die Hand, in der detailliert sämtliche als Originale, Kopien oder Filme vorliegenden Baltica-Bestände bzw. -Sammlungen des Herder-Instituts detailliert vorgestellt werden. Dankenswerterweise wird er dabei auch ausführlich über die wechselvolle Geschichte der Bestände auf ihrem Weg aus den baltischen Ländern zu ihrem heutigen Aufbewahrungsort aufgeklärt. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei zu Recht dem nicht nur für die Hanseforschung eminent wichtigen Revaler Stadtarchiv, das zu einem erheblichen Teil seit 1999 im Herder-Institut als Kopienarchiv zur Verfügung steht. Insgesamt umfaßt die Dokumentensammlung aktuell ca. 500 laufende Meter an Archivgut, das nach dem Provenienzprinzip erschlossen ist und in absehbarer Zeit über einen EDV-gestützten Katalog zugänglich gemacht werden soll. Zusätzliche Recherchemöglichkeiten eröffnen sich dem Benutzer durch eine Vielzahl an weiteren Findmitteln zu den Beständen, unter denen vor allem der „Dülfer-Katalog“ vorgestellt zu werden verdient, da er die baltische Geschichtsforschung mit Nachweisen für Baltica in zahlreichen westdeutschen staatlichen und privaten Archiven versorgt. Um sowohl die deutsche

als auch die internationale Forschung umfassend zu informieren, weist die vorliegende Übersicht zusätzlich auch auf die in den baltischen Ländern selbst vorhandene archivalische Überlieferung hin. Ein Glossar erläutert wichtige historische Begriffe, und ein Personen- und Ortsregister rundet dieses gelungene Findhilfsmittel ab.

S. Dumschat

Einen authentischen Einblick in die martialische Welt der Ordensritter in Livland bietet die am Ende des 13. Jhs. zusammengestellte Livländische Reimchronik eines anonymen Verfassers. Sie beschreibt die vorangegangenen gut hundert Jahre der Eroberung und Kolonisation der baltischen Lande durch den Schwertbrüder- bzw. Deutschen Orden und ist vor allem für die Jahre der Eroberung des Siedlungsgebiets der Kuren und Semgaller 1267–1290 die einzigartige Quelle. Es sei daher kurz darauf hingewiesen, daß die 1978 erschienene englische Prosaübersetzung dieses Werks nun in zweiter, verbesserter Auflage erschienen ist: *The Livonian Rhymed Chronicle. Translated with an Historical Introduction, Maps and Appendices* by Jerry C. Smith, William Urban (Chicago 2001, Lithuanian Research and Studies Centre, Inc., XL, 134 S., 18 Ktn.). Auch wenn eine zweisprachige Edition sicher wertvoller wäre, bietet dieses Werk dank der ausführlichen Einleitung und Kommentierung des Textes vorzügliche Hilfestellung bei der Einarbeitung in die mittelalterliche baltische Geschichte.

K. Brüggemann

Stefan Troebst hat anläßlich dessen 70. Geburtstages Klaus Zernack als Nordosteuropahistoriker gewürdigt (ZfO 50, 2001, 572–586). Zernack hat den Begriff „Nordosteuropa“ in Anschluß an Überlegungen von Paul Johansen über den Hansehandel nach Novgorod als Alternative zu „Ostseeraum“ geprägt und öfter verwendet und auch begründet, ohne daß diese Benennung von der Wissenschaft allgemein angenommen wurde. T. behandelt die Darlegungen Zernacks – bis hin zu dessen Vortrag „Nordosteuropa als Geschichtsregion“ auf dem III. Internationalen Symposium zu Geschichte und Kultur im europäischen Nordosten im September 2001 in Reval/Tallinn anläßlich des 100. Geburtstages von Paul Johansen –, und er geht auch auf die Gegenargumente der Kritiker Zernacks ein.

H. W.

Im selben ZfO-Heft, das Zernack gewidmet ist, fragt Jörg Hackmann: *Ethnos oder Region? Probleme der baltischen Historiographie im 20. Jahrhundert* (ZfO 50, 2001, 531–556). Er setzt sich mit der volksgeschichtlichen – von der deutschbaltischen Geschichtsschreibung lange bevorzugt – und der landesgeschichtlichen Betrachtungsweise der Geschichte des alten Livland, des heutigen Estland und Lettland, auseinander. Die erst nach dem Ersten Weltkrieg richtig einsetzende Geschichtsschreibung der Esten und Letten verfolgt H. über die Zeit der Sowjetherrschaft hinweg bis zur Gegenwart.

H. W.

Wolfgang Laur, *Deutsche Orts-, Landes- und Gewässernamen in den Baltischen Ländern* (Hamburger Beiträge zur Geschichte der Deutschen im europäischen Osten, H. 8, Lüneburg 2001, Nordostdeutsches Kulturwerk, 74 S., 1 Kte.). Die vorliegende Schrift aus der Feder eines der wenigen bedeutenden Namenforscher im Bereich der hansischen Geschichtsschreibung stellt keinen

Ersatz für das Baltische historische Ortslexikon dar, sondern ist eine willkommene und verlässliche Einführung in den Themenkomplex der Flurnamen in Estland und Lettland. Vf. gibt dafür zunächst kurze Erläuterungen bezüglich der in der Region vorkommenden Sprachen, Sprachschichten und Namensschichten, einschließlich der bereits ausgestorbenen Sprachen wie z.B. des Kurischen. Anschließend stellt Vf. Orts- und Gewässernamen deutscher Herkunft, deutsche Ortsnamenformen als Übernahmen aus den einheimischen Sprachen und lettische und estnische Ortsnamenformen als Übernahmen aus dem Deutschen unter Hinweis auf Betonung, Laute und grammatische Formen vor. Schließlich widmet sich Vf. relativ umfassend den volksetymologischen Umdeutungen bei der Übernahme von Ortsnamen ins Deutsche, den Länder- und Landschaftsnamen in den Baltischen Ländern sowie dem Einfluß des Niederdeutschen auf die baltischen Flurnamen. Ziel des Vfs. ist es, einen Beitrag zur Erforschung der deutschen und der baltischen Sprachen zu leisten, die Bedeutung der Namensformen für den historischen Erkenntnisgewinn zu verdeutlichen und vor allem auch die deutschen Ortsnamenformen „der Vergessenheit zu entreißen“ (6). Für die historische Forschung ist die Kenntnis der deutschen Namensformen auch deshalb von Interesse, weil sie den ursprünglichen lettischen, estnischen usw. oftmals näher stehen als die heute amtlich gebräuchlichen.

R. Zühlke

*Crusade and Conversion on the Baltic Frontier 1150–1500*, hg. von Alan V. Murray (Aldershot 2001, Ashgate, 300 S., 1 Abb., 2 Ktn.). Ziel des vorliegenden, gut ausgestatteten und lesenswerten Sammelbandes ist es, rund ein Dezennium nach der Wende Resümee über den Stand der Forschung im Westen und Osten zu ziehen und die Ergebnisse nun auch der anglophonen Wissenschaftswelt zur Verfügung zu stellen. Zur Diskussion steht dabei der östliche Ostseeraum sowohl als Raum vielfältiger Unterwerfungs- und Christianisierungsbemühungen als auch insgesamt als Gegenpart zu den weitaus gründlicher untersuchten Kreuzzugsgebieten in Spanien und dem Mittleren Osten. So flankiert beispielsweise Carsten Selch Jensen, *Urban Life and the Crusades in North Germany and the Baltic Lands in the Early Thirteenth Century (75–94)*, die für den südlichen Grenzraum bereits lange vorliegenden Ergebnisse über die Bedeutung von Städten mit einer Vergleichsstudie aus dem baltischen Raum. Vorgestellt werden Lübeck und Riga als Städte grundsätzlich unterschiedlichen Typus' und Stellenwerts für die Durchführung der Kreuzzüge und die sich hieraus für ihre Einwohner ergebenden Lebensumstände und Möglichkeiten. Auf einen anderen bisher wenig beachteten Teilaspekt städtischer Bedeutung im Kräftespiel der herrschenden Mächte geht Juhan Kreem in seinem Beitrag *The Teutonic Order as a Secular Ruler in Livonia: The Privileges and Oath of Reval (215–232)* ein. Neben der Tatsache, daß in Reval die Anerkennung des Ordensmeisters, nicht aber des Ordens, als Herrn der Stadt im Unterschied zu Preußen keine weiteren Probleme mit sich gebracht zu haben scheint, führt Vf. eine Reihe konkreter Forschungsdesiderata an, deren Bearbeitung die Lücken in der Literatur über den Deutschen Orden in Livland schließen könnte.

U. Plath

Der Aufsatzband *Sten Karling and Baltic Art History / Sten Karling und Kunstgeschichte im Ostseeraum*, hg. von Krista Kodres, Juhan Maiste, Vappu Vabar wurde dem Gedenken an den bedeutenden Kunsthistoriker,

der in Tartu und Stockholm gelehrt hatte, gewidmet – Karling wäre 1996 90 Jahre alt geworden (Estonian Academy of Arts. Proceedings 6, [Tallinn] 1999, Teaduste Akadeemia Kirjastus, 255 S., zahlreiche Abb.). Unter dem Titel *Sten Karling 90 Jahre* bietet L a r s O l o f L a r s s o n eine Würdigung des einstigen Nestors unter den schwedischen Professoren der Kunstgeschichte (12–17). K a u r A l t t o a, *Rigaer Dom und Kölner Meister* (31–50), hält das bisher zur Untersuchung herangezogene Material nicht für ausreichend, um die führende Tätigkeit eines Kölner Baumeisters in Riga anzunehmen. A. legt dies im Rahmen eines Überblicks über die Geschichte der Erforschung der monumentalen Rigaer Kirche dar, in dem er feststellt, daß zur weiteren Klärung der Entwicklung des Doms vor allem Detailanalysen des Baudekors fehlen. K r i s t a K o d r e s berücksichtigt neuere Kunstentdeckungen in Reval in ihrem Beitrag *Der wohlhabende Bürger und sein Künstler sowie gegenseitige Ambitionen (an Beispielen aus Tallinn vom Ende des 17. Jahrhunderts)* (149–175). Hervorgehoben sei außerdem der Aufsatz von O j ä r s S p ä r i t i s über die *Rezeption niederländischer und deutscher grafischer Vorbilder des 16.–17. Jahrhunderts in der lutherischen Sakralkunst Lettlands (neutestamentliche Motive in der Malerei)* (197–236). Vf. betont hier die Vermittlungsfunktion des Handels. J. Henning

Neu ist die Frage nach dem *Einfluß der lutherischen Reformation auf den Alltag in Livland*, die I n n a P ö l t s a m stellt (in: Estnische Kirchengeschichte im vorigen Jahrtausend, hg. von Riho Altnurme, Kiel 2001, Friedrich Wittig Verlag, 73–85). Die Zeit bis 1558 berücksichtigend, weist sie anhand livländischer Zeugnisse viele reformationsbedingte Wandlungen nach, darunter eine strengere Moral und eine Verringerung der Zahl der Feste, eine Zurückdrängung der Volkskultur und die Verschärfung sozialer und ethnischer Konflikte. Gleichwohl erkennt sie im Alltagsleben der behandelten Zeit noch keinen wirklich tiefgreifenden Wandel. N. A.

E n g T o r b j ö r n zeigt, wie *Schwedens Ostseeprovinzen in der schwedischen historischen Forschung* behandelt wurden (NOA 11, 2000, 115–166). Dabei geht es um die Territorien, die in der Großmachtzeit Schwedens (1561–1710) im Osten der Ostsee unter schwedische Herrschaft kamen, also um Estland, Livland und Ingermanland und den Bezirk Kexholm. T. stellt die Themen und Tendenzen der Forschung, auch der wirtschaftsgeschichtlichen, vor und bietet ein umfangreiches Verzeichnis der einschlägigen Veröffentlichungen. N. A.

Die zehn Beiträge deutscher und lettischer Historiker in dem Sammelband *Wolter von Plettenberg und das mittelalterliche Livland*, hg. von N o r b e r t A n g e r m a n n und I l g v a r s M i s ā n s, gehen vor allem auf eine deutsch-lettische Veranstaltung in Wenden (Cēsis) im Juli 1991 zurück – Zeichen guter Zusammenarbeit (Schriften der Baltischen Hist. Kommission, Bd. 7, Lüneburg 2001, Verlag Nordostdeutsches Kulturwerk, 228 S., zahlreiche Abb.). Der Altmeister der lettischen Mediävistik T e o d o r s Z e i d s (†) geht eingangs auf *Wolter von Plettenberg und seine Stellung in der Geschichte Lettlands* (9–30) ein, er schildert sehr plastisch die Strukturen Altlivlands, die Verhältnisse im großen Umfeld des Landes um 1500 und die Maßnahmen des Landmeisters. Er schätzt Wolter als Verfechter einer Friedenspolitik höher ein denn als Feldherrn. Wolter

von Plettenberg sei klar gewesen, daß die Reformation in den großen Städten nicht aufzuhalten sei; auf dem flachen Lande wollte er sie jedoch verhindern, weil er dort mit ihrem Aufkommen auch soziale Unruhen befürchtete. – Eine sehr differenzierte, genaue Betrachtung von *Wolters von Plettenberg Haltung zur Reformation und Säkularisation Livlands* liefert J o a c h i m K u h l e s (33–53), mit ausführlichen Vergleichen zum Preußenland. Wolter nahm nach K. eine vermittelnde Stellung ein. Die Empfehlung, sich zum weltlichen Landesherrn zu erheben, lehnte er ab. In Livland gab es (im Gegensatz zu Preußen) keine Ansätze zur Entstehung eines modernen Territorialstaates; die festgefügt gewachsenen Strukturen ließen dies nicht zu. – I l g v a r s M i s ā n s untersucht die Beziehung *Wolter von Plettenberg und der Livländische Landtag* (55–71). Er stellt die Arbeitsweise des um 1420 entstandenen Landtags und die wechselnde Rolle der einzelnen Stände klar dar. Diese Einrichtung sollte das Gleichgewicht zwischen dem Erzbischof von Riga und dem Ordensmeister im Kampf um die Macht im Lande schaffen, war jedoch nicht in der Lage, Entscheidungen umzusetzen. Wolter von Plettenberg besaß kurze Zeit eine Führungsposition im Landtag. Er war aber zu alt, um sich auf Dauer durchzusetzen. M. bescheinigt ihm umsichtiges Verhalten. „Durch seinen Konservatismus und sein übertriebenes Vertrauen in bereits veraltete Traditionen leistete er allerdings dem Zusammenbruch Livlands Vorschub“ (70f.). – B e r n h a r t J ä h n i g beschreibt *Die Verwaltung des Deutschen Ordens in Livland zur Zeit Wolters von Plettenberg* (73–84), den Wechsel des Hauptsitzes zwischen Riga und Wenden, die Entwicklung der Verwaltungsgremien (Rat der Gebietiger, Kanzlei) und die Funktionen der Ordensgebietiger. Die Ritterschaften spielten in den Ordensgebieten erst seit dem Ende des 15. Jhs. eine Rolle, in den stiftischen Territorien schon früher. Ordensmitglieder bestritten die Verwaltung. Nichtangehörige des Ordens konnten erst in der Endphase des Ordensstaates in ratsähnliche Stellungen aufsteigen. – K l a u s N e i t m a n n beschäftigt sich in Fortführung einer Teilfrage zur Verwaltung mit *Rat und Ratsgebietiger Wolters von Plettenberg. Beobachtungen zum Regierungs- und Verwaltungsstil des Ordensmeisters* (85–111). Er zieht die Gebietiger aus den Quellen heraus und erforscht deren Funktionen, stellt die unterschiedliche Stellung der Komture und Vögte der einzelnen Verwaltungsbezirke fest und untersucht die Tätigkeit des „inneren“ und „äußeren“ Rates. In den Anhängen bietet N. ein Verzeichnis der livländischen Ratsgebietiger 1533 und das Itinerar Wolters von Plettenberg 1494–1510. – S o n j a N e i t m a n n stellt fest, daß *Westfalen als Rekrutierungsgebiet des Deutschen Ordens in Livland* von Bedeutung war (113–127). Im 15. Jh. waren die Ordensangehörigen in Livland überwiegend Westfalen, daneben Hessen, Rheinländer und Niederländer. Innerhalb Westfalens waren im 13. Jh. die Gegenden um Münster, Osnabrück, Soest und Paderborn Rekrutierungsgebiete, nach der Mitte des 14. Jhs. die Grafschaft Mark, auch das Herzogtum Westfalen. Alle livländischen Ordensmeister von 1435–1562 stammten aus Westfalen. Auf Verbindungen zwischen Kaufleuten und Ordensrittern und die Bedeutung des Hellwegs wird hingewiesen. – N o r b e r t A n g e r m a n n, *Livländisch-russische Beziehungen im Mittelalter* (129–143), geht auf Grundfragen von Krieg und Frieden in den livländisch-russischen Beziehungen ein und hält die Hervorhebung der kriegerischen Auseinandersetzungen für übertrieben; die Friedenszeiten hätten überwogen, gestützt vom Handel. – D a u m a n t s V a s m a n i s bietet einen *Einblick in die schriftlichen Geschichts-*

*quellen und die lettische Historiographie über Altlivland (145–157)*. Er behandelt die gegen Ende des 19. Jhs. einsetzende Übersetzung mittelalterlicher Quellen ins Lettische und (auf deutschbaltischer Forschung aufbauende) lettische Geschichtsschreibung von den Anfängen bis um 1990, auch die Arbeit der Exilhistoriker. – Jānis Apals beschreibt *Die archäologische Erforschung der Burg Āraiši/Arrasch* 7 km südlich von Wenden (160–197, 15 Abb.), vermutlich um 1300 erbaut, im 15. Jh. belegt, mit anschließendem Hakelwerk, im 16. Jh. zerstört und besonders in der 2. Hälfte des 17. Jhs. abgetragen. Die als militärischer und wirtschaftlicher Stützpunkt Wenden zugeordnete Burg wurde 1972–74 und 1981–92 ergraben – Zigrīda Apala berichtet über *Archäologische Zeugnisse aus der Burg Cēsis/Wenden zur Zeit des Livländischen Krieges* (199–228, 14 Abb.). Die Grabungen bezogen sich auf den Bereich des Westflügels der Burg, der 1577 bei der Eroberung durch die Russen zerstört wurde, teils durch Selbstsprengung. Zu den interessanten Funden gehört auch ein Münzdepot mit besonders vielen rigischen und Revaler Schillingen. H. W.

Liivi Aarma beschäftigt sich auf der Grundlage von Forschungen in schwedischen Archiven mit zwei wichtigen Persönlichkeiten der *Volksbildung und Buchproduktion im schwedischen Livland: Johann Fischer und Bengt Gottfried Forselius* (ZfO 50, 2001, 389–414). Der in Lübeck geborene Theologe Johann Fischer kam 1673 nach Livland, wurde 1675 Generalsuperintendent von Livland und spielte hier eine entscheidende Rolle beim Aufbau eines muttersprachlichen Schulwesens (mit staatlich-schwedischen Geldern), auch auf dem Lande, und war auch an der Gründung des Seminars für Schulmeister in Bischofshof (Piiskopi) bei Dorpat beteiligt, das mit dem Namen von Bengt Gottfried Forselius aus Reval (ca. 1660–1688), Schöpfer der älteren estnischen Schriftsprache, verbunden ist. Fischer gründete auch eine Druckerei und gab u.a. lettisch- und estnischsprachige Bücher heraus (seit 1682/84). H. W.

Wiederum unter der verantwortlichen Redaktion von Andrijs Caune ist ein Band mit dem Titel *Das alte Riga. Untersuchungen zur Archäologie und Geschichte der Stadt* erschienen (Senā Rīga. Pētījumi pilsētas arheoloģija un vēsturē 2, Riga 2000, Latvijas vēstures institūta apgāds, 370 S., zahlreiche Abb., dt. oder engl. Zusammenfassungen; zum ohne Zählung erschienenen Bd. 1 vgl. HGbl. 119, 2001, 315f.). Die 25 historischen, archäologischen und kunstgeschichtlichen Beiträge haben ein Schwergewicht im Mittelalter, decken insgesamt aber ein breites Spektrum von Spezialthemen ab. Mehrere Aufsätze gehen auf Vorträge einer Konferenz über Albert von Riga (1199–1229) als Bischof und Staatsmann zurück. Dazu gehört der Beitrag von Andrijs Caune, *Bischof Albert und die Stadt Riga* (45–51), in dem die Auffassung vertreten wird, daß Albert grundsätzlich auch die Interessen der deutschen Kaufleute vertrat, u.a. durch die Sicherung von Handelswegen und die Regelung des Verhältnisses zu Rußland und Litauen. In einem weiteren Aufsatz betrachtet derselbe bisherige Versuche einer Rekonstruktion des Rigaer Stadtplans der Zeit Alberts und nimmt Präzisierungen aufgrund neuer archäologischer Zeugnisse vor (233–269). Er vermutet, daß Albert die deutsche Stadt im offenen Feld zwischen zwei Livendörfern errichten ließ und daß die erste Stadtmauer sowohl die deutsche Siedlung als auch die beiden Livendörfer umfaßte. Die Auffassung, daß sich die Grundstücksgrenzen und das

Straßennetz Rigas seit den Anfängen der Stadt erhalten haben, wird durch das neue Fundmaterial in Frage gestellt. *Andris Priede* würdigt *Albert* vor allem als *Seelsorger* (79–89). Zu seinem positiven Bild des Bischofs gehört, daß dieser fähig gewesen sei, den staatlichen Zusammenschluß der unterschiedlichen einheimischen Stämme Livlands und der Zuzügler aus dem Westen zu konsolidieren; in diesem Staatswesen sei es den einheimischen Völkern möglich gewesen, ihre Identität zu wahren. *Dagnija Svārāne* behandelt in Riga gefundene Gußtiegel aus dem 15.–17. Jh., in denen teilweise Silber- und Goldreste festgestellt wurden (173–183). In Anbetracht des Fundmaterials erscheint es der Vf.in als möglich, daß in Riga etwa seit dem 15. Jh. eine Werkstatt für die Prüfung von Edelmetallen und Münzen existierte. Erwähnt sei außerdem ein Beitrag von *Māra Ozoliņa* über Eichmaße der Stadt Riga aus der Zeit seit dem 14. Jh., die im Rigaer Museum für Stadtgeschichte und Schifffahrt aufbewahrt werden und für die Erforschung der Geschichte des Maßsystems und des Handels von Bedeutung sind (358–369). N. A.

Zum 800jährigen Jubiläum der Stadt Riga hat das Marburger Herder-Institut zusammen mit dem Rigaer Museum für Stadtgeschichte und Schifffahrt eine Ausstellung zur Geschichte des Museums und der Stadt konzipiert, zu der ein zweisprachiger lettisch-deutscher Begleitband erschienen ist: *Das Dommuseum in Riga. Ein Haus für Wissenschaft und Kunst. Doma Muzejs Rīgā Templis Zinātnei un Mākslai*, hg. von *Margit Romang* und *Ilona Celmiņa* (Marburg 2001, Herder-Institut, Textteil XXII, 1–147, Tafelteil 149–234). Das kulturhistorische Museum, dessen Geschichte im Mittelpunkt des Bandes steht, entstand im späten 18. Jh. auf der Grundlage der Privatsammlung eines Rigaer Arztes, existierte 1890 bis 1936 in einem neuen Gebäude als von der Rigaer Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde getragenes und bereichertes Dommuseum, wurde 1936 verstaatlicht und erhielt nach mehrfachen Umbenennungen 1964 den heutigen Namen Museum für Stadtgeschichte und Schifffahrt. Weitergreifenden Zusammenhängen und dem Museum selbst sind die jeweils in deutscher und lettischer Sprache vorliegenden Beiträge zugeordnet. *Jörg Hackmann* informiert generell über *Vereinswesen und Museen in den baltischen Provinzen* (20–24) *Peter Wörster* würdigt die Forschungs- und Editionstätigkeit der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde in Riga, die von 1834–1939 als akademieähnliche Einrichtung bestand (30–36). *Andris Celmiņš*, *Archäologie der Stadt Riga. Erforschung und Bewahrung einer Kulturschicht* (43–53), geht auf die Entwicklung von zufälligen Funden Mitte des 19. Jhs. bis zur systematischen Stadtarchäologie seit 1970 ein. Die Ausgrabungen in der Altstadt gaben über die mittelalterliche Stadtentwicklung Aufschluß und förderten immenses artefaktuelles Material aus dem alltäglichen Leben (u.a. Schuhwerk und Spielzeug) zu Tage, dessen größerer Teil noch auf seine Auswertung wartet. Speziell *Die Baugeschichte des Dommuseums* schildert *Pārsla Pētersone* (62–69), während *Margit Romang* die Entwicklung des Museums bis zur Verstaatlichung im Jahre 1936 umfassender darlegt (76–92) *Rasa Pārpuce* informiert über die deutsch-lettischen Verhandlungen über die Bestände des ehemaligen Dommuseums und die Aufteilung von Kulturgütern im Zusammenhang mit der Umsiedlung der Deutschbalten (1939–1941). *Līvijs Blūmfelde* und *Ilona Celmiņa* behandeln die Tätigkeit des Museums in der Zeit von 1936 bis 2001. Schließlich



berichtet Margit Romang über die Entstehung der „Fotosammlung Dom-museum“ im Herder-Institut. Der Bildteil des Bandes ist nicht direkt auf die Ausstellung von 2001–2002 bezogen, sondern beleuchtet die Geschichte des Museums im städtischen Umfeld und zeigt einzelne Sammlungsstücke.

J. Henning

*Vom Ende der Frühzeit bis zur Schwelle der Eigenstaatlichkeit. Festschrift für Sulev Vahtre zum 75. Geburtstag*, hg. von Andres Andresen (Muinasaja loojangust omariikluse läveni. Pühendusteos Sulev Vahtre sünnipäevaks, Tartu 2001, Ajalookirjanduse Sihtasutus Kleio, 417 S.). Sulev Vahtre gehört zu den herausragendsten estnischen Historikern des 20. Jhs. Er ist Verfasser von Lehrwerken sowie zahlreichen Aufsätzen und Monographien zur älteren estnischen Geschichte. Besonders hat er sich mit der Geschichte des estnischen Bauerntums beschäftigt. Seine Tartuer Kollegen und ehemaligen Studenten haben für ihn diese aus 16 Aufsätzen bestehende Festschrift herausgegeben. Die Festschrift enthält Beiträge zur älteren und neueren estnischen Geschichte bis zur sowjetischen Zeit. Im Kontext der hansischen Geschichte ist der auf den Narvaer Zollbüchern beruhende Aufsatz von Helmut Piirimäe, *Die Ausfuhr von Tierhäuten und Leder aus Narva in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1661–1700)*, von Bedeutung (Nahkade väljavedu Narvast 17. sajandi teisel poolel [1661–1700], 187–205). Die überwiegend aus Rußland stammenden Tierhäute sowie russisches Leder, besonders das Juchtenleder, waren wichtige Waren des Ost-West-Handels über Narva. Nach Juchtenleder herrschte in Westeuropa eine große Nachfrage, weil dieses sowohl für die Herstellung von Schuhwerk als auch von Pferdegeschirr benötigt wurde. Wesentlich geringer war die Ausfuhr der unverarbeiteten oder einfach gegerbten Ochsen- und Kuhhäute aus Narva. Einen besonderen Teil in der Narvaer Ausfuhr bildeten Bock- und Ziegenhäute sowie durch Feinbearbeitung gewonnenes Saffian-, Korduan- und Sämischleder. Die meisten Häute und Leder wurden nach Lübeck, das zum Hauptzentrum des nord-europäischen Leder- und Pelzhandels geworden war, exportiert. Dem Autor des Aufsatzes zufolge bildeten die estländischen Handelsstädte, besonders Narva, im 17. Jh. also einen Teil des gesamteuropäischen Marktes. Tiina Kala gibt in ihrem Aufsatz *Der Revaler Rat und die katholische Kirche in den ersten Jahren der Reformation* (Tallinna raad ja katoliku kirik reformatsiooni algastail, 147–173) einen Überblick über die Beziehungen zwischen dem Rat und den kirchlichen Behörden Revals in den Jahren 1525–1527. Als Hauptquelle dient dabei ein im Tallinner Stadtarchiv aufbewahrtes Verzeichnis der kirchlichen Einkünfte. Die Autorin macht unter anderem auch auf die Möglichkeit aufmerksam, anhand dieser Quelle einen Einblick in den Heiligenkult und in gewissem Maße in die Liturgie des spätmittelalterlichen Reval zu gewinnen.

I. Põltsam

Vello Helk, *Zusammenarbeit der Archivare über die Ostsee. Über Paul Johansens Briefe an Svend Aakjaer* (Arhivaaride koostöö üle Läänemere. Paul Johanseni kirjadest Svend Aakjaerile, in: Tuna. Ajalookultuuri ajakiri 2001, 4, 92–109). Paul Johansen, aus Estland gebürtiger Historiker dänischer Abstammung, war nach seiner Umsiedlung nach Deutschland (1939) u.a. als Herausgeber der HGBll. tätig. Svend Aakjaer (1894–1963) ist als dänischer Historiker und Archivar bekannt. Jetzt hat H. im Dänischen Reichsarchiv eine Sammlung von

Johansens Briefen an Aakjaer aus den Jahren 1926–1959 gefunden und ausgewertet. Diese 33 Briefe stellen ein interessantes kulturhistorisches Material dar und geben Auskünfte über die Zusammenarbeit Johansens und Aakjaers bei der Herausgabe des *Liber Census Daniae*; ebenso beleuchten sie die Umstände von Johansens Umsiedlung nach Deutschland im Jahre 1939 sowie seiner erfolglosen Bewerbung um die Professur für die Geschichte Schleswig-Holsteins und der Nordischen Länder an der Universität Kiel im Jahre 1951. I. Pöltsam

In neuer Weise beleuchtet Inna Pöltsam die Nachricht über 1525 in Lübeck beschlagnahmte estnischsprachige Drucke, in denen man bisher lutherische Messbücher vermutet hat: *Die Anfänge des estnischen Buchwesens – lutherische oder katholische Drucke?* (Eesti raamatu ajaloo algus – kas luteriku või katoliku kirjasõnaga?, in: Tuna. Ajalookultuuri ajakiri 2000, 2, 12–19). Vf.in. hält es ebensogut für möglich, daß die in Lübeck beschlagnahmten Bücher katholischer Herkunft waren, beispielsweise Schriften, die der aufgeschlossene Bischof Johannes Kiewel von Ösel-Wiek für eine in Alt-Pernau geplante höhere Schule drucken ließ. Doch als wichtiger erachtet es P. in diesem Zusammenhang, daß der Auftakt der Geschichte des estnischen Schrifttums auf jeden Fall bereits in der katholischen Zeit Livlands lag, denn die ersten handschriftlich überlieferten estnischen Vokabeln und der erste längere Text seien von katholischen Geistlichen aufgezeichnet worden. N. A.

Mit dem deutschen Paralleltitel *Quellen zur Geschichte der Stadt Pernau. 13.–16. Jahrhundert*, Bd. I, ist das Werk *Pärnu linna ajaloo allikad 13.–16. sajandini, I osa*, hg. von Inna Pöltsam und Aldur Vunk erschienen (Pärnu 2001, Pärnu linnavalitsus, 359 S.). In einer knappen Einleitung geben Hgg. einen Überblick über die Bedingungen von Quelleneditionen in der Vergangenheit ihres Landes und heben den Neuanfang seit 1991 hervor. Ferner legen sie ihre Editionsprinzipien dar, die sich nicht erheblich von allgemein akzeptierten und diskutierten Grundsätzen unterscheiden. Man hätte einige Textteile in die Anmerkungen verbannen können. Das gilt besonders für Streichungen in der Vorlage, die in den Text aufgenommen und durchstrichen wiedergegeben worden sind. Im Editionsteil folgt einem Kopfregeest in estnisch und deutsch der jeweilige Text des abgedruckten Dokuments in der Originalsprache, also lateinisch oder meist niederdeutsch. Der Band trägt zu Recht den Titel „Quellen zur Geschichte“, weil er kein chronologisch geordnetes Urkundenbuch ist, sondern einer thematischen Gliederung folgt, und zwar: 1. Privilegien von Alt- und Neu-Pernau, ausgestellt von Bischöfen oder Amtsträgern des Deutschen Ordens 1251–1539; 2. Briefe des Pernauer Komturs an den Revaler Rat 1420–1560; 3. Das Erbebuch von Alt-Pernau 1551–1569 mit Nachträgen seit 1451; 4. Die Bursprake von Alt-Pernau aus der Mitte des 16. Jhs; 5. Das Kirchenbuch der Nikolaikirche von Neu-Pernau 1507–1556; 6. Die Ratslinie 1518–1607; 7. Die Denkwürdigkeiten des Bürgermeisters von Neu-Pernau Johann van Lynthem 1517–1551; 8. Das Denkelbuch des Rats von Neu-Pernau 1518–1592; 9. Kämmererechnungen von Neu-Pernau 1528–1558; 10. Das Erbebuch von Neu-Pernau 1488–1597, mit einzelnen Nachrichten bis 1653; 11. Die Bursprake von Neu-Pernau aus dem 16. Jh. Es folgen ein Quellen- und Literaturverzeichnis, ein Verzeichnis der Abkürzungen und ein Orts- und Personenregister. Ein Sachregister fehlt. Insgesamt bietet der

Band eine Fülle von Nachrichten für die livländische Kleinstadt Neu-Pernau und auch Alt-Penau, aber darüber hinaus auch solche für die Geschichte Livlands und der Hanse insgesamt. Hervorzuheben ist die Akribie, mit der die Vorlagen für den Druck bearbeitet worden sind, so daß dem Historiker nun verlässliche Texte zur Verfügung stehen. Man kann nur wünschen, daß schon der erste Band, dem wohl der Planung nach weitere folgen sollen, die Forschung anregen wird.

K. Militzer

Inna Pölt sam, *Zur Baugeschichte von Neu-Pernau in der Amtszeit des Bürgermeisters Johann von Lynthem (1519–1548). Nach Lynthems Denkwürdigkeiten und den Kämmereirechnungen* (ZfO 50, 2001, 370–388), kann auf Grund der günstigen Quellenlage zu den Wiederaufbauarbeiten in Pernau nach drei schweren Stadtbränden zwischen 1513 und 1533 ausführliche Angaben machen. Die Finanzierung erfolgte durch Hilfeleistungen seitens des Deutschen Ordens, der als Landesherr offenbar auch auf die Stadtregierung Einfluß nahm, vielleicht auch dem tüchtigen Bürgermeister von Lynthem zum Amt verhalf, sowie durch Inanspruchnahme kirchlichen Vermögens, und dies offenbar teilweise schon vor der Einführung der Reformation. Die meisten Kirchen wurden danach nicht mehr gebraucht; um so mehr Mittel wurden für die Befestigungsanlagen und Verteidigungsausrüstung der Stadt (Geschütze, Hakenbüchsen) verwendet.

H. W.

Die Hinterlassenschaft von Töpferwerkstätten läßt Andres Tvauri darauf schließen, daß *Pskover Töpfer in Fellin und Dorpat im 13. Jahrhundert*, genauer nach 1224, also bereits unter deutscher Herrschaft, tätig waren (Pihkva pottsepad Viljandis ja Tartus 13. sajandil, in: *Eesti Arheoloogia Ajakiri* 4, Tallinn 2000, 21–30, engl. Zusammenfassung).

N. A.

*Hapsaler Bürgerbuch 1496–1797*, hg. von Kalev Jaago (Hapsalu koda-nikeraamat, Acta et commentationes Archivi historici Estoniae 5 [12], Tartu 1999, Eesti Ajalooarchiiv, 232 S.). Der Publikation ist eine umfangreiche estnisch- und deutschsprachige Einleitung vorangestellt, die auch einen Überblick über die Geschichte der kleinen estländischen Hafenstadt Hapsal bietet. Darauf folgen ein rekonstruiertes Bürgerbuch, ein ebenfalls rekonstruiertes Liegenschaftsverzeichnis und eine Reihe von deutschsprachigen Quellen von personengeschichtlicher Relevanz. Ein Personen- und Ortsregister sowie ein Schrifttumsverzeichnis runden die aner kennenswerte Veröffentlichung ab.

N. A.

Jaak Mäll und Erki Russow bieten archäologische Untersuchungsergebnisse über *Einheimische und importierte Keramik in Reval aus der Zeit von 1200–1550* (Kohalik ja importkeraamika Tallinnas aastail 1200–1550, in: *Eesti Arheoloogia Ajakiri* 4, Tallinn 2000, 120–128, engl. Zusammenfassung). Während die einheimische Keramik in der 1. Hälfte des 13. Jhs. noch traditionell geprägt war, machten sich danach westliche Einflüsse geltend. Technische Fortschritte führten dann zum „Goldenen Zeitalter“ der örtlichen Produktion im 15. und 16. Jh. Am Import waren im 13. und 14. Jh. flandrische und sonstige niederländische Erzeugnisse beteiligt. Gleichzeitig nahm die Nachfrage nach (Proto-) Steinzeug aus dem Rheinland und Niedersachsen ständig zu, bis der Markt im

15. Jh. eindeutig von Siegburger Erzeugnissen dominiert wurde. Gleichzeitig mit deren Verschwinden im Laufe der 1. Hälfte des 16. Jhs. wurde moderne Keramik im Renaissance-Stil aus Raeren und Köln zum neuen Favoriten. N. A.

Die Marktfunktion hansischer Seestädte bedarf keiner Erläuterung. Dennoch kann *J u h a n K r e e m* in seinem Beitrag *The Business of War: Mercenary Market and Organisation in Reval in the Fifteenth and Early Sixteenth Centuries* (SEHR 49, 2001, 26–42) eine bisher wenig beachtete Seite der Seehandelszentren aufzeigen: den Markt für Söldner und Kriegsknechte. Nachdem die baltischen Städte gegen Ende des 14. Jhs. mehr und mehr dazu übergegangen waren, die eigene Bürgerwehr teilweise durch eine durch Steuern finanzierte Söldnerarmee zu ersetzen, entstanden dadurch im weitesten Sinne ökonomische Versorgungsprobleme. Vf. zeigt im Zuge seiner Untersuchung Ursachen, Entwicklungen und Reaktionen auf die veränderte Situation auf. So weist er unter anderem auf die verschiedenen Einsatzbereiche von Söldnerheeren, angefangen in der bewaffneten Konvoischiffahrt in Krisenzeiten bis hin zur Landesverteidigung, hin. Zum anderen skizziert er die Organisation des Söldnermarktes und die Mechanismen, die bei der Soldhöhe eine Rolle spielten. Darüber hinaus kann er auf Maßnahmen der städtischen und landesherrlichen Obrigkeit verweisen, die den Söldnermarkt in Krisenzeiten zu ihrem Nutzen zu regulieren versuchte. Der vorliegende Beitrag glänzt durch Hinweise auf edierte und unedierte Quellen zu diesem Thema und bietet dadurch einen guten Einstieg in die Thematik. C. Jahnke

*T i i n a K a l a*, *Europäische Schriftkultur in spätmittelalterlichen Lehrtexten. Das Notizbuch des Revaler Dominikaners David Sliper* (Euroopa kirjakultuur hiliskeskaegstes õppetekstides. Tallinna dominiiklase David Sliperi taskuraamat, Tallinn 2001, Tallinna Linnaarhiiv, 352 S.). In dieser Promotionsschrift wird ein aus dem Anfang des 16. Jhs. stammender Konspekt zu Grammatik und Logik behandelt, der dem letzten Prokurator des Revaler Dominikanerklosters David Sliper gehörte. Vf.in analysiert den Konspekt insbesondere unter kodikologischen und paläographischen Aspekten. Sie betrachtet den Text aber auch als Quelle für die Art der damaligen Wissensvermittlung und für die Gedankenwelt eines gewöhnlichen Intellektuellen des ausgehenden Mittelalters. Als Anhang sind der Monographie Auszüge aus dem Konspekt sowie Slipers Briefe an den Revaler Rat aus der Anfangszeit der Reformation in Reval beigegeben. In diesen Briefen wird ausführlich über das Geschehen im Dominikanerkloster in den Jahren 1524–1525 berichtet. I. Põltsam

Eine nicht einfach zu benutzende Quellengattung stellt *E l i s a b e t h H a r d e r - G e r s d o r f f* vor: den Bestand der im Revaler Stadtarchiv über anderthalb Jahrhunderte hinweg weitgehend geschlossen vorliegenden Wechselprotoste. Ihr Buch: *Zwischen Rubel und Reichstaler. Soziales Bezugsfeld und geographische Reichweite des Revaler Wechselmarktes (1762–1800)* (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, Bd. 9, Lüneburg 2000, Verlag Nordostdeutsches Kulturwerk, 169 S.) erschließt freilich nur den ersten Teil des Quellenmaterials. Der Leser wird eingangs unterrichtet über die verschiedenen Arten von Wechseln. Die Sola-Wechsel fixierten die Schuldverhältnisse zwischen zwei Personen am Ort des getätigten Geschäftes selbst, während die sogenannten Tratten, die Fern-

wechsel, meistens mehrere Personen einbezogen und nicht nur Zahlungsverpflichtungen betrafen, sondern auch in einer fast bankenlosen Zeit Überweisungsvorgänge abwickelten. Der Nachteil der Quellengattung besteht darin, daß Wechselproteste nur gescheiterte Geschäftsvorgänge überliefern, die „geplatzten“ Wechsel also, welche die Gläubiger bei der zuständigen städtischen Behörde zur Klage brachten. Obwohl von diesen Ausnahmen nicht ohne weiteres auf die Regel der erfolgreichen Wechselgeschäfte hochgerechnet werden kann, liefern sie doch eine Fülle von Informationen über kaufmännische Verhaltensweisen, die beteiligten Personenkreise, konjunkturelle Abläufe und die geographischen Dimensionen des Waren- und Geldverkehrs. Bemerkenswert sind unter vielem anderen die Aussagen über die Beziehungen zwischen Kaufleuten und adligen Gutsbesitzern und Militärs, ferner die Rolle der Handwerker und von Frauen im Revaler Geschäftsleben. Bestätigt wird der Befund, daß einige der in Reval tätigen russischen Kaufleute zwar über weitgespannte innerrussische Handelsbeziehungen verfügten, daß sie aber in den überseeischen Fernhandel kaum eindringen konnten oder wollten. Auch überraschende Erkenntnisse fallen an: so über die Revaler „Braupfanne“, eine schankberechtigte Witwe, die mit gar nicht so kleinen Beträgen bei estnischen „Arbeitskerls“ in der Kreide stand, bei denen man eigentlich keine flüssigen Mittel erwarten würde. Gute Register erschließen die Vielzahl der genannten Personen und Orte. – Eine verwandte Quellengattung sind die Revaler Nachlaßinventare, deren zweiten Band Raimo Pullat vorgelegt hat: *Die Nachlassverzeichnisse der deutschen Kaufleute in Tallinn 1752–1775* (Tallinn 2002, 303 S.; zum 1. Bd. s. HGBl. 116, 1998, 306f.). Der Bearbeiter hat den ursprünglichen Plan, den gesamten umfangreichen Archivbestand zu publizieren, reduziert und beschränkt sich nunmehr auf eine Auswahl. Ein dritter, angekündigter Band wird Inventare bis zum Jahre 1800 sowie die alle drei Bände umfassenden Gesamtregister enthalten. In einigen der Inventare wird auch das zum Nachlaß oder zum Konkursvermögen gehörende Wechselportefeuille aufgelistet, wobei hier auch die noch laufenden, nicht nur die gescheiterten Verpflichtungen in den Blick kommen. So gehören zu dem unter Nr. 17 edierten, im Jahre 1764 aufgenommenen Nachlaß des Kaufmann Hermann Clayhills mehr als 40 Wechsel und sonstige offene Zahlungsvergänge. Die Inventare dokumentieren also nicht nur persönliche Besitztümer wie Schmuck, Kleidung, Möbel, Bettzeug und dergleichen sowie in Einzelfällen vollständige Warenlager, sondern sie ermöglichen außerdem den Einblick in laufende Geschäftsvorgänge. O.-H. Elias

Otto-Heinrich Elias präsentiert mit *Johann Friedrich Jürgens (1755–1829). Aufstieg und Fall eines Revaler Kaufmanns* [Vana Tallinn X (XIV), Tallinn 2000, 45–63] die Karriere eines herausragenden Unternehmers, der im Sprachgebrauch der Zeit als „merchant banker“ und „merchant manufacturer“ einzuordnen ist. Jürgens, in Windau geboren, entstammte einer Familie aus Reval. Dort schloß er 1777 eine kaufmännische Lehre ab und heiratete eine Verwandte. Zehn Jahre später, als die Statthalterschaftsverfassung (1787–1796) zum Zuge kam, verfügte Jürgens bereits über ein Wirtschaftspotential, das hauptsächlich auf dem Vertrieb importierter Westwaren auf dem russischen Markt beruhte. Die Errichtung von Manufakturen, die der wachsenden Nachfrage nach Gegenständen des Wohnkomforts entsprachen, das kreditträchtige Engagement im öffentlichen Bauwesen sowie schließlich der massive Einstieg in das Revaler Ree-

dereigeschäft ergänzten sich häufig aufs Günstigste. Das galt insbesondere für die Zollermäßigungen, die der Schiffsinhaber Jürgens dank der Reformen der Kaiserin Katharina ebenso wie seine Standesgenossen als russischer Untertan genoß. Das Gesetz von 1782 löste in Reval einen Trend aus, der die Handelsflotte von drei auf 24 Schiffe ansteigen ließ. Im Schwedisch-russischen Krieg (1788–1790) nutzten die Revaler Reeder Möglichkeiten des Flaggenwechsels, wobei das neutrale Lübeck in erster Linie gefragt war. 1790, direkt nach dem Krieg, verzeichnete Reval eine drei Jahre anhaltende, alle Maßstäbe sprengende Hochkonjunktur. 1792 rangierte die Firma Jürgens & Co unter den Importeuren mit sehr großem Abstand auf dem ersten Platz. Sichtlich bestimmte ein hohes Maß an Risikobereitschaft das Verhalten des Unternehmers. Man darf deshalb annehmen, daß sein Konkurs im Jahr 1802 manchem Revaler lediglich konsequent erschien. – Es fehlen jedoch Quellen, die Aufschlüsse zur Spannweite und Finanzierung der Geschäfte bieten und Rückschlüsse auf die Bedingungen einer zunächst langfristig erfolgreichen Existenz zulassen. Im Kontext dieser Fragen entwickelt der Vf. der faszinierenden Studie verschiedene heuristisch wertvolle Hypothesen, die einander nicht ausschließen. Es ist zu wünschen, daß sie als Anregungspotential für Forschungen dienen, die weitere Einsichten zur Position der Revaler Kaufmannschaft am Vorabend der Neuzeit erschließen. *E. H.-G.*

*E n n K ü n g*, *Die schwedische Wirtschaftspolitik hinsichtlich des Narvahandels in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts* (Rootsi majanduspoliitika Narva kaubanduse küsimuses 17. sajandi teisel poolel, Tartu 2001, Kirjastus Eesti Ajalooarhiiv, 403 S., 14 Tab.). In den letzten Jahrzehnten des 17. Jhs. erreichte der Ost-West-Handel über Narva eine größere Intensität als je zuvor. K. fragt danach, in welcher Weise die schwedische Wirtschaftspolitik dazu beigetragen hat. Schweden war im 17. Jh. bekanntlich daran interessiert, daß der Handel zwischen Rußland und dem Westen zur Gänze über die baltischen Hafenstädte läuft, was in Moskau auf Widerstand stieß. Im Interesse der Verwirklichung ihres Programms war die Stockholmer Regierung bemüht, den Handel der Ausländer in den baltischen Städten zu erleichtern. Dies gelang besonders im Falle Narvas, weil dort seit dem späten 16. Jh. anders als in den ehemaligen livländischen Hansestädten schwedisches Recht galt, das ein mittelbares Eingreifen Stockholms ermöglichte. Als Instrument der schwedischen Wirtschaftspolitik fungierte der Narvaer Burggraf, ein Amt, das man 1653 einrichtete. Daß als erster Burggraf der Rußlandexperte Philip von Krusenstiern eingesetzt wurde, zeigt, welche Hoffnungen Stockholm bei seinem Plan einer Derivation des russischen Handels von der Weißmeerküste zur Ostsee auf Narva setzte. K. untersucht des weiteren die konkreten Bedingungen des Handels in und über Narva, darunter die Begünstigung der Lübecker und Revaler Kaufleute, durch deren kommerzielles Potential die schwedische Regierung das Derivationsprogramm fördern wollte. Zum Aufblühen des Narvahandels trugen auch ein gestiegener westlicher Bedarf an Schiffbaumaterialien und anderen Ostwaren sowie die Suche des Westens nach neuen Absatzmärkten bei. Daß aber zugleich die schwedische Wirtschaftspolitik zielstrebig und erfolgreich in dieser Richtung wirkte, ist von K. in seiner sorgfältigen und materialreichen Darstellung, für die er in Archiven mehrerer Länder gearbeitet hat, überzeugend vor Augen geführt worden.

*N. A.*

POLEN. Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz: *Historische Pläne und Grundrisse von Städten und Ortschaften in Polen. Ein deutsch-polnischer Katalog*. Biblioteka Państwowa w Berlinie – Dziedzictwo Kultury Pruskiej: *Dawne plany i rzuty poziome miast i innych miejscowości w Polsce. Katalog niemiecko-polski*, hg. von Antonius Jammers, bearb. von Egon Klemm (Wiesbaden 2000, Harrassowitz Verlag, XXIV, 497 S., 96 Pläne im Text, 6 Faltpläne). – Diese deutsch-polnische Gemeinschaftsarbeit erfaßt insgesamt 3864 verschiedene Pläne und Grundrisse (in 4832 Exemplaren) von 497 Städten und sonstigen Ortschaften im heutigen Polen, die sich in vier Kartensammlungen befinden: in der Nationalbibliothek in Warschau, der Jagiellonischen Bibliothek in Krakau, dem Ossolineum in Breslau und vor allem in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Berlin. Berücksichtigt wurden sowohl Einzelblattpläne als auch Kartenbeilagen in Büchern, neben originalen oder faksimilierten wirklich „historischen“ Stücken auch rekonstruierte historische Zustände, alles angeblich bis zum Erscheinungsjahr 1945, aber es tauchen vereinzelt auch jüngere Veröffentlichungen auf (z.B. Handbuch der historischen Stätten: Schlesien, 1977). Rund ein Drittel der Pläne entstammt dem 16.–18. Jh., über ein Fünftel dem 19. Jh., aber 45 % der ersten Hälfte des 20. Jhs. Aus der kurzen Vorstellung der Kartensammlungen geht hervor, daß Krakau über 700 und Breslau 205 Kartentitel geliefert haben; der Beitrag der Warschauer Nationalbibliothek bleibt ungenannt (hier wurden Beilagen aus Publikationen des 19. und 20. Jhs. fortgelassen, was der sinnvollen Konzentration auf seltenere Produkte entspricht), aber es tritt klar hervor, daß die überwiegende Mehrheit des Materials – sicherlich drei Viertel – aus der großen Stadtplansammlung der Berliner Staatsbibliothek stammt, die nicht nur Pläne ehemals deutscher Orte, sondern auch zentralpolnischer Städte enthält. 80 % der erfaßten Pläne befinden sich nur in einer der vier Bibliotheken. Dies kennzeichnet den Wert der Registrierung insgesamt, wobei die Karten und Pläne aus Konversationslexika und Reisehandbüchern wegen ihrer großen Verbreitung von geringerem Gewicht sind. Die Pläne sind alphabetisch nach den vor dem Zweiten Weltkrieg gültigen deutschen oder polnischen Ortsnamen angeordnet, innerhalb der Pläne einer Stadt nach dem Erscheinungsjahr. Die Aufnahme der Titel und die Beschreibung der Stücke sind korrekt, die Bibliothekssignaturen sind angeführt. Die einführenden Texte sind zweisprachig. Rund 100 (meist farbige) Pläne sind verkleinert eingestreut. Neben einem Personenregister hilft ein „thematisches Schlagwortregister“ (nach dem Zweck des Plans, z.B. Befestigungsplan) bei der Erschließung des Materials. Besonders zahlreich sind Städte der historischen deutschen Ostgebiete vertreten. Die größte Anzahl von Plänen verzeichnen Breslau (318), Warschau (301), Danzig (283), Stettin (233), Krakau (148) und Posen (126). – Der Katalog ist für die Städteforschung sehr nützlich. Kritisch ist anzumerken, daß in der Kopfleiste der jeweiligen Stadt die Städtenamen nicht auch in der jeweils anderen Sprache hinzugefügt sind (Verweise beim anderen Namen genügen nicht) und auch die geographische Lage des Ortes fehlt, was bei kleinen Orten besonders mißlich ist. Man erfährt auch nichts über die sachliche Auswahl der Orte: Sind sämtliche Ortspläne aus dem Bereich des heutigen Polen, die sich in den vier Sammlungen befinden, aufgenommen worden, von Städten und Dörfern? Man hätte sich auch eine Unterscheidung zwischen echten „historischen“, d.h. zeitgenössischen Plänen und späteren historischen Rekonstruktionen gewünscht. Die ostgalizische Stadt Sta-

nisławów/Stanislaw (Nr. 2957/2958 und Abdruck S. 383) liegt nicht auf dem Territorium des heutigen Polen, sondern gehört als „Ivano-Frankivsk“ zur Ukraine.

H. W.

Danuta Mołenda hat unter Auswertung archivalischen Materials mehrerer Länder, gedruckter Quellen und umfangreicher Literatur eine aufschlußreiche Monographie über *Polnisches Blei auf den Märkten Mitteleuropas im 13.–17. Jahrhundert* verfaßt (Polski ołów na rynkach Europy Środkowej w XIII–XVII wieku. *Studia i materiały z historii kultury materialnej*, tom LXIX, Warszawa 2001, Instytut archeologii i etnologii Polskiej Akademii Nauk, 227 S., 11 Abb., 2 Ktn., Tabellen, dt. Zusammenfassung). Bleierz wurde im mittelalterlichen Polen im Südwesten im Grenzgebiet Kleinpolens zu Schlesien um Olkusz (nordwestlich von Krakau) gefördert, auf der oberschlesischen Seite bei Beuthen und Tarnowitz. Hierüber hat die Vf.in 1963 und 1972 zwei Bücher veröffentlicht (vgl. HGBll. 92, 1974, 191f.), in denen sie den Bleihandel nur am Rande streifte. Dieser Handel steht im neuen Buch im Mittelpunkt. Nach einem Überblick über Produktion und Bedarf von Blei und Bleiglätte in Mitteleuropa geht Vf.in ausführlich auf die Technik und die Organisation des Bleitransports und -handels ein: auf die Maßeinheiten und Transportformen des Produkts, die Rolle der Bleiwaagen, den Transport über Land auf Wagen, auf dem Wasserwege auf Schiffen und Flößen, Fragen des Zolls und des Vertriebs an Klein- und Großhändler. Eingehend behandelt Vf.in dann die Absatzgebiete für polnisches Blei. Da Blei bei der Verhüttung verschiedener Erze benötigt wurde, ging der Export in entsprechende Abbau- und Verarbeitungsregionen. Einen großen Anteil hatte dabei Oberungarn (heute Slowakei), aber auch Böhmen (Kuttenberg, zeitweise Joachimsthal), Sachsen und Thüringen, Flandern und sogar Spanien waren Zielgebiete. Im 14. Jh. ist auch Bleiausfuhr aus Polen nach Novgorod belegt. Von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17. Jhs. war Danzig Durchgangsstation für polnisches Blei, das sowohl per Floß und Schiff auf der Weichsel als auch auf dem Landwege zur Ostsee gelangte. Vf.in hat in einer langen Liste genaue Angaben über die Einfuhr von Blei und Bleiglätte nach Danzig und die Wiederausfuhr der Ware von Danzig in den Jahren 1519–1685 zusammengestellt. Als Herkunftsort ist überwiegend Krakau angegeben, die Ausfuhr erfolgte meist durch den Sund; als konkrete Ziele werden Litauen (Wilna), Stockholm, Dänemark, Lübeck und Hamburg, mehrfach Spanien und England genannt. Die Quellen nennen auch an dem Handel beteiligte Kaufleute, neben vielen Krakauern (darunter waren im 16. und vor allem 17. Jh. viele Juden) auch Danziger und Breslauer, gelegentlich Leipziger. Daß die Fugger-Thurzo-Gesellschaft in diesem Zusammenhang genannt wird, überrascht nicht. Auch der polnische Adel spielte dabei eine Rolle. Vf.in hat sich auch mit den Preisen beschäftigt und die Gewinnspannen festzustellen versucht; sie schätzt den Gewinn im 16./17. Jh. auf 15–17%. Der Band stellt einen wichtigen Beitrag zur Montangeschichte vor allem des 16./17. Jhs. dar. Wer des Polnischen nicht mächtig ist, wird erfreut sein, daß nicht nur eine gute deutsche Zusammenfassung geliefert worden ist, sondern auch die Erläuterungen zu den Tabellen und Karten zweisprachig sind.

H. W.

Das Zentrum des Bleierzbergbaus in Kleinpolen, die Stadt Olkusz, besaß im Mittelalter eine starke deutsche Bürgerschaft (Nachkommen der 1394 belegten



Familie Gotz leben noch heute dort). Darauf macht eine kürzlich erschienene polnische Schrift aufmerksam, die sich fast ausschließlich auf polnische Veröffentlichungen, insbesondere aus jüngerer Zeit, stützt: J e r z y R o ś, *Die Geschichte der Deutschen von Olkusz* (Historia Niemców olkuskich, Olkusz 2000, Agencja Promocji OK, 24 S.).

H. W.

M a r i a B o g u c k a stellt in einer Akademieabhandlung *Die Städte und die Zentralmacht im frühneuzeitlichen Polen und Europa (16.–18. Jahrhundert)* in Beziehung (Miasta a władza centralna w Polsce i w Europie wczesnonowożytnej, XVI–XVIII w. Wydział I Nauk Społecznych PAN, Rozprawy, Historia, zeszyt 4, Warszawa 2001, 48 S.). Das Verhältnis zwischen Stadt und Zentralmacht und das Ausmaß des Einflusses des Bürgertums auf die allgemeinen gesellschaftlichen Strukturen gehört nach B. zu den wichtigsten Veränderungen im Städtewesen der frühen Neuzeit. Sie stellt Entwicklungen in West-, Nord- und Mitteleuropa dar und vergleicht sie dann mit den Zuständen in Polen-Litauen. Das Städtetz Polens wurde zwar im 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jhs. deutlich dichter (dort, wo es im Mittelalter schwach ausgebildet war, etwa in Rotreußen), aber es entstanden sehr kleine, landwirtschaftlich bestimmte Städte; nur wenige Städte des Landes besaßen größere Bedeutung und auch umfangreichere Rechte, so Krakau, Warschau, Posen, Lemberg, Wilna und vor allem die drei großen Städte im Königlichen Preußen: Danzig, Elbing und Thorn, die zumindest bis zur Lubliner Union von 1569 eine ganz besondere Stellung einnahmen, politisch-rechtlich wie wirtschaftlich. Während in anderen Ländern die Zentralmacht ihren Einfluß in den Städten erweiterte, war in Polen-Litauen die Krone zu schwach, um sich durchzusetzen. Dafür besaßen Hochadel (Magnaten) und Kleinadel (Schlachta) viel Macht und eine große Anzahl von Städten. Auch manche neue Stadttypen wie Residenz- und Festungsstädte waren vorwiegend in der Hand von Magnaten, nicht des Königs. Der Adel machte eine antistädtische Politik, er schränkte die Rechte der Bürger ein, z.B. beim Landkauf, beim Außenhandel und im politischen Leben, er hinderte Bürger auch am Aufstieg in hohe Ämter. Die Selbstverwaltung der Städte war stark reduziert. Gelegentliche Unruhen in der Bevölkerung zeugen von Unzufriedenheit, sie vermochten jedoch nicht viel auszurichten. B. spricht auch die ethnische Zusammensetzung der Bürgerschaft an; die seit dem Mittelalter ansässigen Nichtpolen unterlagen in der Regel einer raschen Polonisierung, aber es wanderten in der Neuzeit auch neue Gruppen Fremder ein (Schotten, Engländer, Deutsche, Holländer, Juden u.a.). Die Stärke des Adels beeinträchtigte nach B. nicht nur das Verhältnis zwischen Zentralmacht und Städten, sondern verhinderte auch die Entwicklung neuzeitlicher Herrschaftsstrukturen in Polen.

H. W.

Der Beitrag von M a r i a B o g u c k a, *People of the Fairs. Fairs' Organisers and Participants in the Early Modern Poland* (in: *Fiere e mercati nella integrazione delle economie Europee secc. XIII–XVIII*, hg. von S. Cavalivecchi, Prato 2001, 921–931), betrachtet die polnische Messelandschaft der Frühen Neuzeit nicht unter den Aspekten der Umsatzkapazitäten und der Warensortimente. Es geht der Vf.in um die sozialen, beruflichen und ethnischen Strukturen der Population, die das kommerzielle, hilfs- und dienstleistungsgewerbliche Beschäftigungspotential der Messen konstituierten. Sie spricht von einem „dense network

of international fairs“, das sich im 16. Jh. als Bindeglied zwischen Ost- und Westeuropa, zwischen Litauen, Weißrußland und der Ukraine auf der einen, den Einzugsbereichen von Frankfurt a.d. Oder, Breslau oder Leipzig auf der anderen Seite, entfaltet hat. Für große Messen wie die von Danzig, Posen, Thorn oder Krakau war angesichts ihrer Grenzlage der direkte Bezug zum Ausland charakteristisch. Die Vielzahl der kleineren Messeplätze verteilte sich über die inneren Regionen des Landes und vermittelte zwischen den Hauptzentren. Insofern belebte die Intensivierung der Außenkontakte zugleich die Aktivitäten einer kleineren und mittleren Händlerschaft im Landesinnern. Auf den großen Messen fanden sich nach den Schätzungen der Autorin bis zur Mitte des 17. Jhs. als Vertreter einer Vielzahl von Nationen jährlich etwa 2000–3000 ausländische Besucher ein. Den Anteil der polnischen Messegäste schätzt sie, einschließlich der polnischen Juden, auf 40–50 Prozent aller Auswärtigen. Vf.in veranschaulicht sehr überzeugend die stimulierende Wirkung der durch den Messeverkehr forcierten Beschäftigungseffekte, die allerorts besonders dem Handwerk und den unteren Mittelschichten zugutegekommen sind. Das Wachstum sozialer Mobilität und Differenzierung jedoch erlag in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. zunehmend dem Druck, den ein konjunkturell langfristig rezessiver Trend auf die Wirtschaft des Polnischen Reiches ausübte. E. H.-G.

Maria Bogucka, *Marriage in Early Modern Poland* (APolHist. 81, 2000, 51–78), beschäftigt sich mit der Stellung der Frau im alten Polen und bringt viele Beispiele, überlieferungsbedingt meistens aus adligen Kreisen; sie geht aber auch auf bürgerliche Verhältnisse ein. Es geht um die Wahl des Ehemannes, Eheabmachungen, Erbschaftsfragen, um die Stellung der Frau in der Familie, ihre Rechte und Zuständigkeiten, um das Verhältnis zum Ehemann, die Stellung der Witwe, um Frauenschicksale in der Ehe überhaupt und anderes mehr. H. W.

RUSSLAND. Einen hochinteressanten Aspekt russischer Geschichte verfolgt Birgit Scholz in ihrer Dissertation *Von der Chronistik zur Geschichtswissenschaft. Die Warägerfrage in der russischen, deutschen und schwedischen Historiographie* (Forschungen zum Ostseeraum, Bd. 5, Wiesbaden 2001, Harrasowitz, 475 S.). Ursprünglich war diese Arbeit als Untersuchung des „Normannenstreits“ an der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften im 18. Jh. konzipiert worden, doch machte S. im Laufe ihrer Recherchen eine bislang noch nicht systematisch ausgewertete Vielzahl von früheren Schriften zur Frage nach dem Ursprung der Ruß aus. Deren Herkunft geht sie in ihrer Arbeit akribisch nach, wobei sie ihren Stoff in zwei Hauptkapitel teilt, die sich mit der Tradition und Rezeption der Warägerlegende in Rußland selbst bzw. den deutschen Ländern und Schweden beschäftigen. Ein Ausblick schließlich behandelt die Kontroverse an der Petersburger Akademie zwischen G. F. Müller und M. V. Lomonosov über die Interpretation der Aussagen der Nestorchronik. S. zeigt in ihrer Analyse der Wurzeln dieses Streits, daß politische Faktoren durchaus schon zuvor Ausgangspunkt der Debatte sein konnten. Sie erklärt die Anpassungsprozesse der Warägerlegende an neue politische Kontexte in Rußland selbst, aber auch ihre bei weitem nicht wertungsfreie Rezeption im Ausland. Zum Teil scheint es, als ob jede kleine deutsche Fürstendynastie das russische Herrscherhaus für sich reklamieren wollte, während die Schweden genau das taten, was die Rjurikiden und

Romanovs fürchteten: mit Hilfe der Waräger als Gründungsväter der Ruß Anspruch auf den Moskauer Thron erheben. So entsteht ein facettenreiches Panorama eines noch zum Teil vorwissenschaftlichen historischen Diskurses, der schließlich in das Bemühen an der Petersburger Akademie einmündete, mit Hilfe der zur Verfügung stehenden Quellen Geschichte zu schreiben. Dieser Prozeß der Versachlichung der Debatte, in dem zunehmend die sich als „Wissenschaftler“ verstehenden Autoren in der Konkurrenz mit den „Fürstendienern“ die Oberhand gewinnen, stellt den zweiten roten Faden dieser Studie dar. Die Spannung zwischen Geschichte als politisierter und funktionalisierter Ideologie bzw. wissenschaftlicher Disziplin hatte jenen Streit befördert, der später in der sowjetischen Historiographie zu einem russisch-deutschen Krieg an der Petersburger Akademie umfunktioniert wurde.

K. Brüggemann

Peter Nitsche geht auf die wohl am meisten umstrittene Frage der älteren europäischen Geschichte ein, die auch mit dem wikingerzeitlichen Osthandel zu tun hat: *Die Waräger und die Gründung des ältesten ostslavischen Staates. Eine wissenschaftliche Kontroverse unter politischen Vorzeichen* (GWU 52, 2001, 507–520). Der Beitrag führt gut verständlich und mit vielen zutreffenden Akzentuierungen in die Problematik ein, weist aber Voreingenommenheiten im wesentlichen nur für die russische bzw. sowjetische Historiographie nach und beruht anscheinend auf nur begrenzter Kenntnis der neueren Spezialliteratur. Jedenfalls werden in einem Abschnitt über den gegenwärtigen Forschungsstand lediglich Allgemeindarstellungen angeführt, und im Hinblick auf die Behandlung des Themas in der heutigen russischen Geschichtswissenschaft wird unzutreffend ein „Ende der Instrumentalisierung ... für politisch-patriotische Zwecke“ (520) angenommen.

N. A.

Der Thesenband *Zum 60jährigen Jubiläum des Lehrstuhls für Archäologie an der Moskauer Lomonosov-Universität* (60 let kafedre archeologii MGU im. Lomonosova. Tezisy dokladov jubilejnoj konferencii, Moskau 1999, 276 S.) enthält neben einem erwähnenswerten Überblick über die Tätigkeit am Lehrstuhl aus der Feder von V. L. Janin (3–17) vier uns interessierende Beiträge. F. A. Androščuk informiert über *Altrussische Gegenstände, die in Schweden gefunden worden sind* (160–162). Hauptsächlich handelt es sich dabei um Frauenschmuckstücke, schieferne Spinnwirtel und Kultgegenstände. Die meisten Funde stammen aus Sigtuna und Gotland. A. M. Kolzin berichtet über den *Handel Moskaus aufgrund numismatischen Materials (aus dem 14. und der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts)* (200–202). Die Münzfunde zeigen, daß für die Moskauer Kaufleute der Handel in östlicher Richtung am wichtigsten war, wobei ihr Weg in der Regel nicht über Kazań hinausging. V. Ja. Petručhin beschäftigt sich in seinem Beitrag über *Die Archäologie und die Probleme der früheren russischen Geschichte* (215–218) mit den Widersprüchen zwischen Positionen der Historiographie und den maßgebenden archäologischen Fakten. Er legt dar, daß arabisches Silber erst seit der Wende vom 8. zum 9. Jh. nach Ost- und Nordeuropa gelangte und daß im Gebiet der Südlichen Ruß skandinavische Funde aus dem 9. Jh. fehlen. E. K. Stoljarova spricht über *Mittelalterliche Glasfingerringe Moskaus (das Problem ihrer Herkunft)* (235–237). Die Vf.in vermutet, daß die von ihr untersuchten Schmuckstücke aus Mitteleuropa importiert worden waren.

X. Ogorodnikova

Der hochkompetente Moskauer Historiker Aleksandr Vasil'evič Nazarenko hat eine monumentale Darstellung über die Außenbeziehungen der Kiever Ruś vorgelegt: *Die Alte Ruś auf internationalen Wegen. Interdisziplinäre Studien zu den kulturellen, Handels- und politischen Verbindungen des 9.–12. Jahrhunderts* (Drevnjaja Ruś na meždunarodnych putjach. Meždisciplinarnye očerki kul'turnych, togovych, političeskich svjazej IX–XII vekov, Moskau 2001, Jazyki russkoj kul'tury, 781 S.). Was den Handel mit dem Westen betrifft, interessieren den Vf. namentlich die südlichen Verbindungen, was in der Kapitelüberschrift Die Ruś auf dem „Weg von den Deutschen zu den Chasaren“ (9.–10. Jahrhundert) zum Ausdruck kommt. Im Zentrum steht hier die Raffelstettener Zollordnung von 904/906 und der weit ausholende Versuch einer Identifizierung der dort als Handeltreibende genannten Rugi als Ruś. Auch im folgenden Kapitel über das Geld- und Gewichtssystem der Ruś kommt Vf. auf die westlichen Verbindungen zurück. – Es ist erfreulich, daß von N. seit kurzem auch ein deutschsprachiger Beitrag vorliegt, der völlig den Handelsbeziehungen gewidmet ist. *Die frühesten bayrisch-russischen Kontakte in historischer und sprachwissenschaftlicher Sicht* (in: Bayern und Osteuropa. Aus der Geschichte der Beziehungen Bayerns, Frankens und Schwabens mit Rußland, der Ukraine und Weißrußland, hg. von Hermann Beyer-Thoma, Wiesbaden 2000, Harrassowitz, 25–56).

N. A.

In einer inhaltlich hochkonzentrierten Darstellung erfaßt Valerij Borisovič Perchavko den Kenntnisstand zur Frage der Verbreitung und Bedeutung des Handelsgutes *Pelzwerk im altrussischen Warenaustausch des 9.–13. Jahrhunderts* (Pušnina v drevnerusskom tovaroobmene IX–XIII veka, OIst. 1999, 5, 164–174) in der vormongolischen Zeit. Es geht ihm darum, speziell diese frühe, von der Forschung nicht eben favorisierte Epoche zu beleuchten, weil sich damals die Grundlagen herausbildeten, auf denen die Einbindung der Ruś in den internationalen Verkehr des Mittelalters beruhte. Der Umstand, daß in den letzten Jahrzehnten eine Fülle archäologischer Zeugnisse verfügbar gemacht und zur Ergänzung des Potentials schriftlicher Quellen herangezogen werden konnte, erlaubt es nach P. mittlerweile, der Komplexität des Gegenstandes gerecht zu werden. Der Handel stützte sich anfangs auf mittlrussische Pelztierbestände wie Eichhörnchen, Marder, Füchse und Wölfe. Er orientierte sich seit dem 11. Jh. nordwärts, in Richtung Karelien und Weißes Meer. P. spricht vom „Beginn der ostslavischen Ostkolonisation“ (168), die sich über die Länder der Komanen und der Samojeden sowie über den Ural hinaus bis zum Unterlauf der Ob' ausdehnte. Hiermit konstituierte sich der eurasische, einst sagemunwobene Einzugsbereich der hochrangig wertvollen, weltweit gewinnträchtigen Luxuspelze: Zobel, Hermelin und Schwarzfuchs. Sie fanden über Novgorod am Volchov den Weg auf die Märkte Mittel- und Westeuropas. Über das wolgalbulgarische Bolgar gelangten sie in den Süden und in den arabischen Orient.

E. H.-G.

Das 1993 im Institut für Slawistik an der Rußländischen Akademie der Wissenschaften in Moskau gegründete Forschungszentrum „Slawisch-deutsche Beziehungen“ veröffentlichte in einem Einband und mit durchgehender Paginierung seinen Almanach *Slawisch-deutsche Forschungen*, Bd. 1 und 2, hg. von

Aleksandr A. Gugnjin und Anton V. Cimmerling (Slavjano-germanskie issledovanija, T. 1, 2, Moskau 2000, INDRIK, 656 S.). Unter anderen Materialien befindet sich hier ein Aufsatz der Moskauer Germanistikdozentin Ekaterina Ričardovna Skvajrs, *Die Ruß und die Hanse: das Modell des sprachlichen Kontakts* (Ruš i Ganza: model' jazykovogo kontakta, 436–540). Die sprachgeschichtliche Untersuchung basiert auf einem Textkorpus, das aufgrund einer Auswahl der historischen Quelleneditionen zusammengestellt ist und möglichst alle direkten und indirekten russischen Beeinflussungen in der mittelniederdeutschen Sprache registriert. Obwohl der Aufsatz einige kleinere Irrtümer in der historischen Darstellung und den Literaturhinweisen enthält sowie teilweise auf einer veralteten Historiographie beruht, ist er von Interesse. Vf.in stellt fest, daß die Sprachdenkmäler aus den Bereichen der Verwaltung und des Rechts stammen und deswegen reglementiert und schablonenhaft sind. Verschiedene Kommunikationsmuster unterscheidend, verfolgt sie näher die Formeln und Lehnübersetzungen „krutzekussing“, „houetslaghe“, (Vertrag) „endighen“ und „hiir sint gekomen“ (Sendeboten). Nach Vergleichen der russisch-niederdeutschen Sprachkontakte mit den englisch-niederdeutschen behauptet S., daß die mittelniederdeutsche Sprache für fremde Einflüsse sehr geöffnet war, wobei sich in der Sprache wegen der verschiedenen Bedeutung der Kontakte regionale Varianten entwickelten. Wichtig ist die faktenreiche Behandlung der russisch-mittelniederdeutschen Dolmetscher, der gegenseitigen Sprachkenntnis und der Technik der Abfassung der russisch-hansischen bzw. russisch-livländischen Verträge; weniger gelungen ist die Thematisierung der Sicht der konfessionellen Konfrontation in den westlichen Quellen. Erwähnt sei als weiterer Beitrag des Sammelwerks der Aufsatz von Aleksandr Vasil'evič Nazarenko über *Russisch-deutsche Beziehungen der vormongolischen Zeit (9. bis Mitte des 13. Jahrhunderts): heutiger Stand des Problems und Perspektiven weiterer Forschungen* (Russko-nemeckie svjazi domongol'skogo vremeni [IX – seredina XIII vv.]: sostojanie problemy i perspektivy dal'nejšich issledovanij, 19–79). A. Selart

A. L. Choroškevič beschäftigt sich in ihrem kurzen Beitrag *Die Sphäre der internationalen Sprachkontakte der Ruß und Rußlands im 15.–16. Jahrhundert* (Sfera internacional'nych jazykovych kontaktov Rusi i Rossii XV–XVI vv., in: Vostočnaja Evropa v drevnosti i srednevekovje. Kontakty, zony kontaktov i kontaktnye zony. XI Čtenija pamjati členu-korrespondenta AN SSSR Vladimira Terent'eviča Pašuto. Moskva, 14–16 aprelja 1999 g. Materialy k konferencii, Moskau 1999, Rossijskaja Akademija Nauk. Institut vseobščej istorii, 98–101) mit verschiedenen überlieferten russisch-deutschen Sprachführern. Ihrer Auffassung nach gehen einzelne Fragmente der Bücher von Tönnis Fonne (1607) und Thomas Schrowe (1545) bis auf das letzte Drittel des 13. Jhs. zurück. Inhaltlich sei für beide ein emotionaler Charakter kennzeichnend, der im großen und ganzen eine freundschaftliche Atmosphäre widerspiegele. Auch wenn Konflikte thematisiert würden, sei der allgemeine Ton pragmatisch und vertrauensvoll, wie es typisch für den Hansehandel in Novgorod und Pskov gewesen sei. Demgegenüber stünde ein anonymes Wörterbuch aus dem 16. Jh. in der Tradition der antirussischen Flugblätter, die aus dem Kontext des Livländischen Krieges bekannt sind, da es die Russen als von mannigfachen Lastern befallenes Volk präsentiere.

K. Brüggemann

In ihrem kürzlich veröffentlichten Hamburger Habilitationsvortrag beschäftigt sich Gertrud Pickhan mit Aspekten der Alltagskommunikation im Kontext der späthansischen Handelskontakte: „*Wan ich frolich sy so hebbe ich dy gerne*“. *Grundmuster der interkulturellen Alltagskommunikation zwischen Deutschen und Russen im Gesprächsbuch des Tönnis Fonne (1607)* (JbbGOE 49, 2001, 500–509). Fannes eher praxisorientierter denn gelehrter Sprachführer trug den spezifischen Bedürfnissen der Rußlandfahrer Rechnung, indem drei Fünftel der enthaltenen 1681 Sprachmuster deren kommerzielle Interessen betrafen. Der den Alltag jenseits des Handelskontakts betreffende Teil ist geprägt vom Interesse, das Fonne der ihm fremden Kultur und Religion entgegenbrachte. Im Mittelpunkt steht dabei jedoch die persönliche Interaktion, wenn es um Heiratsabsichten, männliche Solidarität im Geschlechterverhältnis oder Anteilnahme am Schicksal des Gesprächspartners geht. Daneben finden sich jedoch Formeln des Mißtrauens oder Spotts, aber auch solche, die der Konfliktlösung dienen.

K. Brüggemann

Aus dem reichhaltigen Konferenzband *Die Deutschen in Russland. Der russisch-deutsche Dialog*, Red. G. I. Smagina (Nemcy v Rossii. Rossijsko-nemeckij dialog, St. Petersburg 2001, Dmitrij Bulanin, 552 S.) seien drei Beiträge notiert. T. V. Čumakova beleuchtet *Die Rezeption des Luthertums in der russischen Kultur des 16. und 17. Jahrhunderts* (Vosprijatie l'juteranstva v ruskoj kul'ture XVI–XVII vv., 205–211). V. A. Kovrigina behandelt *Die Deutschen im Handwerk und Gewerbe Moskaus in der zweiten Hälfte des 17. und ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts* (Nemcy v remesle i promyšlennosti Moskvy vtoroj poloviny XVII – pervoj poloviny XVIII v., 339–350); zu einem Teil dieses Themas liegt auch eine umfangreichere deutschsprachige Arbeit der Vf.in vor (vgl. HGbl. 116, 1998, 324). V. N. Zacharov ermittelt *Die Anzahl und Zusammensetzung der deutschen Kaufmannschaft in Rußland am Ende des 17. und im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts* (351–359). Die deutschen Untertanen des Zaren und die deutschbaltischen Kaufleute außer Betracht lassend, gelangt Z. zu dem Ergebnis, daß im letzten Jahrzehnt des 17. Jhs. mehr als 10 Deutsche, vor allem Hamburger, auf dem russischen Markt agierten. Im Jahre 1710 aber sind 38 deutsche Kaufleute – davon 30 Hamburger – in den Zollquellen von Archangelsk erfaßt, womit jetzt die Zahl der Holländer übertroffen wurde. Auf Archangelsk war in jener Zeit des Nordischen Krieges der gesamte Außenhandelsverkehr Rußlands konzentriert. Für die Jahre 1721–26 kann Z. aber bereits 176 westliche Kaufleute für St. Petersburg nachweisen, unter denen mit 62 unter den herkunftsmäßig genauer identifizierbaren wiederum solche aus Deutschland überwogen, wobei hier die Lübecker die größte Gruppe bildeten. N. A.

Einen knappen Überblick über die älteren deutsch-russischen Handelsbeziehungen bietet Konstantin Šilik in der Broschüre *Russland, Hamburg und die Hanse – acht Jahrhunderte der Beziehungen*, Teil 1 (Ruś-Rossija, Gamburg, Ganza – vosem vekov svjazej. Čast' I [Novgorodskij i archangel'skij periody], Hamburg 2001, Haus der Wissenschaftler e.V., 24 S.). Vf. unterscheidet dabei drei Zeitabschnitte: die Novgoroder Periode (Ende des 12. Jhs. bis 1478), die Novgorod-Moskauer Periode (1478–1553) und die Archangel'sk-Moskauer Periode (1553–1713).

A. Zeller

Beachtung verdienen die zahlreichen Aufsätze und Kurzbeiträge des Konferenzbandes *Handel, Kaufmannschaft und Zollwesen im Rußland des 16.–18. Jahrhunderts* (Torgovlja, kupečestvo i tamožennoe delo v Rossii v XVI–XVIII vv. Sbornik materialov međunarodnoj naučnoj konferencii [Sankt-Peterburg, 17–20 sentjabrja 2001 g.], St. Peterburg 2001, Izd-vo S.-Peterburgskogo un-ta, 304 S.). A. N. Maškin spricht hier über die Zahl, Berufstätigkeit und ethnische Zusammensetzung der westlichen „Gäste“ in Moskowien um 1500, wobei er den Kaufleuten und den Deutschen die ersten Positionen einräumt (11–15). V. A. Voronin kennzeichnet den Handel des zum Großfürstentum Litauen gehörigen Polozk mit russischen Städten in der 1. Hälfte des 16. Jhs. (15–19). Mehrfach unterbrochen Kriege zwischen Litauen und Moskau diesen Handel, doch verlief er in den Jahren des Friedens sehr intensiv. Hervorgehoben wird die Vermittlungsrolle der Polozker zwischen Smolensk und Riga. Ju. Ė. Šustova bietet Material zur Rolle der ukrainischen Kaufleute und Handelswege bei der Vermittlung russischer Pelze in westliche Länder und die Türkei vom 14. bis zum 17. Jh. (30–35). Projekte einer Umleitung des russischen Außenhandels von Archangelsk zur Ostsee aus den 1650er bis 1670er Jahren, namentlich Vorschläge des für das schwedische Kommerzkollegium tätigen Joachim Lilienhoff, und die Gründe ihres Scheiterns beleuchtet S. V. Indeeva (80–85). Von V. N. Zacharov wird das Wirken westlicher Kaufleute im St. Petersburg des 18. Jhs. unter dem Aspekt der Stabilität betrachtet (180–184). Vf. weist hier die dauerhafte Tätigkeit führender westlicher Handelsfirmen in Petersburg seit der Mitte des 18. Jhs. nach. Erwähnt sei außerdem, daß A. L. Choroškevič Hinweise auf das Zollpersonal und die Zolleinkünfte in Rußland um die Mitte des 16. Jhs. bietet (230–232). N. A.

*Eine versuchte Annäherung Zar Iwans IV., des Schrecklichen, an den Westen. Ein Reichskammergerichtsprozeß, der dies nahelegt* untersucht Bernhard Diestelkamp (in: *Reich, Regionen und Europa in Mittelalter und Neuzeit. Festschrift für Peter Moraw*, hg. von Paul-Joachim Heinig u.a., Berlin 2000, 305–322). Anhand einer Reichskammergerichtsprozeßakte aus dem Stadtarchiv Lübeck und ergänzenden Archivalien aus dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien geht Vf. erneut der Frage nach dem Scheitern der Mission von Hans Schlitte nach, der im Auftrag des Zaren im Reich Fachleute verschiedenster Professionen hatte anwerben und nach Moskau begleiten sollen. Unter fadenscheiniger Begründung in Lübeck festgesetzt, kam Schlitte erst nach über zwei Jahre währender Haft durch Flucht frei. Sein lukratives Geschäft mit dem Zarenhof war inzwischen geplatzt, die erfolgreich geworbenen Fachkräfte hatten sich in der Zwischenzeit anderweitig ihr Auskommen gesucht. Beim Reichskammergericht in Speyer strengte er daher eine Klage auf Schadenersatz gegen Lübeck an. Mit detektivischem bzw. juristischem Gespür rollt Vf. den Fall in allen seinen Feinheiten auf und weist überzeugend nach, daß der Durchführung von Schlittes Mission sowohl livländische als auch Lübecker Handelsinteressen entgegen gestanden hatten. Sich über ein kaiserliches Geleitprivileg hinwegsetzend, hatten die Hansestädte verhindern wollen, daß der russische Zar Fachleute in seine Verfügungsgewalt bekam, die ihm dazu hätten verhelfen können, die livländischen Städte zu erobern. Vf. gelangt darüber hinaus jedoch auch zu der Erkenntnis, daß der russische Zar es nicht nur auf militärische Fachkräfte abgesehen

hatte, sondern ein über das bisher vermutete Maß hinaus gehendes Interesse an einer breiten Aneignung westlicher Kenntnisse, darunter nicht zuletzt solcher geistiger Natur, gehabt haben muß: Auf der Wunschliste des Zaren hatten ganz oben Gelehrte gestanden, die Latein- und Deutschkenntnisse in Rußland hätten verbreiten helfen können. Sicherlich verliert dieser Hinweis an Brisanz, ruft man sich ins Gedächtnis, daß bereits vor der Regentschaft Ivans IV. Moskauer Großfürsten regelmäßig Ärzte als Repräsentanten westlicher Gelehrsamkeit an den russischen Hof geholt hatten. Und auch Ivan IV. selbst verfügte ungeachtet des Scheiterns der Schlitte-Mission über derartige Fachleute, deren geistiges Potential ihm nicht allein hinsichtlich der heilkundlichen Erfolge interessierte. Der Impuls, womöglich einer größeren Gesellschaftsgruppe im Zarenreich Latein- und Deutschkenntnisse zu vermitteln, verdiente allerdings einer vertiefenden Untersuchung.

S. Dumschat

Nach einer 1996 erschienenen schwedischen Ausgabe hat der russische Schwedenhistoriker Aleksandr Sergeevič Kan, der von 1988 bis 1996 an den Universitäten Uppsala und Oslo lehrte, nun auch eine überarbeitete russische Ausgabe einer spannenden Beziehungsgeschichte vorgelegt: *Schweden und Rußland in Vergangenheit und Gegenwart* (Švecija i Rossija v prošlom i nastojaščem, Moskau 1999, RGGU. Rossijsko-švedskij centr, 358 S.). Damit steht der studentischen Zielgruppe, für die dieses Werk primär verfaßt wurde, endlich eine zuverlässige Arbeit zur Verfügung, welche die einer noch weitgehend sowjetischen Sichtweise verpflichtete Darstellung Nekrasovs aus dem Jahre 1993 (s. HGbl. 113, 1995, 192f.) ablöst. In einer vergleichenden Einleitung betont K. die Asymmetrie des Verhältnisses zwischen einem kleinen und einem großen Reich, die dazu geführt habe, daß die russische Politik stets bedeutsamer für Schweden gewesen sei als umgekehrt; die in die schwedische Mentalität eingegangene „Russenfurcht“ wiederum sei auch prägend für die „kulturelle Entfremdung“ der beiden Völker gewesen (19). Es folgen acht freilich recht gedrängte Kapitel über mehr als 1000 Jahre Krieg und Frieden mit einem Schwerpunkt in der neueren und neusten Geschichte. Den Abschluß bilden zwei recht umfangreiche Kapitel über die Wirtschaftsbeziehungen sowie die „kulturellen und humanitären Verbindungen“, die aufgrund des reichen Faktenmaterials jedoch allein schon die Lektüre lohnen. Das Schlußwort faßt noch einmal knapp zusammen, was K. unter dem „schwedischen Faktor“ in der russischen bzw. dem „russischen Faktor“ in der schwedischen Geschichte versteht: Für Rußland, dessen „erste staatliche Organisation“ skandinavische bzw. „ostschwedische“ Wurzeln hatte, sei das katholische Schweden im Mittelalter sowie die protestantische Großmacht in der Frühen Neuzeit in erster Linie Gegner gewesen, während der Transithandel durch ostslavisches Siedlungsgebiet vor und während der Zeit der Kiever Ruß eine Quelle des schwedischen Reichtums dargestellt habe. Seit dem 16. Jh. sei Stockholms Streben nach der Kontrolle über Moskaus Außenhandel mit Westeuropa Stimulans für Schwedens Aufstieg gewesen, der dann in erster Linie aus Rußlands Schwäche resultiert habe. Eine tabellarische Chronologie der wichtigsten Ereignisse, eine Bibliographie sowie ein Register runden diese gelungene Darstellung ab.

K. Brüggemann

Klaus Zernack, *Dominium mercaturae Ruthenicae. Neues über Schwedens Ostseevormacht im 17. Jahrhundert* (Mare Nostrum – Mare Balticum. Comenta-



tiones in honorem Professoris Matti Klinge, Red. Paul Raudsepp, Helsinki 2000, AB Raud Publishing, 129–136), bietet eine feine Würdigung des bedeutenden Werkes von Stefan Troebst über schwedische Versuche einer „Derivation“ des russischen Archangelskhandels zur Ostsee (vgl. HGBll. 119, 2001, 312f.). N. A.

Charles J. Halperin, *Novgorod and the „Novgorodian Land“* (Cahiers du monde russe 40/3, 1999, 345–363), befaßt sich mit der Sonderstellung des Terminus „Novgorodskaja zemlja“ im Rahmen des Sprachgebrauchs der ostslavischen Territorien im Mittelalter. Seine Textanalysen führen zu dem Resultat, daß eine derartige Bezeichnung in den Novgoroder Quellen zwar auffallend selten oder gar nicht auftritt, in der Forschung und Literatur jedoch sehr oft. Dabei beziehen die Historiker, etwa Birnbaum, Janin, Kuza, Leuschner oder Mühle, den Begriff „Novgorodskaja zemlja“ H. zufolge auf verschiedenartige Bezugsgrößen. Die gezielte, keinesfalls zufällige Abstinenz der chronistischen und dokumentarischen Begrifflichkeit dagegen erklärt Vf. mit der besonderen Position, durch die sich Novgorod aufgrund des Privilegs der freien Fürstenwahl von den übrigen russischen Fürstentümern unterschied. Damit entfielen dynastische, auf ein definiertes „Land“ beziehbare Ansprüche. Mit Novgorod verband sich weder eine Dynastie noch ein Mythos, der deren Recht auf Besitz und Erblichkeit manifestierte. Da die Quellen entsprechend keinerlei „ideological invocation of the Novgorodskaja zemlja“ enthalten, beschäftigt H. vordringlich die Frage, „why historians have failed to notice its absence“ (348). E. H.-G.

Auf die „sensationellen Ergebnisse der Novgoroder Ausgrabungen von 1998 und 1999“ (4) stützt sich Valentin Lavrent'evič Janin, wenn er *An den Quellen der Novgoroder Staatlichkeit* (U istokov Novgorodskoj gosudarstvennosti, OIst. 2000, 6, 3–9) nach den Anfängen der verfassungsmäßigen Sonderstellung sucht, die Novgorod im Kiever Reich innehatte. Die Ausgrabungen von 1998 auf dem alten Ljudin konec stießen auf ein gewaltig großes Grundstück aus dem dritten und vierten Viertel des 12. Jhs. Hier handelte es sich um den Sitz des offenbar seit 1126 fungierenden gemeinsamen Gerichts des Fürsten und des Statthalters („posadnik“), welch letzterer als Vertreter der Bojarenschaft in der Rechtsprechung das letzte Wort hatte. Über hundert Birkenrinden-Funde auf dem Gelände belegen diese Konstellation. – Einblicke in eine frühere Epoche dagegen ermöglichen die Ausgrabungen (Troickij raskop), die 1999 insgesamt 38 kleine, zylinderförmige Gegenstände zutage förderten, die offenbar dem Verschluß von Säcken und der Fixierung ihrer Inhalte dienten. Diese Funktion der seit 1951 vereinzelt aufgefundenen „Zylinder“ war für die Archäologen jahrzehntelang ein Rätsel. Der Fundort und die Datierung von 1999 belegen, daß die Eintreibung der Steuern und Tribute am Volchov durch autochthone Novgoroder vollzogen wurde und sich nicht, wie in den südlichen Fürstentümern, in der Hand des Fürsten und seiner „družina“ befunden hat. – J.s minutiöse Argumentation kann hier inhaltlich nicht angemessen, geschweige denn kritisch, vorgestellt werden. Zitiert sei jedoch der markante Schluß, zu dem seine Expertise gelangt: „Die Funde erlauben es, die Entstehung des Rechts der Novgoroder, die staatlichen Einnahmen selbst hereinzuholen und zu kontrollieren, auf eine anfängliche Übereinkunft zurückzuführen, auf eine Vereinbarung, wie sie mit dem Vertrag anlässlich der Einladung (zur Übernahme) des Fürstenamtes durch Rjurik in der Mitte des 9. Jhs. zustande gekommen war“ (8). E. H.-G.

*Novgorod. Das mittelalterliche Zentrum und sein Umland im Norden Rußlands*, hg. von Michael Müller-Wille, Valentin L. Janin, Evgenij N. Nosov und Elena A. Rybina (Studien zur Siedlungsgeschichte und Archäologie der Ostseegebiete, Bd. 1, Neumünster 2001, Wachholtz Verlag, 399 S., zahlreiche Abb., Taf., Lage- und Kartenskizzen). Dieses hervorragend ausgestattete Werk ist für ein etwas breiteres Publikum und zugleich für die Fachwelt bestimmt. Mit seinen 19 fast immer von archäologischem Fundmaterial ausgehenden, aber thematisch jeweils umfassenden Beiträgen stellt es die Novgorodkenntnis in Deutschland weitgehend auf eine neue Grundlage. 16 übersetzte Aufsätze stammen von russischen Autoren, davon 6 von dem führenden Archäologen und Historiker Janin, die anderen von weiteren herausragenden Spezialisten. Auf kompetenteste Weise informieren sie zusammen mit Forschern aus Großbritannien, Schweden und Deutschland über die Vorgeschichte Novgorods, die dortigen Ausgrabungen und speziell die Anwendung der Dendrochronologie, die gefundenen Birkenrindentexte, die Bebauungs- und die politische Struktur der Stadt und des Novgoroder Staates, das Geldwesen, den frühen Handel mit dem Ostseeraum, die Ernährung, den Alltag und anderes mehr. Einige Beiträge beziehen sich auf das Novgoroder Umland. N. A.

Elena Aleksandrovna Rybina, *Der Handel des mittelalterlichen Novgorod. Historisch-archäologische Studien* (Torgovlja srednevekovogo Novgoroda. Istoriko-archeologičeskie očerki, Velikij Novgorod 2001, Novgorodskij gosudarstvennyj universitet, 391 S.). Das vorliegende Werk bietet endlich eine Gesamtdarstellung der Handelsgeschichte Novgorods, und dies glücklicherweise aus der Feder der in den letzten Jahrzehnten aktivsten Bearbeiterin dieses Themenfeldes. Zwar erhebt R. nicht den Anspruch, alle Seiten des Handelsgeschehens mit gleicher Intensität zu beleuchten – dazu fehlt es teilweise an Vorarbeiten –, doch hat sie hier die Ergebnisse ihrer bisherigen beiden Monographien zum Thema zusammengefaßt und wesentlich erweitert. Bei diesen Monographien hatte es sich um ein Buch gehandelt, in dem das umfangreiche Novgoroder archäologische Fundmaterial mit handlungsgeschichtlicher Relevanz aufgearbeitet worden war (vgl. HGbl. 98, 1980, 76–84), und um eine Darstellung der ausländischen Handelsniederlassungen in der Stadt am Volchov (HGbl. 109, 1991, 87–92). In beiden Publikationen war es nicht ausschließlich, aber doch sehr weitgehend um den Hansehandel mit Novgorod gegangen. In dem vorliegenden Werk gibt es ebenfalls ein Kapitel über die südliche und südöstliche Richtung des Handels der Stadt und Abschnitte, in denen ihre vorhansischen Ostseeverbindungen beleuchtet werden; doch ist auch dies für die Hanseforschung relevant, der die sonstigen Ausführungen fast zur Gänze unmittelbar zugute kommen. Die Darstellung beginnt mit umfangreichen Kapiteln über die Quellen und die Literatur zum Thema des Buches und behandelt des weiteren die westlichen Verbindungen der Stadt, den Goten- und den St. Peterhof, das archäologische Fundmaterial westlicher Provenienz sowie die Novgoroder Kaufmannschaft und die Organisation des Handels. In den Beilagen findet man u.a. eine Publikation der Birkenrindschriftstücke mit Handelsnachrichten samt Übersetzungen ins moderne Russisch sowie eine umfassende Bibliographie. N. A.

*Groß-Novgorod in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ein Quellenband*, zusammengestellt von K. V. Baranov (Velikij Novgorod vo vtoroj polovine

XVI v. Sbornik dokumentov, St. Petersburg 2001, Dmitrij Bulanin, 276 S.). Dieser Band enthält Quellenmaterial aus den Jahren 1570–1590, das bisher zumeist noch unveröffentlicht war und vor allem die Topographie Novgorods sowie die Tätigkeit und den Immobilienbesitz der Posadbevölkerung beleuchtet. Uns interessieren speziell fünf Zollordnungen für Novgorod von 1571, 1577 und 1587, die im 1. Teil des Bandes gedruckt sind. Durch sie wird auch die Zollerhebung von Kaufleuten aus dem westlichen Ausland geregelt, wobei zwischen solchen, die aufgrund von Gnadenurkunden des Zaren Handel treiben, und denen, die ohne solche Urkunden nach Novgorod kommen, unterschieden wird. Alle Russen und Ausländer, die Novgorod zum Handel aufsuchten, mußten nach diesen Bestimmungen in Gästehöfen Quartier nehmen. Man findet hier eine Vielzahl, von Handelswaren genannt, auch ist ein Vorkaufsrecht des Zaren fixiert. N. A.

V. A. V a r e n c o v hat einen Aufsatz über *Wirtschaft, Handel, gewerbliche und gesellschaftliche Tätigkeit des Novgoroder Gosts Semen Gavrilov in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts* vorgelegt (Chozjajstvo, torgovo-promyšlennaja i obščestvennaja dejatel'nost' novgorodskogo gostja Semena Gavrilova vo vtoroj polovine XVII veka, in: Prošloe Novgoroda i Novgorodskoj zemli. Materialy naučnoj konferencii 11–13 nojabrja, Čast' 2, Velikij Novgorod 1999, 11–16). Die Hauptbeschäftigung Gavrilovs bestand im Handel, darunter in solchem mit dem Ausland. Moderne Züge seines vielseitigen Wirkens veranlassen V., in ihm einen russischen Unternehmer neuen Typs zu sehen. A. Zeller

A. V. E r e m e n k o, *Der Vertrag von Bolotovo und seine Bedeutung* (Bolotovskij dogovor i ego značenie, in: Opyty po istočnikovedeniju. Drevnerusskaja knižnost': redaktor i tekst, Vyp. 3, St. Petersburg 2000, Dmitrij Bulanin, 30–42). – Überwiegend nimmt man an, daß der uns durch Chroniken bekannte Vertrag von Bolotovo 1348 geschlossen wurde und die Unabhängigkeit Pskovs von Novgorod fixierte. Dagegen legt E. jetzt dar, daß der Vertrag von 1342/43 stammt und eine gewisse Abhängigkeit Pskovs von Novgorod im Bereich der Außenbeziehungen bestehen ließ. Dabei führt er Beispiele dafür an, daß Novgorod bei Konflikten mit Livland und der Hanse im 14. Jh. die Interessen der Pskover mitvertrat. N. A.

Ein breites Spektrum von Problemen der Stadtgeschichte beleuchtet der russischsprachige Vortragsband *Haupt- und Provinzstädte der Ruß und Rußlands im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit (11.–18. Jahrhundert)* (Stoličnye i periferijnye goroda Rusi i Rossii v srednie veka i rannee novoe vremja [XI–XVIII vv.]. Doklady vtoroi naučnoj konferencii [ Moskva, 7–8 dekabrja 1999 g.], red. v. A. L. Choroškevič und A. V. Jurasov, Moskau 2001, Institut rossijskoj istorii RAN, 314 S.). A. S. Mel'nikova kennzeichnet hier *Die Rolle Pskovs beim Handel mit Silber an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert* (64–76). Der Friede von Teusina (1595) ermöglichte eine Wiederbelebung des nach dem Livländischen Kriege stark beeinträchtigten russischen Westhandels. Dabei gelangte Silber jetzt vor allem auf der Linie Riga-Pskov nach Rußland. Als Numismatikerin macht M. die Intensivierung des Silberzustroms an der Zunahme der russischen Münzprägung nach 1595 fest. A. V. Jurasov behandelt *Die Pskover Kaufmannschaft im russischen Außenhandel des 17. Jahrhunderts* (An-

zahl und Zusammensetzung) (86–96). Seine Hauptquelle bilden die Pskover Zollbücher von 1670/71, nach denen 104 Pskover Posadleute am Export beteiligt waren. Die Mehrzahl von ihnen – ca. 60 % – reiste selbst ins Ausland, die anderen belieferten die ausländischen Kaufleute im Deutschen Hof von Pskov. Der Beitrag bietet noch viel weiteres Zahlenmaterial. E. D. B e s p a l e n o k äußert sich über *Die Kaufmannschaft unter den Bedingungen einer westrussischen Stadt im 17.–18. Jahrhundert* (97–101). Dabei geht es um Smolensk, dessen Lage den Außenhandel begünstigte, wobei Hanf zum wichtigsten Exportgut wurde. Zugleich konnte die Grenzlage von Smolensk schwere Nachteile mit sich bringen, so namentlich im Krieg zwischen Rußland und Polen-Litauen von 1654–1667, als eine Handelstätigkeit oft unmöglich war. Nachdem die Stadt 1611, in der Zeit der russischen „Wirren“, von den Polen eingenommen worden war, erhielt sie das Magdeburger Recht und weitere bedeutende Privilegien, die auch nach der Rückeroberung durch die Russen im Jahre 1654 in erheblichem Maße weiter galten. Erwähnt sei außerdem ein Beitrag von M. V. P e č n i k o v, in dem die Entstehung der in Novgorod und Pskov verbreiteten Sekte der Strigol'niki mit der schweren Pestepidemie erklärt wird, die 1352/53 auch die Ruß heim-suchte (278–287). N. A.

In ihrem Beitrag *Der russische Reformler A. L. Ordin-Naščokin in Pskov (1665–1669)* (Russkij reformator A. L. Ordin-Naščokin vo Pskove [1665–1669], in: Čtenija po istorii ruskoj kul'tury, Moskau 2000, RAN Institut Rossijskoj Istorii, 125–145) informiert E. V. Č i s t j a k o v a über ein Kapitel Pskover Stadtgeschichte, das eng mit der von ihr behaupteten, seit den Anfängen russischer Staatlichkeit spürbaren Reformtradition des Landes verbunden ist. Gleich zu Beginn seiner Tätigkeit als Wojewode in der Grenzstadt Pskov hatte der aus einer nichtadligen Familie stammende Ordin-Naščokin drei Denkschriften verfaßt, die ihren Niederschlag in den mit Vertretern der Stadt abgestimmten 17 Artikeln der Pskover Reform von August 1665 fanden. Hierin ging es um eine Machtverlagerung vom Amt des Wojewoden zur Stadtverwaltung, die Reform der Steuereintreibung und eine Stärkung der einheimischen Kaufleute gegenüber Ausländern. Der Handel mit ihnen war dieser Neuordnung zufolge nur im Januar und Mai gestattet, wobei nicht nur der Ort, sondern auch der Mindestumsatz von „Efimki“ (westlichen Talern) klar geregelt wurde; die durch Kriege arg gebeutelte Staatskasse sollte nach dem Willen des Wojewoden auch aus Pskov Valuta erhalten. Neben Ordin-Naščokins Gegnern aus dem Kreis der Pskover Großkaufleute, die sich vor allem gegen die Ausweitung der politischen Macht auf breitere Kreise der Stadtbevölkerung wehrten, waren es vor allem die Schweden, die gegen diese Bestimmungen protestierten. Mit dem Argument, daß in Pskov gegen die Bestimmungen des Friedens von Kardis verstoßen werde, hatte trotz Ordin-Naščokins Widerstand eine schwedische diplomatische Mission unter Adolf Ebers schließlich noch im selben Jahr Erfolg, weil Zar Aleksej Michajlovič sich während des laufenden Krieges mit Polen keine Spannungen im Nordwesten erlauben wollte. Da Ordin-Naščokin nach seinem Rückzug aus seiner Heimatstadt im Staatsdienst aufstieg und 1667 Leiter des Posol'skij prikaz, des Moskauer Auswärtigen Amtes, geworden war, konnte er jedoch seine Pskover Niederlage mit der Einführung des neuen Handelsstatuts (Novotorgovyj ustav) auf Reichsebene mehr als kompensieren. K. Brüggemann

N. A. Krenke, *Der Münzhof. Archäologische Entdeckungen auf dem Territorium der Moskauer Universität*, (Deneznyj dvor. Archeologičeskie otkrytija na territorii Moskovskogo universiteta, in: Vestnik Rossijskoj Akademii Nauk 71, Moskau 2001, Nr. 6, 514–523, zahlreiche Abb.). Vf. verfolgt die Geschichte des Grundstücks der alten Universität im Zentrum Moskaus, beginnend mit dem 12. Jh. Zu den wichtigsten Entdeckungen der behandelten Ausgrabungen zählt die eines Münzhofes (Deneznyj dvor), der nach K. in Verbindung mit der Finanzreform des Zaren Aleksej Michailovič von 1654–1663 errichtet worden war. Im Zuge dieser Reform wurden anstelle von Silbermünzen solche aus Kupfer geprägt.

N. Naiman

A. L. Choroškevič, *Martin Gruneweg über Moskau im Jahre 1585* (Martin Gruneweg o Moskve 1585 goda, in: Rossija i Germanija, Vypusk 2, Moskau 2001, 19–41), beleuchtet die viel Neues bietenden Informationen, die in den noch ungedruckten Erinnerungen des gebürtigen Danzigers Martin Gruneweg über Moskau enthalten sind. In der russischen Hauptstadt hielt sich Gruneweg 1585 länger als sechs Monate als Handelsdiener eines armenischen Kaufmanns aus Lemberg auf. Er berichtet über die dort weilenden ausländischen Kaufleute und den von ihnen bewohnten Gästehof, über die vielen Livländer, die einst als Gefangene nach Moskau gebracht worden waren, jetzt aber größere Freiheit genossen als die Moskowiter, über den Geldumlauf und das Kreditwesen, über Preise für Waren und Dienstleistungen. Diese Angaben und diejenigen über weitere Bereiche des Moskauer Lebens interpretiert Ch. mit einmaliger Kenner-schaft.

X. Ogorodnikova

*Slaven, Finno-Ugrier, Skandinavier und Wolgabulgaren* lautet der Titel eines von A. N. Kirpičnikov, E. N. Nosov und A. I. Saksa redigierten russischsprachigen Vortragsbandes, aus dem drei Beiträge festgehalten seien (Slavjane, finno-ugry, skandiny, volžskie bulgary. Doklady Meždunarodnogo simpoziuma po voprosam archeologii i istorii 11–14 maja 1999 g. Puškinskije gory, St. Petersburg 2000, Vesti, 266 S.). E. V. Koroleva behandelt hier *Technologische Traditionen im Juwelierhandwerk des mittelalterlichen Pskov* (126–134). Neben dem Verschmelzen von finno-ugrischen, baltischen, slavischen und skandinavischen Traditionen im Pskover Juwelierhandwerk der Zeit bis zum 13. Jh. beleuchtet Vf. in auch die Herkunft des meisten verwendeten Metalls vom Ram-melsberg und aus dem Wolgabulgarenreich. P. E. Sorokin charakterisiert *Das Mündungsgebiet des Flusses Ohta als frühes Siedlungszentrum am Unterlauf der Neva* (194–207). Wie Vf. darlegt, entstand an der bezeichneten Stelle auf dem Gebiet des heutigen St. Petersburg im 16. Jh. ein russisches Handelszentrum mit einem staatlichen Gästehof. F. Š. Chuzin äußert sich *Zur Entstehung Kazans als eines der Zentren des internationalen Handels an der mittleren Wolga (Ende des 10. bis Anfang des 13. Jahrhunderts)*, wobei er sich auf archäologisches Fundmaterial stützt (254–263).

N. A.

Ein Werk von beeindruckendem Detailreichtum hat A. L. Razdorskij vorgelegt: *Der Kursker Handel im 17. Jahrhundert (auf der Grundlage der städtischen Zoll- und Grundzinsbücher)* (Torgovlja Kurska v XVII veke [po materialam tamožennyh i obročnyh knig gorodal], St. Petersburg 2001, Dmitrij Bulanin,

768 S., 2 Ktn., zahlreiche Tab. und Diagramme). Vf. hat die im Titel genannten Kursker Zoll- und Grundzinsbücher für die Jahre 1619 bis 1678 vollständig und gewinnbringend ausgewertet und betrachtet sein Buch als einen Beitrag zur Erforschung des russischen Binnenhandels im 17. Jh. Entsprechend werden die Wachstumsphasen und Krisen des Kursker Handels mit politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen in Beziehung gesetzt, von denen ganz Rußland betroffen war, so etwa den Einfällen der Krimtataren zu Beginn der 1640er Jahre, dem Russisch-Polnischen Krieg (1654–1667) oder der russischen Finanzkrise zu Beginn der 1660er Jahre. Dabei weiß Vf. zwischen den einzelnen Bereichen des Handels – Großhandel, Klein- und Einzelhandel, Pferdehandel, staatliches Schankwesen – zu differenzieren. Insgesamt habe sich der Kursker Markt im 17. Jh. zyklisch, aber keineswegs einheitlich entwickelt, da die politischen Ereignisse die verschiedenen Sparten des Handels jeweils ganz unterschiedlich beeinflußt hätten. Auf der Grundlage seiner Quellen zeichnet Vf. ein vielseitiges Gesamtbild, das neben dem konkreten Warensortiment auch Charakter und Intensität der Handelsbeziehungen Kursks mit anderen russischen Städten und Regionen sowie dem Ausland berücksichtigt, des weiteren die in den einzelnen Bereichen zu beobachtenden Spezialisierungstendenzen, die soziale Schichtung der in Kursk tätigen Händler und Kaufleute, die Preisentwicklung bei den einzelnen Produkten sowie den Einfluß der jeweiligen Zollbestimmungen auf die Entwicklung des Kursker Handels. Insgesamt habe Kursk vor allem als Knotenpunkt und Umschlagplatz für Einfuhrwaren aus industrieller bzw. handwerklicher Fertigung eine wichtige Rolle gespielt, während die lokale Produktion eher unbedeutend geblieben sei. In der Gesamtbetrachtung gelangt Vf. zu dem Schluß, daß der Prozeß der Verschmelzung lokaler Märkte zu einem gesamtrussischen Markt im 17. Jh. noch längst nicht abgeschlossen gewesen sei. So sei der Aufenthalt von Kaufleuten aus den nördlich von Moskau gelegenen Regionen in Kursk zu dieser Zeit nur ganz sporadisch nachzuweisen. Ungeachtet aller zwischenzeitlichen Einbrüche sei im 17. Jh. insgesamt aber eine deutliche Zunahme der Handelsaktivitäten in Kursk zu beobachten. Die Gründlichkeit der Arbeit wird unterstrichen durch den Anhang, der die in den Zoll- und Grundzinsbüchern vermerkten Handelsbewegungen akribisch auflistet und den darstellenden Teil an Umfang noch übertrifft, im Grunde also den Charakter einer eigenständigen Quellenpublikation hat. Vf. betrachtet sein Buch auch als Aufforderung an die Forschung, mit der Auswertung der Zollbücher anderer russischer Städte fortzufahren, um so eine noch bessere Vergleichbarkeit der Ergebnisse zu ermöglichen. *R. Gehrke*

Von Jan Willem Veluwenkamp liegt mit *Archangel. Nederlandse Ondernemers in Rusland 1550–1785* (o. O. 2000, Uitgeverij Balans, 271 S., 3 Tab., 11 Ktn.) eine anregende und beachtenswerte Monographie über das niederländische Unternehmertum in Archangel'sk vor, die die Einbindung des Handels an der Dvina in den frühneuzeitlichen Welthandel betont. Die sich über mehr als zwei Jahrhunderte erstreckende und auf russischem und niederländischem Archivmaterial beruhende Darstellung des niederländischen Handels in Nordrußland gliedert V. in fünf Phasen. Mitte des 16. Jhs. öffnete das Moskauer Rußland nahezu zeitgleich in Narva und Nordrußland erste Fenster nach Europa, und der niederländische Handel griff nach Rußland aus. Erste niederländische Handelshäuser ließen sich an der Dvina nieder. Über die Niederländer wurde das

Moskauer Rußland an den Weltmarkt angeschlossen (1550–1613). Die Expansion des niederländischen Handels in Rußland setzte sich in der ersten Hälfte des 17. Jhs. fort. Insbesondere drangen die dynamischen Niederländer auf den russischen Binnenmarkt vor. Die zweite Hälfte des 17. Jhs. war eine Zeit unangestasteter niederländischer Dominanz im Archangel'skhandel ebenso wie im Welthandel. Um 1700 hatte der niederländische Rußlandhandel seinen Zenit überschritten. Zwar kam es zu Beginn des 18. Jhs., bevor Peter I. den Außenhandel nach St. Petersburg zog, zu einer letzten Blüte des Handels in Archangel'sk, aber nunmehr drängten erneut die Engländer auf den russischen Markt. Nach der Verlagerung des Außenhandels an die Ostsee sank Archangel'sk zu einem Handelszentrum mit begrenzter regionaler Reichweite herab. Vf. analysiert die Handelstätigkeit niederländischer Unternehmer vor dem Hintergrund sich ändernder Voraussetzungen für die Handelstätigkeit ausländischer Kaufleute im Russischen Reich sowie der Situation auf dem Weltmarkt. Schwerpunkt und Stärke des niederländischen Handels war der internationale Zwischenhandel. Eine geänderte Nachfrage im Westen führte zu Veränderungen im Sortiment der von den Niederländern in Rußland gehandelten Waren. Infolge veränderter Rahmenbedingungen im Zarenreich kam es in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. zu einer verstärkten Niederlassung niederländischer Kaufleute in Archangel'sk selbst, während der Handel auf dem russischen Binnenmarkt zunehmend allein wenigen privilegierten Firmen vorbehalten blieb. Den allgemein dem Handel im jeweiligen Zeitabschnitt gewidmeten Kapiteln schließen sich jeweils Betrachtungen der kontinuierlichen und sich zumeist über mehrere Generationen erstreckenden Handelstätigkeit der großen privilegierten Handelshäuser, Jan van de Walle & Co., Vogelaer & Klenck, Vinius, Marselis & Akkema, Brants, Lups & Thesingh u.a., an, wobei deren Rußlandgeschäft stets in Verbindung mit ihren Interessen auf westlichen Märkten verfolgt wird. Bemerkenswert ist, daß Vf. hierbei auch Hamburger Firmen wie das Haus Marselis und Heinrich Butenant aufgrund ihrer engen Einbindung in die Aktivitäten niederländischer Rußlandhändler in seine Darstellung einbezieht.

A. Martens

N. A. L o b a n o v charakterisiert *Das Rußlandbild in der deutschen Gesellschaft des 16.–17. Jahrhunderts* (Образ России в германском обществе XVI–XVII веков, in: *Issledovanija po istočnikovedeniju istorii Rossii* [do 1917 g.], Moskau 2001, 135–152). Besonders beachtet werden dabei die deutschen Zeitungen des 16. Jhs., in denen sich ein größeres Interesse an Rußland kundtat, als es in anderen Ländern zu verzeichnen war.

N. A.

Die historische Presseforschung bereichert mittlerweile auch die Historiographie über Osteuropa. In ihrer Dissertation *Das deutsche Rußlandbild im frühen 18. Jahrhundert. Untersuchungen zur zeitgenössischen Presseberichterstattung über Rußland unter Peter I.* (Forschungen zur osteuropäischen Geschichte, Bd. 57, Wiesbaden 2000, Harrassowitz, 432 S.) untersucht A s t r i d B l o m e Inhalt, Umfang, Thematik und Tendenz der Rußlandnachrichten vornehmlich Hamburger und Altonaer Zeitungen während der Regierungszeit Peters I. Vf. versteht ihre Arbeit mit gutem Grund als Plädoyer, dieser Quellenart mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Für unseren Kontext bemerkenswert ist die ausführliche Wirtschaftsberichterstattung, die entsprechend gewürdigt wird. Es

finden sich in der Presse, deren Inhalt von den ökonomischen Interessen ihrer Leserschaft geprägt war, Angaben über die Quantität der Moskowienfahrt, Listen der Sundpassagen sowie Informationen über Handelspraktiken und Warenstruktur; letztere erhellen nicht zuletzt die Anzeigen. Als Nachricht verkaufte Spekulationen über die russische Handelspolitik spiegeln demgegenüber die Erwartungshaltung in Westeuropa an das neue Rußland unter Peter I. wider, sei sie positiv oder negativ. Manchmal kennzeichnete auch die Quantität von bestimmten Meldungen konkrete Veränderungen, so stammen z.B. mehr als 70% der Nachrichten über russischen Aktivhandel aus den letzten Jahren des Zaren. Ein weiteres Beispiel für die Modernisierung Rußlands sah das Publikum nach Auffassung von B. im Bau St. Petersburgs, der mit großem Interesse verfolgt wurde.

*K. Brüggemann*



## MITARBEITERVERZEICHNIS für die Umschau

Angermann, Prof. Dr. Norbert, Hamburg (258, 347 f., 351, 353 f., 356–358, 360, 365 f., 368–375, 377; N.A.); Böcker, PD Dr. Heide Lore, Berlin (225, 244–247, 282 f.); Brüggemann, Dr. Karsten, Narva/Estland (349, 364 f., 367 f., 370, 374, 377 f.); Czaja, Prof. Dr. Roman, Toruń/Polen (256, 315 f., 318–320, 322 f.; R. Cz.); Dum-schat, Sabine, M.A., Berlin (345, 348 f., 369 f.); Elias, Dr. Otto-Heinrich, Vaihingen (358 f.); Ellmers, Prof. Dr. Detlev, Bremerhaven (259–273; D.E.); Fahlbusch, Dr. Friedrich Bernward, Warendorf (227 f., 239–242); Gehrke, Dr. Roland, Stuttgart (375 f.); Graßmann, Prof. Dr. Antjekathrin, Lübeck (238 f., 249–251, 304–306; A.G.); Hammel-Kiesow, Dr. Rolf, Lübeck (274–277; R.H.-K.); Har-der-Gersdorff, Prof. Dr. Elisabeth, Bielefeld (359 f., 363 f., 366, 371; E.H.-G.); Henn, Dr. Volker, Trier (242 f., 251–253, 283–286, 316 f., 329; V.H.); Henning, Judith, Hamburg (234 f., 350 f., 353 f.); Hill, PD Dr. Thomas, Kiel (335 f., 344; T.H.); Ibs, Dr. Jürgen Hartwig, Kiel (336–342; J.H.I.); Jahnke, Dr. Carsten, Kiel (338 f., 342–345, 358); Jenks, Prof. Dr. Stuart, Erlangen (329–335; S.J.); Jörn, Dr. Nils, Greifswald (225–234, 241, 256–258); Kersting, Ruth, M.A., Trier (257 f.); Martens, Anke, M.A., Hamburg (376 f.); Mentgen, Dr. Gerd, Trier (281 f.); Meyer, Günter, Malente (306–310); Militzer, Prof. Dr. Klaus, Köln (356 f.); Naiman, Natalia, Hamburg (375); Ogorodnikova, Xenia, Hamburg (365, 375); Pelc, Dr. Ortwin, Hamburg (312–315, 317 f.; O.P.); Plath, Ukrike, M.A., Greifswald (350); Pöltsam, Inna, M.A., Tartu/Estland (355 f., 358); Röhrkasten, Dr. Jens, Birmingham/U.K. (332); Schmid, PD Dr. Wolfgang, Trier (251, 281); Schwarz-wälder, Prof. Dr. Herbert, Bremen (247–249; 287–304, 310–312; H. Schw.); Selart, Dr. Anti, Tartu/Estland (366 f.); Sicking, Dr. Louis, Leiden/Niederlande (323–329; L.S.); Voltmer, Prof. Dr. Ernst, Trier (237 f.); Weczerka, Dr. Hugo, Marburg (235–237, 253 f., 278–281, 319–322, 349, 351–353, 357, 361–364; H.W.); Zeller, Anika, Hamburg (243 f., 368, 373); Zühlke, Dr. Raoul, Münster (254–256, 345–347, 349 f.).

## AUTORENVERZEICHNIS

### für die Umschau

Aarma 353, Abraham-Thisse 329, Abshagen 235, Adameck 289, Allen 333, Altoa 351, Alves 266, Amhausend 314, Andermann 243, Andersen, A. 339, Andersen, M. 275, Andratschke 228, Andresen 355, Androščuk 365, Andrzejewski 321, Angermann 244, 345, 351 f., Ansorge 313, Apala 353, Apals 353, Appleton 270, Arnold 246, Arsonson 344, Asmus 238, Aufgebauer 296, Auns 254, Backhaus 238, Baczkowski 253, Banach 256, Baranov 372, Bardsley 334, Bartetzky 254, Bastman-Bühner 243, Bauer 280, Behre 276, Behrmann 230, 318, Benninghoven 320 f., Bepalenok 374, Biller 248, Binding 280, Bingener 252, Bischoff 264, Bishop 319, Bleile 277, Blome 377, Blomkvist 255, Blondé 326, Blosen 339, Blume 299, Blümfelde 354, Böcker 316, Böhme, E. 296, Böhme, K.-R. 238, de Boer 327, Bogucka 321 f., 363 f., Bohmbach 233, 238, 297, Bohn, R. 340, Bohn, T.M. 235, Bohrmann 285, Boockmann 308, Brand 286, Brandenburg 310, Brandt 313, Brendle 242, Britnell 329, 333, Brück 308, 346, Brüggemann 235, de Bruijn-van der Helm 323, Bubenheimer 298, Bull 314, Bulla 294, Burningham 268 f., van Buuren 323, Canzler 266, Cappon 325, Caune 353, Celmiņa 354, Celmiņš 354, Choroškevič 236, 346, 367, 369, 373, 375, Christensen 307, Chuzin 375, Cieślak 318, 320, Cimmerling 367, Czaja 228, 256, 317 f., Čistjakova 374, Čumakova 368, Daenell 225, Dahlbäck 244, Dahlerup 341, Dannenberg 288, Deggim 307 f., Degn 337, Deininger 259, Demuth 290, Dierks 300, Diestelkamp 369, Dmitrieva-Einhorn 254, Doll 302, van Donkelaar 323, Dreves 297, Driever 292, Dringenberg 301, Droste 239, Duckwitz 280, Dudley 270, Dumschat 236, Dybaś 319, Dyer 332, Ebel 244, Ebeling 239, Ehasalu 244, Ehbrecht 237, 245, Ehlers 314, Ehrensvärd 247, 249, Einonen 344, Elchlepp 259, Elias 359, Eliassen 336, Ellmers 234, 261, 263 f., 307, Elmshäuser 262 f., Enemark 342, van Engen 325, Enzensberger 313, Eremenko 373, Erpenbeck 347, Erstling 315, Eymann 248, Fagel 327, Fahlbusch 230, Falk 305, Fenwick 331, Fink 259, Förster 266 f., Forsberg 342, Fouquet 252, Freitag 309, Friedmann 339, Froese 280, Fuhrmann 252, Funke 287, Garleff 345, Garzmann 299, Gaziński 256, Gelderblom 327, Gerhard, H. 258, Gerhard, P. 267, Gerritsen-Geywitz 323, Gläser 249, 276 f., 304, 308, Göhler 304, Goudriaan 329, Graf 271, 297, de Graf 269, Graßmann 231 f., 308, Greve 326, Grewolls 251, Grönquist-Franzén 259, Grosmane 234, 244, Groß 239, Groth 256, 318, Gruszkowski 321, Gugin 367, Gunst 241, Habelkann 280, Hackelberg 280, Hacker 238, Hackmann 349, 354, Hägermann 262, Hajduk 256, 321, Hale 330, Halperin 371, Hamel 314, Hammel-Kiesow 228, 265, 306, 308, Hammerstein 242, Hanschmidt 253, Harck 274, Harder-Gersdorff 358, Harreld 327, Harvey 334, Hatcher 334, Hauptmeyer 297, Hawkins 330, Haywood 261, Heckmann, D. 318, Heckmann, M.-L. 319, Heege 295, Heil 291 f., Helk 355, Heller 314, Helten 280, Hemann 285, Henn 228 f., 239 f., 282, Henning 317, Henrichsen 264, Herborn 284, Hergemöller 256, Hesse 298, Heuberger 228, Hiekkänen 244, Hietala 244, Hill 229, 233, Hindle 329, Hinz 259, Hirschfelder 257, 279, Hoffmann, C. 294, Hoffmann, P. 263, 265, Hofmeister 312, Holbach 239, Holm 337, Honemann 246, Hübschen 279, Hundt 231, 310, Ibeling 329, Igel 292 f., Indeeva 369, Ingesmann 340, Irsigler 278, 297, Jaago 357, Jäger 249, Jähnig 317, 352, Jahnke 308, Jammers 361, Janin 365, 371 f., Jarockis 255, Jaster 275, Jenks 230, 318, Jensen, C.S. 350, Jensen, K. 264, Jensen, J.V. 340, Jespersen 238, Jestrzemski 270, 272, Jöns 276 f., Jörn 228, 238, 309, Johaneck 244, 251, Jones 335, Jügel 314, Jura-

sov 347, 373, Kaegbein 345, Kala 244, 355, 358, Kallioinen 244, Kamiński 319, Kan 370, Kapp 298, Karup 228, Kattinger 255, 313, 345, Kaufhold, K.H. 258, Kaufhold, M. 335, Keller 253, Kempke 274, Kenéz 348, Kessler 318, Kiaupa 346 f., Kiaupienė 347, Kint 327, Kintzinger 252, Kirpičnikov 375, Kirsch 264, Kivimäe 243, Kleinn 249, Kleinschmidt 301, Klemp 361, Klode 280, Klöckner 228, Klüßendorf 313, Klüver 259, Kober 281, Koch 263, Kodres 350 f., Köhler 285, Köhne 286, Koepke 249, Kolling 261, Kolzin 365, Kopyński 322, Kordes 281, Korinth 290–292, Koroleva 375, Kovrigina 236, 368, Krabath 276, Kratzke 275, Krause 277, Krąpiec 270, Kreem 350, 358, Kreft-Kettermann 279, Krenke 375, Kröger 302, Kroker 298, Krummlinde 269, Kruszelnicki 249, Kühl 310, Küng 347, 360, Kuhles 352, Kulessa 313, Kupfer 295, Lamberg 338, 344, Lambrecht 253, Lammers 286, Langer, A. 253 f., Langer, H. 238, Langgut 339, Larsson 351, Lau 228, Laub 276, Laur 349, Lechtenböcker 280, Lehmann 269, Leimus 346, Lerdam 341, Lesger 327, Levāns 234 f., Lie 323, Lingenberg 248 f., Litwin 271, Lobanov 377, Lohsträter 292, Loose 232, Lorentzen 306, Lübke 274, Lüdecke 303, Lutze 313, Maarbjerg 337, Madsen 276, Mägi 256, Mäll 357, Mänd 244, Maier 235, Maiste 350, Maliszewski 256, Manke 253, 314, Marsch 248, Martens, A. 236, Martens, J. 317, Maškin 369, Masschaele 332, McGrail 260, Meier 310, Mel'nikova 373, Mertens 242, Meumann 252, Michels 253, 317, Middell 253, Middleton 329, Mikkelsen 336 f., Mikos 321, Militzer 317, 346, Milne 270, Mindermann 287, Mirasch 239, Misāns 351 f., Mölich 282, Möller 313, Mörke 252, Molenda 362, von zur Mühlen 346, Mührenberg 276, 305, 313, Müller, E. 295, Müller, P. 301, Müller, U. 234, 312, Müller-Wille 372, Münch 238, 241, 314, Muhlack 242, Mukudam 259, Munro 327, Murray 350, MurrGay 326, Myrdal 342, Nazarenko 366 f., Neddermeyer 282 f., Neitmann, K. 317, 319, 352, Neitmann, S. 352, Neumeister 274, Niehoff 311, Nielsen 339, Nitsche 365, Noodt 306, Nosov 372, 375, Nowak 318, Oeppen 334, Olesen 319, Oliński 320, Opgenoorth 318, Oredson 238, Osipova 234, Ossowski 270, Ozoliņa 354, Pärn 255, Palliser 332, Parchatka 273, Pärpuce 354, Partridge 330, Paviot 327, Pearson 329, Pečnikov 374, Pekáry 260, Pelc 236, Perchavko 366, Peri 273, Petermann 244, Petersen 254, Petersone 239, Petke 295, Petruchin 365, Petry 279, Pettke 313, Pfaff 308, Pfeiffer 240, 278, Phillips 327, Pichierri 225, Pickhan 368, Piirimäe 355, Pingel 299, Pirożyński 253, Pischke 290, v. Pistohlkors 237, Pitz 229, Poeck 234, 251, Poettgen 281, Porada 238, Pósan 241, Postel 230, 234, 246, Poulsen 336, 341, Pöltsam 351, 356 f., Prange, K. 341, Prange, W. 309, Presuhn 311, Priede 354, Puhle 228, 230, Pullat 359, Rabe 290, Rau 243, Razdorskij 375, Rebas 346, Rech 263, Reich 301, Reichert 239, 241, Reinhardt 303, Reiser 259, Reitemeier 330, Repgen 241, Reyer 300, Rębkowski 313, 315, Ribhegge 297, Roelfzema 267, Romang 354 f., Romanow 321, Roś 363, Ruchhöft 313, Rütting 285, Rund 297, Russell 266, Russow 357, Rybina 372, Saksa 375, Salminen 244, Sander 252, Sandström 337, Sarholz 285, Sarnowsky 235, 318, Saß 315, Sauerbrei 267, Schäfer 313, Scheibe 319, Schelling 244, Schindling 242, Schleier 290, Schmale-Becker 280, Schmid 239, Schmidt, C. 347, Schmidt, H. 244, Schmidt, M. 280, Schmidt, T. 241, Schmidtchen 249, Schmitz 282, Schöbel 259, Scholz 364, Schröder 314, Schuchard 319, Schukowski 314, Schulze 315, Schwarzwälder 292, Schween 289, Schweitzer 243, v. Seggern 239, Segschneider 261, Seifert 327, Siebert 296, Simiński 256, Simon 244, Skvajrs 367, Słoń 322, Smagina 368, Smith 349, Sorokin 375, Sørensen 264, Spārītis 234, 351, Stabel 325 f., Staecker 255, Stapel 323, Stark 234, Stehkämper 283, Steinwascher 294, Stephan 276, Steuer 277, Steusloff 268,

Stockfisch 259, Stoljarova 365, Straßer 278, Strohmeyer 253, Stryczyński 321, Sutton 333, Svarāne 354, Szczuczko 318, Szultka 238, Szykula 248, Szymański 256, Šilik 368, Šustova 369, Tandecki 318, 320, Theil 238, Thomsen 266, Thumser 318, Titz-Matuszak 298, Tomczek 248, Torbjörn 351, Trocka-Hülsken 285, Troebst 347, 349, Trüper 288, Trzosk 256, Tvauri 357, Tylicki 254, Udolph 302, Uhlemann 272, Uhrmacher 280, Ulsig 340 f., Unger 324, Urban 349, Urtāns 235, Vabar 350, Vandewalle 235, Varencov 373, Vasmanis 352, Veluwenkamp 376, Vermeylen 327, Vilkuna 344, Visser 329, Vocelka 254, Völker 299, Vogelsang, E. 318, Vogelsang, R. 286, Vogtherr 233, 346, Voronin 369, Vunk 356, Wachowiak 238, 319, Waldhoff 318, Weber 309, Weczerka 258, Wege 339, Weidinger 264, 291, Weiß 246, Weithmann 273, Wernicke 228, 238, 317, Weski 264, Westphal 264 f., Weststrate 325, Wichert 314, Wiehmann 310, Wienberg 256, Wild, F.W. 260, Wild, J.P. 260, Wilhelmi 237, Wilschewski 262, de Winter 268, Witt 259, 308, Witthöft 235, Witzke 315, Włodarczyk 256, Wörster 348, 354, Wollschläger 277, Wriedt 245, Wünsch 318, Zacharov 237, 368 f., Zanders 235, Zdrenka 318 f., Zeids 351, Zernack 370, Ziegler 242, Zimmer 280, Zobel 235.

# HANSISCHER GESCHICHTSVEREIN

Jahresbericht 2001

## A. Geschäftsbericht

Den Schwerpunkt des Jahres 2001 bildete die gemeinsam abgehaltene 117. Jahresversammlung des Hansischen Geschichtsvereins zum Thema „Der hansische Markt“ und die 114. Jahresversammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung mit dem Thema „Niederdeutsche Sprache und Literatur“ vom 4.–7. Juni 2001 in Emden. Im einzelnen kamen zu Wort: Dr. Helga Roolfs, Münster, (Der münsterische „Spiegel der leyen“ als Lesebuch mit frommer Absicht); Prof. Dr. Franz Irsigler, Trier („Messehandel – Hansehandel“); Prof. Dr. Rolf Holbach, Oldenburg (Märkte und Handelsbeziehungen zwischen Weser und Ems zur Hansezeit); Dr. Volker Henn, Trier (Jahrmärkte und Messen im Weser-Elbe-Raum); PD Dr. Heidelore Böcker, Berlin („Hansische Märkte“ an der südwestlichen Ostseeküste); Prof. Dr. Jürgen Sarnowsky, Hamburg (Märkte im mittelalterlichen Preußen); Drs. Bert Looper, Zwolle (Holland, die IJssel und die Hanse. Jahrmärkte als Brücken und Barrieren); Dr. Herbert Eiden, Trier (Die Leipziger Messe und die ostmitteleuropäische Wirtschaft). Eine Schlußdiskussion rundete das Thema ab und faßte die wesentlichen Ergebnisse zusammen.

Der Nachmittag des ersten Tagungstages diente wie üblich dem Kennenlernen des Tagungsortes selbst, was durch Stadt- und Kirchenführungen, Besichtigungen des Ostfriesischen Landesmuseums und des Museumsschiffs sowie des Bunker-museums geschah. Am Abend wurden die Teilnehmer der Tagung durch den Oberbürgermeister der Stadt Emden, Herrn Alwin Brinkmann, in der Johannes-a-Lasco-Bibliothek empfangen.

Am Abend des zweiten Tagungstages hatten die Hansen und die Niederdeutschen Gelegenheit, am internationalen Filmfest Emden sowie an einer Führung durch die Kunsthalle in Emden teilzunehmen. Ein wenig über den Rahmen der historisch einst so bedeutenden, heute aber mehr gemütlichen Stadt Emden hinaus führte die wissenschaftliche Exkursion mit dem Ziel Krumhörn/Greetsiel, wobei es besonders um die Besichtigung von Kirchen und Orgeln ging.

Vorstandssitzungen fanden am 4. Juni und am 9. November statt.

Die Jahresmitgliederversammlung vom 6. Juni 2001 wählte die Herren Prof. Dr. Ellmers und Prof. Dr. Wernicke, deren Amtszeit abgelaufen war, wiederum in den Vorstand. Neu hinzugewählt wurden Herr Prof. Dr. Cordes, Frankfurt/M., und Herr Prof. Dr. Holbach, Oldenburg. Frau Prof. Dr. Graßmann hielt eine kleine Laudatio auf Herrn Dr. Knüppel, der von 1975–1986 das Amt des Vorsitzenden innehatte, erfolgreich führte und nun mit Vollendung des 70. Lebensjahres als Altmitglied der Vorstandes weiterhin die Geschicke des Vereins sicher nicht nur passiv verfolgen wird.

An Veröffentlichungen erschienen im Berichtszeitraum:

- Die hansischen Tagfahrten zwischen Anspruch und Wirklichkeit (hrsg. v. Volker Henn) als Band 11 der „Hansischen Studien“

- Ausklang und Nachklang der Hanse im 19. u. 20. Jahrhundert (hrsg. von Antjekathrin Graßmann) als Band 12 der „Hansischen Studien“
- Christine von Blanckenburg, Die Hanse und ihr Bier. Brauwesen und Bierhandel im hansischen Verkehrsgebiet, (Band 51, Neue Folge, der „Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte“.)
- Ernst Pitz, Bürgereinung und Städteeinung. Studien zur Verfassungsgeschichte der Hansestädte und der deutschen Hanse (Band 52, Neue Folge, der „Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte“.)
- Hansische Geschichtsblätter 119 (2001).

Insgesamt geht der Hansische Geschichtsverein mit 527 Mitgliedern ins Jahr 2002, d.h. fünf Mitglieder, darunter auch die Stadt Salzwedel, traten dem Verein bei, wogegen er um elf Mitglieder abnahm; darunter sind drei Todesfälle. Zum Jahresende 2001 erklären die Städte Wipperfürth, Telgte und Duderstadt ihren Austritt.

Lübeck, 31.12.2001

Prof. Dr. Antjekathrin Graßmann  
Vorsitzende

## HANSISCHER GESCHICHTSVEREIN

## Rechnungsbericht für 2001

Die Einnahmen des Hansischen Geschichtsvereins im Jahre 2001 beliefen sich auf 43.460,58 DM. Ihnen standen Ausgaben in Höhe von 59.415,23 DM gegenüber. Der die Einnahmen überschreitende Ausgabebetrag war durch Rückstellungen gedeckt, die 2000 wegen der ausgebliebenen Rechnung für Band 118 der Hansischen Geschichtsblätter und wegen der um ein Jahr verschobenen Einzelveröffentlichung „Die Hanse und ihr Bier“ von Christine von Blanckenburg vorgenommen worden waren. Demgemäß handelt es sich bei der Differenz zwischen Einnahmen und Ausgaben nicht eigentlich um ein Defizit, das durch Rückgriff auf das Vermögen oder Vorgriff auf das nächste Haushaltsjahr ausgeglichen werden musste, sondern um die Abtragung eines Einnahmeüberhangs aus dem Jahr 2000.

Die Einnahmen des Vorjahres setzten sich folgendermaßen zusammen: An Mitgliedsbeiträgen wurden 33.046,61 DM verbucht, wovon Städte und Gebietskörperschaften ein Viertel zahlten und Einzelpersonen und Institutionen drei Viertel aufbrachten. Zuschüsse und Spenden summierten sich auf 6.540,00 DM (ohne die nicht über die Vereinskontoen, sondern direkt an unsere Verlage geflossenen Förderungen der Hansischen Geschichtsblätter und anderer Vorhaben des HGV in Höhe von gut 17.000,00 DM durch die Possehl-Stiftung). Sonstige Einnahmen – namentlich Rückflüsse aus Veröffentlichungen sowie Tagungsbeiträge und Zinsen – beliefen sich auf 3.873,97 DM. Zusammen ergibt das die erwähnten 43.460,58 DM.

Die größten Posten der Ausgaben waren die Hansischen Geschichtsblätter mit 23.481,61 DM und Druckkostenzuschüsse zu Einzelveröffentlichungen mit 22.212,74 DM. Für die Vorbereitung und die Durchführung der Pflingsttagung in Emden waren 9.749,02 DM zu zahlen. Die Verwaltung schlug mit 3.843,86 DM zu Buch, und an den Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine wurden 128,00 DM überwiesen. Bezogen auf die genannte Summe der Ausgaben von 59.415,23 DM hat der Hansische Geschichtsverein mehr als 92 % seiner Aufwendungen des Vorjahres für satzungsmäßige, gemeinnützig wissenschaftliche Zwecke gemacht.

Wie bei den vorangegangenen Mitgliederversammlungen obliegt dem Schatzmeister auch heute die angenehme Pflicht, zahlreichen Förderern für die finanzielle Unterstützung der Vereinsarbeit im vorigen Geschäftsjahr zu danken. Wiederum gilt an erster Stelle unser besonderer Dank der Possehl-Stiftung in Lübeck, die uns auch 2001 mit namhaften Beträgen sowohl für die Hansischen Geschichtsblätter als auch für einzelne Bände der Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte und der Hansischen Studien gefördert hat. Zu danken haben wir weiterhin der Freien und Hansestadt Hamburg, der Freien Hansestadt Bremen sowie den Städten Köln und Braunschweig für erhöhte Jahresbeiträge, außerdem der Hansestadt Lübeck, dem Landschaftsverband Westfalen-Lippe sowie unserem Mitglied Dr. Margarete Schindler für Druckkostenzuschüsse zu

den Hansischen Geschichtsblättern. Ohne die nachhaltige Förderung der Genannten hätte der Hansische Geschichtsverein seine wissenschaftliche Arbeit nicht auf dem Niveau leisten können, das 2001 erreicht werden konnte. Mit unserem Dank dafür verbindet sich die Hoffnung, dass wir mit den bisherigen kontinuierlichen Zuwendungen unserer Förderer auch in Zukunft rechnen dürfen und dass wir immer einmal wieder auch für einzelne Projekte Hilfestellungen bekommen.

Die gewählten Rechnungsprüfer, die Herren Dr. Jürgen Ellermeyer und Günter Meyer, haben am 22. April 2002 die Kassenprüfung vorgenommen. Sie haben sich die Jahresrechnung für 2001 ausführlich erläutern lassen und die Buchführung sowie die Belege durch Stichproben geprüft. Auf Grund dessen haben sie die Kassenführung für richtig befunden. Das Ergebnis ihrer Prüfung haben sie schriftlich niedergelegt und damit den Antrag an die ordentliche Mitgliederversammlung auf Entlastung des Schatzmeisters und des übrigen Vorstandes für das Geschäftsjahr 2001 verbunden.

Prof. Dr. Loose  
Schatzmeister

Der Ordentlichen Mitgliederversammlung in Berlin am 21. Mai 2002 vorgetragen



# LISTE DER VORSTANDSMITGLIEDER DES HANSISCHEN GESCHICHTSVEREINS

## *Ordentliche Mitglieder*

### *Vorsitzende*

G r a ß m a n n , Prof. Dr. Antjekathrin  
Archivdirektorin  
Archiv der Hansestadt Lübeck  
Mühlendamm 1–3, 23552 Lübeck

### *Vorstandsmitglieder*

B ö c k e r , PD Dr. Heidelore  
Institut für Geschichtswissenschaften  
der Humboldt-Universität  
Unter den Linden 6, 10099 Berlin

C o r d e s , Prof. Dr. Albrecht,  
Rechtshistorisches Seminar  
der Universität Frankfurt/M.,  
Postfach 11 19 32, 60054 Frankfurt/M.

E l l m e r s , Prof. Dr. Detlev  
Deutsches Schifffahrtsmuseum  
Hans Scharoun-Platz, 27568 Bremerhaven

H a m m e l - K i e s o w , Dr. Rolf  
Forschungsstelle für Geschichte  
der Hanse und des Ostseeraums  
Burgkloster  
Hinter der Burg 2–4, 23552 Lübeck  
E-Post: Forschungsstelle.hanse@t-online.de

H e n n , Dr. Volker, Universität Trier,  
Geschichtliche Landeskunde  
54286 Trier

H o l b a c h , Prof. Dr. Rudolf  
Historisches Seminar der  
Universität Oldenburg, Fachbereich 3  
Postfach, 26111 Oldenburg

J e n k s , Prof. Dr. Stuart  
Historisches Institut der Universität  
Kochstr. 4, 91054 Erlangen  
E-Post: stjenks@phil.uni-erlangen.de

L o o s e , Prof. Dr. Hans-Dieter  
Hassel 6, 21261 Kampen

S a r n o w s k y , Prof. Dr. Jürgen  
Historisches Seminar  
der Universität Hamburg  
Von Melle-Park 6, 20146 Hamburg

W e r n i c k e , Prof. Dr. Horst  
Historisches Institut  
der Universität Greifswald  
Domstr. 8 a, 17487 Greifswald

### *Altmitglieder*

F r i e d l a n d , Prof. Dr. Klaus  
Kreienholt 1, 24226 Heikendorf

K n ü p p e l , Dr. Robert  
Bürgermeister a. D.  
Claudiusring 38 e, 23566 Lübeck

M ü l l e r - M e r t e n s ,  
Prof. Dr. Eckhard  
Dammsmühler Str. 6, 13158 Berlin

P i t z , Prof. Dr. Ernst  
Königin-Luise-Str. 73, 14195 Berlin

S t e h k ä m p e r , Prof. Dr. Hugo  
Ltd. Stadtarchivdirektor i. R.  
Am Hang 12  
51429 Bergisch-Gladbach

W e c z e r k a , Dr. Hugo  
Lahnbergstraße 12  
35043 Marburg

### *Korrespondierende Vorstandsmitglieder*

J e a n n i n , Prof. Pierre  
10 Boulevard de Port Royal  
F-75005 Paris

S a m s o n o w i c z , Prof. Dr.  
Henryk  
Pl-00544 Warszawa, Wilcza 22–5



## FÜR DIE HANSEFORSCHUNG WICHTIGE ZEITSCHRIFTEN

ABaltSlav.	Acta Baltico-Slavica. Bialystok.
AESC	Annales. Economies, sociétés, civilisations. Paris.
ADII	Annales de démographie historique. Paris.
AHVN	Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, insbesondere das alte Erzbistum Köln. Bonn.
APolHist.	Acta Poloniae Historica. Polska Akademia Nauk, Instytut Historii. Warschau (Warszawa).
AusgrFde.	Ausgrabungen und Funde. Berlin.
AZGW	Archief van het Koninklijk Zeeuwsch Genootschap der Wetenschappen. Middelburg.
BaltStud.	Baltische Studien. Marburg.
BDLG	Blätter für deutsche Landesgeschichte. Koblenz.
Beitr.Dortm.	Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark. Essen.
BMGN	Bijdragen en Mededelingen betreffende de Geschiedenis der Nederlanden. 's-Gravenhage-Antwerpen.
BonnJbb.	Bonner Jahrbücher. Bonn.
BraunschwJb.	Braunschweigisches Jahrbuch. Braunschweig.
BremJb.	Bremisches Jahrbuch. Bremen.
BROB	Berichten van de Rijksdienst voor het Oudheidkundig Bodemonderzoek. Amersfoort.
DA	Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters. Köln.
DHT	(Dansk) Historisk Tidsskrift. Kopenhagen.
DSA	Deutsches Schifffahrtsarchiv. Bremerhaven.
DüsseldJb.	Düsseldorfer Jahrbuch. Düsseldorf.
EcHistRev.	The Economic History Review. London.
EHR	The English Historical Review. London.
Fornvännen	Fornvännen. Tidsskrift för Svensk Antikvarisk Forskning. Stockholm.
FriesJb.	Friesisches Jahrbuch.
GotlArk.	Gotländskt Arkiv. Visby.
HambGHbll.	Hamburgische Geschichts- und Heimatblätter.
HBNu.	Hamburger Beiträge zur Numismatik.
HGbll.	Hansische Geschichtsblätter. Köln.
Hispania	Hispania. Revista española de historia. Madrid.
Hist.	History. The Journal of the Historical Association. London.
HistArkiv	Historisk Arkiv. Stockholm.
HistJourn.	The Historical Journal. Cambridge.
Holland	Holland, regionaal-historisch tijdschrift.
HTF	Historisk Tidsskrift för Finland. Helsinki.
HZ	Historische Zeitschrift. München.
IJNA	International Journal of Nautical Archaeology. London.
JbAmst.	Jaarboek van het Genootschap Amstelodamum. Amsterdam.
JbbGOE	Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. München.

JbBreslau	Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau. Würzburg.
JbEmden	Jb. der Gesellschaft für Bildende Kunst und Vaterländische Altertümer zu Emden.
JbGMOst.	Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands. Berlin.
JbKölnGV	Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins. Köln.
JbMorgenst.	Jahrbuch der Männer vom Morgenstern. Bremerhaven.
JbNum.	Jahrbuch für Numismatik und Geldgeschichte. München.
JbVNddtSpr.	Jahrbuch des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung. Neumünster.
JbWG	Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte. Berlin.
JbWitthBremen	Jahrbuch der Wittheit zu Bremen. Bremen.
JEcoH	The Journal of Economic History. New York.
JEEH	The Journal of European Economic History. Rom.
JMH	Journal of Medieval History. Amsterdam.
JMittVorg.	Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte. Halle/S.
KölnJbVFg.	Kölner Jahrbuch für Vor- und Frühgeschichte.
KMW	Komunikaty Mazursko-Warmińskie. Allenstein (Olsztyn).
Kuml	Kuml. Arbog for Jysk Archaeologisk Selskab. Kopenhagen.
KwartHist	Kwartalnik Historyczny. Warschau (Warszawa).
KwartHKM	Kwartalnik historii kultury materialnej. Warschau (Warszawa).
LippMitt.	Lippische Mitteilungen. Detmold.
Logbuch	Das Logbuch. Wiesbaden.
LJ	The London Journal. London.
LünebBll.	Lüneburger Blätter.
LVIŽ	Latvijas Vēstures Institūta Žurnāls. Riga.
MA	Le Moyen Age. Revue d'histoire et de philologie. Brüssel.
Maasgouw	De Maasgouw. Tijdschrift voor Limburgse Geschiedenis en Oudheidkunde. Maastricht.
MatZachPom.	Materialy Zachodnio-Pomorskie. Muzeum Pomorza Zachodniego. Stettin (Szczecin).
Meddelanden	Meddelanden frå Lunds Universitets Historiska Museum. Lund.
MittKiel	Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.
MM	The Mariner's Mirror. London.
NAA	Nordic Archaeological Abstracts. Viborg.
NAFN	Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen. Hildesheim.
Naut.	Nautologia, Kwartalnik-Quarterly. Gdingen-Warschau-Stettin (Szczecin).
NdSächsJb.	Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte. Hildesheim.
NEHA	Jaarboek voor economische, bedrijfs- en techniekgeschiedenis, hg. von Het Nederlandsch Economisch-Historisch Archief te Amsterdam.
NHT	Historisk Tidsskrift utgitt av den Norske Historiske Forening. Høvik.
NNU	Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte. Hildesheim.

NOA	Nordost-Archiv. Zs. für Regionalgeschichte. N. F. Lüneburg.
Nordelbingen	Nordelbingen. Beiträge zur Heimatforschung in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck. Heide (Holst.).
NordNumA	Nordisk Numismatisk Årsskrift. Stockholm.
NT	Nordisk Tidskrift. Stockholm.
OIst	Otečestvennaja istorija. Moskau.
OldbJb.	Oldenburger Jahrbuch.
OsnMitt.	Osnabrücker Mitteilungen. Osnabrück.
P & P	Past and Present. Oxford.
PrzeglHist.	Przegląd Historyczny. Warschau (Warszawa).
RB	Revue Belge de philologie et d'histoire. – Belgisch Tijdschrift voor Filologie en Geschiedenis. Brüssel.
RDSC	Roczniki dziejów społecznych i gospodarczych. Posen (Poznań).
RH	Revue Historique. Paris.
RheinVjbl.	Rheinische Vierteljahrsblätter. Bonn.
RHES	Revue d'histoire économique et sociale. Paris.
RHMC	Revue d'histoire moderne et contemporaine. Paris.
RM	Revue Maritime.
RN	Revue du Nord. Lille.
RoczGd.	Rocznik Gdański. Gdańskie Towarzystwo Naukowe. Danzig (Gdańsk).
RossArch.	Rossijskaja archeologija. Moskau.
Scandia	Scandia. Tidskrift för historisk forskning. Lund.
ScHR	Scottish Historical Review. Edinburgh.
ScrMerc.	Scripta Mercaturae. München.
SEER	The Slavonic and East European Review. London.
SEHR	The Scandinavian Economic History Review. Uppsala.
SHAGand	Société d'histoire et d'archéologie de Gand. Annales. Gent.
SHT	Historisk Tidskrift. Svenska Historiska Föreningen. Stockholm.
SJH	Scandinavian Journal of History. Stockholm.
SoesterZs.	Soester Zeitschrift.
StadJb.	Stader Jahrbuch.
TG	Tijdschrift voor Geschiedenis. Groningen.
Tradition	Tradition. Zeitschrift für Firmengeschichte und Unternehmerbiographie. Baden-Baden.
TZG	Tijdschrift voor Zeegeschiedenis. 's-Gravenhage.
VerslOverijssel	Verslagen en Mededelingen. Vereeniging tot Beoefening van Overijsselsch Regt en Geschiedenis. Zwolle.
Viking	Viking. Oslo.
VIst.	Voprosy istorii. Moskau.
VSWG	Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Stuttgart.
Wagen	Der Wagen. Ein Lübeckisches Jahrbuch. Lübeck.
Westfalen	Westfalen. Hefte für Geschichte, Kunst und Volkskunde. Münster/Westf.
WestfF	Westfälische Forschungen. Münster/Westf.

WestfZs.	Westfälische Zeitschrift. Paderborn.
WissZsBerlin	Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin. Gesellschafts- und sprachwiss. Reihe.
WissZsGreifswald	Desgl.: Ernst Moritz Arndt-Universität Greifswald.
WissZsRostock	Desgl.: Universität Rostock.
ZAA	Zeitschrift für Agrargeschichte u. Agrarsoziologie. Frankfurt/M.
ZArchäol.	Zeitschrift für Archäologie. Berlin.
ZAM	Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters. Köln.
ZAVēst	Latvijas Zinātņu Akadēmijas Vēstis. A daļa sociālās un humanitārās zinātnes. Riga.
ZapHist.	Zapiski Historyczne. Thorn (Torún).
ZfO	Zeitschrift für Ostmitteleuropaforschung. Marburg/Lahn.
ZGesSHG	Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte. Neumünster
ZfG	Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin.
ZHF	Zeitschrift für historische Forschung. Berlin.
ZRGG	Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung. Weimar.
ZVHG	Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte. Hamburg.
ZVLGA	Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde. Lübeck.

## **Wirtschafts- und Sozialhistorische Studien**

Herausgegeben von  
Stuart Jenks, Michael North  
und Rolf Walter

1: Harald Wixforth:  
**Banken und Schwerindustrie in der Weimarer Republik.**

1995. 565 S. Br.  
(3-412-11394-8)

2: Albert Fischer:  
**Hjalmar Schacht und Deutschlands Judenfrage.**  
Der Wirtschaftsdiktator und die Vertreibung der Juden aus der deutschen Wirtschaft.

1995. 252 S. Br.  
(3-412-11494-4)

3: Michael North (Hg):  
**Kommunikationsrevolutionen.**

Die neuen Medien des 16. und 19. Jahrhunderts.  
2. Aufl. 2001. XIX, 203 S. Br.  
(3-412-04201-3)

4: Rolf Walter:  
**Wirtschaftsgeschichte.**  
Vom Merkantilismus bis zur Gegenwart.

3. überarb. u. akt. Auflage 2000.  
XVIII, 356 S. 20 s/w-Abb. Br.  
(3-412-11100-7)

5: Michael North (Hg):  
**Economic History and the Arts.**

1996. V, 132 S., 10 Abb. Br.  
(3-412-11895-8).

6: Albert Fischer:  
**Die Landesbank der Rheinprovinz.**

Aufstieg und Fall  
zwischen Wirtschaft und Politik.  
1997. 639 S. Br.  
(3-412-00297-6)

7: Olaf Mörke,  
Michael North (Hg):  
**Die Entstehung des modernen Europa 1600-1900.**

1998. 192 S. Br.  
(3-412-06097-6)

8: Martin Krieger:  
**Kaufleute, Seeräuber und Diplomaten.**

Der dänische Handel auf dem Indischen Ozean (1620-1868).

1998. 278 S. 9 s/w-Abb. Br.  
(3-412-10797-2)

9: Claudia Schnurmann:  
**Atlantische Welten.**

Engländer und Niederländer im amerikanisch-atlantischen Raum 1648-1713.

1999. VIII, 450 S. Br.  
(3-412-09898-1)

10: Rolf Hammel-Kiesow/  
Thomas Rahlf (Hg.):  
**Wirtschaftliche Wechsel-lagen im hansischen Wirtschaftsraum 1300-1800.**

2001. Ca. 216 S. Br.  
(3-412-16498-4)

11: Reiner Flik:  
**Von Ford lernen?**

Automobilbau und Motorisierung in Deutschland bis 1933. 2001. 328 S. Br.

(3-412-14800-8)

12: Joachim Schwerin:  
**Wachstumsdynamik in Transformationsökonomien.** Strukturähnlichkeiten seit der industriellen Revolution und ihre Bedeutung für Theorie und Politik.

2001. XI, 320 S. Br.  
(3-412-08501-4)

## Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte

Neue Folge. Hg.: Hansischer Geschichtsverein  
– Eine Auswahl –

Bd. 40: Klaus Friedland (Hg.): **Maritime Food transport at sea.** 1994. XII, 583 S. Br. 3-412-09893-0

Bd. 41: Hans J. Vogtherr (Bearb.): **Die Lübecker Pfundzollbücher 1492-1496.** 1996. Zus. 1971 S. Br. 3-412-00195-3

Bd. 42: Klaus Friedland: **Mensch und Seefahrt zur Hansezeit.** 1995. VIII, 338 S. Gb. 3-412-06695-8

Bd. 43: Dieter Seifert: **Kompagnons und Konkurrenten.** Holland und die Hanse im späten Mittelalter. 1997. IX, 467 S. Br. 3-412-14996-9

Bd. 44: Antjekathrin Graßmann: **Niedergang oder Übergang?** Zur Spätzeit der Hanse im 16. und 17. Jahrhundert. 1998. 180 S. Br. 3-412-10297-0

Bd. 45: Albrecht Cordes: **Spätmittelalterlicher Gesellschaftshandel im Hanseraum.** 1998. XXXIV, 333 S. Br. 3-412-03698-6

Bd. 46: Nils Jörn, Ralf-Gunnar Werlich, Horst Wernicke (Hg.): **Der Stralsunder Frieden von 1370.** Prosopographische Studien. 1998. XII, 405 S. Br. 3-412-07798-4

Bd. 47: Detlef Kattinger: **Die Gotländische Genossenschaft.** Der frühhansisch-gotländische Handel in Nord- und Westeuropa. 1999. X, 530 S. Br. 3-412-10698-4

Bd. 48: Nils Jörn, Detlef Kattinger, Horst Wernicke (Hg.): **Genossenschaftliche Strukturen in der Hanse.** 1999. X, 306 S. Broschur. ISBN 3-412-10798-0

Bd. 49: Carsten Jahnke: **Das Silber des Meeres.** Fang und Vertrieb von Ostseehering zwischen Norwegen und Italien (12.–16. Jh.). 2000. XII, 452 S. Br. 3-412-10599-6

Bd. 50: Nils Jörn: **»With money and bloode«.** Der Lononder Stalhof im Spannungsfeld der englisch-hansischen Beziehungen im 15. und 16. Jahrhundert. 2000. X, 628 S. Br. 3-412-09900-7

Bd. 51: Christine von Blanckenburg: **Die Hanse und ihr Bier.** Brauwesen und Bierhandel im hansischen Verkehrsgebiet. 2001. XIV, 400 S. Br. 3-412-11400-6

Bd. 52: Ernst Pitz: **Bürgerreinigung und Städteeinigung.** Studien zur Verfassungsgeschichte der Hansestädte und der deutschen Hanse. 2001. XXVIII, 444 S. Br. 3-412-11500-2

Bd. 53: Norbert Angermann und Klaus Friedland (Hg.) **Novgorod.** Markt und Kontor der Hanse. 2002. 246 Seiten. 7 s/w-Abbildungen. Broschur. ISBN 3-412-13701-4



Thomas Bohn, Dietmar  
Neutatz (Hg.)

**Studienhandbuch  
Östliches Europa**

(Böhlau Studienbücher)

2002. XII, 539 Seiten. 4 farbige

Faltkarten mit 6 farb. Karten.

**Band 2: Geschichte des  
Russischen Reiches und  
der Sowjetunion**

Broschur. € 25,50/SFr 43,-

ISBN 3-412-14098-8

Die Geschichte des Russischen Reiches und der Sowjetunion wird in diesem Handbuch aus unterschiedlichen Perspektiven erschlossen. Die 60 Artikel gliedern sich systematisch in die Abschnitte Grundlagen, Epochen, Probleme, Interpretationen, Großregionen, Nationalitäten und Minderheiten. Sie umfassen jeweils eine Einführung in die Thematik, Hinweise auf zentrale Forschungsprobleme, innovative Ansätze und offene Fragen sowie eine Auswahlbibliographie.

Das Buch ist als Gemeinschaftsprojekt von insgesamt 37 jüngeren Historikern und Historikerinnen entstanden, die jeweils ausgewiesene Spezialisten für ihr Gebiet sind. Es richtet sich mit einer verständlichen und übersichtlichen Darbietung des Basiswissens vor allem an Studierende und Lehrende. Die schnelle und zuverlässige Orientierung kann über umfangreiche Literaturlisten, Glossare, Zeittafeln, Karten und einen Überblick über Forschungseinrichtungen und Internetressourcen vertieft werden.

Bereits erschienen:

**Harald Roth (Hg.): Studienhandbuch Östliches Europa.  
Band 1: Geschichte Ostmittel- und Südosteuropas**

(Böhlau Studienbücher) 1999. X, 562 S. 4 farb. Faltkarten.

Br. € 25,50/SFr 46,- ISBN 3-412-13998-X

URSULAPLATZ 1, D-50668 KÖLN, TELEFON (0 22 1) 91 39 00, FAX 91 39 011

## BÖHLAU BEI UTB

Richard van Dülmen:  
**Historische Anthropologie.**  
 Entwicklung – Probleme – Aufgaben.  
 2. durchges. Aufl. 2001. VI, 150 S. Br. ISBN 3-8252-2254-3  
 UTB 2254

Stuart Jenks/  
 Stephanie Marra (Hg.):  
**Internet-Handbuch Geschichte.** 2001. X, 294 S. Br. ISBN-8252-2255-1  
 UTB 2255

Michael Kunczik:  
**Public Relations.**  
 Konzepte und Theorien.  
 4., völlig überarb. Aufl. 2002.  
 473 S. Br. ISBN 3-8252-2277-2  
 UTB 2277

Michael Kunczik/Astrid Zipfel:  
**Publizistik.** Ein Studienhandbuch. 2001. 549 S. Br. ISBN 3-8252-2256-X  
 UTB 2256

Wolfgang Kunkel/  
 Martin Schermaier:  
**Römische Rechtsgeschichte.**  
 13. Aufl. 2001. XIV, 335 S. Br. ISBN 3-8252-2225-X  
 UTB 2225

Stephan Meder:  
**Rechtsgeschichte**  
 Eine Einführung.  
 2002. 2002. XIV, 370 S. Br. ISBN 3-8252-2299-3  
 UTB 2299

Margot Berghaus:  
**Luhmann leicht gemacht.**  
 Eine Einführung in die Systemtheorie.  
 2003. 288 S. Ca. 170 s/w-Abb. Br. ISBN 3-8252-2360-4  
 UTB 2360

Thomas Vogtherr:  
**Kirche im Mittelalter.**  
 (Das Mittelalter. Grundrisse einer Epoche, Band 1)  
 2003. Ca. 300 S. Br. ISBN 3-8252-2361-2  
 UTB 2361

Martin Krieger:  
**Geschichte Asiens.**  
 Eine Einführung.  
 (Geschichte der Kontinente, Band 1) 2003. Ca. 320 S. Ca. 5 Karten. Br. ISBN 3-8252-2382-5  
 UTB 2382

Ulrich Hufeld (Hg.):  
**Der Reichsdeputationshauptschluss von 1803.**  
 Eine Dokumentation zum Untergang des Alten Reiches. 2003. Ca. 134 S. Br. ISBN 3-8252-2387-6  
 UTB 2387

Olaf Hildebrand (Hg.):  
**Poetologische Lyrik.**  
 Texte und Interpretationen.  
 2003. Ca. 352 S. Br. ISBN 3-8252-2383-3  
 UTB 2383



**Die »Hansischen Geschichtsblätter« erscheinen seit 1871 und gehören zu den traditionsreichsten geschichtswissenschaftlichen Zeitschriften in Deutschland.**

**Der Aufsatzteil enthält Forschungsbeiträge zur hansischen Geschichte, die sich mit der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, insbesondere der Handelsgeschichte, der politischen Geschichte und der Geschichte des Städtewesens im hansischen Wirtschaftsraum befassen. Der Besprechungsteil informiert umfassend über einschlägige Neuerscheinungen für den Zeitraum von der ersten Jahrtausendwende bis in die hanseatische Zeit des 19. Jahrhunderts aus diesem Raum, der sich von Weißrussland bis Lissabon und von Bergen bis nach Venedig erstreckte.**

